Maria Theresia's

erste Regierungsjahre.

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Dritter Band.

1745—1748.

Wien, 1865.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Eilftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Erstes Capitel.

Mit dem Wiederausbruche des Krieges gegen Preußen im Sommer des Jahres 1744 hatten die politischen Bestrebungen Maria Theresia's einen völlig neuen Zielpunkt erhalten. Man kann ihn als das dritte Stadium bezeichnen, in welches dieselben seit der Thronbesteigung der Königin getreten waren. Als das erste ist ihre Bemühung anzusehen, die pragmatische Sanktion aufrecht zu erhalten und sich in dem ungeschmälerten Besitze der nach dem Tode ihres Vaters ererbten Staaten zu behaupten. Nachdem sie Schlesien an Preußen hatte abtreten müssen, trachtete Maria Theresia darnach, sich für den Verlust jenes Landes durch die Erwerbung Baierns zu entschädigen. Nach dem Bruche des Breslauer Friedens und der Erneuerung der Feindseligkeiten durch König Friedrich trat jedoch Alles vor dem Gedanken der Wiedereroberung Schlesiens in den Hintergrund. Hierauf waren von nun an Maria Theresia's Plane fast ausschließlich gerichtet, und der für sie günstige Ausgang des verflossenen Feldzuges, das Zurückweichen des Königs von Preußen aus Böhmen, die empfindliche Einbuße, welche er in diesem Lande erlitten hatte, konnten die Königin in jener Absicht nur bestärken. Ja sie erweckten in ihr den Wunsch und die Hoffnung, daß es hiebei nicht sein Bewenden haben, sondern gelingen werde, dem Könige von Preußen außer Schlesien auch noch einen Theil der von ihm ererbten Länder zu entreißen und ihn dadurch für alle Zukunft unschädlich zu machen. Es sei dieß, wurde von Maria Theresia zu oft wiederholten Malen erklärt, ein unerläß-

liches Erforderniß für Oesterreichs äußere Ruhe und sein inneres Gedeihen. Beide wären gleichmäßig gefährdet, wenn man von dem unruhigen und mächtigen Nachbar beständig eines bewaffneten Angriffes gewärtig sein müßte. Es war also nicht allein ein Wunsch, welchen ihr die Sehnsucht nach der Demüthigung eines verhaßten Feindes eingab, sondern Maria Theresia hielt es für ein dringendes Gebot der Staatsklugheit, den König von Preußen für alle Zukunft der Macht zu berauben, seine Angriffe auf Oesterreich mit Aussicht auf Erfolg zu erneuern.

So ziemlich die gleichen Ansichten wie in Wien waren jetzt auch am Dresdner Hofe vorherrschend. Abgesehen davon, daß man dort König Friedrich nicht viel weniger haßte als dieß von Seite Maria Theresia's geschah, schien auch Sachsens wohlverstandenes Interesse es gebieterisch zu fordern, daß nicht nur einer ferneren Vergrößerung Preußens vorgebeugt, sondern die Macht dieses Staates wieder auf das vorige Ausmaß, ja wo möglich noch unter dasselbe zurückgeführt werde. Endlich glaubte man die bleibende, auch territoriale Verbindung mit Polen am besten auf Kosten Preußens erlangen zu können. Freilich wurde die von Maria Theresia in Aussicht gestellte Erwerbung des Fürstenthums Crossen mit Züllichau und den preußischen Lehen in der Lausitz von den sächsischen Staatsmännern als ein allzugeringer Preis für die Opfer bezeichnet, welche die Kriegführung gegen den gemeinsamen Feind von Sachsen in Anspruch nahm. Auch jetzt wieder von England unterstützt, das es ja allzeit an ungestümem Drängen nicht fehlen ließ, wenn es sich darum handelte, Oesterreich zu Gunsten anderer von England bevorzugter Staaten, es mochte dieß Preußen oder Sachsen, Baiern oder Sardinien sein, Benachtheiligung widerfahren zu lassen, kam König August immer wieder auf das Begehren der Abtretung der schlesischen Fürstenthümer Sagan, Glogau und Jauer zurück. Aber Maria Theresia blieb standhaft, und es gelang nicht ihr mehr als die Zusage zu entlocken, sie sei bereit dem Könige von Polen einen verhältnißmäßigen Theil von Schlesien für den Fall zukommen zu lassen, daß man in Folge ihres eigenen Verschuldens oder wegen zu geringer Anspannung ihrer Kräfte

dem Könige von Preußen nicht noch mehr als nur Schlesien und Glatz zu entreißen vermöchte [1]).

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß mit einer dergestalt verclausulirten Erklärung für Sachsen nicht viel gewonnen war. So sehr es darüber im Dunkeln gelassen wurde, was Maria Theresia unter einem verhältnißmäßigen Theile von Schlesien eigentlich verstand, so bestimmt konnte es doch auch wieder vorhersehen, die Königin von Ungarn werde, was auch der Ausgang der Kriegführung gegen Preußen sein möge, es niemals zugeben, daß ein den Erwartungen etwa nicht vollständig entsprechender Erfolg durch ihr Verschulden herbeigeführt worden sei. Ja man durfte schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich eine solche Anklage gegen Maria Theresia mit einiger Berechtigung gar nicht werde erheben lassen. Denn bei ihrer persönlichen Erbitterung gegen Friedrich, bei ihrem sehnsüchtigen Wunsche, ihm nicht allein Schlesien wieder zu entreißen, sondern ihn noch tiefer zu demüthigen, war darauf zu rechnen, daß es Maria Theresia auch an den erforderlichen Anstrengungen hiezu nicht werde fehlen lassen. Diese Voraussicht vermehrte jedoch wieder die Hoffnung auf das Gelingen des wider Preußen gerichteten Planes und auf die Möglichkeit, Friedrich zur Abtretung so beträchtlicher Gebietstheile zu zwingen, daß nicht nur Maria Theresia das Verlorene wieder gewinnen, sondern auch Sachsen der ersehnte Zuwachs zu Theil werden könne.

Solche Erwartungen und die Erklärung Maria Theresia's, wenn etwa die Eroberung des Herzogthums Magdeburg gelänge, dasselbe Sachsen vollständig zu gönnen [2]), endlich die Zusage namhafter Subsidien beschwichtigten wenigstens einiger Maßen die Bedenklichkeiten des Königs von Polen. Auch die gewiß zutreffende Bemerkung Maria Theresia's, man möge doch eher bemüht sein, den Bär wirklich zu erlegen, bevor man über die Vertheilung seines Felles in Zwiespalt gerathe, mochte nicht ganz ohne Wirkung bleiben [3]). Am 8. Januar 1745 kam zu Warschau die Quadrupelallianz zwischen Oesterreich, Sachsen, England und Holland zu Stande. Maria Theresia und die Könige August und Georg als Kurfürsten von Sachsen und Hannover versprachen,

auf dem deutschen Reichstage gemeinschaftliche Sache zu machen. Im Einvernehmen mit den drei geistlichen Kurfürsten und den übrigen wohlgesinnten Reichsständen hätten sie über die geeigneten Mittel zu berathen, um Deutschland die Ruhe wieder zu geben und es vor Gefahr und Schaden zu bewahren. Sachsen erklärte gegen eine jährliche Subsidie von anderthalb Millionen Gulden dreißigtausend Mann zur Vertheidigung Böhmens in's Feld stellen zu wollen. Da es sich jedoch in diesem Vertrage zu nichts weiter anheischig machte, so hatte man auch jetzt wieder nur eine Defensivallianz zu Stande gebracht, während es doch sowohl Maria Theresia als auch Sachsen selbst eigentlich um die Offensive, den Angriff auf Preußen, die Eroberung preußischer Länder zu thun war. Und sogar diesen Defensivvertrag werde König August, so lautete die Erklärung des sächsischen Ministers Grafen Brühl an den österreichischen Gesandten Nikolaus Esterhazy, nicht genehm heißen, wenn die Ratifikation der Königin von Ungarn nicht von der Zusage begleitet sei, Sagan, Glogau und Jauer nach ihrer Wiedereroberung an Sachsen gelangen zu lassen [4]).

Da Maria Theresia auf ihrem Widerspruche gegen diese Forderung fortan beharrte und somit über den wichtigsten Punkt eine Vereinbarung nicht erzielt wurde, die Verhandlungen über denselben vielmehr noch fortdauerten, so war eigentlich mit dem Abschlusse des Warschauer Vertrages gar nichts geschehen. Er brachte um so geringeren Eindruck auf Maria Theresia hervor, als wenige Tage, nachdem der Königin das Zustandekommen des Tractates bekannt geworden, eine Nachricht nach Wien gelangte, welche dort Alles in die höchste Aufregung versetzte. Es war dieß die Kunde von dem Tode des Kaisers, der nach seinem kurzen Feldzuge nach München zurückgekehrt, dort am 20. Jänner 1745 plötzlich starb.

Wohl besaß man schon seit längerer Zeit Kenntniß von dem Zustande tiefer Zerrüttung, in welchen die Gesundheit des Kaisers gerathen war. Da Karl VII. sich jedoch von Frankfurt nach München, ja sogar zu seinen Truppen zu begeben und ihren Bewegungen einige Zeit hindurch zu folgen vermochte, so hatte man nicht mehr vermuthet, daß seinem Leben ein so rasches Ende bestimmt sei. Zu dessen Be-

schleunigung trugen ohne Zweifel die vielfachen Gemüthsbewegungen, die er auch jetzt noch erdulden mußte, nicht wenig bei. Sie entsprangen gleichmäßig der Unzufriedenheit mit seinen Freunden wie der Besorgniß vor seinen Feinden. Nicht weniger als vier Bevollmächtigte Frankreichs hatten sich damals in München eingefunden, unter ihnen der Hauptfeind Oesterreichs, der Marschall Belleisle, welcher wenige Tage später auf seiner Reise durch hannoversches Gebiet gefangen genommen und nach England gebracht wurde, dann jener Chavigny, einer der hervorragendsten Diplomaten der damaligen Zeit, einer der Männer, deren Gewandtheit Frankreich den begründeten Ruf verdankte, daß es auf dem Schlachtfelde erlittene Schlappen auf dem Gebiete der Verhandlungen immer wieder wett zu machen verstehe. Aber auch Chavigny's beschwichtigende Worte vermochten den Kaiser nicht über die beunruhigenden Nachrichten zu trösten, welche er aus der Oberpfalz empfing. Dort war der österreichische Feldzeugmeister von Thüngen aus Böhmen mit einem Armeecorps von zwölftausend Mann eingerückt und hatte am 6. Jänner 1745 die Belagerung Ambergs begonnen. Am folgenden Tage versuchten die Baiern Verstärkung in den Platz zu werfen; sie wurden jedoch mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen.

Auf diese Nachricht zog Segur, welcher die französischen Streitkräfte in Baiern befehligte, dieselben rasch zusammen und brach von seinem Hauptquartiere Kelheim auf, um Amberg zu entsetzen. Feldzeugmeister von Thüngen rückte ihm entgegen, und bei Castel, in dessen Kirche das Grabmal des alten Schweppermann gezeigt wird, kam es zum Treffen. Der Umstand, daß Bernklau rechtzeitig zur Unterstützung Thüngens herbeikam, entschied den Kampf zu Gunsten der Oesterreicher. Segur wich nach Kelheim zurück. Thüngen eroberte Neumarkt; die dortige Besatzung, welche siebzehnhundert Mann zählte, wurde kriegsgefangen. General Trips nahm Hemmau und vertrieb die Franzosen aus Dietfurt; die österreichische Besatzung von Ingolstadt aber bemächtigte sich des an der Donau gelegenen Schlosses Wackerstein.

Solche Nachrichten waren gar wohl geeignet, dem Kaiser die Freude an der Wiederbesetzung Münchens zu vergällen und ihn mit

lebhafter Besorgniß vor einer neuen Vertreibung aus seiner Hauptstadt zu erfüllen. Er überhäufte Chavigny mit Vorwürfen und beklagte sich bitter, daß Frankreich ihn verlasse und sich nicht scheue, seine Person und sein Land zum Opfer zu bringen. Er erging sich in leidenschaftlicher Drohung, daß obgleich er bisher, um Frankreich seine Treue und seine Erkenntlichkeit zu beweisen, alle Vorschläge zur Herbeiführung einer Versöhnung mit Maria Theresia zurückgewiesen habe, er diesen Anträgen von nun an Gehör schenken werde, wenn ihm nicht allsogleich eine beträchtliche Truppenmacht zugesendet würde, um mit Hülfe derselben sich seines ganzen Erblandes wieder bemächtigen zu können.

Chavigny's Versprechungen waren nicht im Stande, die üble Wirkung zu bannen, welche die tiefe Gemüthsbewegung auf den Zustand des Kaisers hervorbrachte. Sie wurde zwar nicht die Ursache, wohl aber der wahrscheinliche Anlaß seines Todes. Als er von demselben ereilt wurde, hatte Karl Albrecht sein achtundvierzigstes Lebensjahr noch nicht zurückgelegt[5]). Sein einziger Sohn, der noch nicht achtzehnjährige Erbprinz Maximilian Joseph folgte ihm in der kurfürstlichen Würde.

Es ist seiner Zeit auf die fast leidenschaftliche Heftigkeit hingewiesen worden, mit welcher Maria Theresia nach dem Tode ihres Vaters darnach strebte, für ihren Gemal und durch ihn für ihr eigenes Haus die Kaiserkrone zu erlangen. Auch nachdem dieser Plan durch die Erwählung Karl Albrechts von Baiern für den Augenblick gescheitert war, wurde derselbe doch keineswegs aufgegeben. Bei all den Vorschlägen zur Versöhnung und zum Frieden, welche seither gemacht wurden, trat der Gedanke, den Großherzog von Toscana oder seinen ältesten Sohn zum römischen Könige wählen und in solcher Weise die Kaiserkrone Deutschlands wieder an das Haus Oesterreich gelangen zu lassen, gar sehr in den Vordergrund. In Deutschland war man mehr zu Gunsten der letzteren Modalität, der Wahl des Erzherzogs, und gegen diejenige seines Vaters gestimmt, in welchem man einen Deutschland fremden Fürsten erblickte, dem weder ein verhältnißmäßiges Besitzthum auf deutschem Gebiete, noch sonst die einer so hohen Würde entspre-

chende Hausmacht zu Gebote stehe. Gerade die persönliche Erhebung ihres Gemals auf den Kaiserthron war es jedoch, was Maria Theresia immer mit größter Lebhaftigkeit gewünscht hatte. Mit erneuerter Kraft erwachte diese Sehnsucht in ihr, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Wien gelangte. Und mit um so größerer Entschiedenheit arbeitete sie nun auf Erreichung dieses einen Zielpunktes hin, als ja schon das Kindesalter des Erzherzogs, welcher damals noch nicht vier Jahre zählte, seine Erhebung auf den Kaiserthron ganz unmöglich gemacht hätte.

Dieser letztere Umstand war ohne Zweifel ein für den Großherzog von Toscana in hohem Grade günstiger. Denn es wurde durch denselben jeder Zersplitterung der Anhänger des Hauses Oesterreich in Deutschland vorgebeugt. Alle diejenigen, welche sonst dem Erzherzoge weitaus den Vorzug vor seinem Vater gegeben hätten, sahen sich jetzt wider ihren Willen genöthigt, für die Candidatur des Letzteren zu wirken. Denn seine Erwählung bot den einzigen Ausweg dar, die Kaiserkrone wieder an das Haus Oesterreich zu bringen.

Durch die Verwirklichung dieser Absicht und die Zurückeroberung Schlesiens für Maria Theresia wären in der That die früheren Verhältnisse, welche bei Lebzeiten Kaiser Karls VI. im deutschen Reiche bestanden hatten, so ziemlich wieder hergestellt worden. Wer also durch die neue Gestaltung der Dinge entweder wirklich verloren hatte oder sich doch durch dieselbe in seinen Interessen bedroht glaubte, war fortan in diesem Sinne thätig. Auf sie Alle durfte Maria Theresia zählen, wenn es sich darum handelte, das doppelte Ziel zu erreichen, dem sie von nun an mit der ganzen Energie ihres Wesens zustrebte, die Erhebung ihres Gemals auf den Kaiserthron und die Wiedereroberung Schlesiens für ihr Haus.

Obwohl damals der körperliche Zustand der Königin, welche binnen wenig Tagen ihrer siebenten Niederkunft entgegensah, es wohl hätte erklärlich erscheinen lassen, wenn sie mit geringerer Entschlossenheit aufgetreten wäre, so war dieß doch keineswegs der Fall. Mit dem ihr eigenen Scharfblicke übersah sie auch jetzt wieder ihre Lage,

und ohne alle Zeitversäumniß traf sie die entsprechenden Maßregeln. Klar erkannte sie, von welch' entscheidender Wichtigkeit es für sie war, den jungen Kurfürsten von Baiern nicht in dieselbe Stellung gegen sie treten zu sehen, welche sein Vater eingenommen hatte. Die Aussöhnung mit Baiern war also der erste Zweck, den Maria Theresia zu erreichen sich vorsetzte.

Die Aussicht hierauf war um so mehr begründet, als schon Karl VII. während der letzten Zeit seines Lebens größere Neigung als zuvor an den Tag gelegt hatte, mit Maria Theresia Frieden zu schließen. Die Schritte, welche zu diesem Ende von seiner Seite geschahen, fanden auch am Wiener Hofe ein ungleich freundlicheres Entgegenkommen als dieß früher der Fall gewesen war. Denn von dem Augenblicke angefangen, in welchem König Friedrich den Kampf gegen sie neuerdings eröffnete, hatte ja Maria Theresia jedem Gedanken an die Eroberung Baierns entsagt und alle ihre Plane nur darauf gerichtet, sich Schlesiens wieder zu bemächtigen. Zur Erreichung dieses Zieles war aber die Versöhnung mit Baiern von ganz außerordentlichem Werthe. Maria Theresia hätte sich dadurch nicht allein eines doch immerhin beachtenswerthen Gegners entledigt, sondern die Wahrscheinlichkeit, den Frieden mit dem mächtigsten ihrer Feinde, dem Könige von Frankreich wieder herzustellen, gar sehr in die Nähe gerückt. War aber erst der Krieg gegen Frankreich und Baiern zu Ende, dann konnte Maria Theresia fast alle ihre Kräfte gegen den König von Preußen vereinigen.

Wenn man sich zu solchen Erwartungen schon bei Lebzeiten des Kaisers berechtigt glaubte, so mußte man durch dessen plötzlichen Tod noch mehr darin bestärkt werden. Denn mit diesem Ereignisse fiel ja der Widerstreit aller derjenigen hinweg, welche in dem Kampfe zwischen Oesterreich und dem Oberhaupte des deutschen Reiches für das Letztere Partei nehmen zu müssen glaubten. Und die ersten Nachrichten, welche aus München nach Wien gelangten, waren gleichfalls dazu angethan, die Hoffnung auf eine Ausgleichung mit Baiern noch zu vermehren. Es wurde erzählt, die Kaiserin Witwe Marie Amalie biete all ihren Einfluß auf, um ihren Sohn dem Frieden mit

Oesterreich geneigt zu machen. Sie hatte ja schon, noch während ihr Gemal am Leben war, fortwährend zur Aussöhnung mit Oesterreich gerathen und ihrem Sohne die Drangsale zu Gemüthe geführt, welche sein Vater und sein Großvater durch ihre Feindseligkeit gegen den übermächtigen Nachbarstaat über sich heraufbeschworen. Darum behauptete man auch jetzt, auf ihre dringende Bitte habe Karl VII. noch vor seinem Tode seinem Sohne empfohlen, sich mit Maria Theresia zu versöhnen und mit ihr fortan in Frieden zu leben. Maximilian Joseph habe seinem Vater das feierliche Versprechen geleistet, seinen letzten Wunsch treulich zu erfüllen. Freilich fehle es nicht an Leuten, welche den jungen Kurfürsten von diesem Vorsatze wieder abzubringen und in die von seinem Vater und seinem Großvater eingeschlagenen Bahnen zu drängen sich bestrebten. Unter ihnen müsse der Feldmarschall Graf Törring, von jeher an Frankreich blindlings ergeben und nicht mit Unrecht als der eigentliche Urheber all des Unglückes geltend, das seit drei Jahren über Baiern hereingebrochen war, in erster Linie genannt werden. Ihm stehe der Oberstkämmerer Graf Preising und der alte Seckendorff gegenüber, welch' Letzterem der Kaiser auf dem Sterbebette empfohlen habe, den jungen Kurfürsten nicht zu verlassen. Durch bittere Erfahrungen aber sei Seckendorff von der Ueberzeugung durchdrungen worden, der französische Einfluß habe nur Unheil über Baiern gebracht und es müsse demselben um jeden Preis ein Ende gemacht werden. Diese Anschauung werde auch von dem siebzigjährigen Freiherrn von Unertel, der ja schon einmal in wahrhaft drastischer Weise gegen den Krieg wider Oesterreich protestirt hatte, dem Vicekanzler von Praidlohn, insbesondere aber von der Kaiserin Witwe mit Nachdruck unterstützt. Auch der junge Kurfürst neige sich dem Gedanken einer Aussöhnung mit Oesterreich zu. Dieß beweise schon der Umstand, daß er sich nicht habe überreden lassen, den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich oder eines Königs von Böhmen anzunehmen.

Durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius Stoppani waren diese Nachrichten, denen die Kaiserin Witwe selbst nicht fremd gewesen zu sein scheint, an den Vertreter des heiligen Stuhles am Wiener

Hofe, den Cardinal Paolucci, und durch ihn an Maria Theresia gelangt[6]). Allsogleich entschloß sich die Königin zuerst einen Schritt zu thun, durch welchen ihre Bereitwilligkeit zur Aussöhnung mit Baiern außer Zweifel gestellt wurde. An den befreundeten kurfürstlichen Höfen wurde in ihrem Namen und durch ihre Repräsentanten die Erklärung abgegeben, daß wenn nur Baiern dem Bündnisse mit Frankreich und Preußen ein für allemal entsage, die Grundlage zum Abschlusse eines dauernden Friedens mit dem Kurfürsten sich leicht werde finden lassen.

„Habe alles gelesen; Gott gebe, daß nur etwas daraus werde," schrieb Maria Theresia eigenhändig auf den Bericht, mit welchem der Staatskanzler Ulfeld ihr den Entwurf der abzugebenden Erklärung vorlegte. „Es wird wohl dieses das letzte sein," fügte die Königin mit einer Anspielung auf ihre bevorstehende Niederkunft hinzu, „was ich „sehen werde, obwohl es noch lang aussieht und allerhand Umstände „sind, die ich bei sechs Kindern nicht gehabt habe."

Schon an dem Tage, nach dem sie dieß niedergeschrieben, gebar Maria Theresia einen Prinzen, welcher in der Taufe die Namen Karl Joseph Emanuel erhielt. Da die Königin bis dahin außer ihrem Sohne Joseph nur Töchter zur Welt gebracht hatte[7]), wurde die Geburt eines Knaben mit verdoppelter Freude begrüßt. In ihm erblickte man ein erneuertes Unterpfand für den Fortbestand des Hauses Oesterreich, und Maria Theresia sah in der Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches, daß ihr ein Sohn beschieden sein möge, eine günstige Vorbedeutung für das Gelingen der stolzen Entwürfe, welche gerade damals ihre Seele erfüllten und für deren Durchführung sie in rastloser Thätigkeit bemüht war[8]).

Nicht nur den Weg der Verhandlungen meinte sie hiezu betreten zu sollen, sondern sie hielt es, von Bartenstein in diesem Gedanken bestärkt[9]), auch für nothwendig, die Erklärungen welche sie abgab, durch die Gewalt der Waffen zu unterstützen. Wie vielversprechend die Berichte aus München auch lauten mochten, so glaubte doch Maria Theresia, die dortige Regierung werde sich zu einer wirklichen Aenderung ihrer bisherigen Politik erst dann entschließen, wenn ihr die Noth-

wendigkeit davon durch das erneuerte Vordringen der österreichischen Streikräfte unumstößlich bewiesen würde. Die Führer derselben, die Generale Batthyany und Thüngen erhielten daher den Befehl, unverzüglich und trotz der Ungunst der Jahreszeit an die Wiedereroberung Baierns zu schreiten.

Man würde irren, wenn man in dieser Maßregel einen Widerspruch gegen die friedfertigen Erklärungen Maria Theresia's erblicken wollte. Schon damals versicherten unterrichtete Gewährsmänner, die Königin wolle nicht etwa Baiern erobern, um es zu behalten, sondern nur um hiedurch den Kurfürsten zum Abschlusse des Friedens zu zwingen[10]). Daß sie an der Absicht festhielt, dem Kriege gegen Baiern ein für allemal ein Ende zu machen, beweisen alle sonstigen Schritte Maria Theresia's. Sie wandte sich an die Kurfürsten von Mainz und Köln, von welchen der Erstere sich immer gut österreichisch gezeigt, der Letztere aber sich im April des verflossenen Jahres durch einen mit England abgeschlossenen Subsidientractat von der Sache seines Bruders hatte abwendig machen lassen. Ihnen sowohl als der englischen und der holländischen Regierung wurden die einzelnen Punkte mitgetheilt, auf deren Grundlage Maria Theresia sich zur Aussöhnung mit Baiern bereit finden lassen wollte. Sie bestanden darin, daß Karl VII. von der Königin von Ungarn als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin anerkannt und dem jungen Kurfürsten alle Gebietstheile zurückgegeben werden sollten, welche sein Vater vor dem Jahre 1741 besessen hatte. Maria Theresia werde auf jede Schadloshaltung, der Kurfürst aber für sich, seine Erben und Nachkommen auf alle der pragmatischen Sanktion zuwider laufenden Ansprüche auf österreichische Länder verzichten. Er stimme der pragmatischen Sanktion bei und übernehme ihre Gewährleistung. Er räume die in seinem Besitze befindlichen österreichischen Vorlande; doch sei Maria Theresia nicht abgeneigt, auf einen etwa vom Kurfürsten gewünschten Austausch des Landes am rechten Ufer der Salza und des Inn, Braunau und Schärding mit inbegriffen, gegen Schwäbisch-Oesterreich einzugehen, worunter jedoch weder Breisgau noch die Waldstädte, weder Constanz noch Vorarlberg zu verstehen wären. Der Kurfürst verpflichte sich darauf hinzuwirken, daß

kein Anstand gegen die Ausübung der böhmischen Wahlstimme durch Maria Theresia erhoben werde. Er erkläre sich bereit, seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Großherzoge von Toscana zu geben und sich zu bemühen, daß Gleiches auch von Kurpfalz und Köln geschehe. Er trete der zu errichtenden Association der fünf vorderen Reichskreise bei, um Deutschland von fremden Truppen zu reinigen und von Frankreich Genugthuung für die Vergangenheit, Sicherheit für die Zukunft zu erzwingen. Sollte der Friede mit Frankreich noch vor demjenigen mit Preußen zu Stande kommen, so hätte der Kurfürst zum Kriege gegen das Letztere der Königin von Ungarn sechstausend Mann Hülfstruppen zu überlassen. Bis zur Erfüllung dieser Bedingungen sollten Ingolstadt und Braunau von österreichischen Truppen besetzt bleiben[11]).

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein Vorschlag, durch den Maximilian Joseph plötzlich in den unbestrittenen Besitz seines ganzen Erblandes gelangen sollte, von welchem sich noch ein sehr beträchtlicher Theil in den Händen Maria Theresia's befand, als ein für denselben nicht unvortheilhafter erschien. Denn die Hoffnung, durch eigene Kraftentfaltung oder durch die Hülfe seiner Verbündeten die österreichischen Truppen aus Baiern zu vertreiben, konnte nach den Ereignissen der letzten Jahre sich auch jetzt wieder gar leicht als eine trügerische erweisen. Und dasjenige, was der Kurfürst aufgeben sollte, durfte keineswegs als ein schwerwiegendes Opfer gelten. Seine Aussicht, auf den Kaiserthron zu gelangen, war eben so gering als sie nach den traurigen Erlebnissen seines Vaters für den jungen Kurfürsten nicht eben verführerisch sein konnte. Den Erbansprüchen auf Oesterreich zu entsagen, an deren Verwirklichung jetzt ohnedieß nicht mehr zu denken war, mochte ihm gleichfalls nicht schwer fallen. Es war also keine Parteilichkeit für Oesterreich, wenn sowohl der Kurfürst von Mainz als die englische und die holländische Regierung die von Maria Theresia aufgestellten Bedingungen für Baiern als annehmbar bezeichneten. Der Erstere erklärte den Freiherrn Joseph Franz von Kesselstatt nach München absenden zu wollen, um auf Grundlage jener Bedingungen den Frieden zwischen Oesterreich und Baiern zu vermitteln.

Anders als der Kurfürst von Mainz sah Clemens August von Köln die österreichischen Vergleichsvorschläge an. Zwar wünschte auch er die Beendigung des Krieges zwischen Oesterreich und Baiern. Aber als Mitglied des kurfürstlich baierischen Hauses konnte er sich doch wieder nicht mit dem Gedanken befreunden, daß dasselbe ohne alle Vortheile aus einem Kampfe hervorgehen sollte, den es mit so stolzen Aussichten begonnen und mit so unglaublichen Opfern geführt hatte. In dieser Meinung wurde er durch den Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, den greisen Friedrich Karl von Schönborn noch bestärkt. Von ihm ging der Vorschlag aus, Maria Theresia solle die Vorlande an Baiern abtreten und dafür außer Schlesien auch noch Crossen, die Lehen in der Lausitz und Frankfurt an der Oder erhalten.

Mit so großer Zuversicht man nun auch in Wien darauf zählen mochte, daß es gelingen werde, dem Könige von Preußen Schlesien zu entreißen, so sah man doch noch weiter gehende Eroberungen als eine zu ungewisse Sache an, um sich durch dieselben für die Abtretung österreichischer Erbländer entschädigen zu lassen. Aber selbst wenn man auf diese Eroberungen mit Bestimmtheit zu zählen vermocht hätte, so durfte man den Umstand nicht aus den Augen verlieren, daß dieselben ja dazu bestimmt waren, Sachsen für seine Theilnahme an dem Kriege wider Preußen zu belohnen. Ja noch mehr; König August war mit diesen Eroberungen nicht einmal zufrieden gestellt, sondern er beanspruchte bekanntlich drei schlesische Fürstenthümer, und er wurde in diesem Begehren von den Seemächten angelegentlich unterstützt. War es da nicht mit Bestimmtheit vorherzusehen, daß der Vorschlag des Fürstbischofs von Bamberg bei dem Dresdner Hofe und den Seemächten entschiedenem Widerstande begegnen werde? Man hätte besorgen müssen, über der Aussöhnung mit Baiern in Zwiespalt mit Sachsen zu gerathen und vielleicht dessen Beihülfe gegen Preußen zu verlieren.

Diese Befürchtung war um so mehr begründet, als man ohnedieß erwarten mußte, in Bezug auf den zweiten Hauptzielpunkt der österreichischen Politik, die Erwerbung der Kaiserkrone für den Großherzog von Toscana, an Sachsen einen versteckten, ja vielleicht einen

offenen Gegner zu haben. Darum nahm man auch das Anerbieten des Königs August, einen seiner Minister, den Grafen Loß[12]) nach München zu senden, um den Frieden zwischen Oesterreich und Baiern zu vermitteln, nicht eben bereitwillig an. Man fühlte wohl, daß es dem Könige nicht so sehr um diesen Frieden als darum zu thun war, sich in der Absicht an den Verhandlungen zu betheiligen, bei denselben für sich selbst den ansehnlichsten Gewinn zu erlangen. Da man an dem Kurfürsten von Mainz schon einen selbstgewählten Vermittler besaß, da als solche noch überdieß der Kurfürst von Köln, der Fürstbischof von Bamberg[13]), ja selbst Papst Benedikt XIV. sich anboten, lauter Zwischenpersonen, von denen man ohnehin schon eine allzu weit gehende Parteilichkeit für Baiern besorgte, so war es natürlich, daß man die Zahl der unverläßlichen Freunde nicht auch noch durch den König von Polen zu vermehren beabsichtigte. Doch wollte man ihn ebensowenig durch offene Zurückweisung seiner Vermittlung verletzen, und Graf Loß eilte nach Wien, um sich von da nach München zu begeben, wohin auch der Kurfürst von Köln den Freiherrn von Droste abgehen ließ.

Obgleich es nun in München an diplomatischen Agenten nicht fehlte, welche mit größerer oder geringerer Geschäftigkeit für die Aussöhnung der beiden benachbarten Staaten wirkten, so hatte dort inzwischen die französische Partei doch so ziemlich wieder die Oberhand gewonnen. In ähnlicher Weise wie einst Belleisle den Vater, so wußte jetzt Chavigny den Sohn mit glänzenden Verheißungen zu ködern. Er versicherte ihn des stets sich gleich bleibenden Beistandes des Königs von Frankreich, und um die Worte durch Thaten zu unterstützen, soll er ihm eine halbe Million Livres bezahlt und ihm für jeden Monat die gleiche Summe versprochen haben, wenn er den bisherigen Verbindungen Baierns treu bleiben würde. Maximilian Joseph wurde hiedurch vermocht, den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich anzunehmen und die Erklärung abzugeben, daß er ohne Wissen und Willen seiner Bundesgenossen keinen Frieden eingehen werde.

Die um jene Zeit eintretenden Ereignisse schienen jedoch bald die Meinung derjenigen zu rechtfertigen, welche den von dem Kurfürsten eingeschlagenen Weg als keinen glückbringenden ansahen. Gleich-

zeitig zeigte es sich, wie weise Maria Theresia gehandelt, als sie den Entschluß gefaßt hatte, ihrer friedfertigen Erklärung durch Fortsetzung der Feindseligkeiten Nachdruck zu verleihen. Durch die Eroberung von Amberg vollendete Thüngen diejenige der Oberpfalz; der Herzog von Aremberg aber, welcher mit österreichischen, hannoverschen und holländischen Truppen von den Niederlanden nach Westphalen gezogen war, um Hannover und Köln gegen die Franzosen zu decken, rückte den Rhein aufwärts und machte Miene auf demselben Wege nach Baiern zu gehen, auf welchem einst Marlborough seinen berühmten Zug dorthin ausgeführt hatte. Batthyany war emsig mit den Vorbereitungen zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten beschäftigt und ihr Beginn mußte täglich erwartet werden. Das Resultat derselben schien für Baiern um so ungünstiger zu werden, als die Franzosen keine Miene zur Verstärkung ihrer dortigen Streitkräfte machten, sondern nicht undeutlich die Absicht verriethen, sie gegen den Rhein hin in Sicherheit zu bringen.

Diese traurige Lage verursachte, daß in München die Friedenspartei wieder größeren Einfluß auf den Kurfürsten erhielt. Die Kaiserin Witwe und Graf Preising waren es zunächst, welche diesen Umschwung herbeiführten [14]). Auch Seckendorff arbeitete fortwährend in gleichem Sinne. In geheimer Mission schickte er einen seiner Neffen, den in Freiburg gefangen genommenen österreichischen Hauptmann Karl Ludwig von Seckendorff zu dem Feldzeugmeister von Thüngen und benachrichtigte ihn von der Absicht des Kurfürsten, einen Bevollmächtigten nach Augsburg abzusenden, um dort in unmittelbarer Verhandlung mit einem Repräsentanten Maria Theresia's den Frieden zu Stande zu bringen. Hauptmann von Seckendorff eilte im Auftrage Thüngens nach Wien und erstattete mündlich der Königin und dem Großherzoge von Toscana Bericht. Seinen Angaben zufolge wußten nur die Witwe Karl Albrechts, Seckendorff, der Fürst von Fürstenberg, welchen der Kurfürst zu seinem Bevollmächtigten zu ernennen gedachte, Preising und Praidlohnv on dem gemachten Schritte [15]), während derselbe vor Törring geheim gehalten wurde. Als Veranlassung dazu gab Seckendorff mit ziemlicher Offenheit den schlechten Zustand der französischen Streit-

kräfte in Baiern und den geringen Beistand an, den man sich dort von ihnen versprach. Als Preis der Versöhnung wurde auch jetzt wieder die Abtretung der österreichischen Vorlande bezeichnet.

Ohne für den Augenblick hierauf einzugehen, begnügte sich Maria Theresia den Hauptmann von Seckendorff an demselben Tage, an welchem er in Wien eingetroffen war, mit der Botschaft zurückzusenden, der Conferenzminister Graf Rudolph Colloredo habe den Auftrag erhalten, sich ungesäumt nach Augsburg zu begeben, um dort mit dem Fürsten von Fürstenberg die Friedensverhandlung zu eröffnen. Die von Baiern verlangte Beobachtung unverbrüchlichen Geheimnisses wurde versprochen.

Unverweilt schritt man an die Ausfertigung einer umfassenden Instruction für den Grafen Colloredo. Von Bartenstein entworfen, enthielt sie nicht allein hinsichtlich der formalen und der materiellen Aufgabe des österreichischen Ministers, sondern auch in Bezug auf die Personen, mit welchen er voraussichtlich in Berührung gerathen mußte, umständliche Verhaltungsbefehle. Die größte Vorsicht wurde ihm in Bezug auf den Feldmarschall Seckendorff empfohlen, denn auf diesen arglistigen Mann könne man niemals bauen, wenn er sich auch noch so gut und harmlos stelle. Nur dem Repräsentanten des Kurfürsten von Mainz und denjenigen der englischen und der holländischen Regierung dürfe sich Colloredo vollständig vertrauen. Größere Zurückhaltung sei dem kölnischen Minister gegenüber nothwendig, insbesondere in den Dingen, die sich auf die von Baiern angestrebten Vortheile beziehen, während in Allem, was gegen Preußen gerichtet sei, sich Niemand eifriger beweise als gerade der Kurfürst von Köln. Vor dem päpstlichen Nuntius Stoppani und dem Grafen Loß wurde Colloredo ernstlich gewarnt; doch sollte er es gleichzeitig vermeiden, sie durch sichtliches Mißtrauen zu verletzen.

Was die Friedensbedingungen selbst anging, wurde Colloredo im Wesentlichen auf die von Maria Theresia nach Karl Albrechts Tode abgegebene Erklärung verwiesen. Wenn auf dem Begehren der Abtretung des Breisgau's, der Waldstädte oder Vorarlbergs beharrt werden sollte, hätte Colloredo die Verhandlungen unverzüglich abzu-

brechen. Was jedoch Schwäbisch-Oesterreich betreffe, so sei man bekanntlich bereit, es gegen das Land am rechten Ufer der Salza und des Inn zu vertauschen. Ja man wolle es auch dann an Baiern gelangen lassen, wenn nach dem Antrage des Kurfürsten von Köln außer Schlesien noch Crossen, Züllichau, die Lehen in der Lausitz und Frankfurt an der Oder kraft eines feierlich verbrieften, von allen Betheiligten garantirten Vertrages dem Hause Oesterreich schon wirklich zu Theil geworden wären.

Besondere Erwähnung verdient nur noch die Bemerkung, daß der Wiener Hof sich unter keiner Bedingung zum Abschlusse eines Waffenstillstandes werde bereit finden lassen. Man wisse wohl, daß der Kurfürst nur durch die Furcht vor den österreichischen Streitkräften und das geringe Vertrauen auf die Franzosen zu seinen Anerbietungen vermocht worden sei. Es dürfe nicht daran gezweifelt werden, daß nach Maßgabe des mehr oder minder glücklichen Fortganges der kriegerischen Unternehmungen auch Baiern sich schneller oder langsamer den Begehren Maria Theresia's fügen, sich in Bezug auf dieselben mehr oder weniger willfährig bezeigen werde. Man sei daher fortan entschlossen, die freundschaftlichsten Anerbietungen mit den ausgiebigsten Zwangsmitteln zu vereinigen, um auf beiden Wegen zugleich den Münchner Hof zur Nachgiebigkeit zu vermögen[16]).

Wohl um das Geheimniß seiner Sendung besser zu bewahren, vielleicht auch um nicht etwa feindlichen Truppen in die Hände zu fallen, begab sich Colloredo durch Steiermark und Kärnten nach Innsbruck. Er meinte dort die erforderlichen Päße anzutreffen, um den Weg nach Augsburg fortsetzen zu können. Diese Erwartung wurde jedoch getäuscht, denn in München hatte jetzt neuerdings, und zwar zum dritten Male die französische Partei die Oberhand gewonnen. Nun erklärte man dort, sich auf Verhandlungen nicht einlassen zu können, welche man nur schwer verborgen zu halten vermöchte. Sollten sie Frankreich und Preußen bekannt werden, so würden diese Höfe den Kurfürsten verlassen und er sich dann zu Allem verstehen müssen, was Oesterreich von ihm verlange. Er sei somit ganz außer Stande, auf die beantragte Verhandlung einzugehen[17]).

Aus dieser Mittheilung, welche den früheren Erklärungen des Münchner Hofes so sehr widerspricht, geht deutlich hervor, daß der Kurfürst, wie es bei seiner Jugend und Unerfahrenheit wohl nicht leicht anders sein konnte, den verschiedensten Einwirkungen hingegeben und nur ein willenloses Werkzeug war in der Hand der sich widerstreitenden Parteien. Derjenigen aus ihnen den Sieg zu verschaffen, welche die Versöhnung mit Oesterreich als das nächste und dringendste Erforderniß für Baiern ansah, war nun die Hauptaufgabe Maria Theresia's. Als das kräftigste Mittel hiezu erschien auch jetzt noch die Wiederaufnahme der kriegerischen Operationen. Am 21. März, vier Tage nachdem Colloredo zu Innsbruck eingetroffen war, wurden dieselben durch Batthyany begonnen.

Welch' hohen Werth Maria Theresia auf einen raschen Erfolg der Kriegsunternehmungen in Baiern legte, bewies sie schon dadurch, daß sie dem Grafen Batthyany den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Browne beigesellte, von dessen kühnem Unternehmungsgeiste sie hochgespannte Erwartungen hegte. Freilich mag auch der stete Zwiespalt Browne's mit Lobkowitz nicht wenig zur Abberufung des Ersteren aus Italien und zu seiner Versetzung nach Baiern beigetragen haben. Außer Browne stand noch Bernklau unter Batthyany; von Beiden durfte man gewiß sein, daß sie nur einen anspornenden Einfluß auf den Obergeneral ausüben würden. Der Vorschlag des Letzteren, einen Angriff auf Vilshofen auszuführen, wurde von der Königin genehmigt, denn sie erblickte hierin, wie sie Batthyany ausdrücklich erklärte, einen entscheidenden Schritt zur Verwirklichung des Zweckes, welchen sie durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu erreichen suchte. Derselbe bestehe nur darin, wurde auch jetzt wiederholt, den Kurfürsten von Baiern zur Aussöhnung und zum Frieden mit Oesterreich zu vermögen.

Am 21. März 1745 rückte Batthyany mit einer Streitmacht, welche nicht mehr als elftausend Mann, somit ungleich weniger betrug als der Feind ihm entgegen zu stellen vermochte, in drei Colonnen, und zwar bei Passau, bei Schärding und bei Braunau über den Inn. Schon in Pfarrkirchen wurde eine baierische Truppenabtheilung gefangen genommen; das Gleiche geschah in dem Schlosse Griesbach, dessen sechs-

hundert Mann starke Besatzung sich am 24. ergab. Unverzüglich begann nun der Angriff auf Vilshofen, welches dreitausend Baiern und Hessen besetzt hielten. Sie ergaben sich am 29. März als Kriegsgefangene, und es verdient als ein Zeichen der Wildheit eines Theiles der croatischen Truppen erwähnt zu werden, daß dieselben noch während der Dauer der Verhandlungen gewaltsam in die Stadt drangen und sich anschickten dieselbe zu plündern. Mit dem Degen in der Faust warfen Batthyany, Browne und die übrigen Generale sich ihnen entgegen, und nur mit Mühe gelang es die Plünderung zu verhindern. Aber Browne wurde bei dieser Gelegenheit von den eigenen Soldaten verwundet [18]).

Von Schrecken erfüllt verließ der Feind Landau, Dingolfing und sogar Straubing, welches er während des ersten Feldzuges so tapfer vertheidigt hatte. Er zog sich nach Landshut und von da hinter die Amper zurück. Batthyany folgte ihm, ließ im Angesichte des Feindes Isareck wegnehmen und beschoß das hinter der Amper befindliche Lager. Eiligst räumten die Baiern dasselbe; Batthyany aber wandte sich auf die Nachricht, daß die französischen Streitkräfte unter Segur bei Pfaffenhofen zusammengezogen wurden, nach dieser Richtung. Am 15. April überraschte Batthyany's Vorhut unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Mercy den Feind. Die Posten, welche derselbe vor Pfaffenhofen inne hatte, wurden von den österreichischen Dragonern unter Serbelloni gleich im ersten Anprall genommen. In Unordnung zogen sich die Franzosen nach Pfaffenhofen zurück, dessen sich die Oesterreicher nach kurzem Widerstande gleichfalls bemächtigten. Auf den Anhöhen hinter der Stadt stellte Segur seine Truppen neuerdings in Schlachtordnung. Nachdem sich jedoch Batthyany mit seiner Vorhut vereinigt hatte und Miene zum Angriffe machte, glaubte Segur seine Stellung nicht behaupten zu können. Von Anhöhe zu Anhöhe, von Gehölz zu Gehölz zog er sich hinter die Paar, von den Oesterreichern hart verfolgt [19]). Bis über die Hüften im Wasser überschritt das österreichische Fußvolk den Fluß. Hierauf griff es neuerdings die Franzosen an, welche auch hier nicht Stand hielten und auf ihrem fluchtähnlichen Rückzuge sehr beträchtliche Verluste erlitten. Auch die

Stellungen am Lech wurden von den Franzosen geräumt. Selbst Donauwerth verließen sie und gingen bis Lauingen am rechten Donauufer zurück. Die Baiern aber wichen bis gegen Augsburg, wohin sich der Kurfürst vor den gegen München herandrängenden Oesterreichern geflüchtet hatte, während die hessischen Truppen bei Friedberg stehen blieben und sich neutral erklärten.

So war nach einem Feldzuge von wenigen Wochen fast ganz Baiern wieder in der Waffengewalt Maria Theresia's. Jeden Augenblick konnte Batthyany München besetzen, und nur die Bitte der verwitweten Kaiserin, keine Truppen dorthin zu entsenden, hielt ihn hievon zurück. Denn Maria Theresia hatte ihm aufs strengste befohlen, dieser Fürstin mit der ihrem Range und ihrer Abstammung entsprechenden Rücksicht zu begegnen. Auch ohne die Besetzung Münchens, welches durch Abgeordnete seine Unterwerfung ankündigen ließ[20]), hatte ja Maria Theresia ihre Absicht, den Kurfürsten so sehr in die Enge zu treiben, daß er zum Abschlusse des Friedens die Hand bieten mußte, vollständig erreicht. Ja es lag vielleicht die Versuchung nahe, nach den raschen und glänzenden Erfolgen, die man errungen, dem Kurfürsten jetzt weit härtere Bedingungen aufzuerlegen, als man ihm früher vorgeschlagen hatte. Aber Maria Theresia widerstand dieser Verlockung. Sie verlor den eigentlichen Zweck ihres Verfahrens, die Versöhnung mit Baiern, um eine desto größere Streitmacht zur Bekriegung des Königs von Preußen verwenden zu können, nicht aus den Augen. Darum blieb sie, wie groß auch ihr Kriegsglück in Baiern sein mochte, doch gleichmäßig bei den Vorschlägen stehen, welche sie noch vor Ausbruch des Feldzuges dem Kurfürsten gemacht hatte. Und der Letztere hatte sich längst schon bequemen müssen, auf Grundlage derselben mit der Königin in Verhandlung zu treten. Anfangs verlangte er, Colloredo solle sich zu diesem Ende nach Nürnberg begeben. Maria Theresia aber, welche in diesem Begehren nur ein Kennzeichen des Bestrebens sah, die Sache in die Länge zu ziehen, erklärte hierauf nicht eingehen zu wollen. Wohl aber sei sie nicht abgeneigt, dem Grafen Colloredo den Befehl zu ertheilen, sich nach einer in der Nähe der tirolischen Grenze gelegenen Stadt, etwa nach Füssen, welches zum

Bisthume Augsburg gehörte und daher als neutrales Gebiet galt, zu verfügen, um dort mit dem Fürsten von Fürstenberg, wenn es Baiern mit der Verhandlung Ernst sein sollte, dieselbe auch wirklich zu eröffnen.

Mit einem Schreiben vom 6. April[21]) benachrichtigte Fürstenberg den Grafen Colloredo, daß der baierische Hof auch seinerseits Füssen als den geeignetsten Ort ansehe, um dort die Friedensverhandlungen zu pflegen. Am 12. April trafen die beiden Bevollmächtigten in Füssen zusammen, wo sich auch Seckendorff einfand, ohne jedoch an den Verhandlungen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Anfangs gingen dieselben nur langsam von Statten, und Colloredo konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß der Münchner Hof auch jetzt noch die Zustandebringung des Friedens nicht aufrichtig wolle. Schon die Wahl des Bevollmächtigten schien ihm dieß anzudeuten. Fürst Joseph von Fürstenberg, damals Obersthofmeister des Kurfürsten von Baiern, war der Gemal jener Gräfin Maria Anna von Waldstein, deren Güter nach der Wiedereroberung Böhmens durch die österreichischen Truppen mit Beschlag belegt worden waren. Allerdings durfte man von ihm erwarten, daß er sich für die Wiederherstellung des Friedens schon aus dem Grunde eifrigst bemühen werde, um die Zurückgabe der reichen Besitzungen seiner Gemalin an dieselbe zu erwirken. Und er ließ es hiezu an gutem Willen keineswegs fehlen. Aber in jeder andern Beziehung schien er der rechte Mann nicht zu sein, um ein so bedeutungsvolles Werk zu Ende zu führen. Er hatte niemals ausreichende Kenntnisse und Erfahrungen in Staatssachen erworben, und Colloredo schilderte sowohl ihn als den ihm beigegebenen Hofrath von Brandtner als Männer von so geringer geistiger Begabung, daß er sie nicht einmal für fähig hielt, dem Grafen Seckendorff zutreffenden Bericht über den Gang der Verhandlungen zu erstatten. Hiezu kam noch die Unvollständigkeit der dem baierischen Bevollmächtigten von seinem Hofe ertheilten Instruction, so daß Colloredo Anfangs nur sehr geringe Hoffnung auf die Verwirklichung des Zweckes seiner Reise nach Füssen hegte[22]).

Wenn es dem Münchner Hofe mit den Friedensverhandlungen bisher wirklich nicht Ernst gewesen sein sollte, so wurde er doch inzwischen durch die kriegerischen Ereignisse hiezu gezwungen. In dem Augenblicke, in welchem der Kurfürst nach Augsburg flüchtete, waren seine Streitkräfte in völliger Auflösung begriffen. Die Franzosen setzten ihre zurückweichenden Bewegungen fort; von ihnen ließ sich daher keine Hülfe erwarten. Das ganze Land rief nach Frieden, nach Aussöhnung mit Oesterreich. Seckendorff aber eilte von Füssen nach Augsburg, um bei dem Kurfürsten in gleichem Sinne zu wirken.

Den Eifer, welchen der greise Feldmarschall in dieser Sache entwickelte, hat König Friedrich selbst durch die Behauptung, Seckendorff sei von Maria Theresia durch beträchtliche Summen bestochen worden, zu erklären und zu verdächtigen gesucht[23]). Von einem solchen Schritte der Königin Seckendorff gegenüber ist jedoch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ja es bedarf wohl keines solchen Erklärungsgrundes, um Seckendorffs Abneigung gegen Frankreich und Preußen begreiflich zu machen. Schon die Erinnerung an die Erlebnisse des vergangenen Feldzuges und an die Umtriebe Schmettau's, welche vor kurzem erst Seckendorffs Abdankung herbeigeführt hatten, werden hiezu als genügend erscheinen.

In Augsburg hatte Seckendorff die Bemühungen des Königs von Preußen und den Einfluß der Gesandten Frankreichs und Spaniens zu bekämpfen. Im Einverständnisse mit Törring suchten die Letzteren den Kurfürsten, um ihn ganz in ihren Händen zu haben, zu bereden, mit ihnen Baiern zu verlassen und sich nach Mannheim zu begeben[24]). Aber zu einem solchen Schritte, zu dem Entschlusse, die Regierung seines Landes mit einer Flucht aus demselben zu beginnen, konnten sie den Kurfürsten doch nicht bewegen. Allzudrohend stand das unglückliche Beispiel seines Vaters und seines Großvaters vor ihm. Endlich machte sich noch die peinliche Geldverlegenheit, in welcher der Kurfürst sich befand, in drängendster Weise fühlbar. Sie und der bevorstehende Verlust seiner Hauptstadt, welche Batthyany jeden Augenblick widerstandslos zu besetzen vermochte, wirkten so entscheidend auf den jungen Fürsten, daß er endlich dem Zureden Seckendorffs wich.

Der Feldmarschall eilte mit der Vollmacht für Fürstenberg, die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen, nach Füssen zurück. Seckendorff trat jetzt selbst als Unterhändler auf; bald waren alle Hindernisse beseitigt, und noch am Vormittage des 22. April 1745 wurden die Friedenspräliminarien von Colloredo und Fürstenberg unterschrieben.

Maria Theresia erkannte den verstorbenen Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern als Kaiser und seine Witwe als Kaiserin an. Sie gab dem gegenwärtigen Kurfürsten sein Land in der Ausdehnung zurück, in welcher es sein Vater vor dem Jahre 1741 besessen hatte. Endlich verzichtete sie auf jede Schadloshaltung, die sie etwa von Baiern zu fordern haben sollte. Der Kurfürst hingegen entsagte für sich, seine Erben und Nachkommen allen der pragmatischen Sanktion zuwiderlaufenden Ansprüchen auf österreichische Länder. Er erklärte keinen hierauf bezüglichen Titel führen zu wollen, und trat der vom deutschen Reiche übernommenen Gewährleistung der pragmatischen Sanktion bei. Er leistete ferner auf die in seinem Namen von den Franzosen eroberten Vorlande Verzicht, und versprach sich angelegentlich dafür zu verwenden, daß diese Landstriche von den französischen Truppen geräumt würden. Er anerkannte das Recht der Königin zur Ausübung der böhmischen Wahlstimme, und verpflichtete sich dahin zu wirken, daß ihr dasselbe nicht etwa wie im Jahre 1741 verkümmert werde. Er erklärte, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzoge von Toscana zu geben. Wenn die beabsichtigte Association der fünf vorderen Reichskreise zu Stande komme und keinen anderen Zweck verfolge als die Ruhe und Sicherheit des Reiches, werde der Kurfürst ihr beitreten und sich künftighin all' demjenigen fügen, was das Reich im öffentlichen Interesse zu beschließen für gut finde. Bis zum Vollzuge der Kaiserwahl soll Ingolstadt von neutralen, Braunau und Schärding aber von österreichischen Truppen besetzt werden, und der Landstrich am rechten Ufer der Salza und des Inn, jedoch ohne dessen Einkünfte im Besitze Maria Theresia's bleiben. Alle mit Beschlag belegten Güter baierischer Unterthanen werden ihnen zurückgegeben. Eine allgemeine Amnestie soll erlassen werden und die Zurückstellung der confiscirten Güter, die Wiedereinsetzung in die verlornen Ehren und

Würden hinsichtlich aller derjenigen stattfinden, die nicht etwa um anderer Ursachen willen gefangen genommen oder verbannt wurden.

Zwei Separat- und ein geheimer Artikel wurden gleichzeitig mit dem Hauptvertrage unterzeichnet. In dem ersten Separatartikel erneuerte der Kurfürst sein Versprechen, dem Großherzoge von Toscana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben, und sagte seine Verwendung zu, daß gleiches auch von Köln und Kurpfalz geschehe. In dem zweiten Artikel verspricht Maria Theresia ihr eifriges Fürwort, daß die Seemächte dem Kurfürsten gegen Ueberlassung einer Anzahl von Truppen zureichende Subsidien gewähren. In dem geheimen Artikel erklärt endlich die Königin, dem Kurfürsten auf Abschlag dieser Subsidien gleich nach erfolgter Ratification des Vertrages 400.000 Gulden in sicheren Wechseln auf Augsburg oder Nürnberg vorzustrecken [25]).

Nachdem die Behauptung, der Kurfürst von Baiern habe sich verpflichten müssen, künftighin nicht mehr als sechstausend Mann Truppen zu halten und dieselben jederzeit auf Verlangen Maria Theresia's ins Feld rücken zu lassen, als eine ganz irrige erscheint, so kann auch der zu Füssen geschlossene Vertrag für Baiern kein schimpflicher genannt werden [26]). Als solcher wurde er auch damals weder von dem Kurfürsten selbst [27]), noch von der weitaus größten Zahl der Bevölkerung angesehen [28]). Aber freilich gab es noch immer einzelne Männer, wie Törring und sogar der Oberstkämmerer Graf Preising, der doch früher so sehr zur Aussöhnung mit Oesterreich gerathen hatte, welche jetzt dem Vertrage nicht zustimmen wollten. Es wäre gewiß nicht billig, wenn man ihren Beweggründen jede Berechtigung absprechen würde. Was Törring anging, so hätte er durch die Gutheißung des Vertrages mit Oesterreich seiner bisherigen politischen Wirksamkeit allzusehr entgegengehandelt. Er kam seiner Entlassung zuvor, legte seine Aemter nieder und zog sich auf seine Güter zurück [29]). Auch von Preising behauptete man die Erklärung vernommen zu haben, er wolle lieber gleichfalls vom Hofe scheiden, als mit einem so ungünstigen Frieden sich einverstanden erklären [30]). Wohl mochte es ihn mit tiefem Schmerze erfüllen, daß das kurfürstliche Haus einer glänzenden Hoffnung für immer entsagen mußte, mit welcher es sich lange

geschmeichelt hatte und die es noch vor wenigen Jahren fast schon erfüllt glaubte. Und wenn er auch einsah, daß hiezu keine Aussicht vorhanden sei, so mag er es doch als eine Demüthigung Baierns empfunden haben, daß fast alle von Maria Theresia gleich Anfangs aufgestellten Bedingungen von dem Kurfürsten angenommen werden mußten. Eine Vergleichung der nach Karls VII. Tode von Maria Theresia gemachten Vorschläge mit den Bestimmungen des Friedens zeigt dieß deutlich, und nur das einzige Begehren wurde nicht erfüllt, daß der Kurfürst sich durch Beistellung von Truppen am Kriege gegen Preußen betheiligen solle.

Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß am Münchner Hofe alle Lust zu einem solchen Unternehmen gegen den bisherigen Verbündeten gefehlt hätte. Es findet sich vielmehr in den Verhandlungen der von baierischer Seite ausgegangene Vorschlag, Baiern durch Neuburg und Sulzbach zu vergrößern und Kurpfalz dafür durch Preußisch-Geldern oder die Grafschaft Mark, ja vielleicht durch beide zugleich zu entschädigen. Colloredo erhob dagegen keine Bedenken, doch fügte er hinzu, daß Baiern sodann auch mitwirken müsse, um dem Könige von Preußen jene Landstriche zu entreißen. Aus Besorgniß vor Seckendorff aber, von dem man annahm, daß er für Preußen gewonnen sei, wollten Colloredo und Fürstenberg diesen Punkt zum Gegenstande eines geheimen Artikels machen [31]). Später gingen sie auch hievon ab und behielten diese Verabredung einer ferneren Verhandlung vor.

Maria Theresia war nicht damit zufrieden, daß der Vertrag keine Verabredung über die Theilnahme Baierns an dem Kriege gegen Preußen oder doch wenigstens gegen Frankreich enthielt. Aber die Ratification wurde darum doch nicht verweigert, sondern man beschränkte sich darauf, dem Kurfürsten anzudeuten, er möge doch die günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen lassen, seinem Hause auf Kosten Preußens eine so ansehnliche Vergrößerung zu verschaffen [32]). Auch bei dem Artikel, welcher die Wiedereinsetzung der wegen Hochverrathes Verurtheilten in ihre Besitzthümer bestimmt, berührte es die Königin peinlich, daß jenen Männern, welche an ihr so schwer sich vergangen hatten, der ungestörte Aufenthalt auf ihren Gütern, somit

innerhalb der österreichischen Erbländer gestattet sein sollte. Noch während die Verhandlungen dauerten, hatte Maria Theresia erklärt, daß Kaiserstein, Kolowrat, Lazanzky und die Anderen, welche des Hochverraths schuldig waren, niemals auf ein größeres Zugeständniß als auf die Erlaubniß hoffen dürften, außer Landes die Einkünfte ihrer Güter zu verzehren [33]). Bei dieser Anschauung blieb man in Wien auch nach der Unterzeichnung des Vertrages, und obwohl man demselben auch darum die Ratification nicht versagte, so bemühte man sich doch ihm eine Auslegung zu geben, welche es möglich erscheinen ließ, jenen verhaßten Personen den Zutritt auf österreichisches Gebiet zu verwehren. Daß diese Auslegung eine höchst gezwungene war und gegen den klaren Wortlaut des Vertrages offenbar verstieß, konnte jedoch selbst vom Wiener Hofe nicht abgeleugnet werden [34]).

Ungleich größeres Gewicht legte Maria Theresia dem Umstande bei, daß der Kurfürst von Baiern noch an demselben Tage, an welchem sein Bevollmächtigter zu Füssen den Frieden unterzeichnet hatte, in Augsburg die Repräsentanten der Kurfürsten von Mainz und Köln zu einer vertraulichen Mittheilung zu sich berief. Er wolle zwar, erklärte er ihnen, dem Vertrage getreu gegen die Ausübung der böhmischen Wahlstimme durch Maria Theresia keine Einwendung erheben und auch seine Stimme dem Großherzoge von Toscana zu Theil werden lassen. Um jeden Anstoß bei fremden Höfen zu vermeiden, wünsche er jedoch, daß auch diese beiden Artikel von der Veröffentlichung ausgeschlossen und als geheime behandelt werden möchten. Und um jedem Mißtrauen der Königin von Ungarn vorzubeugen, richte er gleichzeitig ein Schreiben an sie, in welchem er seinen festen Vorsatz, jene beiden Vertragspunkte darum nicht minder treu zu erfüllen, neuerdings feierlich bekräftige [35]).

Trotz dieser Versicherung glaubte jedoch Maria Theresia in dem Schritte des Kurfürsten einen vorbereitenden Versuch erblicken zu sollen, sich der eben übernommenen Verpflichtung bei günstiger Gelegenheit wieder zu entziehen. Eigenhändig antwortete sie dem Kurfürsten und beschwor ihn, durch rückhaltlose Versöhnung dem Zwiespalte beider Fürstenhäuser völlig ein Ende zu machen [36]). Um jedoch ihren Worten

noch kräftigeren Nachdruck zu verleihen, wurde Batthyany beauftragt, dem Kurfürsten zu erklären, er habe zwar nach dem Empfange der Nachricht von dem Abschlusse der Präliminarien die Feindseligkeiten eingestellt. Wenn nun aber, wie ihm jetzt zuverlässige Kunde geworden, der baierische Hof sich von den Friedenspräliminarien fast noch in demselben Augenblicke, in welchem er sie abgeschlossen habe, schon wieder entfernen wolle, so würde man sich genöthigt sehen, die kriegerischen Unternehmungen neuerdings zu beginnen.

War es diese Drohung oder die überhaupt am Münchner Hofe obsiegende Ueberzeugung, daß eine aufrichtige Versöhnung mit Oesterreich ebensowohl durch das Interesse des Fürstenhauses als des Landes gebieterisch gefordert werde, gewiß ist nur, daß die Ablehnung des von dem Kurfürsten gestellten Begehrens die Vollendung des begonnenen Werkes nicht hintertrieb. Der ursprünglichen Verabredung treu trafen Fürstenberg und Colloredo in Salzburg neuerdings zusammen. Dort wurden nicht allein am 2. Mai 1745 die Ratificationen der zu Füssen abgeschlossenen Präliminarien ausgewechselt, sondern der baierische Bevollmächtigte gab noch überdieß Erklärungen ab, durch welche sein Hof die letzten Bedenklichkeiten Maria Theresia's zu beseitigen suchte. Schriftlich versicherte er, daß die Trennung Baierns von Frankreich und Preußen eine vollständige sei und daß es nur von der Verabfolgung der in Aussicht gestellten Subsidien abhänge, die baierischen Truppen an dem Kriege gegen jene Mächte werkthätigen Antheil nehmen zu sehen [37]). Für die aus den österreichischen Provinzen Verbannten werde die Bewilligung zur Rückkehr keineswegs verlangt werden [38]). Endlich richtete der Kurfürst ein eigenhändiges Antwortschreiben an Maria Theresia [39]). Neuerdings gab er den Vorsatz kund, die Vertragsbestimmungen pünktlich zu erfüllen und nicht nur selbst dem Großherzoge von Toscana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben, sondern sich angelegentlich zu bemühen, daß solches auch von Köln und Kurpfalz geschehe. Als zuletzt noch die Auszahlung der viermalhunderttausend Gulden an Baiern wirklich erfolgte, da konnte der Kampf zwischen Oesterreich und Baiern, welcher Anfangs so glücklich für das kurfürstliche Haus begonnen, dann aber ihm und seinem Lande tiefe Demüthi-

gung und unbeschreibliche Drangsale bereitet hatte, als vollkommen beendigt angesehen werden.

Mit unbeschreiblichem Jubel wurde der Friedensschluß mit Oesterreich in ganz Baiern begrüßt [40]). Auf das halbe Jahrhundert, während dessen zwischen Oesterreich und Baiern, zumeist durch die Vergrößerungssucht zweier Kurfürsten hervorgerufen, entweder offener Krieg oder doch eine nur wenig verhüllte feindselige Spannung bestanden hatte, folgte nun ein noch längerer Zeitraum friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen, wie sie den gleichartigen Verhältnissen der beiden benachbarten Länder und der gemeinschaftlichen Abstammung ihrer Bewohner, wie sie ihrer Stellung als Glieder der deutschen Staatenfamilie allein entsprechen. Kein baierischer Soldat stand mehr einem Oesterreicher gewaffnet gegenüber, bis nicht Napoleons Machtgebot neuerdings Deutsche gegen Deutsche in den Kampf trieb.

Zweites Capitel.

Gleich in dem ersten Augenblicke, in welchem der junge Kurfürst von Baiern Miene gemacht hatte, in Bezug auf die Ausübung der böhmischen Wahlstimme und die Abgabe seines Votums zu Gunsten des Großherzogs von Toscana eine wenn gleich vor der Hand nur formelle Aenderung der Präliminarien herbeizuführen, hatte man in Wien diesen Schritt der Einwirkung des sächsischen Gesandten Grafen Loß zuschreiben zu sollen geglaubt. Die Nachrichten aus München bestätigten die Richtigkeit dieser Vermuthung[1]) und des Verdachtes, daß es darauf abgesehen sei, dem Könige von Polen die Kaiserkrone zuzuwenden. Von Seite Frankreichs ging dieser Plan aus, welcher darauf berechnet war, auch jetzt wieder den Großherzog von Toscana von der Kaiserwürde auszuschließen. Denn Franz von Lothringen galt ja als ein persönlicher Gegner Frankreichs und man traute ihm die Absicht zu, früher oder später die Kräfte Deutschlands zu dem Zwecke der Wiedereroberung seines Stammlandes zu vereinigen. Außerdem schien es Frankreichs Interesse zu fordern, daß Deutschlands Kaiserkrone nicht wieder an das Haus Oesterreich gelange.

Schon während der späteren Monate des Jahres 1744 hatte zwischen den Höfen von Dresden und Versailles ein geheimer Schriftenwechsel stattgefunden, durch welchen eine Versöhnung Maria Theresia's mit ihren Gegnern, Friedrich II. jedoch ausgenommen, herbeigeführt werden sollte[2]). Der König von Frankreich gab wenigstens in

allgemeinen Ausdrücken seine Geneigtheit zu erkennen, mit Oesterreich und England selbst ohne Rücksicht auf Preußen Frieden zu schließen. Doch scheint es der französischen Regierung mit der Absicht, Preußen seinem Schicksale zu überlassen, nicht Ernst gewesen zu sein. Denn als Karl VII. plötzlich starb und Frankreich es gerathen fand, nun seinerseits Sachsen gegenüber mit klar formulirten Friedensanträgen hervorzutreten, da war die Bestätigung des Breslauer Vertrages zu Gunsten des Königs von Preußen eine der ersten Bedingungen. Die Rückstellung ganz Baierns an das kurfürstliche Haus und die Hinzufügung Vorderösterreichs, die Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena in seinen Staat, die Ueberlassung entweder Savoyens und Nizza's oder Parma's, Piacenza's und der Insel Sardinien an den Infanten Don Philipp waren die übrigen Forderungen Frankreichs. Dem Könige August sollte die deutsche Kaiserkrone zu Theil werden [3]).

Der französische Gesandte am preußischen Hofe, Marquis Valori, erhielt Befehl, nach Dresden zu eilen und den König von Polen zur Annahme dieser Vorschläge zu vermögen. Um ihn hiezu leichter zu überreden, war Valori ermächtigt, dem Könige Subsidien anzubieten, die zur Ausrüstung und Bezahlung von sechzigtausend Mann Truppen ausreichend waren [4]).

Man hätte glauben sollen, daß Friedrich II., mit welchem dieser Plan vereinbart worden war, einer peinlichen Selbstüberwindung bedurfte, um seine Zustimmung zu demselben zu geben. Denn die Erhebung des Königs von Polen, dessen ihm wenig geneigte Sinnesart Friedrich wohl bekannt war, auf den deutschen Kaiserthron konnte ihm kaum willkommen sein. Dennoch ertheilte Friedrich seine Einwilligung, während er freilich zu gleicher Zeit auch in den jungen Kurfürsten von Baiern drang, sich um die Kaiserwürde zu bewerben. Wie Friedrich selbst berichtet, war es ihm eben nur um die Trennung Sachsens von Oesterreich zu thun, während er die Wahl des Königs von Polen schon wegen der Unvereinbarkeit der Kaiserwürde mit der polnischen Königskrone für eine Unmöglichkeit ansah [5]). Es kam ihm also nicht darauf an, sich mit einem von ihm für unausführbar gehaltenen Plane einverstanden zu erklären, wenn er

dadurch den Frieden und den ihm sehr gefährdet erscheinenden Besitz von Schlesien zu erkaufen vermochte.

In welch hohem Maße er für letzteren besorgt war, zeigte jede der damaligen Kundgebungen des Königs von Preußen. Selbst noch vor dem Tode des Kaisers hatte er in angelegentlicher Weise die Vermittlung Englands zur Herbeiführung des Friedens mit Oesterreich in Anspruch genommen. In England war endlich Carteret, der jetzt den Titel eines Earl von Granville führte, seinen zahlreichen Widersachern, insbesondere aber der Beschuldigung erlegen, er habe die Interessen des Landes den persönlichen Wünschen des Königs und dessen hannoverscher Hauspolitik zum Opfer gebracht. Auch das wurde ihm zur Last gelegt, daß er den Rückzug Karls von Lothringen aus Frankreich und die Verwendung des österreichischen Heeres gegen Preußen zugegeben habe. Denn in solcher Weise könne der Zweck, so wurde von der Gegenpartei behauptet, um deßwillen England Krieg führe und unermeßliche Summen verausgabe, die Demüthigung Frankreichs keineswegs erreicht werden.

Nicht ohne hartnäckiges Widerstreben Georgs II. wurde nun Granville durch Harrington ersetzt. Von dem Letzteren erwartete Friedrich eine bereitwilligere Annäherung der englischen Regierung an Preußen. Wasner hingegen berichtete nach Wien, daß auch die neuen Minister Frankreich und Preußen feindlich gesinnt seien[6]) und ihn unaufhörlich versicherten, sie würden mit nicht geringerer Entschlossenheit fortschreiten auf der von England bisher betretenen Bahn. Es sei wohl zu erwarten, hätte ihm Lord Harrington gesagt, daß der König von Preußen an allen Thüren anklopfen werde. Wer ihm jedoch trauen wollte, würde ohne Zweifel der Betrogene sein[7]). Nicht wegen der politischen Anschauungen der gegenwärtigen Lenker des englischen Staatsruders, fügte Wasner hinzu, sondern darum sei die Abdankung Granville's zu beklagen, weil der energielose Harrington und der wenig befähigte Herzog von Newcastle noch schwerer, als es schon bei ihrem Vorgänger der Fall war, zu entscheidenden Maßregeln in Bezug auf die Kriegführung gelangen würden.

Die Versicherungen der britischen Minister, daß sie den Krieg mit gleichem Eifer fortzuführen beabsichtigten, fand auch in der Thronrede des Königs von England eine ausdrückliche Bestätigung. Der Standhaftigkeit und Entschlossenheit, welche die Königin von Ungarn an den Tag gelegt habe, als sie von Mächten angegriffen worden sei, von denen man dieß am wenigsten hätte erwarten sollen, war darin in den rühmendsten Ausdrücken gedacht. Die Antworten beider Häuser des Parlamentes lauteten in gleichem Sinne. Und daß Lord Harrington dem Gesandten Maria Theresia's allsogleich Abschriften der Mittheilungen und Anträge zukommen ließ, welche von Seite König Friedrichs an die englische Regierung gelangten, konnte nicht verfehlen, das Vertrauen zu der letzteren wieder zu befestigen [8]).

Diese Kundgebungen blieben sich gleich, ja sie gewannen noch an Lebhaftigkeit, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach London gelangte. Wetteifernd erneuerten die englischen Minister ihre früheren Zusagen. König Georg selbst ging aber so weit, es im Gespräche mit Wasner als nothwendig hinzustellen, daß alle Kräfte angespannt würden, um Friedrich vollständig zu Boden zu werfen. Dann solle man den König von Preußen in die Acht erklären und sein Kurfürstenthum seinem Bruder übertragen [9]).

Wo solche Gedanken, denen man bisher selbst bei Friedrichs erbittertsten Feinden nicht begegnete, ausgesprochen werden konnten, durfte wohl angenommen werden, daß seine wiederholten Friedensanträge um so weniger Gehör finden würden, als man gleichzeitig neue Beweise seiner doppelzüngigen Sprache erhielt. Denn man erfuhr in London mit Bestimmtheit, wie sehr der König von Preußen dem jungen Kurfürsten von Baiern anlag, in die politischen Verbindungen seines Vaters einzutreten und sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Der Unterstützung Preußens dürfe er gewiß sein, denn Friedrich werde sich nie mit Sachsen versöhnen, dem Könige von England aber niemals verzeihen [10]).

Unter dem Eindrucke solcher Mittheilungen konnte es nicht fehlen, daß die englische Regierung König Friedrichs Vorschläge ablehnend

beantwortete, am Dresdner Hofe aber auf inniges Einverständniß Sachsens mit Maria Theresia drang. Die erste Bedingung hiezu bestand jedoch offenbar in der Mitwirkung des Königs von Polen, dem Großherzoge von Toscana die Kaiserkrone zu verschaffen. In Dresden aber gab es eine gar mächtige Partei, welche dieselbe nur allzugern auf dem Haupte des Königs gesehen hätte. Er selbst trug nicht eben große Lust nach ihr, denn bei seiner angebornen Trägheit und Sorglosigkeit schien ihm die Last einer solchen Würde kaum wünschenswerth zu sein [11]). Außerdem fürchtete er durch die Bewerbung um sie den ihm so lieb gewordenen Besitz der polnischen Krone für sich und sein Haus zu gefährden. Von der Königin aber, deren Einfluß auf ihren Gemal ein ziemlich beträchtlicher war, behauptete man, sie strebe um so mehr nach der Kaiserkrone, als sie es immer als eine Hintansetzung empfunden habe, daß dieselbe ihrer jüngeren Schwester vor ihr zu Theil geworden war [12]). Der Günstling Graf Brühl täuschte sich nicht darüber, daß er als erster Minister des deutschen Kaisers eine ungleich glanzvollere Stellung einnehmen würde, als er sie im Dienste des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen jemals bekleiden könnte. Ja man erzählte sogar, daß es in Dresden eine Anzahl hervorragender Rechtsgelehrter gebe, welche in der Hoffnung, daß der Reichshofrath dorthin verlegt werde, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu überreden suchten.

Solcher Art mögen die Gründe gewesen sein, weßhalb die Antwort, welche im Namen des Königs von Polen dem französischen Hofe ertheilt wurde, keine so ganz uneigennützige war, wie dieß seither zu wiederholten Malen erzählt worden ist [13]). Doch war das Bündniß mit Frankreich und Preußen dem Könige schon einmal zu theuer zu stehen gekommen, als daß er so leicht sich neuerdings auf ein solches eingelassen hätte. Er führte daher die Verhandlungen nach beiden Seiten, und zwar ebensowohl mit Frankreich als mit dem Wiener Hofe fort, mit welchem er über die Ratification des Bündnisses vom 8. Jänner 1745 und die hiefür verlangten Opfer noch immer kein Einverständniß erzielt hatte.

Dem Könige war es nach wie vor darum zu thun, die drei schlesischen Fürstenthümer Sagan, Glogau und Jauer für sich zu er-

halten, während Maria Theresia auf die Wiedereroberung ganz Schlesiens, auf die Erneuerung der pragmatischen Sanktion ausging und darum keines der Länder ihres Vaters fremden Händen zu überlassen gewillt war[14]). Wozu hätte sie dann so erbitterten Krieg gegen Preußen geführt, und galt es ihr nicht am Ende so ziemlich gleich, die schlesischen Fürstenthümer an Preußen oder an Sachsen zu verlieren? Darum weigerte sie sich fortwährend, auf das Begehren des Königs von Polen einzugehen und die Verhandlungen wären fruchtlos geblieben, wenn sich nicht König August endlich dazu bequemt hätte, sich mit einem ungleich geringeren Zugeständnisse zu begnügen.

Die damalige Haltung Sachsens wird gewöhnlich einer kleinlichen persönlichen Feindschaft des Ministers Brühl gegen den König von Preußen zugeschrieben. Durch jene beißenden Spottreden, welche so sehr zu Friedrichs Gewohnheiten gehörten und denen Graf Brühl immerhin eine geeignete Zielscheibe darbieten mochte, soll diese Feindseligkeit hervorgerufen worden sein. Ohne die Richtigkeit der Behauptung von Brühls Abneigung gegen Friedrich in Abrede stellen zu wollen, darf doch auch nicht völlig aus den Augen verloren werden, daß es nicht eben persönlichen Hasses bedurfte, um sächsische Staatsmänner von den auch jetzt noch andauernden Gefahren zu überzeugen, mit welchen das rasche Emporkommen Preußens und insbesondere die Art, in der dieses Emporkommen durch Friedrich herbeigeführt wurde, auch ihr Land bedrohte. Wenigstens das kann bewiesen werden, daß nicht sowohl Brühl, der sich für den Glanz der Erhebung seines königlichen Herrn auf den Kaiserthron in hohem Grade empfänglich zeigte, als andere sächsische Staatsmänner es waren, welche vor jeder Verbindung mit Preußen ernstlich warnten. Sie drangen darauf, König August möge sich durch Friedrichs lockende Anerbietungen nicht irre leiten und nicht abwendig machen lassen von dem eben erst mit Oesterreich abgeschlossenen Bunde.

Der sächsische Gesandte in London, Graf Flemming, und der Legationsrath von Saul, welcher in Wien die Verhandlungen führte, müssen hiebei in erster Linie genannt werden. Unabläßig machte Flemming auf Friedrichs Bemühungen aufmerksam, um hier Groß-

britannien und dort Sachsen von dem Bunde mit Oesterreich loszulösen. Die Rastlosigkeit dieser Bemühungen sei der beste Beweis für die Gefahr, mit welcher jene Allianz den König von Preußen bedrohe. Niemals sei die Gelegenheit günstiger gewesen, den furchtbaren Nachbar zu demüthigen und ihn so sehr zu schwächen, daß Sachsen vor ihm keine ernstlichen Besorgnisse mehr zu hegen brauche. Gewiß werde er jetzt überströmen von Versicherungen, daß es ihm nur um die Erhöhung und den Vortheil Sachsens zu thun sei. Man möge sich doch sorgfältig hüten nicht in diese Falle zu gehen. Es sei dieß die gleiche verführerische Sprache, deren sich Frankreich bediene. Aber wie könne man zwei Mächten vertrauen, die überreich seien an Verheißungen und Schmeicheleien, wenn sie der Hülfe bedürften; die jedoch derselben vergäßen, wenn die Gefahr vorüber sei. Frankreich werde Sachsen verlassen, wenn es mit seinem Beistande Deutschland neuerdings in Verwirrung gestürzt haben werde. Der König von Preußen aber suche nur Sachsen von seinen Verbündeten zu trennen, um es dann in seiner Gewalt zu haben, ohne Hülfsmittel, ohne Beistand, ohne Freunde. Ja selbst wenn er statt wieder in seine alten Beziehungen zu England zu treten, es vorziehen sollte, seiner Verbindung mit Frankreich treu zu bleiben und eine solche mit Sachsen anzuknüpfen, was werde das Ergebniß davon sein als die Vernichtung des Hauses Oesterreich? Und wenn Friedrich dem Könige August als Preis seiner Mitwirkung an einem solchen Werke selbst die Hälfte Böhmens anbieten wollte, so werde, nachdem in solcher Weise das Schicksal Oesterreichs entschieden worden, auch dasjenige Sachsens und vielleicht ganz Deutschlands nicht lange Zeit zweifelhaft bleiben. Bald werde der König von Preußen Sachsen vernichten und Niemand mehr übrig sein, um es vom Verderben zu retten. Wenn es Friedrich gelinge, das Warschauer Bündniß zu sprengen, dann werde Sachsen ebensosehr das Opfer seiner eigenen Leichtgläubigkeit wie der Treulosigkeit des Königs von Preußen sein [15]).

Aehnlich lautete die Sprache, welche der Legationsrath Saul dem Grafen Brühl gegenüber führte. Auf die Depeschen des Letzteren, die von Bedenklichkeiten überströmten, antwortete Saul, daß auf ein ge-

wisses Wagniß man stets sich einlassen müsse. Ohne ein solches wäre es ganz unmöglich, Sachsens gefährlichen Nachbar zu schwächen, worin doch der erste und einzige Zielpunkt der sächsischen Regierung bestehen solle. Die Aussöhnung Oesterreichs mit Baiern werde auch den König von Preußen immer mehr zur Nachgiebigkeit stimmen. So wie er sich schon angeboten habe, Oberschlesien zurückzugeben, so wäre es leicht möglich, daß er sich herbeiließe, auf ganz Schlesien oder doch auf den größten Theil davon freiwillig zu verzichten [16]). Und was das von Brühl aufgeworfene Bedenken betreffe, was denn das Schicksal des Großherzogs von Toscana sein werde, wenn etwa seine Gemalin und seine Kinder vor ihm stürben, so sei dieser letztere Fall, da nicht weniger als fünf Erzherzoge und Erzherzoginnen am Leben seien, ein so unwahrscheinlicher, daß er kaum in Betracht gezogen zu werden verdiene.

Die in dem Schreiben des Legationsrathes Saul enthaltene Andeutung, derzufolge König Friedrich sich bereit erklärt haben soll, Oberschlesien an Maria Theresia zurückzugeben, würde von höchster Wichtigkeit sein, wenn auch nur sonstwo eine Bestätigung derselben zu entdecken wäre. Dieß ist jedoch nirgends der Fall. Der von dem Könige von Preußen in London vorgelegte und in dringendster Weise zur Annahme empfohlene Friedensplan stellte vielmehr die Erneuerung des Breslauer Vertrages als die Bedingung auf, unter welcher er seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Großherzoge von Toscana geben und der Königin von Ungarn den Besitz der ihr in Deutschland noch verbleibenden Länder gewährleisten wollte [17]).

In Dresden wie in Wien war man jedoch einem solchen Vorschlage gleichmäßig abgeneigt. Beide Höfe wurden ja durch die mächtigen Impulse, von denen sie damals völlig beherrscht waren, nach ganz entgegengesetzter Richtung getrieben: der Eine durch die Begierde nach ansehnlicher Vergrößerung, der Andere durch die Sehnsucht, das Verlorene zurück zu gewinnen, Beide durch den lebhaften Wunsch, den gefahrdrohenden Nachbar für alle Zukunft unschädlich zu machen. Von solchen Absichten geleitet, hatten sie sich seit Monaten über die Theilung dessen gestritten, was sie Preußen im bevorstehenden Feldzuge

abringen zu können hofften. Es lag daher auf der Hand, daß weder Oesterreich noch Sachsen zur Annahme der Vorschläge Friedrichs hätten vermocht werden können.

Ihrer Anschauung gerade entgegengesetzt war die des holländischen Großpensionärs, welcher Friedrichs Anträge in Wien lebhaft bevorwortete. Auch die englischen Minister waren nicht ganz ungünstig für sie gestimmt, denn noch immer verfolgten sie ihre ursprüngliche Idee, welche dereinst sogar Maria Theresia einen Augenblick für ausführbar gehalten hatte, die Kräfte von ganz Deutschland gegen Frankreich zu vereinigen. Jedenfalls aber hätte der Friede zwischen Oesterreich und Preußen, wie es nach Abschluß des Breslauer Vertrages wirklich der Fall war, auch jetzt wieder eine stärkere österreichische Streitkraft gegen Frankreich verfügbar gemacht. Gleichwohl sah man in England ein, daß bei dem damaligen Stande der Dinge und der zuversichtlichen Hoffnung, mit der Maria Theresia sich schmeichelte, den König von Preußen zu besiegen, nichts sie abzuhalten vermöchte, das Glück der Waffen wider Friedrich noch einmal zu versuchen. Auch Sachsen wäre durch die Vereitlung der Aussicht, preußische Gebietstheile zu erlangen, mit ziemlicher Bestimmtheit in das französische Lager getrieben worden. Die englische Regierung unternahm es daher gar nicht, Oesterreich und Sachsen zur Annahme der preußischen Vorschläge bereden zu wollen; ja sie machte vielmehr in Ablehnung derselben gemeinschaftliche Sache mit ihnen und war es ganz zufrieden, daß man von dem Gedanken ausging, Schlesien dem Könige von Preußen wieder zu entreißen. Nur scheint es als wäre sie ungern noch weiter gegangen [18]); sie beschränkte sich vor der Hand darauf, in Wien und in Dresden rasche Einigung und gemeinsames Handeln angelegentlich zu empfehlen.

Diese Verwendung Englands und die Drohung, im Falle fortgesetzter Weigerung die Zahlung der Subsidien einzustellen, blieben nicht ohne gewaltige Wirkung auf den Dresdner Hof. Hiezu kam noch das Mißtrauen Sachsens gegen Frankreich und Preußen, welches dadurch nicht wenig gesteigert wurde, daß jetzt auch König Friedrich, wenn man ihn nur des Besitzes von Schlesien versicherte, sich zur Erhebung des Großherzogs von Toscana auf den Kaiserthron bereit zeigte. Die

hiedurch hervorgerufene Besorgniß, bei allzu langem Besinnen von keiner Seite etwas zu erhalten, endlich das Drängen der eigenen Staatsmänner vermochten zuletzt den König von Polen und den Grafen Brühl, sich Maria Theresia gegenüber nachgiebiger finden zu lassen.

Am 15. März 1745 bequemte man sich in Dresden die Auswechslung der Ratificationen des Warschauer Vertrages vom 8. Jänner vorzunehmen. Um den dortigen Hof hiezu zu vermögen, hatte Maria Theresia den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Bernes eigens nach Dresden abgeschickt. Denn der Gesandte Graf Nikolaus Esterhazy besaß nicht die nöthigen Eigenschaften, um dort Erfolge zu erringen, der Resident de Launay aber war eine in Dresden so wenig beliebte Persönlichkeit, daß man sich von seiner Dazwischenkunft gleichfalls keine günstige Wirkung versprach[19]). Die Hauptsache beruhte wohl darin, daß Bernes im Stande war, über die Stärke der Streitmacht, welche Maria Theresia in dem bevorstehenden Feldzuge gegen Preußen zu verwenden vermochte, ziemlich günstige Aufschlüsse zu geben. Aber auch jetzt noch wurde die Auswechslung der Ratificationen von Seite des Grafen Brühl mit der Erklärung begleitet, der König von Polen lasse dieselbe nur in der Voraussetzung vor sich gehen, daß auch die abgesonderte Vereinbarung zwischen ihm und der Königin von Ungarn über den ihm zukommenden Antheil an den Eroberungen baldigst zum Abschlusse gelange[20]).

Noch durch sechs Wochen dauerten die Verhandlungen hierüber, und es würde zu weit führen, alle einzelnen Phasen derselben hier näher zu beleuchten. Schwerer als man unter den obwaltenden Verhältnissen glauben sollte, entsagte man in Sachsen der durch Frankreich und Preußen wachgerufenen Hoffnung, die Kaiserkrone an das kurfürstliche Haus gelangen zu sehen. Sie wenigstens dem Könige August persönlich zuzuwenden, war das Motiv des Vorschlages, ihn zum deutschen Kaiser und den Erzherzog Joseph zum römischen Könige wählen zu lassen[21]). Und als auch damit nicht durchzudringen war, wurde doch der Vorwand, auf den Großherzog von Toscana könne die Wahl der Kurfürsten nicht fallen, weil er kein deutsches Land besitze, zu manch'

ungereimtem Antrage benützt. Einmal hieß es, Maria Theresia solle ihm Schlesien, dann wieder, sie solle ihm den größten Theil Böhmens überlassen. Erst als man sich in Dresden von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, es zu hintertreiben, daß der Kurfürst von Baiern seine Stimme dem Großherzoge von Toscana zusichere, beschloß man sich der Erhebung desselben auf den Kaiserthron gleichfalls nicht länger zu widersetzen. Jedoch wurde diese Zusage auch jetzt nur mit dem Vorbehalte gegeben, daß nicht die Mehrheit der Stimmen sich auf den König von Polen vereinige, in welch letzterem Falle derselbe die Wahl annehmen würde.

Auch in Bezug auf die Gebietserwerbungen für Sachsen kam man nur langsam von den Anfangs so hochgespannten Forderungen zurück. Hatte man doch sogar drei oder vier Kreise Böhmens mit der Hauptstadt Prag oder doch wenigstens den Elbogner Kreis mit Eger für Sachsen verlangt[22]). Es war natürlich, daß solche Begehren gar keiner ernsten Berücksichtigung theilhaft wurden. Nicht weiter ließ Maria Theresia sich drängen, als daß sie von den in der pragmatischen Sanktion inbegriffenen Ländern den Bezirk von Schwiebus nach seiner Rückeroberung an Sachsen zu überlassen versprach. Der Abschluß des Friedens mit Baiern und die Befürchtung bei noch längerer Zögerung gar keine Vortheile zu erlangen, bewog endlich die sächsische Regierung, sich hiemit zu begnügen. Gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens zu Füssen erhielt Saul Befehl, die Verhandlung mit Oesterreich unverzüglich zum Abschlusse zu bringen.

Eigenthümlich ist die Form, in welche diese Vereinbarung gebracht wurde. Die beiden Hauptpunkte derselben, die territoriale Frage und diejenige der Kaiserwahl waren streng geschieden. In Bezug auf die Erstere wurden zwischen Maria Theresia und dem Könige August gleichlautende Erklärungen ausgetauscht. Sie versprachen darin die Waffen nicht niederzulegen, bis dem Könige von Preußen nicht allein Schlesien und Glatz, sondern auch ein Theil seines ererbten Gebietes abgenommen wäre.

Hinsichtlich dieser Eroberungen waren verschiedene Fälle als möglich gedacht. Wenn es gelänge, außer Schlesien und Glatz auch noch das Herzogthum Magdeburg mit dem Saalkreise, Crossen mit Züllichau und den böhmischen Lehen in der Lausitz wezunehmen, so würden Schlesien und Glatz der Königin von Ungarn, die übrigen Gebietstheile und noch außerdem der Schwiebuser Kreis dem Könige von Polen zu Theil werden. Wenn man sich Magdeburgs nicht zu bemeistern vermöchte, so würde der Antheil Sachsens sich um dasselbe verringern, ja es könne der Fall sein, daß es sich mit Crossen, Züllichau, den böhmischen Lehen in der Lausitz und Schwiebus begnügen müsse. Schlesien und Glatz hätten unter allen Umständen an Maria Theresia zurückzufallen[23]).

Was die Kaiserwahl betraf, so hatte König August verlangt, um seine Stimme von Maria Theresia und dem Großherzoge von Toscana in eigenhändigen Schreiben angegangen zu werden. Man fügte sich in Wien seinem Wunsche, aber auch jetzt noch erfolgte keine ganz unzweideutige Zusage. Er könne nur wiederholen, erklärte König August auch jetzt wieder, daß er zwar die Kaiserkrone, falls sie ihm angetragen würde, keineswegs ausschlagen werde, daß er jedoch nicht gewillt sei, sich um dieselbe zu bewerben. Ebensowenig werde er entgegen sein, daß sie der Großherzog durch die Mehrheit der Stimmen erlange. Ja er wolle zur Förderung seiner Wahl mit dem Könige von England und anderen Kurfürsten ins Einvernehmen treten. Doch könne er solches nur unter der Bedingung thun, daß nichts zu Gunsten des Großherzogs geschehe, wodurch die pragmatische Sanktion und das kraft derselben der Königin von Polen zustehende Erbrecht in Oesterreich beeinträchtigt oder geändert würde[24]).

Dieß sind die Verabredungen, auf deren Grundlage Oesterreich und Sachsen die gemeinsame Kriegführung gegen Preußen wieder aufnahmen. Als die Beweggründe, durch welche man zu so vieler Siegesgewißheit vermocht wurde, daß man den Fall des gänzlichen Fehlschlagens der Entwürfe, die man wider Preußen im Schilde führte, gar nicht in Betracht zog, dürften insbesondere der glückliche Feldzug des vergangenen Jahres, der Abschluß des Friedens mit Baiern und auch das

günstigere Verhältniß, in welches man seither zu Rußland getreten war, sich darstellen.

Man hätte glauben sollen, daß nachdem in Folge ihres Zerwürfnisses mit dem Marquis de la Chetardie die Czarin Elisabeth sich dem Einflusse Frankreichs und Preußens mehr und mehr entzogen hatte, auch die Ausgleichung der Botta'schen Angelegenheit und somit die Annäherung der Höfe von Wien und St. Petersburg geringeren Schwierigkeiten begegnen werde als dieß früher der Fall war. Darum ließ es auch Maria Theresia an freundschaftlichem Entgegenkommen nicht fehlen. Um der Eitelkeit der Czarin zu schmeicheln, hatte die Königin dem Grafen Rosenberg den Rang eines Großbotschafters beigelegt. Da man ferner aus den Mittheilungen, welche der russische Gesandte Lanczynsky vor seiner Abberufung gemacht hatte, zu entnehmen glaubte, ein von Maria Theresia an die Czarin gerichtetes Schreiben würde auf die Letztere einen günstigen Eindruck hervorbringen, zögerte die Königin nicht, ein solches an Elisabeth zu erlassen [25]). Umständlich rechtfertigte sie das Verfahren, welches sie gegen Botta beobachtet hatte. Neuerdings suchte sie ihrer autokratischen Gegnerin begreiflich zu machen, daß nicht überall die gleichen Gesetze beständen, und auch die oberste Machtvollkommenheit sich in einigen Ländern innerhalb engerer Begränzung als anderswo bewege [26]). Graf Rosenberg ergänzte diese Auseinandersetzung durch eine Erklärung, durch welche er die Leidenschaftlichkeit der russischen Kaiserin noch mehr zu beschwichtigen trachtete. Aber immerhin war der Groll derselben noch so lebhaft, daß sie, als der Großkanzler Bestuschew sich zu der Bitte das Herz nahm, sie möge die ganze Sache in Vergessenheit begraben, in eine wuthähnliche Aufregung gerieth [27]). Sie behauptete, Zeit ihres Lebens von dem Hause Oesterreich nur Haß und Verfolgung erfahren zu haben. Schon während ihrer Kindheit sei ihr von dem Gesandten Karls VI., dem Grafen Rabutin Böses zugefügt worden. Die Gemalin dieses Kaisers, Maria Theresia's Mutter, habe in Rußland den Rath ertheilt, sie in ein Kloster zu stecken. Die Königin selbst habe sie vor aller Welt verunglimpft und ihre eigenen Aussagen überall als lügnerisch erklärt.

Aber trotz der Zornesausbrüche der Czarin hielt doch Bestuschew wacker Stand. Es gelang ihm, seine Herrin wenigstens in etwas zu beruhigen und ihr den Ungrund jener Behauptungen zu Gemüthe zu führen. Einige Wochen später benützte er einen günstigen Augenblick und errang von der Czarin die Zusage, daß wenn Rosenberg eine noch weiter gehende Erklärung unterzeichne, durch welche die Anschuldigungen wider Botta als begründet anerkannt würden, sie die Sache als beendigt ansehen wolle.

Erst vor kurzem hatte Rosenberg an Maria Theresia geschrieben, daß er eher den russischen Hof verlassen als sich einer demüthigenden Bedingung unterwerfen werde. Dieser Entschluß war von der Königin vollständig gebilligt worden [28]). Dennoch unterzeichnete jetzt Rosenberg auf eigene Gefahr und ohne dazu irgendwie ermächtigt zu sein, die ihm abverlangte Erklärung. Es war darin gesagt, daß die Königin von Ungarn Botta's fluchwürdiges Verbrechen verabscheue, und daß die Drucklegung des in dieser Angelegenheit an die österreichischen Repräsentanten im Auslande ergangenen Rescriptes und des Schreibens der Königin von Ungarn an den König von Preußen gegen den Willen Maria Theresia's erfolgt sei. Die Dauer der Verhaftung Botta's zu Graz wurde ganz dem Ermessen der Czarin anheimgestellt. Ein neues Rundschreiben an die Gesandten der Königin von Ungarn bei den fremden Höfen sollte dieß überall kundthun.

Am 3. November 1744 hatte Rosenberg diese Schrift in Moskau ausgestellt und drei Tage später darüber nach Wien berichtet. Doch war man dort in den ersten Tagen des Monats Dezember noch nicht davon in Kenntniß. Man wußte erst von der früheren, noch ganz unverfänglichen Erklärung Rosenbergs, und obwohl man sie billigte, so wurde er doch beauftragt, in der Sache keinen Schritt mehr zu thun. Nachdem man die Willfährigkeit schon so weit getrieben habe, müsse man sich jetzt auch standhaft erweisen. Sonst könnte die übergroße Bereitwilligkeit, auf die vielfach wechselnden Begehren der Czarin einzugehen, allzusehr mißbraucht werden. Durch die Unmöglichkeit Alles zu erfüllen was verlangt werde, würde gerade dasjenige, was

man vermeiden wolle, der offene Zwiespalt zwischen beiden Höfen herbeigeführt werden[29]).

In dem Augenblicke, in welchem man in solchem Sinne gegen Rosenberg sich aussprach, empfing man in Wien dessen Anzeige von der neuerlichen Erklärung, zu deren Ausstellung er sich herbeilassen zu sollen geglaubt hatte. Maria Theresia war hievon aufs peinlichste berührt und Rosenberg wurde von ihr lebhaft getadelt. Nach reiflicher Ueberlegung aber glaubte sie unter den obwaltenden Umständen die schon geschehene Sache doch nicht mehr rückgängig machen zu können[30]). Hätte sie solches versucht, so wäre bei der reizbaren Gemüthsart der Czarin wohl der offene Bruch mit Rußland die unvermeidliche Folge gewesen. Maria Theresia fügte sich also in das Unabänderliche, und am 30. Dezember 1744 erging an ihre Gesandten in London, Dresden und im Haag das Rundschreiben, in welchem sie ihren Abscheu vor den Thaten aussprach, deren Botta beschuldigt wurde. Daß er diese Thaten auch wirklich begangen habe, war jedoch keineswegs darin gesagt. Zu einer solchen Demüthigung konnte Maria Theresia sich nimmermehr verstehen.

Auch von Seite der Czarin erfolgten nun verschiedene Kundgebungen, durch welche sie ihre Aussöhnung mit der Königin von Ungarn offen an den Tag legte. Jetzt erst empfing sie den Botschafter Grafen Rosenberg in feierlicher Audienz. Lanczynsky erhielt den Auftrag, nach Wien zurückzukehren. Endlich wurde in Elisabeths Namen die Erklärung abgegeben, daß sie gegen die Entlassung Botta's aus seiner Haft keine Einwendung erhebe.

Die wichtigste Folge der Beilegung des Streites bestand jedoch in der Förderung der Verhandlungen, welche zwischen beiden Höfen gepflogen wurden, um die Erfüllung der traktatmäßigen Verpflichtungen Rußlands zur Unterstützung Maria Theresia's wider ihre Feinde zu erwirken. Insbesondere galt es, Rußland zur Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu vermögen. Eine mächtige Partei, und man kann sagen diejenige, welche damals in Rußland die Oberhand gewonnen hatte, war einem solchen Plane günstig gestimmt. So weit

ging dieß, daß der Großkanzler Bestuschew selbst die verschiedenen Punkte zu Papier bringen ließ, welche dem neuen Vertrage zwischen beiden Höfen zur Grundlage dienen sollten. Vor allem verlangte er eine jährliche Subsidie von zwei Millionen Rubel, um außer den vier und zwanzigtausend Mann, zu deren Stellung Rußland schon England und Holland gegenüber sich anheischig gemacht hatte, noch vierzigtausend zum Dienste Maria Theresia's gegen Preußen mobil machen zu können [31]). Der Friede Europa's werde so lang nicht gesichert sein, heißt es in der von ihm herrührenden Denkschrift, bis nicht die Macht des Königs von Preußen eine wesentliche Einschränkung erfahren habe. Denn sie werde ihren Nachbarn im Allgemeinen und insbesondere Rußland um so gefährlicher, als Friedrich nur den Eingebungen seines unruhigen Ehrgeizes folge und selbst dasjenige nicht respektire, was der menschlichen Gesellschaft bisher als das Heiligste gegolten habe. Dem werde am leichtesten ein Ende gemacht werden, wenn jeder der Nachbarn Preußens sich der ihm zunächst gelegenen Gebietstheile dieses Königreiches bemächtige [32]). Das Herzogthum Preußen solle an Polen fallen, Rußland aber dafür die an die Ukraine angränzenden polnischen Landstriche erhalten.

Dieser Plan konnte natürlicher Weise von Maria Theresia nur mit Beifall aufgenommen werden. Da sie jedoch selbst ganz außer Stande war, der Czarin die verlangten Subsidien zu bezahlen, wandte sie sich zu solchem Ende mit lebhaften Vorstellungen an die Seemächte. Während sie dort auf die Anweisung der nöthigen Geldsummen drang, ließ sie durch Rosenberg unablässig darauf hinarbeiten, daß kein Augenblick mehr versäumt werde, um eine möglichst große Anzahl russischer Truppen für den nächsten Feldzug gegen Preußen verfügbar zu machen. Und wirklich erließ Elisabeth zu diesem Ende am 25. Dezember 1744 die nöthigen Befehle an den Feldmarschall Lascy und den Prinzen von Homburg [33]).

Auch die englische Regierung konnte sich keinen Augenblick über den mächtigen Vorschub täuschen, welchen die Theilnahme Rußlands am Kriege der Sache der Verbündeten gewährt hätte. So ungern sie nun auch die ungeheuren Kosten, die ihr der Krieg schon

verursachte, durch eine neue Auslage noch vermehrte, so zeigte sie sich doch bereit, wenigstens einen Theil der Begehren zu erfüllen, an welche Rußland seine Kriegshülfe knüpfte. Der englische Gesandte Robinson übergab in Wien den von seiner Regierung ausgearbeiteten Entwurf eines Vertrages, welcher von England, Holland, Sachsen, Oesterreich und Rußland abzuschließen wäre. Von der letzteren Macht sollten fünfzigtausend Mann ins Feld gestellt und dort verwendet werden, wo es die Königin von Ungarn für gut fände [34]). England und Holland wollten hiefür jährlich zwei Millionen holländischer Gulden, und zwar Ersteres drei Viertheile, Letzteres ein Viertheil bezahlen. Endlich wurde der Czarin ein verhältnißmäßiger Antheil an den zu machenden Eroberungen in Aussicht gestellt.

Der ungeheuren Gefahr, welche ihm von Rußland drohte, hatte indessen König Friedrich durch einen äußerst geschickten Schachzug vorzubeugen gesucht. Seinem Scharfblicke war es nicht verborgen, daß die Czarin eigentlich nur geringes Interesse an der Kriegführung nahm. Nicht um Ausdehnung ihrer Macht, nicht um kriegerischen Ruhm, sondern nur um Vergnügungen aller Art war es Elisabeth zu thun. Zur Bestreitung derselben vergeudete sie die Summen, welche für die Bedürfnisse des Staates hätten verwendet werden sollen. Wie wenig Sinn für die öffentlichen Geschäfte sie besaß, wußten ihre Minister am besten, welche oft länger als einen Monat hindurch zur Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten nicht für eine Stunde Gehör zu erlangen vermochten. Am ehesten ließ sie sich noch für Staatssachen interessiren, wenn ihre unbegränzte Eitelkeit dabei ins Spiel kam. Dieß hatte Maria Theresia bei den Anschuldigungen wider Botta gar bitter empfunden. Gerade dieser Eitelkeit aber schmeichelte Friedrich, indem er an die Czarin das Ansuchen stellte [35]), den Frieden Europa's zu vermitteln und durch ihre mächtige Dazwischenkunft einem ganzen Welttheil die Ruhe wieder zu geben.

Das Schreiben Friedrichs brachte in der That auf die Czarin einen nicht geringen Eindruck hervor. Es wird behauptet, der König habe ihr die mißliche Gestaltung seiner Verhältnisse geschildert und sie versichert, daß nur ihr Beistand ihn zu retten vermöge [36]). Sie

wünsche nicht, habe hierauf Elisabeth gesagt, als sie Friedrichs Schreiben durchlas, daß der König von Preußen vollständig zu Boden getreten werde. Sie könne nicht leugnen, daß sie von ihm vielfache Beweise der Freundschaft und des Vertrauens empfangen habe und darum sein Verderben nicht wolle [37]).

Der österreichische Gesandte in St. Petersburg, Graf Rosenberg bezeichnete in richtiger Weise die Stimmung der Czarin, wenn er von ihr sagte, in dem Gedanken, als die Schiedsrichterin Europa's zu gelten, liege eine mächtige Lockung für sie [38]). Hiezu komme noch ihre angeborne Neigung zum Nichtsthun, welche sie ohnehin nur schwer dazu gelangen lasse, in Bezug auf die Kriegführung einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Werde noch überdieß von Frankreich und Preußen vielleicht eine ansehnliche Geldsumme geopfert, so könne es wohl sein, daß die Hoffnung, Rußland jetzt endlich an dem Kampfe wider Preußen Antheil nehmen zu sehen, neuerdings getäuscht werde.

Um den Bestrebungen Friedrichs entgegen zu wirken, wurde Lord Hyndford, welcher den König von Preußen und jene schlauen Kunstgriffe, deren er sich zur Erreichung seiner Absichten zu bedienen pflegte, aufs genaueste kannte, von Seite Englands als Botschafter nach St. Petersburg geschickt. Für Holland begab sich in gleicher Eigenschaft Daniel de Dieu dorthin, der sich noch seit einer früheren Anwesenheit in Rußland des persönlichen Wohlwollens der Czarin in hohem Maße erfreute.

Es war ein günstiger Umstand für den Zweck, welcher durch das Auftreten dieser Männer in St. Petersburg erreicht werden sollte, daß in dem Augenblicke, in welchem de Dieu daselbst ankam, die Czarin mit König Friedrich schon wieder in Zwiespalt gerathen war. In der offenbaren Besorgniß, bei den ihm verbündeten bourbonischen Höfen Mißtrauen zu erregen, hatte Friedrich es in Abrede gestellt, daß er die Kaiserin von Rußland um Vermittlung des Friedens angegangen habe. Denn jener Schritt des Königs, aus eigenem Antriebe und ohne Zustimmung seiner Verbündeten gethan, hatte den Verdacht derselben wachgerufen, daß er wie schon einmal, so auch jetzt wieder

sie im Stiche zu lassen gedenke. Friedrich trachtete also eine Erklärung der Czarin zu veranlassen, daß sie sich freiwillig und ohne von ihm darum gebeten worden zu sein, zur Vermittlerin angeboten habe. Dieses Verfahren des Königs verletzte natürlicher Weise den Stolz der Kaiserin von Rußland, und sie ließ dem preußischen Gesandten Mardefeld bedeuten, daß sie sich von der Friedensvermittlung völlig zurückziehe [39]).

Auch die Nachricht von den fortdauernden Bemühungen Preußens, mit der ottomanischen Pforte in nahe Berührung und wo möglich in ein Bündniß zu treten, diente dazu, die plötzliche Aufwallung der Czarin zu Gunsten Friedrichs bald wieder in die frühere Abneigung zu verwandeln. Der schwedische Gesandte Carlson diente als Mittelsperson, um Friedrichs Plane in Constantinopel zur Verwirklichung zu bringen [40]). Diesen Einflüssen schrieb man den auffallenden Schritt zu, welchen die Pforte that, daß sie die christlichen Mächte überhaupt und Maria Theresia insbesondere zur Beendigung der Feindseligkeiten aufforderte und sich ihnen als Vermittlerin anbot [41]). Der König von Preußen mochte der Ansicht sein, daß die leicht vorherzusehende Fruchtlosigkeit eines solchen Schrittes die Pforte um so schneller bestimmen werde, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen und die Königin von Ungarn an der Donau mit Krieg zu überziehen.

Die Störung des Friedens in jenen südlichen Gegenden hätte natürlich auch Rußland nicht mit gleichgültigen Augen ansehen können. Ja schon die enge Verbindung Preußens mit der Pforte und Schweden konnte der russischen Regierung keineswegs willkommen sein. Alle diese Umstände zusammen würden nun, so hoffte man in Wien, die Czarin endlich zur Theilnahme am Kriege wider Preußen vermögen. Zum Abschlusse des hierauf abzielenden Vertrages wurde Graf Rosenberg am 14. Mai 1745 mit der erforderlichen Vollmacht versehen. Und als Rosenberg die Möglichkeit hervorhob, daß die Czarin wohl mit den Seemächten und Sachsen, nicht aber mit Oesterreich einen Allianzvertrag abschließen könnte, weil ihre frühere Erbitterung gegen diese Macht doch noch nicht völlig geschwunden sei, so wurde auch hiezu Maria Theresia's volle Beistimmung erklärt. Denn sie durfte

wohl darauf zählen, daß auch die Seemächte und Sachsen die russischen Truppen kaum anderswo als gegen Preußen verwenden würden [42]).

Ein günstiges Vorzeichen für diese Verhandlungen schien es, daß nun das Begehren Friedrichs um Hülfeleistung gegen den ihm bevorstehenden Angriff seiner Feinde von Rußland in ziemlich verletzender Weise abgelehnt wurde. Der König von Preußen bleibe, erklärte man ihm, so lang der von ihm begonnene Krieg auch dauern möge, doch immer der angreifende Theil, wenn auch die Königin von Ungarn und ihre Verbündeten all' seine Länder mit Truppen überschwemmten. Gerade so sei für Rußland dessen letzter Krieg mit Schweden auch dann noch ein Vertheidigungskrieg geblieben, als es schon ganz Finnland erobert hatte. Er solle sich nicht darauf Rechnung machen, auch nur einen Mann russischer Truppenhülfe zu erlangen [43]).

Damit war freilich noch nicht gesagt, daß Rußland eine solche den Gegnern des Königs zu leisten gesonnen sei. Während die Repräsentanten derselben sich eifrigst bemühten, die russische Regierung hiezu zu vermögen, und die Verhandlungen darüber noch fortdauerten, hatte auf den verschiedenen Kampfplätzen, und zwar in Italien, am Rhein, in Schlesien und den Niederlanden der Krieg von neuem begonnen.

Am ersten war dieß in Italien der Fall. Nicht allein dem milderen Clima, welches die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten dort am meisten erleichterte, war solches zuzuschreiben. Den eigentlichen Anlaß bot wohl der feste Vorsatz der spanischen Regierung, während des nächsten Feldzuges in die italienischen Länder des Hauses Oesterreich einzudringen und sich derselben ganz oder doch zum Theile zu Gunsten des Infanten Don Philipp zu bemächtigen. Der für solche Plane nicht ungünstige Ausgang des verflossenen Feldzuges, der Rückmarsch des Fürsten von Lobkowitz bis in den nördlichen Theil des Kirchenstaates bestärkte die spanische Regierung in diesem Gedanken. Schon im März 1745 begann ihr Obergeneral, der Graf von Gages seine Bewegungen. Lobkowitz wich vor ihm nach Bologna, von da aber bis Modena zurück [44]). Hier bezog er, durch die Kanonen der

Citadelle gedeckt, ein vortheilhaftes Lager. Da sich Lobkowitz hiedurch seine Zufuhren aus Oesterreich und Sardinien sicherte, beabsichtigte Gages, ihn noch vor dem Eintreffen derselben anzugreifen.

Während Gages mit den Vorbereitungen hiezu beschäftigt war, erhielt er den Befehl, sich mit der Armee des Infanten Don Philipp zu vereinigen, welcher von Westen her in das genuesische Gebiet vorzudringen dachte, um sich von dort aus gegen die Oesterreicher und Sardinier zu wenden.

In drei Colonnen zogen nun die spanischen Truppen auf höchst beschwerlichen Wegen über denjenigen Theil der Apenninen, welcher das Herzogthum Modena von dem Gebiete der damaligen Republik Genua scheidet. Am 1. Mai trafen sie zu Sarzana, der ersten genuesischen Ortschaft ein.

Statt seinem Gegner zu folgen und wenigstens einen Versuch zu wagen, ihm während seines schwierigen Marsches Nachtheile zuzufügen, begnügte sich Lobkowitz, sein Lager von Modena nach Parma und von da nach Firenzuola zu verlegen. Hier traf ihn Anfangs Juli der Abrufungsbefehl.

Schon den ganzen Winter hindurch hatte man sich in Wien mit der Frage beschäftigt, welchen Generalen im bevorstehenden Feldzuge das Obercommando auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu übertragen sei. Dort wo man Ursache zu haben glaubte, mit der Leitung der Operationen unzufrieden zu sein, dachte man natürlicher Weise an Abänderung, dort wo das Gegentheil der Fall war, an Beibehaltung des bisherigen Commando's. Entschieden unglücklich war man in den Niederlanden und Italien, entschieden glücklich in Böhmen gewesen. Daß die Kriegführung in den Niederlanden nicht mehr einer Anzahl sich gleichgestellter Generale anheimgegeben werden könne, sondern daß die Leitung des Heeres auch dort einem einzigen Manne zu übertragen sei, dem die Befehlshaber der von den verschiedenen Staaten gestellten Truppentheile unterzuordnen wären, darüber waren die Verbündeten einig. Es handelte sich nur darum, jenes oberste Haupt des Heeres zu finden, und da fiel denn die Wahl der Alliirten

auf den Mann, auf welchen damals alle Blicke gerichtet waren, auf den Prinzen Karl von Lothringen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß während des verflossenen Jahres eine Reihe schöner Erfolge an den Namen des Prinzen sich knüpfte. Der Uebergang über den Rhein und die Rückkehr über diesen Strom, der eine wie die andere gegen die allgemeine Meinung fast ohne allen Verlust bewerkstelligt, der verhältnißmäßig rasche Zug seines Heeres nach Böhmen, insbesondere aber die Vertreibung König Friedrichs aus diesem Lande hatten dem Prinzen von Lothringen glänzenden Kriegsruhm erworben. Eben so rasch als man bei der Hand war, das Feldherrntalent des Königs von Preußen zu verkleinern und ihm jede höhere Begabung abzusprechen, eben so schnell war man bereit, die kriegerischen Eigenschaften des Prinzen von Lothringen bis in den Himmel zu erheben. Die Seemächte äußerten den dringenden Wunsch, es möge ihm der Oberbefehl über das vereinigte Heer in den Niederlanden anvertraut werden. Die englische Regierung setzte hinzu, es sei zwar etwas durchaus Ungewöhnliches, britische Truppen unter ein fremdes Commando zu stellen. Bei dem Prinzen jedoch, den sie noch überdieß gewissermaßen wie ein souveränes Haupt ansehe, getraue sie sich schon eine Ausnahme zu verantworten.

Maria Theresia dachte jedoch nicht daran, diesem Begehren der Seemächte Folge zu geben. Vielleicht mehr noch als alle Uebrigen war sie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Prinz, welchen sie hochschätzte und als theuren Verwandten liebte, einer der größten Feldherren seiner Zeit sei. Ihm wollte sie daher die Aufgabe, deren Erfüllung ihr am meisten am Herzen lag, die Wiedereroberung Schlesiens vertrauen, ihm den Ruhm nicht entziehen, den König von Preußen, den erbittertsten Feind der Häuser Oesterreich und Lothringen zu überwinden. Dem Prinzen verblieb also der Oberbefehl über das Heer, welches zum Kampfe gegen Preußen bestimmt war. Um sich jedoch auch den Seemächten gefällig zu erzeigen, erklärte sich Maria Theresia bereit, ihnen den Feldmarschall Grafen Königsegg als Obercommandanten des verbündeten Heeres in den Niederlanden zu überlassen.

Die holländische Regierung war mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden. Auch von Seite Englands wurde Anfangs kein Anstand dagegen erhoben [45]). Dann aber kam man dort auf die Behauptung zurück, man dürfe die Führung der englischen Truppen keinem Fremden übertragen. Man kündigte die Absicht an, dem Herzog von Cumberland, des Königs von England zweitem Sohne, den Oberbefehl in den Niederlanden anzuvertrauen [46]). Ihm wurde der greise Feldmarschall Graf Königsegg als vornehmster Rathgeber beigesellt.

Es hat sich im Laufe dieser Darstellung schon einmal der Anlaß geboten, auf das Unzweckmäßige einer solchen Combination und die verderblichen Wirkungen hinzuweisen, welche sie fast jedesmal nach sich zog. Die Einheit im Commando, nach der man doch strebte, wurde dadurch am allerwenigsten erreicht. War der Mann, welchen man in solcher Weise an die Spitze eines Heeres stellte, wirklich nur die Puppe, die sich von dem ihr an die Seite gesetzten Rathgeber unbedingt lenken ließ, so konnte er auch, seine Abstammung mochte eine noch so erlauchte sein, das dem Oberfeldherrn nothwendige Ansehen keineswegs behaupten. Er war nicht im Stande, sich das Vertrauen seiner Truppen zu erwerben, ohne welches im Kriege fast niemals Erfolge erzielt werden, und es wäre besser gewesen, nicht ihm, sondern gleich seinem Rathgeber das Commando zu übertragen. Wollte der Oberfeldherr aber mit eigenem Auge sehen, mit eigenem Urtheile prüfen, aus eigener Machtvollkommenheit Anordnungen treffen, dann geschah es nicht selten, daß andere Einflüsse als die des officiellen Mentors bei ihm zur Geltung gelangten. Dadurch wurde jedoch in der obersten Leitung des Heeres ein Zwiespalt der Anschauungen, ein Schwanken in den Entschlüssen bemerkbar, das noch jederzeit zum Mißerfolge geführt hat.

So leicht man in Wien hinsichtlich der Bestellung des Oberbefehlshabers für das Heer der Verbündeten in den Niederlanden zu einem Entschlusse gelangt war, so schwer fiel es die Frage zu entscheiden, ob das Commando über die Truppen, welche Lobkowitz bisher geführt hatte, in seinen Händen gelassen oder in die eines anderen Mannes gelegt werden solle.

Es ist ein Fehler, welchen Monarchen nur allzu leicht und allzu häufig begehen, daß sie bei einem Manne, den sie mit einem wichtigen Amte bekleiden, auf dessen erprobte Anhänglichkeit an sie und an ihr Haus noch größeren Werth als auf seine Fähigkeit zur Ausübung der Pflichten legen, welche mit jenem Amte verbunden sind. Am häufigsten geschieht dieß in Zeiten, in denen nicht Jedermanns Treue die Probe bestand und somit die Versuchung zur Begehung jenes Fehlers sicherlich eine verstärkte ist. Denn das soll natürlicher Weise nicht im Entferntesten getadelt werden, daß Fürsten auf die hervorragendsten Plätze im Staatsleben Personen berufen, auf deren Ergebenheit sie unter allen Umständen zu bauen vermögen. Nur sollen sie darüber das zweite, nicht weniger wichtige Erforderniß nicht außer Acht lassen, daß solche Männer auch der Aufgabe völlig gewachsen seien, die sie übernehmen, daß sie dieselben zum Wohle des Staates und somit auch zu dem des Monarchen selbst zu erfüllen vermögen.

Daß sogar Maria Theresia von jenem Fehler nicht völlig freigesprochen werden kann, tritt recht klar zu Tage, wenn man ihr Verfahren gegen den Fürsten von Lobkowitz betrachtet. Durch eine lange Reihe von Feldzügen hatte derselbe dem Hause Oesterreich mit Aufopferung gedient und seine unerschütterliche Treue erst vor wenigen Jahren bei dem Einfalle der Franzosen und Baiern in Böhmen überzeugend bewiesen. Auch er war unter denen, welche sich damals, wie Maria Theresia von Leopold Kinsky sagte, besonders hervorthaten, „wo „Wenige zu finden waren". Daß ihm dieß die Königin nicht hoch genug anrechnen konnte, liegt in der Natur der Sache; daß sie ihm aber deßhalb ein selbstständiges Commando übertrug, obwohl sie ihm bei vorurtheilsfreier Erwägung die zur Führung desselben erforderlichen Eigenschaften nicht zutrauen konnte, daß sie ihm endlich das Commando nicht augenblicklich entzog, als er seine Unfähigkeit zu demselben wirklich dargethan hatte, kann keineswegs ungerügt bleiben.

Freilich war es nicht allein die Erwägung dessen, wodurch Lobkowitz sich unbestreitbare Verdienste erworben hatte, sondern in noch weit höherem Maße der mächtige Einfluß seiner Verwandten und Anhänger, weßhalb seine Abberufung aus Italien, obwohl schon lange

beabsichtigt, doch immer wieder unterblieb. Unerschöpflich war man in Vorwänden und Winkelzügen jeder Art, um selbst gegen Maria Theresia's mehrfach ausgesprochenen Willen Lobkowitz in seinem Commando zu erhalten [47]). Sein Schwager Ulfeld und dessen treuer Verbündeter Bartenstein wurden nicht müde ihn zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Auch der Großherzog von Toscana war ihm freundlich gesinnt und selbst Prinz Karl sprach zu seinen Gunsten manch' begütigendes Wort. Dennoch vermochten sie ihn seinem Schicksale nicht zu entziehen. Die mündliche Darstellung, welche Browne bei seiner Reise durch Wien nach Baiern von den Vorgängen bei dem Heere in Italien gab, die Klagen Pallavicini's über die unsägliche Verwirrung, welche daselbst herrschte, und die Beschuldigung, Lobkowitz habe die wahre Beschaffenheit seiner Armee immer zu verbergen und zu bemänteln gesucht [48]), erschütterten seine Stellung immer mehr und mehr. Das eilige Zurückweichen vor Gages und die Außerachtlassung der günstigen Gelegenheit, ihn anzugreifen und zu besiegen, machten endlich das Maß voll. Die bessere Ueberzeugung gewann bei Maria Theresia die Oberhand. Unbekümmert um die Gegenvorstellungen ihrer Umgebung that sie einen Machtspruch und befahl die Abberufung des Fürsten von Lobkowitz aus Italien.

Bezeichnend ist die Art und Weise, in welcher sich der Nachfolger Capello's und Contarini's als Repräsentant Venedigs am Wiener Hofe, Nicolo Erizzo über diesen Schritt der Königin ausspricht. Auch er theilt in vollstem Maße die Bewunderung seiner beiden Vorgänger für Maria Theresia. Enthusiastisch schildert er die außerordentliche Huld, mit der sie ihn in seiner Antrittsaudienz empfing, und die unbeschreibliche Anmuth, mit welcher sie seine Anrede erwiederte [49]). Auf seine Bemerkung, daß er hoffe, die gegenwärtigen Wirren würden zu ihren Gunsten sich klären, entgegnete sie, daß wenn dieß der Fall wäre, man hierin nur von neuem die Wirkung der Allmacht Gottes erkennen müsse, die sich hiebei eines so gebrechlichen Werkzeuges bedient habe, einer Frau, welche gleich ihr jeder Erfahrung und jeden Talentes völlig entbehre [50]). „Fürwahr eine große Fürstin“, ruft Erizzo aus, „welche „durch ihre herrlichen Gaben und durch ihre unglaubliche Thätigkeit

„sich mit Recht die Liebe ihrer Unterthanen und die Bewunderung „derer erwirbt, welche das Glück haben sie zu kennen“ [51]).

Derselbe Berichterstatter bezeichnet nun dort, wo er von der Abberufung des Fürsten von Lobkowitz spricht, Maria Theresia als eine Monarchin, welche jeden Eingriff in ihre Machtvollkommenheit zurückweise und mit einer Art von Eifersucht sich allein das Recht wahre, Befehle zu ertheilen. „Der vielfachen Vorwände und Umtriebe „überdrüßig“, fährt Erizzo fort, „durch welche man Lobkowitz in „seinem Amte zu erhalten sich bestrebte, hat sie jeder Vorstellung un„erschütterlich ihren eigenen Willen entgegengesetzt und pünktlichen „Gehorsam verlangt. So handelt sie in Allem, sie, die ohne Schmei„chelei eine große Fürstin genannt werden muß, indem es nichts gibt, „das nicht von ihr geprüft, von ihr angeordnet wird. So groß auch „in Wahrheit ihre Zärtlichkeit für ihren Gemal ist, so stellt sie doch „nichts seiner Willkür anheim, und nicht selten urtheilt und entscheidet „sie auch in den inneren Angelegenheiten in einer von seiner Meinung „verschiedenen Weise“ [52]).

Maria Theresia's Verfahren gegen Lobkowitz hätte ohne Zweifel Anspruch auf das unbedingteste Lob, wenn sie sich nicht hinterher wieder zu einem Schritte hätte verleiten lassen, welcher noch weit verderblichere Wirkungen nach sich zog, als sie durch jene Maßregeln hatte vermeiden wollen. Fürst Lobkowitz wurde an die Stelle des Grafen Traun zu der Armee versetzt, welche sich nach wie vor unter dem Oberbefehle des Prinzen Karl befand und zur Fortführung des Krieges gegen Preußen bestimmt war.

Die Entfernung des Grafen Traun von seinem bisherigen Posten scheint hauptsächlich durch die Nothwendigkeit veranlaßt worden zu sein, das Commando über das Heer, welches die Franzosen aus Deutschland vertreiben und ihre bewaffnete Einmischung in die Kaiserwahl vereiteln sollte, in so vertrauenswürdige Hände wie die seinigen zu legen. Ohne allen Einfluß auf diese Maßregel mag aber auch Prinz Karl nicht geblieben sein. Gewiß war es ihm peinlich, daß viele den Ruhm des vergangenen Feldzuges nicht sowohl ihm als dem alten

Feldmarschall zugestehen wollten, von dem sie behaupteten, daß er wohl dem Namen nach unter dem Prinzen gedient habe, in Wahrheit aber die Seele der Unternehmungen gewesen sei. Insbesondere mag sich in solchem Sinne König Friedrich selbst ausgesprochen haben, der ja bekanntlich auch in seinen Aufzeichnungen über jene Ereignisse alles Verdienst dem Feldmarschall beimißt und ihn seinen Lehrer, sich selbst aber dessen Schüler nennt, während er den Prinzen von Lothringen völlig mit Stillschweigen übergeht [53]).

Obgleich in dem verflossenen Feldzuge zwischen Traun und dem Prinzen, wohl zumeist in Folge der ungemeinen Bescheidenheit des Ersteren, das befriedigendste Einvernehmen geherrscht hatte, so stößt doch der aufmerksame Beobachter manchmal auf leicht hingeworfene Aeußerungen des Letzteren, welche auf das Vorhandensein einer leisen Eifersucht gegen den Feldmarschall hindeuten. So die Bemerkung, welche aus dem Munde eines so jungen Mannes wie der Prinz gegen einen alterfahrenen Krieger wie Traun, der halb so viele Feldzüge als Karl von Lothringen Lebensjahre zählte, fast komisch klingt, Traun beschäftige sich nicht mit dem Detail des Heerwesens und scheine ein Neuling in der Kriegführung zu sein [54]). Dann wieder nennt er Traun so schüchtern, daß es immer nothwendig sei, ihm ganz genaue und unzweideutige Befehle zu ertheilen, indem er niemals das Geringste auf sich zu nehmen wage [55]). Endlich betont der Prinz zu oft wiederholten Malen das vorgerückte Alter und die körperliche Gebrechlichkeit des Feldmarschalls, welch letztere indessen doch nicht so groß war, daß sie ihn gehindert hätte, trotz der rauhesten Jahreszeit durch dreißig Stunden zu Pferde zu sitzen, um die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr der Angriffe der Preußen zu treffen [56]).

Alles dieß läßt wohl mit ziemlicher Bestimmtheit darauf schließen, daß Karl von Lothringen, der ja das unbeschränkte Vertrauen Maria Theresia's besaß, der Versetzung Trauns auf einen anderen Kriegsschauplatz nicht fremd gewesen sein mag. Auch die Zutheilung des Fürsten von Lobkowitz zu seinem eigenen Heere wird wohl der Prinz veranlaßt haben. Wahrscheinlich wurde er hiezu durch die Betrachtung bewogen, Lobkowitz, welcher sich weder in Böhmen noch

in Italien Lorbeern erworben hatte, werde ihm den Kriegsruhm nicht streitig machen, den er im bevorstehenden Feldzuge zu erringen hoffte.

Das Commando des Heeres in Italien dachte man dem Grafen Batthyany zu übergeben, welcher so eben erst durch die schnelle Wiedereroberung Baierns sich einen Namen und Anspruch auf Anerkennung erworben hatte. Bis Batthyany sich nach Italien verfügen konnte, sollte Feldmarschall-Lieutenant Graf Schulenburg das dortige Heer commandiren. Die bisher von Batthyany geführten und jetzt dem Feldmarschall Grafen Traun untergeordneten Truppen waren bestimmt, sich mit dem Heere zu vereinigen, welches zu Anfang des Jahres der Herzog von Aremberg den Rhein aufwärts geführt hatte und das sich noch immer am rechten Ufer dieses Stromes in der Lahngegend befand. Dort hatte der Herzog Anfangs unthätig die Zeit verloren, dann aber Bewegungen unternommen, welche den Absichten des Wiener Hofes geradezu widersprachen [57]). Statt sich der in Baiern befindlichen Armee zu nähern, war er nach Neuwied zurückgewichen, und man besorgte in Wien, daß Aremberg trotz der ihm ertheilten Befehle seine rückgängige Bewegung noch weiter fortsetzen werde. Darüber war man in hohem Grade aufgebracht [58]) und deßhalb nichts weniger als unzufrieden, als der Herzog aus Mißstimmung über den Zwiespalt, welcher zwischen ihm und den ihm untergeordneten fremden Generalen herrschte, um seine Entlassung bat [59]). Er erhielt sie und Graf Batthyany wurde zu seinem Nachfolger ernannt. An dessen Stelle übertrug die Königin dem Fürsten Wenzel von Liechtenstein den Oberbefehl über das Heer in Italien. Bis zu seinem Eintreffen daselbst wurde es fortan von Schulenburg commandirt.

Sich hier etwas eingehender mit den Personen zu beschäftigen, welche Maria Theresia an die Spitze der Armeen berief, die sie entweder allein oder doch theilweise ins Feld stellte, war darum nothwendig, weil in den Eigenschaften dieser Männer und in den Motiven ihrer Berufung ein nicht unwichtiger Beitrag zur Erklärung der folgenschweren Ereignisse zu finden sein wird, welche binnen kurzem auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen eintraten.

Am frühzeitigsten war dieß in den Niederlanden der Fall. Gegen den Rath seines neu ernannten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Marquis d'Argenson, welcher der Ansicht war, der König solle in das Herz von Deutschland eindringen und seine Unternehmungen mit denen Friedrichs von Preußen vereinbaren, um in solcher Weise einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen[60]), beschloß Ludwig XV. auch dieß Jahr wieder den Hauptangriff gegen die Niederlande zu richten. Er gab vor es geschehe dieß um die Seemächte in Schrecken zu versetzen. Der Hauptgrund seines Entschlusses aber lag wohl darin, daß die Kriegführung in den Niederlanden eine weit bequemere als anderswo zu sein schien. Endlich ließ sich bei der Ueberlegenheit der französischen Artillerie und Ingenieure dort, wo es zumeist um Belagerungen sich handelte, ein glänzender Erfolg mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersagen[61]).

Um einen solchen sicherzustellen, war die Hauptstärke der französischen Kriegsmacht zu dem Einfalle in den Niederlanden bereit gehalten und das Commando derselben dem hervorragendsten Feldherrn Frankreichs, dem Marschall von Sachsen anvertraut worden. Am 15. April 1745 traf er zu Valenciennes bei dem Heere ein. Obgleich an schwerem Siechthum leidend, beherrschte er doch mit kräftigem Geiste die Hinfälligkeit seines Körpers. Mit seiner Ankunft begann die kriegerische Thätigkeit. Nicht viel weniger als achtzigtausend Mann zählend brach das französische Heer in nördlicher Richtung auf und begann am 25. April die Belagerung von Tournay, einer der stärksten flandrischen Festungen, welche mit einer holländischen Besatzung von neuntausend Mann versehen war.

Erst auf die Nachricht von der Umschließung dieser Stadt verließ das Heer der Verbündeten seine Quartiere. Da die Holländer kaum die Hälfte der Truppenzahl, zu der sie sich anheischig gemacht, auch wirklich gestellt hatten, so betrug die Gesammtstärke des Heeres, als es bei Brüssel sich versammelte, nur ungefähr fünfzigtausend Mann. Den Oberbefehl führte bekanntlich der Herzog von Cumberland; ihm hatte die britische Regierung den General Ligonier, einen nach England ausgewanderten Franzosen[62]) von feinem Verstande und vielfachen militärischen Kenntnissen an die Seite gesetzt. Die vor-

nehmste Stelle nächst dem Herzoge bekleidete der Feldmarschall Graf Königsegg; unter Beiden stand der Befehlshaber der Holländer, der Fürst von Waldeck[63]). Die Engländer und Hannovraner einerseits und die Holländer andererseits bildeten so ziemlich zwei gleiche Hälften des Heeres, bei welchem sich nur acht Schwadronen österreichischer Dragoner und Husaren und zwei Freicompagnien befanden[64]). Denn die übrigen österreichischen Truppen waren bekanntlich schon vor Monaten mit dem Heere des Herzogs von Aremberg nach Deutschland gezogen.

Die Hauptaufgabe der Verbündeten bestand natürlicher Weise fürs Erste darin, den Feind in der Belagerung Tournay's zu stören und den Entsatz dieser Festung zu erzwingen. Am 9. Mai bezogen sie bei Maubray, kaum dritthalb Wegstunden von Tournay, in südwestlicher Richtung von dieser Festung das Lager. Sie mochten darauf hoffen, im Falle eines glücklichen Ausganges des Kampfes, auf welchen sich einzulassen sie entschlossen waren, die Franzosen von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden.

Den 10. Mai brachten die beiden Gegner, denn auch der Marschall von Sachsen war fest überzeugt, daß es baldigst zur Schlacht kommen werde, mit Vorbereitungen zu derselben zu. Mit fünfzehntausend Mann setzte der Marschall die Belagerung fort; die übrigen sechzigtausend stellte er nach der Richtung, von der die Verbündeten kamen, in Schlachtordnung. Die vier Dörfer Antoing, Fontenoy, Barry und Ramecroix mit ihren Hügeln und Gehölzen dienten ihm als Stützpunkte, die er an den geeigneten Stellen stark verschanzen ließ. Am meisten war dieß mit dem Schlosse zu Antoing, dann der Kirche und dem Friedhofe zu Fontenoy, welch letzteren er mit ansehnlichen Redouten versah, endlich dem Walde von Barry der Fall, wo ein Verhau angelegt wurde. Alle Zugänge waren von der französischen Artillerie beherrscht. Die Stellung der Feinde wurde dadurch zu einer so schwer bezwingbaren, daß sie dem Angriffe mit Ruhe entgegensahen.

Denselben dennoch zu wagen, waren die Verbündeten nach wie vor entschlossen. Es wird wohl behauptet[65]) daß der so vorsichtige Königsegg davon abgerathen, zuletzt aber sich den jungen und thaten=

durstigen Fürsten gefügt habe, die mit ihm in das Commando sich theilten. Wäre dieß wirklich der Fall gewesen, so hätte Königsegg solches ohne Zweifel in den Berichten erwähnt, die er über die Schlacht und sein Verhalten in derselben der Königin und dem Großherzoge von Toscana erstattete. Dort aber erklärt er ausdrücklich, daß der Entschluß zum Angriffe ein einmüthiger gewesen sei [66]). Und als den Beweggrund, der ihn selbst dabei leitete, gibt er an, daß die traurigen Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges, während dessen die holländischen Commandanten der Grenzfestungen dieselben fast ohne Widerstand übergaben, ihn jetzt das Gleiche für Tournay besorgen ließen. Gern hätte er gewartet, bis die Franzosen sich durch die Belagerung einer so starken Festung wenigstens einiger Maßen ermüdet und geschwächt hätten. Aber die Furcht vor einer schnellen Uebergabe des Platzes bewog auch ihn für den Angriff zu stimmen. Nur durch eine Niederlage des Feindes hielt er die Rettung Tournay's für möglich.

Noch am Nachmittage des 10. Mai sandten die Verbündeten ihre Vorhut nach Vezon, das nur dreiviertel Stunden von Fontenoy, dem Schlüssel der feindlichen Stellung entfernt liegt. Dorthin wichen die französischen Vorposten zurück, und bis zum Abende waren alle Zugänge zu der Ebene vor Fontenoy in der Hand der Verbündeten. Am frühesten Morgen des 11. Mai setzte ihr Heer sich gegen die Feinde in Bewegung. Die Engländer und Hannovraner bildeten den rechten, die Holländer den linken Flügel. Um sechs Uhr Morgens befand sich die Armee schon ganz nahe an der feindlichen Stellung. Das Geschützfeuer begann und eine der ersten Kugeln, welche aus den französischen Batterien abgefeuert wurden [67]), riß dem Generallieutenant Campbell, dem Befehlshaber der englischen Reiterei ein Bein weg. Er starb nach wenigen Tagen.

Das Feuer der französischen Batterien, obgleich von den Verbündeten mit Lebhaftigkeit erwiedert, wirkte darum so verheerend, weil sie von Fontenoy und dem Waldrande von Barry her, also von zwei Seiten die Ebene zu bestreichen vermochten. Dennoch rückten die Angreifer in so unerschütterlicher Haltung und mit solcher Kampflust vor, daß die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Schlacht mehr

und mehr gestärkt wurde. Jedes Hinderniß beseitigend, befand sich das Centrum der verbündeten Armee, aus den vorzüglichsten Truppentheilen der Engländer und Holländer gebildet, bald nur mehr zweihundert Schritte von Fontenoy entfernt. Alles lag daran sich des Kirchhofes und der übrigen Verschanzungen in diesem Dorfe zu bemächtigen. Königsegg bat den Herzog von Cumberland und den Fürsten von Waldeck, dorthin von beiden Seiten den Angriff zu richten.

Allsogleich führte der Herzog ein Bataillon schottischer Hochländer gegen Fontenoy vor. Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit warfen sich die wackeren Schotten, von zwei englischen Bataillonen unterstützt, in den dichtesten Kugelregen. Ihnen folgten die übrigen Truppen des rechten Flügels. Den Herzog an der Spitze, drangen sie mit wahrer Todesverachtung in den Feind. Die französischen und Schweizer Garden wichen zurück; dort fiel auch jener Herzog von Grammont, welcher vor zwei Jahren die Schlacht bei Dettingen zum Nachtheile der Franzosen entschieden hatte. Neben ihm befand sich sein Oheim, der Marschall von Noailles, welcher sich, obgleich älter als Moriz von Sachsen, doch dem jüngeren Waffengenossen freiwillig unterordnete, um mit ihm gemeinschaftlich unter den Augen des Königs für Frankreich zu kämpfen. Aber die beiden Marschälle vermochten es nicht zu verhindern, daß der Kern ihres Heeres bis zu den Zelten zurückgeworfen und ein Theil des französischen Fußvolkes gezwungen wurde, sich gegen die Brücke zu ziehen, welche den Rückweg über die Schelde zu sichern bestimmt war. Der Sieg wäre für die Verbündeten entschieden gewesen, wenn die Holländer sich ihrer Kampfgenossen würdig gezeigt hätten. Aber die Bataillone, welche der Fürst von Waldeck gegen den Feind sandte, schracken vor dem heftigen Musketenfeuer zurück, das sie empfing. Umsonst that der Fürst von Waldeck alles mögliche, sie zum Angriffe zu bewegen, umsonst eilte Königsegg dorthin; jede Bemühung blieb fruchtlos. Die holländischen Truppen weigerten sich, weiter vorwärts zu gehen, und wenn es auch durch Ermahnungen und Drohungen endlich gelang, einige Bataillone zum Vorrücken zu bringen, so warfen sie sich schnell wieder in die nächsten Gräben und suchten dort Schutz und Deckung vor den feindlichen Kugeln.

Kaum erkannte der Marschall von Sachsen, daß er für seinen rechten Flügel nicht viel zu besorgen habe, als er einen Theil seiner Streitkräfte von dort nach dem Centrum und der Linken zog und zum Widerstande gegen die anstürmenden Engländer und Hannovraner vereinigte. Eine neu errichtete Batterie begann gegen sie Tod und Verderben zu speien. Von vorne her, von der Flanke und auch vom Rücken wurden die Reihen der Angreifer von den feindlichen Geschützen bestrichen. Denn der englische General Ingoldsby hatte es versäumt, den ihm ertheilten Befehl zur Ausführung zu bringen und die an dem Rande des Waldes von Barry angelegte Batterie zu erstürmen. Durch unglaubliche Anstrengungen gelang es endlich den Franzosen, dem ferneren Vorrücken der Engländer, deren Reihen sich in Folge des engen Terrains zu einer compacten, keilförmig in Fontenoy eindringenden Angriffscolonne zusammen geballt hatten, Einhalt zu thun, sie zum Stehen, ja endlich in eine rückgängige Bewegung zu bringen. Zweimal führte der Herzog von Cumberland sie wieder gegen den Feind; immer umsonst. Als endlich, wie Königsegg sich ausdrückt, aus der Schlacht eine Schlachtbank geworden, und in Folge der Feigheit der Holländer jede Hoffnung, den Sieg zu erringen, verschwunden war, rieth der Feldmarschall zum Rückzuge.

Daß derselbe nicht ohne alle Verwirrung begonnen wurde, zeigt am besten das Schicksal, welches Königsegg traf. Mit solcher Gewalt rannte ein fliehender Reiter an ihn, daß der greise Feldmarschall zu Boden geworfen und arg verletzt wurde.

Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant von Moltke deckte mit dem Reservecorps, das aus den österreichischen Schwadronen [68]) und einigen Bataillonen gebildet war, den Rückzug der Verbündeten. Hier wurde der österreichische General Forgács verwundet. Die gute Haltung der Reserve und wohl auch der empfindliche Verlust, welchen die Franzosen erlitten hatten, hinderte sie an der Verfolgung. Unbeirrt zogen die Verbündeten sich unter die Kanonen von Ath zurück.

So endete nach achtstündigem Kampfe die Schlacht bei Fontenoy, in welcher das englisch-holländische Heer über siebentausend Mann und

dreißig Kanonen verlor. Die Tapferkeit des englischen und hannoverschen Fußvolkes, vor Allem aber die Unerschrockenheit und Todesverachtung ihres Führers, des Herzogs von Cumberland, wurden von Freund und Feind gleichmäßig gepriesen. Die britische Cavallerie erntete weniger Lob; einstimmig aber war man in Verurtheilung der Holländer, deren geringe Kriegstüchtigkeit sich in grellem Lichte gezeigt hatte.

So wie der Herzog von Cumberland bei den Verbündeten, so war bei den Franzosen der Marschall von Sachsen der Held des Tages. Persönlich war er überall an die bedrohtesten Punkte geeilt und hatte im wahren Sinne des Wortes die Schlacht regiert. Dem Könige von Frankreich aber gebührt das Verdienst, daß er den Marschall ungestört walten ließ, sich mit der Rolle eines Zuschauers begnügte und nicht durch unzeitige Einmischung hemmend eingriff in den Gang der Schlacht.

Mit dem Ausgange derselben war auch der des ganzen Feldzuges in den Niederlanden entschieden. War schon während der Schlacht der Mangel einer einheitlichen Leitung des Heeres der Verbündeten in empfindlichster Weise zu Tage getreten, so machte sich dieser Uebelstand von nun an noch in erhöhtem Maße fühlbar [69]). Der Zwiespalt zwischen den Führern steigerte sich schon aus dem Grunde in bedenklicher Weise, weil Jeder dem Andern die Schuld an dem unglücklichen Ausgange der Schlacht gab. Welch hoher Grad der Gereiztheit zwischen ihnen herrschte, wird dadurch am besten bezeichnet, daß Königsegg nicht vermochte die Erstattung eines gemeinschaftlichen Schlachtberichtes zu Stande zu bringen. Aus Furcht daß hiebei die gegenseitige Eifersucht in offene Zwistigkeit ausbreche, stand er ganz davon ab und begnügte sich damit, Maria Theresia und dem Großherzoge einen wahrheitsgetreuen Bericht zu übersenden. Doch bat er dringend, denselben nicht zur Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, weil dadurch die Mißstimmung unter den Verbündeten nur noch gesteigert werden könnte [70]).

Der Marschall von Sachsen war völlig damit zufrieden, es dahin gebracht zu haben, daß die Verbündeten ihn bei der Fortsetzung

der Belagerung von Tournay nicht mehr zu stören vermochten. Am 23. Mai ergab sich die Stadt, die Citadelle aber erst am 20. Juni. Die Besatzung, welche noch fünftausend Mann zählte, mußte sich verpflichten, bis zum 1. Jänner 1747 nicht gegen Frankreich zu dienen.

Während das französische Heer sich vor Tournay befand, standen die Verbündeten in einem befestigten Lager bei Lessines, eifrig damit beschäftigt, die in der Schlacht bei Fontenoy erlittenen Verluste zu ersetzen und sich ausreichend zu verstärken, um wo möglich dem Feinde neuerdings in offenem Kampfe begegnen zu können. Am 4. Juni schloß Maria Theresia mit der englischen Regierung einen Vertrag, durch welchen sie achttausend Mann in britischen Sold gab. Die Engländer sandten zwei, die Holländer fünf neue Regimenter. Da jedoch die Franzosen gleichfalls sehr ansehnliche Verstärkungen erhielten, blieb das gegenseitige Verhältniß der beiden Armeen so ziemlich das gleiche. Die Nothwendigkeit, die verschiedenen Festungen mit ausreichenden Besatzungen zu versehen, schwächte die Verbündeten noch mehr, und es ist wohl kein Zweifel, daß wenn der Marschall von Sachsen mit seinem so vielfach überlegenen Heere sich gegen die Armee der Verbündeten gewendet hätte, dieselbe entweder geschlagen oder doch zur Räumung der österreichischen Niederlande gezwungen worden wäre.

Aber nicht auf die Vernichtung des Feindes, sondern auf die Eroberung der Städte und der Festungen ging man damals aus. Nach dem Falle Tournay's richtete der Marschall von Sachsen sein Augenmerk auf die Wegnahme von Gent, in welcher fast offenen Stadt die Engländer unbegreiflicher Weise ihre Vorräthe aufgestapelt hatten, während doch das stark befestigte Antwerpen den sichersten Zufluchtsort für sie darbot. Am 11. Juli wurde Gent fast ohne Widerstand genommen, und drei Tage später ergab sich auch die dortige Citadelle, deren Besatzung nicht mehr als siebenhundert Mann zählte. Am 21. Juli fiel Oudenarde; Dendermonde, Ostende und Nieuport ergaben sich der Reihe nach während des Monates August.

Alle diese Ereignisse geschahen, ohne daß die Verbündeten in dieselben irgendwie einzugreifen wagten. Aus ihrer Stellung bei

Lessines waren sie in eine solche bei Grammont und von da durch Brüssel in ein Lager hinter dem Canal von Vilvorde zurückgewichen, von wo aus sie Brüssel, Löwen, Mecheln und Antwerpen beschützten. Hierauf, insbesondere aber auf die Bedeckung von Brüssel und Antwerpen als der wichtigsten Städte des Landes war nun Königsegg fast allein noch bedacht [71]). Seine Berichte sind erfüllt mit Klagen über seine bedauernswürdige Lage, welche ihm dadurch noch peinlicher wurde, daß sein Alter und seine körperliche Gebrechlichkeit es ihm fast unmöglich machten, die Beschwerden des Lagerlebens länger zu ertragen. Er sei von der Ueberzeugung durchdrungen, schrieb er an Franz von Lothringen, daß er nicht mehr zum Felddienste tauge und der Ausübung eines Berufes entsagen müsse, welcher eine starke Gesundheit und ungebrochene Kräfte verlange [72]).

Mit der Einnahme von Ath, welches der Feldmarschall-Lieutenant Graf Wurmbrand am 8. Oktober den Franzosen übergab, endigte der Feldzug des Jahres 1745 in den Niederlanden. Ereignisse von unberechenbarer Tragweite riefen den Herzog von Cumberland und den größten Theil seiner Truppen nach den britischen Inseln zurück. Schwer erklärlich ist es, warum die Franzosen sich diesen Umstand nicht besser zu Nutzen machten, und wie man selbst am Hofe von Versailles es wünschte [73]), wenigstens durch einige Zeit noch die Kriegsunternehmungen fortsetzten. Denn für den vielversprechenden Beginn des Feldzuges, den Sieg bei Fontenoy und die Eroberung von Tournay war die Wegnahme einer Anzahl wenig bedeutender Plätze gerade kein glänzendes Ergebniß desselben. Aber der Marschall von Sachsen begnügte sich damit, und Königsegg konnte nach Wien berichten, daß obgleich man alle Festungen in Flandern verloren habe, die Franzosen sich doch in dieser Provinz nicht würden halten können, wenn man nur Brüssel und Antwerpen so wie die Verbindung mit Holland zu behaupten und im künftigen Jahre mit Uebermacht aufzutreten vermöge. Königsegg kehrte nach Wien zurück und erschien nicht wieder im Felde.

Drittes Capitel.

Es sind aus der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, auffallend wenig eigenhändige Aufzeichnungen Maria Theresia's vorhanden. Dennoch läßt sich, wenn gleich nicht aus solchen, so doch aus den Mittheilungen verläßlicher Berichterstatter ersehen, daß die Königin, wie es ja auch in der Natur der Sache gelegen ist, durch die Nachrichten aus den Niederlanden aufs tiefste betrübt wurde [1]). Auch sie mochte sich nicht darüber täuschen, daß durch die Schlacht bei Fontenoy das Schicksal des ganzen Feldzuges so ziemlich entschieden sei. Wie es bei unglücklichen Kriegsereignissen, an denen Mehrere betheiligt sind, noch fast immer und bekannter Maßen nach der Schlacht bei Fontenoy ganz besonders der Fall war, schoben die Verbündeten sich gegenseitig die Schuld des Mißlingens zu. Auch Maria Theresia blieb nicht von dem Vorwurfe verschont, daß wenn sie an einem Kampfe, in welchem doch eigentlich ihr eigenes Land auf dem Spiele stand, mit einer stärkeren Truppenzahl Antheil genommen hätte, der Ausgang der Schlacht ein ganz anderer gewesen wäre. Der von ihr gefaßte Entschluß, ihre Hauptmacht gegen Preußen zu verwenden, wurde von den Seemächten ziemlich deutlich als ein für die gemeinsame Sache nachtheiliger bezeichnet. Die englischen Minister, vor kurzem noch in hohem Grade gegen Friedrich eingenommen, deuteten darauf hin, daß es erwünscht wäre, wenn die Feindseligkeiten gegen Preußen in friedlichem Wege beigelegt werden könnten, um alle Streitkräfte zu dem Kampfe gegen die bourbonischen Höfe zu vereinigen [2]).

Wenn die britische Regierung es unterließ, bei Maria Theresia ein förmliches Begehren in diesem Sinne zu stellen, so ist der Beweggrund hievon offenbar nur in ihrer Ueberzeugung von der völligen Fruchtlosigkeit eines solchen Schrittes zu suchen. Allzuwohl kannte sie die Gesinnung, die Wünsche und Entwürfe der Königin, um zu wissen, daß dieselbe nicht ohne das Aeußerste versucht zu haben, dem Plane der Wiedereroberung Schlesiens entsagen werde. Und in der That standen diese Entschlüsse nach wie vor unumstößlich fest. Nicht das geringste war in denselben durch die Schlacht bei Fontenoy verändert, noch Maria Theresia's zuversichtliche Erwartung irgendwie erschüttert worden, daß ihr ein siegreicher Feldzug binnen kürzester Zeit den unbestrittenen Besitz Schlesiens zurückgeben werde.

Der erste Schritt zur Erreichung dieses heißersehnten Zieles hätte ohne Zweifel darin bestehen sollen, auch die Vorbereitungen zu dem herannahenden Feldzuge mit jener Sorgfalt und Energie zu treffen, welche die beste Bürgschaft für das Gelingen desselben dargeboten hätten. Man würde in Wien klug daran gethan haben, wenn man in dieser Beziehung dem Beispiele des Königs von Preußen einiger Maßen gefolgt wäre. Klar erkannte derselbe die große Bedeutung der bevorstehenden Ereignisse für sich selbst und sein Land. Alles that er, was nur immer in seinen Kräften stand, um sie für sich günstig zu gestalten. Schon im März ging er wieder nach Schlesien, und wie er selbst sagt, war er Tag und Nacht und nach jeder Richtung hin ununterbrochen thätig, um seine Lage zu verbessern. Mag nun die Meinung des Wiener Hofes, die Bevölkerung Schlesiens sei voll Unzufriedenheit mit der Herrschaft Friedrichs und sie sehne sich darnach, des preußischen Joches entledigt zu werden [3]), begründet gewesen sein oder nicht, gewiß ist nur, daß der König nichts versäumte, die Stimmung der Einwohner des Landes für sich zu gewinnen. Noch mehr war er bemüht, das Vertrauen der Armee in seine Führung, welches durch die Ereignisse des letzten Feldzuges gar sehr erschüttert worden war, neuerdings zu kräftigen. Durch unermüdeten Eifer und rastloses Bemühen gelang es ihm, die ziemlich tief gesunkene Meinung von seinem Feldherrntalente wieder zu heben, insbesondere aber, und darin

bestand eben die Hauptsache, sein Heer beträchtlich zu vermehren und es so schlagfertig zu machen, daß ihm um jene Zeit wohl kein anderes in ganz Europa an Kriegstüchtigkeit gleichkam.

Einen bedauerlichen Gegensatz zu dieser Thätigkeit des Königs bietet die Langsamkeit, mit welcher die Vorbereitungen zum Kriege auf Seite der Oesterreicher betrieben wurden. Die Unparteilichkeit unseres venetianischen Berichterstatters wird durch das Lob, welches er den Vorbereitungen des Königs von Preußen zum entschlossensten Widerstande spendet, und durch den scharfen Tadel charakterisirt, mit dem er der entgegengesetzten Haltung der Oesterreicher gedenkt. Friedrich entwickle eine solche Thätigkeit, heißt es in einem der Schreiben Erizzo's, daß Viele dem Wiener Hofe ein Gleiches wünschten. „Aber „immer ist es", fügt er hinzu, „ein ungemein schwieriges Werk, „tief eingewurzelte Gewohnheiten zu überwinden" [4]).

Man würde Maria Theresia Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß es ihr hiezu an dem Willen oder der Kraft gefehlt habe. Aber in diesen militärischen Dingen zeigte sich recht die ungleich größere Schwierigkeit ihrer Stellung dem Könige von Preußen gegenüber. Der weitaus befriedigendere Zustand, in welchem Friedrich Wilhelm I. von Preußen seine Kriegsmacht seinem Sohne hinterließ, im Vergleiche zu demjenigen, in welchem sich das österreichische Heer nach dem Tode Karls VI. befand, machte sich natürlicher Weise noch immer in hohem Grade fühlbar. In Oesterreich ungleich mehr als in Preußen hätte es eines Mannes bedurft, welcher die vorhandenen Mängel mit eigenem Auge zu erkennen und ihnen durch energisches Eingreifen abzuhelfen vermocht hätte. Während dieß von Seite Friedrichs bei seinem schon in viel besserem Zustande befindlichen Heere noch immer geschah, unterblieb es fast gänzlich bei der österreichischen Armee, welche dessen doch noch in weit höherem Maße bedurfte. Der Mann, dessen Aufgabe solches zunächst gewesen wäre, der Großherzog von Toscana besaß keine der hiezu nöthigen Eigenschaften, und seiner Gemalin war es eben dadurch, daß sie eine Frau war, ganz unmöglich gemacht, auch auf diesem Gebiete, wie es sonst wohl erfolgreich geschah, mit dem Könige von Preußen zu rivalisiren. An Thätigkeit

und Eifer ließ freilich auch sie es nicht fehlen. Aber wo Jener persönlich sah und persönlich handelte, mußte sie sich auf fremde Berichte und auf die Erlassung von Anordnungen beschränken, bei denen es doch zumeist wieder auf die Art und Weise ankam, wie sie von fremden Händen ausgeführt wurden.

Daß dieß nur selten in befriedigendem Maße geschah, daran ist auch Maria Theresia nicht ohne alle Schuld. So groß und bewunderungswürdig ihre Willenskraft auch war, zur Besiegung der tief eingewurzelten Uebelstände reichte sie, um Erizzo's Worte zu gebrauchen, doch nicht immer aus. Bei der Frage der Abberufung des Fürsten von Lobkowitz hat es sich gezeigt, daß Maria Theresia's treueste Diener, daß die Männer ihres unbeschränkten Vertrauens dort, wo ihre eigenen Interessen oder die ihrer Angehörigen ins Spiel kamen, selbst dem entschiedenen Willen der Königin, wenn auch nicht offen, so doch insgeheim entgegen zu wirken sich erlaubten. Diese Bemühungen blieben zumeist nicht ohne Erfolg. So vermochte Maria Theresia niemals es durchzusetzen, daß die Generale und höher gestellten Offiziere auch in den Winterquartieren bei den Truppen verweilten, um für deren bessere Einübung und die übrigen Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge thätig zu sein. In demselben Augenblicke, in welchem König Friedrich sich zu seinem Heere nach Schlesien begab, schreibt Erizzo an die Signorie, daß der größte Theil der österreichischen Offiziere sich ruhig in Wien befinde, und selbst Prinz Karl von Lothringen wohl kaum vor Ende des Monates März bei seiner Armee eintreffen werde[5]).

Die Besorgnisse Erizzo's wurden jedoch in dieser Beziehung noch durch die Wirklichkeit übertroffen. Nicht zu Ende des Monates März, sondern erst in den letzten Tagen des April ging Prinz Karl zu dem Heere. Um solches Zaudern vor sich selber zu rechtfertigen, bewegte man sich stets in einem ganz eigenthümlichen Trugschlusse. Es hieß immer die Anwesenheit des Oberfeldherrn bei der Armee sei nicht nöthig, bis nicht die Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges vollständig beendigt wären. Mit diesen Vorbereitungen aber ging es gerade darum so langsam, weil eben der oberste Leiter des Heeres,

welcher mit seiner eigenen Thätigkeit Alles hätte durchdringen sollen, von demselben abwesend war, und das üble Beispiel, welches er selbst gab, von der Mehrzahl seiner Generale treulich befolgt wurde.

Man sah es noch als ein Glück für den Prinzen an, daß wenigstens ein Mann vorhanden war, von welchem man sich nach den bisher an ihm gemachten Erfahrungen versprechen durfte, er werde durch seine hervorragenden militärischen Eigenschaften bei dem bevorstehenden Feldzuge Vorzügliches leisten. Es war dieß der Feldmarschall-Lieutenant Graf Leopold Daun, welcher schon damals als ein Mann von vielem Talente und von großer Tapferkeit sich einen ausgezeichneten Namen erworben hatte. Doch besorgte man von ihm, da er noch jung war, daß ein zu großer Mangel an Erfahrung ihn vielleicht hindern werde, dem Prinzen jene heilsamen Rathschläge zu geben, deren derselbe doch manchmal bedürfen könnte [6]).

Die Siegeshoffnungen der Königin, welche gleich ihrer ganzen Umgebung dem Ausgange des Feldzuges mit einer Zuversicht entgegen sah, die in den thatsächlichen Verhältnissen gewiß nicht genügend begründet war und darum dem Wiener Hofe schon damals zu oft wiederholten Malen zum Vorwurfe gemacht wurde [7]), scheinen gleich den düsteren Besorgnissen des Königs von Preußen noch schwerer erklärlich, wenn man die Streitkräfte mit einander vergleicht, welche den beiden Gegnern zu Gebote standen. Daß die Preußen an Ausrüstung und Einübung den Oesterreichern überlegen waren, wurde bereits erwähnt. Auch um das Verpflegswesen war es bei ihnen weit besser bestellt, und was die Stärke der Heere betrifft, so mag dieselbe als eine so ziemlich gleiche angenommen werden. Ist die Berechnung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig richtig, daß von den 114.000 Mann, welche der König von Preußen überhaupt aufstellen wollte, nur mehr fünfzehnhundert Mann fehlten [8]), so war sogar die preußische Armee ungleich zahlreicher als das Heer der Verbündeten. Allerdings sollte dasselbe gleichfalls auf 114.000 Mann gebracht werden; wie jedoch die preußischen Schriftsteller selbst zugeben, zählte es nicht mehr als neunzigtausend Mann, und darunter gegen vierzehntausend irreguläre Soldaten [9]). Rechnet man noch hinzu, daß sich in dieser Gesammtzahl

zwanzigtausend Sachsen befanden, welche der Herzog von Weißenfels befehligte, während die preußische Armee eine einzige compacte, von ihrem König geführte und demselben blindlings gehorchende Masse darbot, so können auch darin nur Umstände erblickt werden, welche schon vor dem Beginne des Kampfes auf einen ganz anderen Ausgang desselben hindeuteten, als ihn Maria Theresia so zuversichtlich erwartete und selbst Friedrich zu befürchten schien.

Die damalige Gefahr des Königs von Preußen ist zuerst von ihm selbst und seither von Allen, die auf seine Worte schwören, wohl sehr überschätzt worden. Allerdings hatte Maria Theresia mit August von Sachsen Verabredungen getroffen, denen zufolge die Macht des Königs von Preußen gar eng beschränkt werden sollte. Aber von dem Abschlusse dieses Vertrages bis zur Ausführung seiner Bestimmungen war noch ein weiter Weg, und wer schon zu jener Zeit mit vorurtheilsfreiem Auge um sich blickte, konnte nicht lange im Zweifel sein, daß das Ziel wohl so bald nicht werde erreicht werden. So ungetheilte Anerkennung daher auch den rastlosen Anstrengungen des Königs, die Entwürfe seiner Gegner zu vereiteln, gezollt werden muß, so wenig kann man in die enthusiastischen Lobpreisungen einstimmen, welche seinen damaligen Aeußerungen in so verschwenderischem Maße gezollt werden. Es nöthigt eher ein Lächeln als Bewunderung ab und kann gewiß nicht als ein Beweis von fast übermenschlicher Seelengröße angesehen werden, wenn ein so ausgezeichneter Feldherr wie Friedrich an der Spitze eines Heeres von mehr als hunderttausend Mann trefflich gerüsteter und geübter Krieger einem keineswegs überlegenen Feinde gegenüber versichert, daß er lieber untergehen als ein ruhmloses Leben führen wolle, wenn er von vergeblichen Rettungsversuchen, von der Begrabung des preußischen Namens spricht und seine Lage mit derjenigen Maria Theresia's im Jahre 1741 vergleicht. Ja daß er es nöthig findet, an dem Muthe, welchen nach seinem eigenen Zeugnisse diese Fürstin damals bewährte, den seiner Anhänger wieder aufzurichten, daß seinem vertrautesten Minister Podewils, wie uns von preußischer Seite berichtet wird, bei dem Beginne des Krieges die Haare zu Berge standen und er die Befürchtung aussprach, für das

Haus Brandenburg komme nun die Periode seines Falles[10]). Alles das erweckt den Gedanken, die um jene Zeit nicht selten auftauchende Behauptung, daß man in Preußen bei der geringsten Umwölkung des Horizontes ebenso kleinlaut wie nach errungenem Siege übermüthig werde, sei nicht ohne alle Berechtigung gewesen.

Schon lange bevor noch Prinz Karl von Lothringen zur Abreise nach dem Kriegsschauplatze schritt, ließ er durch die ungarischen Insurrectionstruppen in Oberschlesien den Kampf beginnen. Der Feldmarschall-Lieutenant Graf Karolyi griff am 8. April 1745 Rosenberg an. Das Städchen war von drei Compagnien und einer Husarenschwadron unter dem Major Schafftedt besetzt. Nach kurzem Widerstande suchte derselbe vor der Uebermacht aus Rosenberg zu entkommen. Auf freiem Felde umringt, mußte er die Waffen strecken, durfte jedoch unter der Bedingung abziehen, ein Jahr lang nicht gegen Maria Theresia zu dienen. Während dieser Verhandlungen erschienen zwei preußische Compagnien und etwa sechzig Husaren mit einem Geschütze zur Unterstützung ihrer Landsleute. Allsogleich griff Karolyi sie an und sie mußten sich gleichfalls ergeben. Der Verlust der Preußen betrug vierhundert Mann und dreißig Offiziere[11]).

Dieser kühne Streifzug der Insurgenten bewog den König von Preußen, ein kleines Corps auf das rechte Ufer der Oder vorgehen zu lassen. Mit abwechselndem Glücke kämpfte es gegen die Insurrectionstruppen; doch fand es der König, der sich jetzt nur vertheidigungsweise verhielt, gerathen, seine Streitkräfte enger zusammen zu ziehen. Er rief seinen Vetter, den Markgrafen Karl, aus Jägerndorf, und mit ihm sämmtliche preußische Truppen aus Oberschlesien zurück. Sich der Angriffe der ungarischen Insurgenten zwar tapfer, aber doch nur mühsam erwehrend, kam der Markgraf dem Befehle des Königs nach. Seinen Proviant und das Gepäck büßte er jedoch dabei fast vollständig ein.

Trotz dieses anscheinenden Mißgeschickes war es doch nur der König von Preußen und nicht etwa sein Gegner, welcher seine Absicht auch wirklich erreichte. Friedrich vereinigte seine Truppen auf einem einzigen Punkte und setzte sich dadurch in Bereitschaft, nach

jeglicher Richtung hin einen Hauptschlag zu führen. Dadurch wurde der Plan des Prinzen, der den König über den Ort, von welchem her ihm der Angriff drohte, zu täuschen und zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu verleiten suchte, von selbst vereitelt.

Am 4. Mai war Prinz Karl in Königgrätz eingetroffen, in dessen Umgebung die Hauptstärke des österreichischen Heeres sich versammelte. Am 18. Mai ging es bis Jaromirz vor; am 26. traf der Prinz mit dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels in Johnsdorf zusammen. Tags darauf fand endlich der Einmarsch in Schlesien statt. Zu Landshut vereinigten sich am 29. Mai das österreichische und das sächsische Heer. Hier erhielt der Prinz die erfreuliche Nachricht, daß Kosel von den Oesterreichern unter Oberst Buccow genommen worden sei. Ein preußischer Fähnrich, an seinem König zum Verräther geworden, führte die Panduren an der wenigst beachteten Stelle zur Nachtzeit über den Wall. Nach kurzem Kampfe ergab sich die preußische Besatzung als kriegsgefangen. Schon während des Angriffes waren sechzig Mann zu den Oesterreichern übergegangen. Jetzt nahm auch noch der sechste Theil der Gefangenen, deren Gesammtzahl fast sechshundert betrug, Dienste bei den Oesterreichern.

Am Wiener Hofe war man über das endlose Zaudern des Prinzen von Lothringen schon ungeduldig geworden. Daher hielt es derselbe zu wiederholten Malen für nöthig, die stete Verzögerung damit zu entschuldigen, daß die völlige Beendigung aller zeitraubenden Vorbereitungen zur Sicherung des Erfolges ganz unerläßlich sei [12]). Mit um so größerer Bestimmtheit glaubte man nun auch auf diesen Erfolg zählen zu dürfen. Der glückliche Einmarsch in Schlesien, dessen Grenze von den zurückweichenden preußischen Truppen gar nicht vertheidigt wurde, und die Wegnahme von Kosel steigerten diese Zuversicht zur Gewißheit. Insbesondere war es die Königin selbst, welche durch ihre leichte Erregbarkeit sich zu der festen Ueberzeugung hinreißen ließ, daß die Nachricht von einem Zusammentreffen beider Armeen auch die eines glänzenden Sieges über die Preußen sein müsse [13]).

Wirklich deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß ein solches Zusammentreffen ganz nahe bevorstehe. Als Karl von Lothringen am 1. Juni von Landshut nach Reichenau vorrückte, empfing er von Nadasdy die Meldung, daß man von den Höhen, welche er nächst Freiburg besetzt hielt, den Feind gewahr werde, der sich mit seinen Truppen bereits hinter Schweidnitz befinde. Allsogleich eilte der Prinz zu Nadasdy und sah das preußische Heer hinter Schweidnitz gelagert, einen Flügel an diese Stadt, den anderen an Jauernik gelehnt, ein Dorf an der Straße, die von Schweidnitz nach Striegau führt [14]).

Der Prinz ging offenbar von der Absicht aus, den König von Preußen in der gleichen Weise aus einem großen Theile von Schlesien, ja vielleicht aus der ganzen Provinz zu verdrängen, in welcher derselbe im verflossenen Jahre aus Böhmen vertrieben worden war. Er wurde hierin durch die Nachricht bestärkt, die ihm ein wahrscheinlich vom Könige erkaufter Spion hinterbrachte, daß derselbe bis nach Breslau zurückweichen und unter den Kanonen dieses Platzes sich aufstellen werde. Darum beschäftigte sich Karl auch in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem die beiden Heere nur mehr drei Stunden von einander entfernt waren, nicht etwa mit Vorbereitungen zum Angriffe, sondern nur damit, in einer ihm günstig scheinenden Stellung bei Baumgarten ein Lager zu beziehen. Der rechte Flügel wurde an Quolsdorf, der linke an Bolkenhain gelehnt, die Vorhut aber auf einer vortheilhaft gelegenen Anhöhe nächst Hohenfriedberg aufgestellt.

Dort versammelte Karl von Lothringen am Morgen des 3. Juni seine eigenen und die sächsischen Generale zur Berathung. Lobkowitz war noch aus Italien nicht eingetroffen. Von bekannteren Männern müssen Thüngen und Berlichingen, Wenzel Wallis, Leopold Daun, der jüngere Königsegg, Grünne, Bernes und Nadasdy unter den Oesterreichern, unter ihren Verbündeten aber der Chevalier de Saxe genannt werden. Sie stimmten der Meinung des Prinzen bei, der König werde sich bei ihrer Annäherung zurückziehen, und es sei gut, so bald als möglich die Ebene zu gewinnen. In dieser Absicht führte Karl von Lothringen, als die Preußen fortan unbeweglich in ihrer Stellung verblieben, noch an demselben Tage um drei Uhr Nachmittags das Heer in Schlachtordnung gegen

Hohenfriedberg vor. Zwischen dieser Ortschaft und Eisdorf, welches nordwestlich von Striegau liegt, nahm es für die Nacht seine Aufstellung. Die mannigfachen Vorkehrungen, welche zur Deckung derselben noch mangelten, dachte der Prinz am nächsten Morgen nachzuholen. Er selbst nahm in Hausdorf sein Hauptquartier.

Mit bewunderungswürdiger Klugheit hatte der König seine Absicht, die Verbündeten während ihres Vordringens aus dem Gebirge in die Ebene anzugreifen, dem Prinzen von Lothringen zu verbergen gewußt und ihn glauben gemacht, daß er nur an ferneren Rückzug denke. Ruhig hatte er am 2. Juni die Bewegungen seiner Gegner beobachtet. Als er aber am folgenden Tage gewahr wurde, daß sie in die Ebene vorrückten, sah er den geeigneten Augenblick zu raschem Handeln gekommen, und setzte noch um acht Uhr Abends sein Heer gegen Striegau in Marsch. Zwischen dieser Stadt und dem südöstlich von derselben gelegenen Dorfe Stanowitz war um zwei Uhr Nachts das preußische Heer in zwei Treffen aufgestellt.

Der Landstrich, welcher die beiden Armeen von einander trennte, bestand aus einer durch Dörfer, Gebüsche, morastige Wasser und Gräben vielfach durchschnittenen Ebene, welche nach der Westseite hin, wo die Verbündeten standen, bewaldete Höhen begrenzten. Ein Theil derselben war bis über Eisdorf und die benachbarte Ortschaft Pilgrimshain hinaus von den Sachsen, nach Hohenfriedberg hin aber von den Oesterreichern besetzt. Gegen die Ersteren als den in jeder Beziehung schwächeren Theil beschloß Friedrich zunächst seinen Angriff zu richten.

Um vier Uhr Morgens ertönten die ersten Kanonenschüsse von Seite der Preußen. Zu gleicher Zeit vertrieb General Dumoulin schon im ersten Anpralle die Sachsen von der Höhe bei Pilgrimshain, und eröffnete nun ein wirksames Feuer auf ihre Reihen. Nur zu sichtbar zeigte es sich in jeder ihrer Bewegungen, daß die Sachsen durch den unvermutheten Angriff völlig überrascht waren. Dennoch fochten sie nicht ohne Muth und manchmal sogar mit einigem Erfolge. Als der preußische General-Lieutenant Graf Rothenburg die Cavallerie gegen die bei Pilgrimshain aufgestellten sächsischen Reiter führte, warfen sie

sich ihm mit Entschlossenheit entgegen und durchbrachen das erste Treffen der Preußen. Das zweite preußische Treffen unter General Stille hemmte jedoch das fernere Vordringen der Sachsen, ja es nöthigte sie sogar, durch das Feuer von der Höhe bei Pilgrimshain wirksam unterstützt, zu eiligem Rückzuge. Nun sammelte sich die gesammte Reiterei des rechten Flügels der Preußen neuerdings zum Angriffe. Die sächsische Cavallerie wurde zurückgeworfen, und obgleich es ihren Führern gelang, sie noch ein drittes Mal vorwärts zu bringen, so endigte doch der dortige Kampf zum völligen Nachtheile der Sachsen. In eiliger Flucht räumte ihre Cavallerie das Schlachtfeld. Ihr Fußvolk, von den Reitern verlassen, suchte sich nun bei Eisdorf, welches dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels zum Hauptquartier gedient hatte, zu behaupten. Aber es vermochte den energischen Angriffen der Preußen nicht lang zu widerstehen. Die beiden Brüder Dietrich und Moriz von Anhalt führten die Bataillone des rechten preußischen Flügels wider die sächsische Infanterie. Allerdings litten die Preußen durch das wohlgezielte Feuer der Sachsen empfindlichen Schaden, aber zuletzt gewannen sie doch völlig die Oberhand. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels besorgte umgangen und abgeschnitten zu werden. Er trat den Rückzug nach Reichenau an.

Der linke Flügel des verbündeten Heeres, aus den sächsischen Truppen bestehend, war aus dem Felde geschlagen, ehe noch das Centrum und der rechte Flügel, aus den Oesterreichern gebildet, überhaupt zum Kampfe kamen. Wenn kein anderer Bote, so hätte doch der Donner der Kanonen den Prinzen von Lothringen aus seiner Ruhe emporschrecken und ihn bewegen sollen, augenblicklich die nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen. Er aber glaubte, die Preußen in Striegau würden von den Sachsen beschossen. Nicht früher als um fünf Uhr ward er inne, was auf dem linken Flügel seines Heeres geschah. Jetzt erst ergingen die Befehle an die Truppen, zu den Waffen zu greifen.

Noch konnte man hoffen, die Schlacht wieder herzustellen, wenn es nur gelänge, den Preußen in die linke Flanke zu fallen. Dazu bedurfte es aber rascher und kühner Bewegungen, und diese waren nicht

Sache des Prinzen von Lothringen. Statt an Schnelligkeit mit den Preußen zu wetteifern, welche in vollem Laufe ihren Aufmarsch bewerkstelligten, begnügte sich der Prinz, ihnen denselben durch Kanonenfeuer zu erschweren. Dann wollte er seine Reiterei, welche zwischen Thomaswalde und Olbersdorf in der Aufstellung begriffen war, zum Angriffe vorsenden. Sie ging zwar bis an das Striegauer Wasser, welches dort die Ebene durchschneidet, glaubte jedoch die sumpfigen Ufer dieses Baches nicht überschreiten zu können, während solches doch binnen kürzester Frist von der preußischen Cavallerie wirklich bewerkstelligt wurde. Mit ihr griff der General von Nassau die Oesterreicher an, und es entspann sich nun ein wechselndes Reitergefecht, während dessen auch das beiderseitige Fußvolk hart an einander gerieth.

Graf Leopold Daun hatte seine Leute in Gräben postirt, und die anrückenden Preußen wurden mit einem wohlgenährten Gewehrfeuer und mit Kartätschen empfangen. Sie hätten zurückweichen müssen, wenn ihnen nicht ihre Cavallerie, welche an diesem Tage mit Ruhm sich bedeckte, zu Hülfe gekommen wäre. In unwiderstehlichem Anprall stürzte sich das Dragoner-Regiment Geßler auf das österreichische Fußvolk und warf es zurück. Auch die österreichischen Reiter wichen; muthig drängte nun die preußische Infanterie mit gefälltem Bajonette nach, und jetzt waren die Oesterreicher nirgends mehr zu halten. Um zu verhindern, daß ihr Rückzug nicht in allgemeine Flucht ausarte, setzte sich Karl von Lothringen persönlich der augenscheinlichsten Gefahr aus. Er stellte die Armeecorps der Generale Wallis und Nadasdy auf die Höhen von Hohenfriedberg, und führte dort Geschütz auf, um die Preußen an der Verfolgung zu hindern. Der König aber begnügte sich mit den errungenen Vortheilen. Um acht Uhr Morgens war er völlig Meister des Schlachtfeldes, doch wurde noch durch mehrere Stunden eine ziemlich wirkungslose Kanonade unterhalten. Als die Oesterreicher, welche gleichfalls nach Reichenau zurückgingen, sich im Gebirge in Sicherheit befanden, brachen sie das Geschützfeuer ab.

So endigte die Schlacht bei Hohenfriedberg, in welcher das Heer der Verbündeten eine vollständige Niederlage erlitt, König Friedrich von Preußen aber den glänzendsten Sieg errang, den er bis

dahin erfochten hatte. Sein Verlust mag ungefähr fünftausend Mann, der seiner Gegner aber wohl das Dreifache betragen haben. Auf Seite der Oesterreicher befanden sich der Feldzeugmeister von Thüngen und drei andere Generale unter den Todten; drei Generale, unter ihnen Leopold Daun unter den Verwundeten. Feldzeugmeister von Berlichingen und zwei andere Generale waren gefangen.

Aus dem großen Verluste an Generalen läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß sie es an persönlichem Muthe nicht fehlen ließen. Und wirklich hatten sie gleich dem obersten Führer des Heeres in das dichteste Handgemenge sich begeben, um den Ausgang des Tages wo möglich noch zu Gunsten der Verbündeten zu wenden. Nicht also an Tapferkeit, um so mehr aber an den übrigen noch ungleich schwerer wiegenden Eigenschaften gebrach es, von denen der Ausgang der Schlachten gemeiniglich abhängt. Die Führung des Heeres muß vielmehr in jeder Beziehung als eine äußerst mangelhafte bezeichnet werden. Anfangs wurden auch die gewöhnlichsten Vorsichten vernachlässigt, um die Stellung der Truppen gegen einen feindlichen Ueberfall zu sichern. Als derselbe hierauf in der That bewerkstelligt wurde, da fehlte es wieder an dem kühnen Entschlusse und an der raschen Ausführung der Maßregeln, welche allein noch größeres Unheil zu verhindern vermochten. Ueberall war die einheitliche Leitung zu vermissen. Die Sachsen und die Oesterreicher schienen gar nicht Bestandtheile einer und derselben Armee, sondern zwei selbstständige, zusammenhangslose Heerkörper zu sein. Ja selbst in den österreichischen Abtheilungen allein machte sich der Mangel eines einzigen entschlossenen und durchgreifenden Willens empfindlich fühlbar. Fast ohne Befehle gelassen, mußten die einzelnen Generale, je nachdem ihre Truppen angegriffen wurden, auf eigene Faust, nach eigenem Ermessen kämpfen. Dadurch kam eine Unentschlossenheit, ein Schwanken in ihre Maßregeln, welches sich nur allzuleicht den Soldaten mittheilte und endlich die Niederlage entschied.

Es ist leicht begreiflich, daß Prinz Karl von Lothringen nicht einsah oder nicht einsehen wollte, ihm selbst falle die Hauptschuld an dem Unglücke zur Last, von dem jetzt seine Armee, von dem Maria Theresia und ihre Staaten betroffen wurden. In den leiden-

schaftlichsten Ausdrücken klagt er die Truppen an, welche nach seiner Behauptung nicht dazu zu bringen waren, den feindlichen Angriffen Stand zu halten [15]). Er schien völlig zu vergessen, daß dieselben Leute, gegen welche er jetzt solche Anklagen erhob, im Laufe des vergangenen Jahres von ihm selbst als die bravsten Truppen der Welt gepriesen worden waren. Was konnte denn plötzlich eine so verderbliche Wirkung auf sie hervorgebracht haben, wenn dieß nicht eben durch die Veränderung geschehen war, welche die Entfernung des Feldmarschalls Grafen Traun von dem Heere in dessen oberster Leitung herbeigeführt hatte?

Für völlig vorwurfsfrei mochte sich jedoch auch Karl von Lothringen nicht ansehen. Wenigstens deutet darauf der Umstand hin, daß er es nicht wagte, persönlich an die Königin zu schreiben. An seinen Bruder wandte er sich mit der Bitte, Maria Theresia die schreckliche Nachricht zu hinterbringen, von welcher er wohl vorhersah, daß sie dieselbe mit dem tiefsten Schmerze erfüllen werde. Und dieß war natürlich auch im ausgedehntesten Maße der Fall. So festgewurzelt war in ihr die Ueberzeugung, daß sie selbst und ihre Staaten sich nur dann der Ruhe erfreuen könnten, wenn dem Könige von Preußen die Macht benommen sein werde, sie fernerhin zu stören [16]), daß Maria Theresia jedes Ereigniß als ein großes Unglück empfand, durch welches die Erreichung dieses Zieles vereitelt oder auch nur verzögert wurde. Die so sicher gehegte Hoffnung auf die Wiedereroberung Schlesiens wurde gleichfalls gar sehr getrübt, wenn nicht sogar völlig vernichtet. Und endlich mag es zur Erhöhung ihres Schmerzes nicht wenig beigetragen haben, daß gerade ihr Schwager es war, unter dessen Oberbefehl ihr Heer eine so empfindliche Niederlage erlitt. Sie konnte sich nicht leugnen, daß er den so hochgespannten Erwartungen, welche sie von ihm gehegt hatte, in keiner Weise entsprach. Durch seine Berichte wurde man am Wiener Hofe nicht darüber getäuscht, daß nicht so sehr den Truppen als ihrem Führer die Schuld der Niederlage beizumessen sei. Man begriff nicht wie er die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln habe gänzlich vernachlässigen können. Obwohl reichlich versehen mit irregulären Truppen, welche Recognoscirungen

so trefflich auszuführen wußten, sei er doch in völliger Unkenntniß der Bewegungen des Feindes gewesen. Und selbst als der linke Flügel schon angegriffen worden, habe es noch an den nothwendigsten Vorkehrungen gemangelt. Die Truppen seien nicht unter den Waffen, die Pferde nicht gesattelt gewesen [17]). Als dieß endlich geschah, war es zu Allem zu spät.

Aufs empfindlichste wurde auch noch Maria Theresia durch die Vergleichungen berührt, welche man nun zwischen Karl von Lothringen und seinem Gegner anzustellen begann. Obwohl man in Wien den König von Preußen aus Herzensgrund haßte, so konnte man doch nicht umhin es anzuerkennen, daß er sich als ausgezeichneter Feldherr bewährt habe. Auch die Tapferkeit, insbesondere aber die militärischen Kenntnisse seiner Generale wurden lebhaft gerühmt. Man pries es an dem Feinde, daß er den geeigneten Augenblick so glücklich gewählt und den gefaßten Entschluß mit solcher Kühnheit ausgeführt habe [18]). Und tief beklagte man es, daß auf österreichischer Seite gerade das Gegentheil von all dem geschehen war.

So schmerzlich nun auch Maria Theresia den Schlag des Schicksals empfand, der sie betroffen hatte, so weit war sie doch davon entfernt, sich von demselben zu Boden drücken zu lassen. Es ist schon mehrmals hervorgehoben worden, daß die Willenskraft der Königin, ihr unbeugsamer Muth niemals in glänzenderem Lichte sich zeigten, als wenn sie sich im Unglücke befand. Solches war auch jetzt wieder der Fall. Nachdem die Königin die Nachricht von der Niederlage bei Hohenfriedberg empfangen hatte, beunruhigte nichts sie mehr als die Befürchtung, daß jetzt die Seemächte neuerdings den Abschluß des Friedens mit Preußen beantragen würden [19]), und daß ihr Verbündeter, der König von Polen für diesen Gedanken gleichfalls gewonnen werden könnte. Um solchen Zumuthungen zuvorzukommen, beeilte sich Maria Theresia an die Gemalin des Letzteren ein eigenhändiges Schreiben zu richten, in welchem sie ihren festen Entschluß aussprach, trotz des geschehenen Unglückes, welches übrigens keineswegs so groß sei als man es Anfangs geschildert habe, auf dem eingeschlagenen Wege zu verharren. Daß dieß auch von Seite Sachsens geschehe, nahm sie die

Mitwirkung der Königin in Anspruch. Sie theilte ihr die Vorkehrungen mit, welche ergriffen wurden, um die erlittenen Verluste wieder zu ersetzen [20]). In gleichem Sinne erging ein Rundschreiben an die befreundeten Höfe. Die darin angekündigten Maßregeln wurden allsogleich vollzogen. Die Regimenter Damnitz und Bayreuth, welche im Begriffe waren nach Italien abzugehen, erhielten Befehl sich unverzüglich zu dem Heere des Prinzen von Lothringen zu verfügen. Dorthin wurden noch außerdem vier andere Bataillone und viertausend Panduren unter Trencks Commando entsendet. Außer Lobkowitz sollte sich auch der Herzog von Aremberg nach Böhmen begeben, wohin nun das Heer der Verbündeten auf demselben Wege, auf welchem es nach Schlesien vorgedrungen war, wieder zurückging.

Daß Maria Theresia durch die Schlacht von Hohenfriedberg in dem Gedanken, welcher ihrer Kriegführung gegen den König von Preußen zu Grunde lag und der in der Absicht bestand, Schlesien wieder zu erobern, keineswegs erschüttert wurde, wird auch noch durch die um jene Zeit erfolgte Absendung des Obersthofmarschalls Grafen Joseph Khevenhüller nach Dresden bewiesen. Er sollte nichts unversucht lassen, um nicht allein den dortigen Hof in dem Bündnisse mit Oesterreich festzuhalten, sondern ihn zu vermögen, der Absicht treu zu bleiben, in welcher man den gemeinsamen Kampf gegen Preußen aufgenommen hatte. Nach wie vor müsse dieselbe in der Wiedergewinnung Schlesiens, in der Demüthigung Preußens bestehen [21]).

Um sich jedoch ein richtiges Urtheil darüber bilden zu können, inwiefern denn ihre eigene Streitmacht und diejenige Sachsens zur Verwirklichung dieser Entwürfe noch geeignet seien, befahl Maria Theresia dem Grafen Khevenhüller, sich auf seiner Reise durch Böhmen zur Armee zu begeben. Ueber den Zustand derselben, über die dort herrschende Stimmung und über die Stellung der beiden Heerführer, des Prinzen Karl von Lothringen und des Herzogs von Sachsen-Weißenfels zu einander hatte Khevenhüller wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten.

Es mag vielleicht auffallen, daß eine solche Mission einem Manne zu Theil wurde, welcher nicht dem Militärstande angehörte und der also wohl nur eine ungenügende Kenntniß von den Dingen besaß, um die es zunächst sich handelte. Allein gerade der Umstand, daß Khevenhüller nicht zu den militärischen Kreisen zählte und sich daher von ihm ein völlig unbefangenes Urtheil erwarten ließ, scheint ihm bei Maria Theresia als Empfehlung gedient zu haben. Und es kann nicht geläugnet werden, daß er dem ihm ertheilten Auftrage in einer Weise nachkam, welche das Vertrauen vollkommen rechtfertigte, das ihm die Königin bewies. Obgleich ihm Maria Theresia's Vorliebe für ihren Schwager gar wohl bekannt war, obgleich er auch darüber nicht im Zweifel sein konnte, wie selten hochstehende Personen für Aeußerungen zugänglich sind und sie wohlwollend aufnehmen, wenn sie mit ihren eigenen Anschauungen in Widerspruch sich befinden, so ließ sich doch Khevenhüller hiedurch nicht irre machen in freimüthiger Darlegung des Ergebnisses seiner Wahrnehmungen. Unweit von Königgrätz befand sich das Heer der Verbündeten in einem befestigten Lager, als am 6. Juli Khevenhüller bei demselben eintraf.

Was zunächst die verlorene Schlacht anging, berichtet Khevenhüller der Königin, daß sie von den vertrauenswürdigsten und urtheilsfähigsten Männern als ein Ueberfall bezeichnet werde, dessen Gelingen man selbst verschuldet habe. Allerdings sei der linke Flügel zuerst angegriffen worden, der rechte aber darum nicht minder unvorbereitet zum Kampfe gewesen. In mehr als einer Beziehung wäre es räthlich, eine Untersuchungscommission abzusenden, um die Ursachen jenes unheilvollen Ereignisses zu ergründen, die Schuldtragenden zu bestrafen und dadurch ein den Kriegsgesetzen entsprechendes Exempel zu statuiren.

Was den Herzog von Sachsen-Weißenfels betreffe, so entspringe die Muthlosigkeit, die an ihm wahrzunehmen sei, zunächst aus zwei verschiedenen Ursachen. Die eine bestehe in der äußerst geringen Kriegstüchtigkeit der unter ihm dienenden sächsischen Offiziere, die andere in der steten Besorgniß, der Prinz von Lothringen werde sich durch seinen leidenschaftlichen Wunsch, den König von Preußen zu besiegen, dazu hinreißen lassen, demselben neuerdings eine Schlacht zu

liefern, und er werde auch in dieser nochmals geschlagen werden. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß der Prinz nebst seinen vielen vorzüglichen Eigenschaften auch noch die besäße, sein Vertrauen nur Männern von Verdienst und gereiftem Urtheil, nicht aber meistens Leuten zu schenken, von denen er doch selbst und zwar insbesondere in Folge der jüngsten Katastrophe hätte einsehen können, wie wenig sie wegen ihrer Unfähigkeit, ihres Hochmuthes und ihres abstoßenden Benehmens hierauf Anspruch besäßen. Dennoch sei der Prinz nur von ihnen umgeben, und durch sie würden Alle, welche nicht zu ihrem Schlage gehörten, entfernt von ihm gehalten. Es werde dadurch wenn nicht offene Klage, so doch Mißstimmung und Entfremdung hervorgerufen. Diese aber brächten wieder eine gänzliche Störung des guten Einvernehmens in der eigenen Armee mit sich, ohne welches auf einen günstigen Erfolg nun und nimmermehr zu zählen sei [22]).

Die Anzahl des Heeres berechnete Khevenhüller, die Oesterreicher und Sachsen zusammengenommen, auf nahezu sechzigtausend Mann. Obwohl er es nicht ausdrücklich sagte, so schien er dasselbe doch für ausreichend stark zu halten, um in günstiger Stellung dem Könige von Preußen die Spitze bieten zu können. In langsamen Märschen war Friedrich seinem Gegner auf österreichisches Gebiet gefolgt. Wohl nicht um in Böhmen Eroberungen zu machen, war dieß geschehen, denn von diesem Gedanken scheint der König durch die Erlebnisse des vergangenen Feldzuges gründlich geheilt worden zu sein. Aber er trachtete Schlesien zu schonen, seine Truppen aus dem fremden Lande zu ernähren und inzwischen das Ziel, auf welches es ihm allein noch ankam, die Befestigung in dem Besitze Schlesiens auf dem Wege der Verhandlungen zu erreichen. Darum begnügte er sich damit, sein Heer gegen Smirschitz und Jaromirz hin in geringer Entfernung von den Verbündeten, deren Stellung er selbst als unangreifbar bezeichnete [23]), ein Lager beziehen zu lassen.

Khevenhüller war inzwischen, dem Auftrage der Königin folgend, nach Dresden weiter geeilt. Dort hatte er ein zweites eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an die Königin von Polen zu übergeben [24]).

Gleichzeitig vermochte er einen Brief zu zeigen, welchen der preußische Minister Podewils an den Cabinetsrath Eichel gerichtet, eine österreichische Streifpartei aber erbeutet hatte. Podewils bezeichnete darin die Lage seines königlichen Herrn und Preußens als eine höchst bedenkliche [25]). Diese Mittheilung brachte in Dresden eine sehr ermuthigende Wirkung hervor. Schon in seinem ersten Berichte von dort konnte Khevenhüller den festen Entschluß des Königs von Polen anzeigen, an dem Bündnisse mit Oesterreich festzuhalten und Preußen gegenüber die Anstrengungen zu verdoppeln, um trotz Allem, was geschehen war, den ursprünglichen Endzweck des Feldzuges dennoch zu erreichen. Zahlreiche Verstärkungen gingen aus Sachsen nach dem Heerlager in Böhmen ab, und der Bruder des Ministers Brühl, welcher als Oberststallmeister in sächsischen Diensten stand, wurde an den Herzog von Weißenfels entsendet. Von dem Vorsatze, welchen derselbe ausgesprochen hatte, sich von dem Heere zurückzuziehen, sollte Brühl ihn abbringen und ihn vermögen, das Commando über die sächsischen Truppen noch fernerhin zu führen [26]).

Nichts ist natürlicher als daß Friedrich von Preußen, nachdem er von dem Beharren des Königs von Polen bei seinen feindseligen Absichten Gewißheit erlangt hatte, nun auch seinerseits keine Rücksichten mehr für Sachsen beobachtete. Zur Bedrohung dieses Landes ließ er durch den Fürsten von Anhalt-Dessau bei Halle Truppen zusammenziehen. Von ihm selbst erging eine in heftigen Ausdrücken abgefaßte Kriegserklärung wider Sachsen [27]). Die Antwort des Königs August auf dieselbe bestand in einem neuen Uebereinkommen, welches er am 29. August 1745 mit Maria Theresia abschloß. Auch an die Spitze dieser Verabredung ist das Versprechen eines unauflöslichen Bundes gestellt. Da die jüngsten Erfahrungen sattsam bewiesen hätten, daß die öffentliche Ruhe immer gefährdet sein werde, ehe nicht der König von Preußen zu einem dauerhaften Frieden gezwungen sei, werde man auf die wirksamsten Mittel zur Erlangung eines solchen bedacht sein. Zu diesem Ende verspreche die Königin von Ungarn, den gemeinsamen Feind durch ihre in Böhmen befindliche Armee verfolgen zu lassen und den Kriegsschauplatz dorthin zu verlegen, wo dieß für

Preußen am empfindlichsten sei. Darum wolle man auch den ganzen Winter hindurch, insoferne dieß mit der Erhaltung der Streitkräfte und den Regeln der Kriegskunst vereinbar erscheine, die Feindseligkeiten fortsetzen und den Gegner durch die irregulären Truppen unablässig beunruhigen. Endlich erklärte sich die Königin von Ungarn bereit, von ihrer Armee am Rhein ein Corps von zehn- bis zwölftausend Mann zur Deckung Sachsens und zur Verstärkung des gegen Preußen im Felde stehenden Heeres herbeizuziehen.

König August verpflichtete sich hiegegen, nicht mehr mit einer bestimmten Anzahl Hülfstruppen, sondern mit seiner gesammten Streitmacht an dem Kriege gegen Preußen Antheil zu nehmen. Auch er wollte den Kriegsschauplatz dorthin verlegen, wo dieß für König Friedrich am nachtheiligsten sein mußte. Auch er machte sich anheischig, den ganzen Winter hindurch die Feindseligkeiten fortzusetzen.

Andere Verabredungen, welche darauf abzielten, eine möglichst große Anzahl deutscher Fürsten zu dem Bündnisse zwischen Oesterreich und Sachsen herbeizuziehen, endlich das Versprechen des Königs August, wenn er nur einmal gegen seinen gefährlichen Nachbar gesichert sei, zu den Zwecken des Warschauer Vertrages die doppelte Anzahl der daselbst festgesetzten Truppen verwenden zu wollen, schlossen die neue Uebereinkunft zwischen ihm und Maria Theresia [28]). Was sie Beide durch diese Kräftigung ihres Bündnisses gewannen, ging jedoch zu gleicher Zeit und ebenfalls auf dem Wege diplomatischer Verhandlung an einem anderen Orte wieder verloren.

Wenn Maria Theresia sich schon so lebhaft bemühte, Sachsen in dem Bunde mit Oesterreich festzuhalten, so ist es leicht begreiflich, daß ihre nach dem gleichen Ziele gerichteten Bestrebungen in Bezug auf einen ungleich mächtigeren Alliirten, den König von England und Kurfürsten von Hannover nicht minder eifrige waren. Derselbe Unterhändler, welcher nach Dresden geeilt war, wurde auch nach Hannover geschickt, wo sich Georg II. um jene Zeit befand und wo schon damals von Seite des Königs von Preußen vielfache Verhandlungen mit den englischen Ministern gepflogen wurden.

Es ist oft und viel von einer vollständigen Umwandlung der Anschauungen gesprochen worden, welche in dem Augenblicke, von dem jetzt die Rede ist, in den leitenden Staatsmännern Englands hinsichtlich des Königs von Preußen eingetreten sein soll. Bei näherer Betrachtung erweiset sich jedoch diese Behauptung als wenig begründet. Durch Granville's Entlassung und seine Ersetzung durch Harrington war zwar ein neuer Leiter der auswärtigen Geschäfte in das Ministerium gelangt, die Ansichten aber, welche dasselbe früher gehegt hatte, blieben sich so ziemlich gleich. In den inneren Angelegenheiten, insbesondere in der dem Grafen Granville so oft zum Vorwurfe gemachten Willfährigkeit gegen den König zeigte sich dieß bald; jedoch auch in Bezug auf die auswärtigen Geschäfte war es der Fall. Trotz der Aenderung in den Personen blieb das Hauptabsehen der englischen Staatsmänner doch immer auf ein und dasselbe Ziel gerichtet, welches schon ihr Vorgänger ins Auge gefaßt hatte. Es war dieß die Demüthigung der bourbonischen Höfe. Darum thaten die neuen britischen Minister in dem Augenblicke, in welchem ein unglückliches Kriegsereigniß die Meinung in ihnen erweckte, Maria Theresia sei nicht stark genug, um den Krieg gegen Frankreich und Preußen gleichzeitig fortzuführen, eben auch nichts anderes als genau dasselbe was ihr Vorgänger in der völlig gleichen Lage gethan hat. So wie Granville nach der Chotusitzer Schlacht mit all der Energie, welche ihn jederzeit kennzeichnete, in Maria Theresia drang, Frieden mit dem Könige von Preußen zu schließen, so befolgten auch die gegenwärtigen Minister nur sein Beispiel, wenn sie auch jetzt wieder mit den gleichen Vorstellungen Maria Theresia bestürmten. Daß dieß nicht aus einem Umschwunge ihrer Anschauungen zu Gunsten König Friedrichs, sondern immer nur in Folge ihres stets sich gleich bleibenden Bestrebens geschah, eine größere Anzahl österreichischer Truppen gegen Frankreich verfügbar zu machen, wird wohl keines ferneren Beweises bedürfen.

Es ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß sowohl der preußische Geschäftsträger Andrié als Graf Podewils, der Neffe des Ministers, welcher auf einer Reise aus dem Haag nach Berlin durch Hannover kam, es sorgfältig vermieden hätten, eine Geneigtheit zur

Anbahnung von Unterhandlungen mit der englischen Regierung durchblicken zu lassen[29]). Es soll nicht behauptet werden, daß in dieser Sache das Zeugniß Lord Harringtons ein ganz zuverlässiges genannt werden kann. Dennoch darf man seine Versicherung nicht mit Stillschweigen übergehen, derzufolge Andrié und Podewils von freien Stücken den damaligen Zeitpunkt als den geeignetsten zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit Preußen bezeichneten[30]). Und des Königs eigene Worte, in welchen er ausspricht, daß er selbst den Grafen Podewils nach Hannover sandte, um die Stimmung der englischen Regierung zu erforschen[31]), beweisen wohl am deutlichsten, wie sehr es ihm um das Zustandekommen solcher Verhandlungen zu thun war. In demselben Augenblicke, in welchem man in Wien diese Nachrichten empfing, war dort die Anzeige eingetroffen, daß der seit seiner berühmt gewordenen Sendung im Dezember 1740 am Wiener Hofe in traurigstem Andenken stehende Graf Gotter jetzt insgeheim nach Hannover abgeschickt worden sei, um Verhandlungen mit der englischen Regierung wegen Wiederherstellung des Friedens anzuknüpfen[32]). Durch die unmittelbaren Berichte aus Hannover erhielt diese Mittheilung keine Bestätigung, und man erfuhr bald, daß die behauptete Sendung Gotters niemals stattgefunden habe[33]). Daß aber irgend etwas zwischen England und Preußen im Werke sei, glaubte man schon daraus mit ziemlicher Bestimmtheit folgern zu dürfen, daß jetzt Harrington gerade so wie es dereinst Granville gethan, auf Beendigung der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Preußen zu dringen begann. Ob die Initiative hiezu von der preußischen oder der englischen Regierung ausging, mochte für den Wiener Hof ziemlich gleichgültig sein. Für ihn war es entscheidend, daß von nun an die britischen Staatsmänner und zwar eben sowohl Lord Harrington in Hannover als der Herzog von Newcastle in London den Frieden mit Preußen und die Verstärkung der österreichischen Truppen, welche wider die bourbonischen Höfe im Felde standen, mit Ungestüm verlangten.

Der Abschluß des Friedens mit Preußen in dem damaligen Augenblicke war aber gleichbedeutend mit dem Aufgeben des Gedankens der Wiedereroberung Schlesiens, mit der völligen und definitiven

Verzichtleistung auf diese Provinz. Er war gleichbedeutend mit der Zertrümmerung des Planes, die Macht des Königs von Preußen so eng zu umschränken, daß derselbe für alle Zukunft unschädlich werde. Er war gleichbedeutend mit der Vereitlung all der Absichten, zu deren Verwirklichung Maria Theresia den Feldzug des gegenwärtigen Jahres wider Preußen überhaupt unternommen hatte. Denn darüber konnte wohl kein Zweifel obwalten, daß sie auf solche Bedingungen hin, wie sie jetzt ihr angeboten wurden, schon im verflossenen Winter den Frieden hätte schließen können. Das wollte sie aber damals, das wollte sie, ungebeugt durch die verlorene Schlacht, auch jetzt noch nicht, und darum stießen die Begehren der englischen Regierung bei der Königin von Ungarn auf den entschlossensten Widerstand.

Wie unerschütterlich sie darin verharrte, davon liefert die Unterredung, welche am Morgen des 4. August 1745 zwischen der Königin und dem englischen Gesandten Robinson stattfand, den besten Beweis[34]).

Wie dieß immer seine Gewohnheit war, so gedachte auch dießmal Robinson als kräftigstes Argument eine Drohung anzuwenden, welche in der Versicherung bestand, England werde die festgesetzten Subsidien nicht länger entrichten, wenn nicht Maria Theresia die verabredete Anzahl Truppen nach Flandern und Italien entsende. Eine Million und acht und siebzigtausend siebenhundert und drei und fünfzig Pfund Sterling, erklärte er mit peinlicher Genauigkeit, habe England in diesem Jahre an Subsidien bezahlt, dasjenige ungerechnet was die Kurfürsten von Köln und Baiern noch erwarteten. England sei nicht im Stande, auf so vielen Kriegsschauplätzen die nothwendige Streitmacht zu erhalten. In der Absicht überall obzusiegen, werde man überall den kürzeren ziehen. Darum müsse die Anzahl der Feinde verringert werden, und da man Frankreich nicht von Preußen loslösen könne, müsse man Preußen von Frankreich trennen. England erwarte dieß von Maria Theresia als Beweis ihrer Dankbarkeit für seine Anstrengungen zu Gunsten des Hauses Oesterreich. Die Frage sei nicht mehr, ob die Macht des Königs von Preußen eingeschränkt werden solle, sondern ob nicht die gleichzeitige Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und Preußen die Verbündeten zwingen werde, sich endlich

allen Begehren ihrer Gegner zu fügen. Was überhaupt zu geschehen habe, müsse augenblicklich gethan werden, weil Frankreich noch zögere, dem Könige von Preußen die von ihm verlangten Subsidien zu gewähren. Habe er einmal Geldsummen von Frankreich empfangen, so werde er unwiderruflich an dasselbe gekettet sein. Der König von Preußen könne während des gegenwärtigen Feldzuges nicht mehr aus Böhmen vertrieben werden. Wenn man ihn zu einem freiwilligen Rückzuge vermöchte, könnte man Truppen nach Flandern entsenden, um den reißenden Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun, welche nicht allein die Niederlande bedrohen, sondern die Existenz der Seemächte ernstlich gefährden, in deren Sturz auch das Haus Oesterreich verwickelt werden würde. Der augenblickliche Abschluß des Friedens mit Preußen sei das einzige Mittel, um die Seemächte zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, die Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutschen Kaiser zu sichern, dadurch den alten Einfluß des Hauses Oesterreich auf das deutsche Reich wieder herzustellen und Frankreich zu einem für die Verbündeten vortheilhaften Frieden zu nöthigen.

Maria Theresia war sich der weittragenden Bedeutung der Erklärungen wohl bewußt, welche Robinson ihr abzugewinnen suchte. Er selbst erzählt, daß er die Königin niemals so zurückhaltend gesehen habe. Mit einer an ihr nicht häufig wahrzunehmenden Ruhe habe sie ihn angehört, ihn nur selten unterbrochen und endlich gesagt, daß nichts ihrer Dankbarkeit gegen den König von England und die britische Nation zu vergleichen sei. Sie werde dieß durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel beweisen, und wolle auch Englands jetzige Begehren mit ihren Ministern reiflich überlegen. Was sie aber auch immer beschließen werde, so könne sie doch nicht einen einzigen Mann aus Friedrichs Nachbarschaft hinwegziehen. Ein oder zwei Regimenter zu Pferd und eben so viel Fußvolk vermöge sie vielleicht anders wohin zu entsenden; der Rest aber werde sowohl während des Friedens wie des Krieges nothwendig sein zur unmittelbaren Vertheidigung ihrer Person und ihrer Familie gegen den König von Preußen.

Mit größerer Lebendigkeit folgten sich nun Rede und Gegenrede. Auf die Erwiederung Robinsons, daß wenn die Königin eine so große

Anzahl Truppen zu ihrer Vertheidigung bedürfe, England seine eigenen Streitkräfte bald in noch höherem Maße zu Hause benöthigen werde, erfolgte die Frage, welchen Nachtheil es denn nach sich ziehe, wenn Holland die französische Neutralität annehme? Und als Robinson mit Emphase erwiederte, daß dann jeder Mann in England sein Schwert ziehen müsse, lautete die fernere Frage der Königin, warum denn auf eine Aussöhnung mit Frankreich weniger als auf eine solche mit Preußen zu hoffen sei? Robinsons Antwort, weil der König von Preußen nur das behalten wolle, was er schon besitze, während Frankreich das aufgeben müßte, was es erobert habe und noch ferner zu erobern im Begriffe sei, brachte nur geringe Wirkung auf die Königin hervor. Unverholen sprach sie ihren sehnsüchtigen Wunsch aus, daß ein neuer Schlag gegen den König von Preußen geführt werde, und als Robinson sie auf die Unzuverlässigkeit der Sachsen aufmerksam machte, erwiederte sie, daß Prinz Karl allein eine zweite Schlacht zu liefern vermöge. „Wird diese Schlacht gewonnen", entgegnete Robinson, „so „ist damit noch Schlesien nicht erobert; wird sie verloren, so sind „Eure Majestät in Ihren eigenen Ländern zu Grunde gerichtet". „Müßte ich morgen mit ihm abschließen", rief Maria Theresia, sich jetzt wieder der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens hingebend, „so „würde ich ihm noch diesen Abend eine Schlacht liefern. Warum „aber jetzt", fuhr sie mit steigender Erregung fort, „dieses Drängen, „diese Unterbrechung der kriegerischen Unternehmungen, an deren Er„folg zu verzweifeln gar kein Grund vorhanden ist? Gebt mir nur „Zeit bis zum Oktober und dann mögt Ihr thun was Ihr wollt".

Im Monate Oktober, ließ sich hierauf Robinson vernehmen, werde überhaupt der Feldzug auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu Ende gehen. Dann trete aber auch der verhängnißvolle Augenblick ein, in welchem man besorgen müsse, daß Frankreich und Preußen, wenn sie vereinigt blieben, die ihnen wünschenswerth erscheinenden Friedensbedingungen den Verbündeten aufzwingen würden. „Das „könnte wahr sein", erwiederte Maria Theresia, „wenn die Zwischen„zeit dazu angewendet würde, um nach Ihrem Vorschlage von Böhmen „nach dem Rhein und vom Rhein nach den Niederlanden zu marschiren.

„Was wenigstens meine eigenen Truppen angeht, so kenne ich keinen „unter meinen Generalen, der es nicht ablehnen würde, derart mar„schirende, oder besser gesagt, unthätig bleibende Streitkräfte anzu„führen. Der Großherzog und Prinz Karl werden es gewiß nicht „thun. Der Erstere ist nicht so begierig, wie Sie glauben, nach einer „leeren Würde wie die Kaiserkrone, und noch weniger darnach, sich „derselben unter der Vormundschaft des Königs von Preußen zu er„freuen. Doch will ich ihm schreiben, um seine Gedanken völlig kennen „zu lernen. Die Kaiserwürde, ist sie wohl vereinbar mit dem ver„hängnißvollen Raube Schlesiens? Guter Gott! Gebt mir nur Zeit „bis zum Monat Oktober", wiederholte sie auch jetzt, „dann werde „ich wenigstens bessere Bedingungen erhalten".

Als Robinson sah, daß keine seiner Vorstellungen auch nur die geringste Wirkung hervorbrachte, bediente er sich endlich des letzten Ueberredungsmittels, welches in der Drohung bestand, daß wenn Maria Theresia sich nicht zur Beendigung des Kampfes gegen Preußen herbeilasse, sie keiner Hülfe mehr von England und Holland gewärtig sein dürfe. Aber auch diese Erklärung konnte den standhaften Sinn der Königin nicht beugen. Sie verwies Robinson auf die Erklärung, welche ihm schriftlich zu Theil werden würde. Daß sie ablehnend lauten werde, darüber gab sich Robinson nicht mehr dem leisesten Zweifel hin [35]).

Dieß war nun auch in der That der Fall. Die schriftliche Erklärung des Wiener Hofes legte darauf den Nachdruck, daß es niemals gerathen sei, sich durch eine augenblickliche Bedrängniß einschüchtern und bewegen zu lassen, zum Frieden die Hand zu reichen. Frankreich verdanke seine Größe zum Theile dem Grundsatze, den es immer befolgt habe, den Frieden niemals anzubieten oder zu suchen, außer wenn es sich in günstiger Lage befände [36]). In dem gegebenen Falle wäre es geradezu eine Pflichtverletzung von Seite der Königin, wenn sie ihre Länder von Truppen entblößen und der Gnade eines eben so unzuverlässigen als gefährlichen Feindes preisgeben würde, um den Versuch zu wagen, die Fortschritte der Franzosen in den Niederlanden

zu hemmen, wozu die jetzt in Böhmen befindliche Armee doch jedenfalls zu spät kommen müßte.

So richtig diese Betrachtungen auch sein mochten, so ließ sich doch die englische Regierung durch dieselben nicht hindern, auf dem Wege vorwärts zu gehen, den sie einmal betreten hatte. Und es kann nicht geleugnet werden, daß es für sie gewichtige Beweggründe hiezu gab. Dieselben bestanden nicht allein in der Reihe von Erfolgen, welche die Franzosen in den Niederlanden errangen, sondern mehr noch in der Nachricht, daß Karl Eduard Stuart, der Sohn des Prätendenten, sich an der französischen Küste eingeschifft habe, um die Erregung eines Aufstandes in Schottland zu versuchen. Man fürchtete die Landung eines französischen Heeres an der englischen Küste und hielt es für nothwendiger als je, durch eine mächtige Diversion gegen Frankreich eine solche Unternehmung zu vereiteln. Hiezu bedurfte man aber der österreichischen Truppen, und darum fuhr die englische Regierung fort, an der Zustandebringung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen thätigst zu arbeiten. Da Maria Theresia hieran nicht Theil nehmen wollte, so kümmerte man sich vorläufig nicht um ihren Willen und war wohl der Meinung, wenn man nur erst mit Preußen einig geworden sei, dann auch die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zwingen zu können.

Um dieselbe Zeit, in welcher Robinson sich abmühte, Maria Theresia zum Frieden mit dem verhaßtesten ihrer Feinde zu bewegen, sprach der König von Preußen sich gegen die englische Regierung über die Bedingungen aus, unter denen er zu demselben bereit sei[37]). Zu den im Breslauer Vertrage gemachten Erwerbungen verlangte er noch Troppau, Jägerndorf und Hotzenplotz. Alle europäischen Mächte hätten ihm den Besitz Schlesiens zu garantiren und der König von Polen hierüber noch insbesondere eine Abtretungsurkunde auszustellen. Wolle man seinen Antheil an Schlesien nicht vergrößern, so möge ihm England eine Million Pfund Sterling als Ersatz der Kriegskosten bezahlen oder es wenigstens dahin bringen, daß die auf Schlesien haftenden Schulden von nun an nicht Preußen, sondern Oesterreich zur

Last fielen. Hiegegen wolle er sich anheischig machen, bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzoge von Toscana zu geben.

Diese Vorschläge bildeten die Grundlage der Verhandlungen, welche von England mit Preußen über die Ansprüche einer dritten Person, der Königin von Ungarn gepflogen wurden. Daß England kein Recht hatte, sich zur Vormünderin derselben aufzuwerfen, schien die britischen Staatsmänner nicht im mindesten zu kümmern. Maria Theresia's lebhafteste Vorstellungen blieben ganz ohne Beachtung, und man hielt ihrem Bevollmächtigten Wasner die Fortsetzung der Verhandlungen sorgfältig geheim. Noch am 28. August, als er mit dem englischen Hofe Hannover verließ, um nach London zurückzukehren, wußte Wasner nicht das Geringste davon, daß zwei Tage zuvor zwischen England und Preußen eine Convention unterzeichnet worden, welche dem Kriege König Friedrichs gegen Maria Theresia ein Ende zu machen bestimmt war.

Die schnelle Verständigung zwischen England und Preußen erklärt sich durch den Umstand, daß eben die Vorschläge Friedrichs in ihren Hauptpunkten einfach angenommen wurden. Nur die verlangte Vergrößerung seines schlesischen Besitzthumes wurde nicht zugestanden, und von der Gewährung eines Ersatzes der Kriegskosten oder der Ueberwälzung der schlesischen Schulden auf Oesterreich ist in dem Vertrage nicht die Rede. Außerdem sollte Maria Theresia dem Könige von Preußen seine sämmtlichen Staaten, Friedrich hingegen der Königin von Ungarn ihre zu Deutschland gehörigen Länder gewährleisten. Die gegenseitige Verpflichtung zur Geheimhaltung des Tractates bis zum definitiven Friedensschlusse war in seinem ersten Artikel festgesetzt.

Diese Geheimhaltung wurde nun auch von Robinson verlangt, ehe er dem Wiener Hofe das Uebereinkommen mittheilte[38]). Auf Maria Theresia's Befehl erwiederte man ihm, daß man sich hiezu keineswegs zu verpflichten vermöge. Wohl sei man bereit, Frankreich gegenüber das strengste Geheimniß zu beobachten, zu einer gleichen Handlungsweise gegen die eigenen Verbündeten aber und insbesondere gegen

Sachsen könne man sich durchaus nicht herbeilassen [39]). Da trotz dieser ausdrücklichen Erklärung die Mittheilung der Uebereinkunft binnen kurzem stattfand, scheint man sich englischer Seits dieser Bedingung gefügt zu haben. Natürlicher Weise fand jetzt die Convention eine eben so wenig willfährige Aufnahme bei Maria Theresia, als dieß vor einem Monate mit dem ersten Anwurfe hiezu der Fall war.

Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß in der That kein Umstand eingetreten war, welcher eine Umstimmung der Königin hätte herbeiführen können. Die Lage des preußischen Heeres in Böhmen war von Tag zu Tag eine weniger günstige geworden. Die leichten Truppen der Oesterreicher, insbesondere die Husaren unter Nadasdy und Dessewffy, dann das ehemalige Menzel'sche Freicorps unter seinem jetzigen Führer, dem Oberstlieutenant Franquini thaten den Preußen unberechenbaren Schaden. Durch zahlreiche Ueberfälle auf einzelne Abtheilungen brachten sie ihnen vielfache Verluste bei. Insbesondere erschwerten sie die Zufuhr, welche in jenem wenig fruchtbaren, durch den Aufenthalt großer Heeresmassen schon ganz ausgesogenen Landstriche sich ohnehin nur schwer bewerkstelligen ließ. Endlich machte sich der Mangel an Geld, sonst der stete Hemmschuh der österreichischen Unternehmungen, nun auch auf preußischer Seite in empfindlichster Weise geltend. Der König sah sich nicht länger im Stande, die unerläßlich nothwendigen Kriegsbedürfnisse zu bestreiten, und man konnte mit ziemlicher Bestimmtheit den Augenblick vorher berechnen, in welchem er genöthigt sein werde, aus dem ohnedieß nur kleinen Theile von Böhmen, den er inne hatte, nach Schlesien zurückzuweichen. Darum war es kein tadelnswerther Eigensinn, sondern ein ziemlich richtiges Erkennen der obwaltenden Umstände, wenn sich Maria Theresia zum Beitritte zu der zwischen England und Preußen abgeschlossenen Convention durchaus nicht verstand.

Welche Gedanken damals die Königin erfüllten, läßt sich am besten aus ihren eigenen Worten entnehmen. An einem der ersten Tage des Monates September, bei einem Balle in Schönbrunn sprach sie mit Erizzo lange und rückhaltslos über ihr Verhältniß zu dem

Könige von Preußen. Ihn selbst nannte sie einen Fürsten, dem man trotz der Leichtigkeit, mit der er sein Wort breche — und es müsse das in der That kein geringer Fehler genannt werden — das Verdienst eines großen Scharfsinnes, einer umfassenden Begabung und einer unausgesetzten Beschäftigung mit den ihm obliegenden Regentenpflichten nicht absprechen könne. Als Feldherr verbinde er hiemit jene stets rege Wachsamkeit, die für einen solchen ganz unerläßlich sei [40]).

Auf die Schlacht von Hohenfriedberg übergehend sagte die Königin, daß alle Umstände darnach angethan waren, um ein so großes Unglück nicht befürchten zu müssen. Aber ihre Minister könnten es bezeugen, daß sie, obgleich alles den günstigsten Anschein hatte, sich doch eines düsteren Vorgefühles nicht zu erwehren vermochte. Jetzt müsse man daran denken, das Geschehene im künftigen Jahre wieder gut zu machen, indem ihre Interessen es dringend verlangten, nichts unversucht zu lassen, um einen so beträchtlichen Theil ihrer Staaten zurückzuerhalten. Sie habe sich in der That über den Verlust von Schlesien schon beruhigt gehabt und niemals daran gedacht, den Breslauer Frieden zu brechen. Der offene Treubruch des Königs von Preußen aber, welcher sie ohne jede Ursache in dem Augenblicke angegriffen habe, in welchem sie hoffen konnte, daß ihr am Rhein befindliches Heer ihr eine Schadloshaltung für die erlittenen Verluste erkämpfen werde, habe sie mit der Ueberzeugung erfüllt, daß so lang dieser Fürst so mächtig bleibe, sie in steter Beängstigung schweben müsse und sich niemals des ruhigen Besitzes ihrer Staaten erfreuen werde. Es sei daher nicht Eigensinn, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wenn sie in dem gegenwärtigen Augenblicke die Hand zum Frieden nicht bieten könne [41]). Sie erkenne es als ihre Pflicht, in diesem Punkte unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von Preußen denke nur an den Frieden, um sie einzuschläfern und sie neuerdings zu überfallen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu darbiete.

Von dem Dresdner Hofe sagte Maria Theresia in zutreffender Weise, daß er eben so lässig in seiner Freundschaft wie in seiner Feindschaft sei [42]). Doch wären die Verbindlichkeiten, die er eingegan-

gen habe, und die Versicherungen, welche er fortwährend erneuere, von der Art, daß man sich nicht erlauben dürfe, an seiner Standhaftigkeit und Ausdauer irgendwie zu zweifeln. Diese zwei Worte bildeten denn auch die Richtschnur des Benehmens der Königin, und sie wurde darin durch ein Ereigniß bestärkt, das in jenen Tagen sich zutrug und durch welches einer ihrer sehnlichsten Wünsche in Erfüllung ging.

Viertes Capitel.

So wie Maria Theresia durch den Unglückstag von Hohenfriedberg in dem Vorsatze nicht erschüttert wurde, den Krieg gegen Preußen mit ungeschwächtem Nachdrucke fortzuführen, so ließ sie sich dadurch auch in den Vorkehrungen nicht irre machen, welche sie zur Verwirklichung eines anderen Planes traf, der ihr nicht viel weniger als die Wiedereroberung Schlesiens am Herzen lag. Es war dieß die Erwählung ihres Gemals zum deutschen Kaiser.

Um dieselbe durchzusetzen, war Maria Theresia in zweifacher Richtung, und zwar durch kriegerische Unternehmungen und durch politische Verhandlungen thätig.

Was die ersteren betraf, so kam es zunächst darauf an, es den Franzosen unmöglich zu machen, durch ferneres Vordringen in Deutschland, ja vielleicht durch die Besetzung von Frankfurt die Kaiserwahl entweder zu verhindern oder sie, wie solches im Jahre 1742 geschehen war, nach ihrem Sinne zu leiten. Mit dieser schwierigen Aufgabe betraute Maria Theresia den Feldmarschall Grafen Traun.

Am 8. Mai übernahm Traun von dem Grafen Batthyany den Oberbefehl über die österreichischen Truppen in Baiern. Er war beauftragt, eine so starke Streitmacht als nur immer möglich zu sammeln und das Heer des Herzogs von Aremberg an sich zu ziehen. Dann sollte er dem Rhein sich nähern und die französische Armee,

welche sich unter dem Oberbefehle des Prinzen von Conti dießseits des Stromes befand, auf das linke Rheinufer zurückdrängen, ja es wo möglich von dem Boden Deutschlands völlig vertreiben, dadurch aber die Freiheit der Kaiserwahl beschützen. Mit Ungeduld sah man in Wien der Erfüllung all dieser Begehren entgegen. Schon ehe noch Traun das Commando übernahm, hatte Bartenstein zu raschem und entschlossenem Auftreten gegen die Franzosen gemahnt. „Um Gottes „Willen nur des Batthyany Vorrückung nicht gehemmt", schrieb er in seiner drastischen Weise an Ulfeld „sonst ist die Kaiserkrone hin[1])." Darum mochte er vielleicht auch jetzt mit der Bedächtigkeit, welche Traun entwickelte, nicht ganz zufrieden sein; sie war aber jedenfalls an ihrem Platze. Denn Traun mußte vor der Hand einen Zusammenstoß mit dem Feinde vermeiden, welcher jedem der beiden vereinzelten Heere beträchtlich überlegen war. Nach ihrer Vereinigung hingegen durfte er hoffen, der Aufgabe auch gewachsen zu sein, welche ihm Maria Theresia übertrug.

An demselben Tage, an dem die Schlacht bei Hohenfriedberg verloren ging, am 4. Juni 1745 kam das Heer des Grafen Traun, welches am 25. Mai sich in Bewegung gesetzt hatte, nach Mergentheim. Von hier wandte sich Traun gegen den Main. Am 11. Juni stand er bei Werthheim, wo er von Batthyany, der inzwischen an die Stelle des Herzogs von Aremberg getreten war, die Nachricht empfing, derselbe werde am 16. Juni in Gießen eintreffen.

Um dem Grafen Batthyany entgegen zu ziehen und dem Prinzen Conti vorsichtig auszuweichen, ging nun Traun das linke Ufer des Main entlang in nördlicher Richtung bis Lohr. Dort überschritt er den Main, durchzog den Spessart und bewerkstelligte am 27. Juni zu Orb unfern von Gelnhausen seine Vereinigung mit dem Grafen Batthyany. Seine Streitkräfte betrugen nun ungefähr 45000 Mann, worunter sich etwa zwei Drittheile Oesterreicher, sonst aber Hannoveraner und Holländer befanden. Der Prinz von Conti, welcher in der Umgegend von Höchst am rechten Ufer des Maines verweilte und die Verschmelzung der Streitkräfte Trauns und Batthyany's ruhig geschehen ließ, mochte eine ungefähr gleiche Streitmacht besitzen.

Am 1. Juli führte Traun, der nun das vereinigte Heer befehligte, dasselbe nach Gelnhausen. Von dort aus ging er, immer die Richtung gegen Frankfurt einhaltend, am 5. Juli nach Langenselbold. Hier traf noch an demselben Tage der Großherzog von Toscana bei der Armee ein [2]) und übernahm wenigstens dem Namen nach den Oberbefehl.

Daß Franz von Lothringen sich selbst zu dem Heere begab, welches bestimmt war, die Franzosen aus der Nähe von Frankfurt zu vertreiben und jede Einmischung derselben in die Kaiserwahl zu vereiteln, darf als ein Zeichen gelten, daß man zu jener Zeit auf einen günstigen Erfolg seiner Bewerbung um die Kaiserkrone Deutschlands schon mit ziemlicher Bestimmtheit zählte. Wohl hatte Maria Theresia die Verschiebung der Abreise ihres Gemals bis zu dem Augenblicke gewünscht, in welchem jene Erwartung zur Gewißheit geworden wäre. Aber dießmal überwand die Ungeduld des Großherzogs jedes Hinderniß, welches die Königin seiner Abreise in den Weg zu legen beabsichtigte. Nach dem Eintreffen der Nachricht, daß die Vereinigung beider Heere binnen wenig Tagen stattfinden müsse, war er in Wien nicht länger zurückzuhalten. Denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, in einem Augenblicke, in welchem es sich recht eigentlich um sein Lebensschicksal handelte, von der Ferne her ein unthätiger Zuschauer der kommenden Ereignisse bleiben zu sollen [3]). Maria Theresia vermochte gleichfalls die Richtigkeit dieser Beweggründe und das Gewicht nicht zu verkennen, welches die persönliche Anwesenheit des Großherzogs auf dem Kriegsschauplatze und in der Nähe von Frankfurt zu seinen Gunsten in die Wagschale warf. Daher hatte zuletzt auch sie der Verwirklichung seiner Absicht sich nicht länger widersetzt.

Auf die Erwerbung der Kaiserkrone für Franz von Lothringen waren natürlicher Weise seit dem Tode Karls VII. die Bestrebungen der österreichischen Agenten in Deutschland mit verdoppeltem Eifer gerichtet. Der Freiherr Karl Joseph von Palm arbeitete in Mainz, der noch von Berlin her bekannte Demeradt an dem Hofe des Kurfürsten von Trier in diesem Sinne. Keiner von ihnen hatte hiebei ernstliche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn beide Kurfürsten waren immer

gut österreichisch gesinnt, und sie befanden sich in dieser Beziehung in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, welche damals in dem größten Theile Deutschlands die herrschende war. Ueberall, die altpreußischen Länder natürlich ausgenommen, sah man Oesterreich als die einzige Macht an, welche zugleich mit der Kraft auch den ernsten Willen besaß, Deutschland vor Frankreich zu schützen und die französischen Truppen von dem Boden Deutschlands wieder zu vertreiben, während Oesterreichs mächtiger Rival, der König von Preußen, mit dem Reichsfeinde im Bunde stand und sich nicht selten rühmte, er sei es gewesen, welcher die französischen Heere nach Deutschland geführt habe.

So wie auf die Kurfürsten von Mainz und Trier, so durfte Maria Theresia hinsichtlich der Kaiserwahl auch auf Georg von Hannover mit Bestimmtheit rechnen. Nicht ganz so leicht als bei diesen drei Fürsten, deren Stimmen mit derjenigen Böhmens vereint dem Großherzoge von Toscana von Anfang an gesichert erschienen, wurde dem Abgesandten Maria Theresia's, dem Grafen Cobenzl, die Erfüllung seiner Aufgaben an dem Hofe des Kurfürsten Clemens August von Köln. Alle Künste der Ueberredung und alle Mittel der Bestechung wurden dort von Seite Frankreichs aufgeboten, um den Kurfürsten zu vermögen, dem Großherzoge von Toscana seine Stimme nicht zuzusagen, und wenn solches etwa schon geschehen wäre, ihm dieselbe wieder zu entziehen[4]). Wirklich gelang es den Kurfürsten zu der Erklärung zu bringen, er werde nie etwas thun, wodurch er das Mißfallen des Königs von Frankreich erregen könnte. Auch weigerte er sich hartnäckig, Truppen zu der Armee der Verbündeten stoßen zu lassen.

Der Abschluß des Friedens zu Füssen brachte jedoch auch den Kurfürsten von Köln nach und nach auf andere Gedanken. Im Juni 1745 sandte er seinen Oberststallmeister von Roll nach Wien und ließ durch ihn erklären, daß er gesonnen sei, die Reactivirung der böhmischen Wahlstimme anzuerkennen und sein Votum zu Gunsten des Großherzogs von Toscana abzugeben. Dennoch blieb seine Haltung immer noch schwankend, und sie glich in dieser Beziehung so ziemlich derjenigen, welche sein Neffe, der junge Kurfürst

Maximilian Joseph von Baiern beobachtete. Zwar hatte er eben erst durch den Friedensschluß zu Füssen die Verpflichtung auf sich genommen, Franz von Lothringen seine Stimme zu geben. Doch schien es noch immer, als ob ihm vielleicht ein unvermuthet sich darbietender Anlaß, sich der Erfüllung dieses Versprechens zu entziehen, nicht ganz unwillkommen gewesen wäre. Auch August von Sachsen mochte dem Gedanken noch nicht völlig entsagt haben, vielleicht doch noch selbst zur Kaiserkrone zu gelangen. Endlich waren noch die Pfalz und Brandenburg übrig, auf deren Stimmen natürlich in keiner Weise gezählt werden durfte. Denn der König von Preußen befand sich ja mit Maria Theresia in offenem Kriege, Karl Theodor von der Pfalz aber stand damals zu sehr unter französischem Einflusse, als daß von ihm eine Parteinahme für Frankreichs offenen Gegner, den Großherzog von Toscana zu erwarten gewesen wäre. Wohl schien er manchmal ernstlich zu einer Annäherung an Oesterreich geneigt, allein der Umstand, daß ein großer Theil seines Landes von französischen Truppen besetzt war, hielt ihn von entscheidenden Schritten in dieser Richtung zurück.

Dem Widerstreben der Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, so wie der schwankenden Haltung Baierns, Sachsens und des Kurfürsten von Köln muß es also gleichmäßig zur Last gelegt werden, daß das Wahlgeschäft mit größter Langsamkeit betrieben wurde, ja die hierauf bezüglichen Verhandlungen im Laufe des Monates Juli kaum noch ihren Anfang nahmen. Freilich schrieb man einen entscheidenden Einfluß hierauf auch der Gegenwart des französischen Heeres in Frankfurts unmittelbarer Nähe zu. Darum zögerte der Großherzog nicht lange an die Erfüllung seiner Aufgabe zu gehen, welche er zunächst darin erblickte, seinen Gegner zur Rückkehr über den Rhein zu zwingen. Am 8. Juli brach die vereinigte Armee gegen den Feind auf. Feldmarschall Graf Traun befehligte den rechten, Graf Batthyany den linken Flügel. Ueber Hochstadt und Bergen, Frankfurt umgehend, rückte das Heer nach Schwalbach und folgte hierauf den Franzosen, welche gegen Darmstadt zurückwichen, über den Main. Den leichten Truppen der Oesterreicher fielen einige Gefangene und nicht unbeträchtliche Beute in die Hände. Doch drang die Hauptmacht nicht mit

genügender Raschheit nach, um den Franzosen den Rückzug über den Rhein unmöglich zu machen oder sie während der Bewerkstelligung desselben anzugreifen und zu schlagen. Eine solche Waffenthat wäre eine ungleich glänzendere und folgenreichere gewesen als die bloße Zurücktreibung des Feindes über den Rhein jemals sein konnte. Aber es scheint fast als ob nicht allein der Großherzog, sondern auch Graf Traun sich zu so großartigen Entwürfen, zu so entscheidenden Entschlüssen nicht zu erheben vermocht hätte. Nur die österreichische Vorhut unter General Trips beunruhigte den Uebergang über den Rhein, welchen Prinz Conti am 19. Juli zwischen Rheintürkheim und Nordheim auf Schiffbrücken vollzog. Freilich war ihm Bernklau mit einem kleinen Streifcorps schon auf das linke Ufer des Stromes voran geeilt, aber er mußte sich in Anbetracht seiner geringen Streitmacht auf die Wegnahme der Schanzen bei Oppenheim beschränken. Dem französischen Hauptheere vermochte er natürlich nichts anzuhaben. Dasselbe ging langsam von Worms gegen Speyer zurück und concentrirte sich in der dortigen Gegend. Das Heer der Verbündeten besetzte das rechte Ufer des Rheins bis gegen Mannheim. Bernklau blieb an dem linken Ufer des Stromes bei Oppenheim stehen. Nicht nur bei Mainz, sondern auch bei Bieberich war eine Brücke geschlagen, und dort lagerte der hannoversche General-Lieutenant von Sommerfeld mit einer ansehnlichen Heeresabtheilung. Er hatte die Aufgabe, Frankfurt gegen Norden und Westen zu decken. Bis an die Saar sollte er die Entsendung der Streifparteien ausdehnen.

So erschien nun Frankfurt gegen jeden feindlichen Angriff vollkommen gesichert und der Beschleunigung des Wahlgeschäftes stand nichts mehr im Wege. Wenn früher gesagt wurde, daß es mit demselben doch nur sehr langsam vorwärts ging, so wird dieß jetzt auch von dem Hauptbetheiligten, dem Großherzog von Toscana persönlich bestätigt. Freilich mag die Ungeduld, mit der er den Ausgang erwartete, in allzu grellem Contraste mit der steifen Förmlichkeit gestanden haben, mit welcher die Sache sogar von ihren eifrigsten Unterstützern betrieben wurde. Wie der Großherzog selbst gegen Ende des Monats Juli aus seinem Hauptquartier Lorsch berichtet, hatten die

Wahlbotschafter damals noch nicht einmal die Vorverhandlungen begonnen. Ja einige von ihnen wie die Gesandten von Sachsen und Köln befanden sich noch gar nicht im Besitze der Vollmachten, deren sie bedurften. Der baierische Gesandte erklärte zwar seine Vollmacht erhalten zu haben, aber nur dann von ihr Gebrauch machen zu dürfen, wenn solches von Seite der Majorität der Wahlbotschafter geschehe. Die Gesandten des Königs von Preußen und des Kurfürsten von der Pfalz thaten natürlicher Weise alles Mögliche, um den Fortgang des Wahlgeschäftes zu hindern und sie wurden hierin von den Franzosen meisterlich unterstützt.

Die Intriguen der Letzteren erwiesen sich, wie der Großherzog sich ausdrückt, ungleich wirksamer als die Erfolge ihrer Waffen[5]). Durch offene Gewalt vermochten sie nur dann etwas auszurichten, wenn sie, wie Chavigny dringend rieth, ihr Heer am Rheine ansehnlich verstärkten. Eine solche Maßregel hätte jedoch nur durch eine Schwächung der französischen Armee in den Niederlanden herbeigeführt werden können. Diese wurde aber jetzt auch von dem Marquis d'Argenson lebhaft widerrathen[6]). Seine Meinung behielt einstweilen die Oberhand, und die Unthätigkeit der Franzosen am Rhein bewirkte doch endlich, daß die deutschen Fürsten nach und nach auch den Verlockungen und Drohungen derselben geringeres Gehör schenkten.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt, welcher am 31. Juli mit dem üblichen Gepränge stattfand, bildete den offiziellen Theil des Beginnes der Wahlverhandlungen. In einem eigenhändigen Schreiben war er von Maria Theresia um seine thatkräftige Beihülfe zur Erlangung der Kaiserkrone für den Großherzog von Toscana gebeten worden[7]). Auch Franz von Lothringen hatte ihm in dem gleichen Sinne geschrieben[8]). So viel es an ihm lag, rechtfertigte auch der Kurfürst die Erwartungen, welche man von ihm am Wiener Hofe hegte. Eifrigst bemühte er sich, vorerst Baiern und Köln zu reger Theilnahme an den Wahlverhandlungen zu bewegen. Mehr noch als seine Vorstellungen mögen wohl bei diesen Kurfürsten diejenigen Englands, insbesondere dessen Zusage beträchtlicher Subsi-

dien gewirkt haben. Nun vermochte auch Sachsen, das sich inzwischen durch den Vertrag vom 29. August noch enger mit Maria Theresia verbunden hatte, nicht länger zurückzubleiben. Um den Dresdner Hof zu rascherem Vorgehen zu vermögen, hatte man ihm von Wien aus die Ueberzeugung beizubringen gesucht, nach geschehener Kaiserwahl werde die Kriegführung gegen Preußen mit verdoppeltem Nachdrucke wieder aufgenommen werden [9]). Bei der feindseligen Stimmung des Dresdner Hofes gegen König Friedrich zeigte sich dieses Mittel als wirksam. Zwar traf Graf Loß, der eine der beiden Wahlbotschafter des Königs August, erst am 28. August in Frankfurt ein. Doch stand er von dem Begehren ab, welches er Anfangs hatte geltend machen wollen, daß Alles, was vor seiner Ankunft abgemacht worden war, jetzt neuerdings in Verhandlung genommen werden müsse [10]). Freilich behielt er sich dabei vor, eine beträchtliche Anzahl von Einwendungen, mehr als sechzig an der Zahl, gegen die bisher verabredeten Bestimmungen der Wahlcapitulation zu erheben [11]). Als er aber die Versicherung erhielt, daß die Mehrheit entschlossen sei, alle seine Gegenvorschläge einfach zu verwerfen, gab er auch hierin nach und war zuletzt nicht mehr entgegen, daß endlich der Tag der Wahl auf den 13. September festgesetzt wurde.

Die Gesandten von Brandenburg und der Pfalz, von Pollmann und von Menßhengen, welche bisher kein Mittel unversucht gelassen hatten, um die Wahl scheitern zu machen oder sie wenigstens hinauszuschieben, verlangten noch in der Sitzung vom 11. September, der letzten vor der Vornahme der Wahl, eine Verzögerung derselben um wenigstens zwei Wochen. Als hierauf nicht eingegangen wurde, legten sie gegen Alles was geschehen war und noch geschehen werde, feierlichen Protest ein. Hauptsächlich gründete sich derselbe auf die Zulassung der böhmischen Wahlstimme, welche von ihnen als eine Verletzung der Reichsgesetze dargestellt wurde, während die übrigen Kurfürsten sich zu Gunsten derselben erklärt hatten. Daß es dem Könige von Preußen nicht Ernst war mit dieser Einwendung und er eine dergestalt vorgenommene Wahl keineswegs, wie er vorgab, für ungesetzlich ansah, bewies er wohl am besten durch sein eigenes Anerbieten, um den

Preis der Belassung in dem Besitze Schlesiens an der Wahl Antheil zu nehmen und seine Stimme dem Großherzoge von Toscana zu geben. Daß Maria Theresia sich zu dem verlangten Zugeständnisse nicht herbeiließ, konnte doch fürwahr an der Gültigkeit des hiemit in keinem Zusammenhange stehenden Wahlaktes nichts ändern. Aber derlei Widersprüche kümmerten den König von Preußen nicht. Sein Gesandter mußte die Sitzung des Wahlcollegiums und Frankfurt verlassen. Ihm folgte der Repräsentant des Kurfürsten von der Pfalz, und so wurde denn ohne ihr Zuthun am 13. September 1745 der Großherzog von Toscana mit sieben Stimmen zum römischen Könige erwählt.

Die ganze Zeit hindurch, während welcher über den Ausgang der Wahlverhandlungen nicht leicht mehr ein Zweifel obwalten konnte, hatte man sich am Wiener Hofe mit dem Plane beschäftigt, daß Maria Theresia sich persönlich nach Frankfurt begeben solle, um bei der Krönung ihres Gemals dort anwesend zu sein. Nicht mit Unrecht legten die Anhänger des Hauses Oesterreich auf diese Reise der Königin den höchsten Werth. Sie wußten ja, daß als eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften die bezaubernde Liebenswürdigkeit gepriesen wurde, mit welcher sie Alle für sich zu gewinnen verstand, die mit ihr in Berührung traten. Hiezu kam noch die ungetheilte Bewunderung, welche sie während ihrer kaum fünfjährigen Regierungszeit durch ihre hervorragende Begabung, insbesondere aber durch ihr muthvolles Ausharren in wahrhaft bedrängter Lage sich überall erworben hatte. Der Wunsch, sie zu sehen, war in einem großen Theile Deutschlands ein so lebhafter geworden, daß man dessen Befriedigung für ein Gebot der Staatsklugheit ansah. Darum drang insbesondere der Großherzog von Toscana darauf, daß seine Gemalin sich zur Kaiserkrönung nach Frankfurt begebe.

Dieser Gedanke entsprach auch den persönlichen Wünschen der Königin in vollstem Maße. Der Feierlichkeit beizuwohnen, durch welche die Verwirklichung eines mit solcher Beharrlichkeit verfolgten Planes, eines so sehnsüchtigen Wunsches besiegelt wurde, konnte ihr nicht anders als erfreulich sein. Aber eine Rücksicht war vorhanden,

welche hiegegen ziemlich schwer in die Wagschale fiel. Dieselbe bestand in der jede Vorstellung überschreitenden finanziellen Bedrängniß, in welcher Maria Theresia, in der mit ihr ganz Oesterreich sich damals befand. Man war ja bekanntlich nicht entfernt im Stande, das unabweislichste Bedürfniß, die Kosten der Kriegführung zu bestreiten. Diese Unmöglichkeit war es, welche die Königin in eine fast demüthigende Abhängigkeit von England gebracht hatte, das ja gerade um dieselbe Zeit ihre finanziellen Verlegenheiten benützen wollte, um ihr einen nachtheiligen Frieden mit Preußen aufzuzwingen.

Hiezu kam noch, daß man damals wohl allzusehr der Anschauung huldigte, welche die Entfaltung ganz außerordentlicher Pracht für ein unerläßliches Erforderniß hielt, um die Würde der Majestät, den Glanz des Thrones zu zeigen. Welcher Art nicht selten die Mittel sein mochten, die zur Herbeischaffung der zu solchem Ende nothwendigen Summen angewendet werden mußten, darum war man ungleich weniger bekümmert. Und daß man nicht zu weit geht, wenn man diese Summen als ungeheure bezeichnet, zeigt die Berechnung, derzufolge die Kosten der Reise nach Frankfurt auf fast drei Millionen Gulden veranschlagt wurden. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der Gedanke einer so unermeßlichen Ausgabe bei Vielen Unzufriedenheit erregte. Aber so fest entschlossen war Maria Theresia zu dieser Reise, daß Niemand es wagte, ihr gegenüber jene Bedenken zur Geltung zu bringen [12]).

So vollständig nun auch die Uebereinstimmung der Königin mit ihrem Gemal in Bezug auf ihre Reise nach Frankfurt war, so verschieden dachte sie doch über dessen ferneren Wunsch, daß sie sich daselbst als Kaiserin krönen lassen solle. Sie befand sich schon wieder in dem Zustande ziemlich vorgeschrittener Schwangerschaft, und erklärte sich aus diesem Grunde den mit der Krönung verbundenen Förmlichkeiten nicht unterziehen zu können. Allerdings taucht eine Andeutung auf, welche diesen Entschluß der Königin auch noch aus anderen Motiven herleitet. Man gab der Vermuthung Raum, daß sie kein Verlangen darnach trage, nur als Gemalin des Kaisers und daher im Range ihm nachstehend mit einer bloß einen leeren Titel verleihenden Krone

geschmückt zu werden, während sie selbst schon zwei Kronen trug, welche sie zu einem der mächtigsten Herrscher Europa's machten. Die Krönung einer Kaiserin von Deutschland sei, soll sie zu Ulfeld gesagt haben, nur eine Comödie, welche sie keine Lust habe zu spielen. Und als derselbe ihr vorstellte, daß man darin eine Mißachtung erblicken und somit jede Frucht der Reise nach Deutschland verloren sein werde, vermochte er doch nicht mehr zu erreichen, als daß Maria Theresia die Verbreitung des Gerüchtes zuließ, sie werde in Frankfurt sich krönen lassen [13]). Doch blieb sie nach wie vor entschlossen, dieß nicht zu thun, und jede Gegenvorstellung ihres Gemals blieb fruchtlos [14]). So erwiederte sie auf seine wiederholte Behauptung, ihre Krönung sei schon darum höchst wünschenswerth, weil sie bei allen Kaiserinnen stattgefunden habe, welche in Frankfurt anwesend waren, eigenhändig die folgenden Worte:

„Lieber gar nicht kommen, obwohl mir dieß leid thun würde, „als mich in meinem jetzigen Zustande krönen lassen [15])".

In gleichem Sinne lauteten auch ihre übrigen Antworten auf die von dem Großherzoge hinsichtlich ihrer Krönung gemachten Vorschläge. Wo er die Nothwendigkeit betont, die Gegenstände herbeizuschaffen, welche bei der Krönung der Kaiserin Amalia vorhanden waren, erwiedert sie daß man deren nicht mehr bedürfe [16]). Wo von der Anfertigung ihres Anzuges die Rede ist, um sich am Krönungstage zur Kirche zu begeben, meint sie daß solches nur Ungelegenheiten verursachen würde [17]). Und alle übrigen Anträge fertigt sie mit den Worten ab: „Alles dieß behebt sich durch meinen ersten Beschluß [18])".

Von eben so ausdrucksvoller Kürze sind die Antworten Maria Theresia's auf die sonstigen Anfragen ihres Gemals. Dort wo es sich um seinen eigenen Einzug und den der Königin in Frankfurt handelt, schreibt sie: „Wenn der Kaiser die Königin haben will, „wünschte sie mit ihm einzuziehen; sonst würde sie incognito kommen [19])". Auf seine Frage, wohin er ihr entgegen gehen solle, antwortet sie: „So weit als möglich, ohne ihn jedoch zu belästigen [20])". Auf die Bemerkung, daß er sich im Herzogsgewande zur Krönung begeben

wolle, erwiedert Maria Theresia: „Wenn er eines besitzt, sonst meine „ich im Mantelkleide“ [21]). Und wo von den Prätiosen die Rede ist, die als Geschenke zu geben sein werden, sagt sie: „Ja wenn man „nur Geld hätte, aber man hat keines, selbst wenn ich meine eigenen „Juwelen verkaufen wollte [22])“.

Auch in Bezug auf den Zeitpunkt der Abreise der Königin nach Frankfurt waltete zwischen ihr und ihrem Gemal eine Meinungsverschiedenheit ob. Während Franz von Lothringen, um die Vornahme der Krönung zu beschleunigen, lebhaft wünschte, Maria Theresia solle gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Festsetzung des Wahltages Wien verlassen, gedachte sie solches erst dann zu thun, wenn die Kunde von der wirklich vollzogenen Wahl nach Wien gelangt wäre. Ihrer Meinung nach mochte das Letztere ihrer Würde entsprechender sein. Doch gab sie hierin wenigstens so weit nach, daß sie ihre Reise in dem Augenblicke antrat, in welchem man des Vollzuges der Wahl gewiß war. Am 15. September um ein Uhr Mittags verließ Maria Theresia Wien, um sich nach Frankfurt zu begeben, wohin ein zahlreicher Hofstaat ihr theilweise schon vorangeeilt war und sie theilweise begleitete. Nur mit Mühe hatte man sie bewogen, in Anbetracht ihres körperlichen Zustandes die Reise nicht so sehr zu beschleunigen als sie es Anfangs beabsichtigte. Denn bei der festen Gesundheit, welche Maria Theresia besaß, war sie jeglicher Schonung ihrer selbst völlig entwöhnt. Doch entschloß sie sich endlich, einen Zeitraum von acht Tagen anzusetzen, um innerhalb desselben den Weg von Wien nach Frankfurt zurückzulegen [23]).

Am 16. September traf sie in Linz mit dem Grafen Stella zusammen, welcher ihr die Nachricht von der wirklich geschehenen Wahl überbrachte. Ueber Passau, Regensburg, Nürnberg und Würzburg setzte sie, überall mit den unzweideutigsten Kundgebungen lebhaftester Sympathien begrüßt, die Reise nach Aschaffenburg fort, wo ihr Gemal sie erwartete. Am 24. September fuhr das fürstliche Paar auf dem Main nach Schloß Philippsruhe. Tags darauf hielt Franz von Lothringen seinen Einzug in Frankfurt. Maria Theresia, welche ihm dorthin vorangegangen war, sah vom Balkon des Gasthofes zum

römischen Kaiser die Festlichkeit mit an. Am 27. September begab sie sich mit ihrem Gemal nach Heidelberg in das Hauptquartier ihrer Armee [24]). Zwei Tage später kehrten Beide nach Frankfurt zurück, wo endlich am 4. Oktober, seinem Namenstage, Franz von Lothringen als deutscher Kaiser gekrönt wurde.

Von all den Förmlichkeiten, welche hiebei beobachtet wurden, soll nur gesagt werden, daß Franz von Lothringen, als er in feierlichem Aufzuge zur Domkirche ritt, einen Herzogsmantel, auf dem Haupte aber die mit Perlen und edlem Gestein reich verzierte, darum jedoch nicht weniger ephemere Krone des Königreiches Jerusalem trug, dem Titel entsprechend, welchen zu führen das lothringische Herzogshaus sich als berechtigt ansah. Als die Krönung durch den Erzbischof von Mainz vollzogen war, erschallte der althergebrachte Ruf, ob kein Dalberg da sei. Und wirklich trat ein Mitglied dieser Familie vor, in vollem Harnisch, den Helm auf dem Haupte, und empfing von der Hand des neuen Kaisers mit dem Schwerte Karls des Großen den Ritterschlag [25]).

Maria Theresia, welche auch jetzt wieder den Zug ihres Gemals nach der Domkirche mit angesehen hatte, war ihm dorthin vorangeeilt, um der Ceremonie beizuwohnen. Gleiches that sie, als der Kaiser sich nach dem Römer verfügte. Als er gegen denselben heranschritt, war sie es, welche mit ihrem Schnupftuche das Zeichen zum Vivatrufen gab. Und sie ruhte nicht eher als bis sie ihn auch beim Krönungsmahl gesehen hatte, obwohl dies des Ceremoniells wegen Schwierigkeiten darbot.

Bei ihrem Vorsatze, sich selbst nicht als Kaiserin krönen zu lassen, blieb sie trotz der Gegenvorstellungen, mit denen man jetzt auf sie einstürmte. Und obgleich man behauptete, daß hiedurch der sehnliche Wunsch so Vieler getäuscht und eine tiefe Mißstimmung verbreitet werden würde, so kann doch nicht gesagt werden, daß irgend welche Anzeichen hievon zu Tag traten. Es war ihr im Gegentheile schnell gelungen, sich die allgemeinen Sympathien zu erwerben. Insbesondere war es ihr zwangloses, von der steifen Förmlichkeit so mancher ihrer Vorgänger so vortheilhaft abstechendes Auftreten, welches ihr alle

Herzen gewann. Von Mund zu Mund ging die Erzählung, daß sie, als sie nach der Krönung ihres Gemals ansichtig geworden, schnell die Handschuhe abzog, um zu seiner Begrüßung desto vernehmbarer in die Hände klatschen zu können. Oder man rühmte es als einen Zug leutseliger Herablassung, daß sie sich entschuldigte, als sie bei der Ertheilung einer Audienz eine Zeit lang hatte warten lassen. Wie die verschiedensten Zeugen darthun, war man einstimmig in der Bewunderung für sie [26]).

Am Morgen des 16. Oktober verließ das kaiserliche Paar die Krönungsstadt [27]). Ueber Heidelberg ging die Reise nach Ulm, wo die Einschiffung auf der Donau erfolgte. In der Nähe von Straubing wurde durch eine persönliche Begrüßung von Seite des Kurfürsten von Baiern die Versöhnung mit demselben besiegelt [28]). Am 27. Oktober traf Maria Theresia in Wien ein. Mit Jubel wurde die geliebte Monarchin von der Bevölkerung ihrer Länder und ihrer Hauptstadt als Kaiserin-Königin begrüßt [29]).

Fünftes Capitel.

In denselben Tagen, in welchen durch die Erhebung ihres Gemals auf Deutschlands Kaiserthron ein sehnsuchtsvoller Wunsch Maria Theresia's so glänzend in Erfüllung ging, wurde sie neuerdings von einem Schlage des Schicksals getroffen, welchen zu ertragen sie ihrer ganzen Standhaftigkeit bedurfte.

Das lebhafte Verlangen der britischen Staatsmänner nach der Herbeiführung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen war durch die immer drohendere Wendung, welche seit der Landung des Prätendenten die öffentlichen Angelegenheiten in England selbst genommen hatten, nur noch mehr gesteigert worden. Nach Harringtons eigenen Worten erfüllte ihn die Haltung des Wiener Hofes mit „dem „höchsten Erstaunen und Mißvergnügen" [1]). Aber all sein ungestümes Drängen vermochte darin auch nicht die leiseste Veränderung hervorzubringen. Das gleiche Fehlschlagen erfuhren die Anträge, welche der König von Preußen selbst insgeheim in Frankfurt vorbringen ließ [2]). Daß er so tief sich demüthigte, beweiset wohl am unwiderleglichsten die Bedrängniß, in der er sich sammt seinem Heere befand. Für Maria Theresia aber lag darin nur ein neuer und entscheidender Beweggrund, auf ihrem früheren Entschlusse zu beharren. Die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone für ihren Gemal erfüllte ihre Seele neuerdings mit stolzer Hoffnung auf das Gelingen des zweiten großen Gedankens, dessen Verwirklichung sie unablässig beschäftigte. In jedem ihrer Worte

ist der Ausdruck dieser Stimmung erkennbar. Prinz Karl von Lothringen habe, so ließ sie sich einmal vernehmen, auch ihre Krönung in Böhmen mit einem Siege gefeiert. Sie habe ihm schreiben lassen, wie sehr es sie freuen würde, wenn er die Kaiserkrönung in Frankfurt auf ähnliche Weise und zwar je eher desto besser verherrlichte [3]).

Auch sonst wurde von Wien aus dem Prinzen von Lothringen zu wiederholten Malen die Nothwendigkeit zu Gemüthe geführt, der bisherigen Unthätigkeit ein Ende zu machen und gegen den König von Preußen neuerdings angriffsweise vorzugehen. Es sei selbstverständlich, schrieb ihm Maria Theresia, daß wenn die Operationen einmal ihren Anfang genommen hätten, die Wohlfahrt des Erzhauses und das Heil der österreichischen Erbländer deren ungehinderten Fortgang dringend verlangten. „Ich hoffe auf Ihre Unternehmungen und auf „Gottes Hülfe", fügte sie dem amtlichen Rescripte eigenhändig hinzu [4]). Und einem zweiten Schreiben setzt sie die Worte bei: „Ich habe nichts „mehr zu sagen als Sie wegen der Operationen zu drängen. Alles „hängt davon ab und in Schlesien wird Gott Sie segnen. Glauben „Sie es mir [5])."

In dieser Auffassung wurde Maria Theresia durch die Handlungsweise des Königs von Preußen noch bestärkt. Selbst der gewiß nicht gegen Friedrich eingenommene englische Geschichtschreiber jener Tage nennt das Benehmen des Königs „treulos und beleidigend [6])." Es schien fast als ob er den gleichen Weg wieder betreten wollte, den er vier Jahre zuvor, nach Abschluß der Kleinschnellendorfer Convention eingeschlagen hatte. „Nachdem der König", fährt derselbe Schriftsteller fort, „von den englischen Ministern das feierliche Versprechen „der Geheimhaltung des mit ihnen abgeschlossenen Vertrages gefordert „hatte, verbreitete er sogleich in den Reihen seiner eigenen Armee die „Nachricht, daß der Friede zu Stande gekommen sei. Dem Prinzen von „Lothringen schlug er den Abschluß eines Waffenstillstandes vor, „bis ihm Befehle von Wien aus zugekommen sein würden. Jeglichen „Kunstgriffes bediente er sich, um das Gehässige der Fortsetzung der „Feindseligkeiten auf Maria Theresia zu wälzen."

Wenn schon kein anderes Ergebniß, so brachte diese Handlungsweise König Friedrichs wenigstens die Wirkung hervor, daß Prinz Karl von Lothringen jetzt vollends irre gemacht wurde in der ihm von Maria Theresia gestellten Aufgabe. Ganz im Gegensatze zu der ursprünglichen Befürchtung des Herzogs von Weißenfels zeigte Prinz Karl durchaus keine übergroße Lust mehr zur Führung eines entscheidenden Schlages gegen den König von Preußen. Erfüllt von Mißtrauen gegen die Sachsen und von Unzufriedenheit mit ihrer Unschlüssigkeit, so wie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er mit den österreichischen Streitkräften allein dem Könige nichts Erhebliches anhaben könne, hätte der Prinz vielleicht die Beendigung des Kampfes gegen seinen furchtbaren Widersacher nicht ungern gesehen. Der Abzug des größten Theiles der Sachsen, welche zum Schutze des eigenen Landes nach ihrer Heimat zurückberufen wurden, scheint ihn in dieser Ansicht nur bestärkt zu haben. Er vergaß ganz, daß der König von Preußen sich durch die Entsendung ansehnlicher Detachements in noch höherem Maße geschwächt hatte. Auf seine Unlust sich zu schlagen deutet auch der Umstand, daß der Prinz nach Empfang der ihm von preußischer Seite zugekommenen ganz unwahren Mittheilung, Lord Harrington habe im Namen Maria Theresia's zu Hannover die Friedenspräliminarien unterzeichnet [7]), neuerdings um Verhaltungsbefehle nach Wien schrieb. An demselben Tage geschah dieß, an welchem er von dorther den wiederholten Auftrag erhielt, Alles anzuwenden, um den König aus Böhmen zu vertreiben und ihm nach Schlesien zu folgen [8]).

Bei diesem Entschlusse blieb denn auch Maria Theresia, und es wurden von Seite des Prinzen von Lothringen nunmehr ernste Vorkehrungen zu seiner Ausführung getroffen. Am 12. September versammelte er in dem Lager bei Aujest seine Generale zum Kriegsrathe. Er selbst machte ihnen einen dreifachen Vorschlag. Der erste bestand darin, sich des vortheilhaft gelegenen Pleß, jenes Dorfes zu bemächtigen, an dessen Stelle später die Festung Josephstadt erbaut wurde. Dadurch meinte er den König von Preußen, welcher sich in einem Lager bei Semonitz befand, zu einer Bewegung, vielleicht sogar zum Rückzuge aus Böhmen zu zwingen [9]). Der letztere Zweck könnte auch

durch eine Vorrückung gegen Bohuslawitz und Neustadt, oder endlich dadurch erreicht werden, daß das Heer bei Klein-Skalitz die Elbe überschreite und durch eine geeignete Aufstellung an dem rechten Ufer des Stromes das feindliche Lager mit einem Angriffe bedrohe.

Die Mehrzahl der Generale entschied sich für die zweite Alternative. Die Wegnahme von Pleß, welchem Platze von den zwischen Neustadt und Jaromircz stehenden Armeecorps der preußischen Generale Dumoulin und Lehwald leicht Hülfe gebracht werden konnte, hielten sie für schwer ausführbar, und selbst wenn sie gelänge, für nicht so erfolgreich als Prinz Karl zu glauben schien. Die dritte Alternative, die Bewerkstelligung des Ueberganges über die Elbe im Angesichte des Königs von Preußen wurde von ihnen als höchst gefährlich bezeichnet. Ja selbst wenn man glücklich den Fluß überschritten hätte, brauchte der König nur eine leichte Veränderung seiner Stellung eintreten zu lassen, um das fernere Vordringen unmöglich zu machen. Durch die Verwirklichung des zweiten Planes aber meinte der versammelte Kriegsrath die Preußen nöthigen zu können, das rechte Ufer der Elbe zu verlassen und sich hinter die Aupa zurückzuziehen. Prinz Karl pflichtete dieser Anschauung bei; doch wollte er auch das Unternehmen gegen Pleß nicht völlig aufgegeben wissen. In diesem Sinne erließ er seine Befehle, an deren Ausführung jetzt unverzüglich geschritten wurde.

Daß Prinz Karl von Lothringen sein Heer in Bewegung setzte, vermochte den König von Preußen zu dem gleichen Entschlusse. Am 18. September ging er bei Jaromircz über die Elbe und zog sich, während seine Nachhut von Dessewffy und Franquini hart bedrängt wurde, in der Richtung gegen Trautenau, jedoch nur bis Staudenz zurück. Von allen Seiten umgaben ihn die leichten österreichischen Truppen. Ihre Hauptmacht aber brach erst am 20. von Aujest auf. Am 22. rückte sie durch Jaromircz auf das rechte Ufer der Elbe und bezog bei Ertina ein Lager.

General Nadasdy, welcher die Vorhut führte, ließ am 23. September dem Prinzen von Lothringen melden, daß er einen Berg, den Marschauer Kopf besetzt habe, von dessen Höhe man das Lager der

Preußen bei Staudenz deutlich übersehen könne. Am folgenden Tage verfügte sich Karl von Lothringen selbst dorthin und es schien ihm, als ob ein Angriff auf den rechten Flügel der Preußen, welcher sich gegen Burkersdorf ausdehnte und der nöthigen Deckung entbehrte, nicht leicht ohne günstigen Erfolg bleiben könnte. Die beiden Feldmarschälle, die er nach seiner Rückkehr zu Rathe zog, Lobkowitz und Aremberg stimmten dieser Ansicht bei. Doch ist es so recht bezeichnend für die schwerfällige Langsamkeit, mit welcher bei dem österreichischen Heere Alles vor sich ging, wenn man sieht daß erst zwei Tage später Karl von Lothringen, dießmal von Lobkowitz begleitet, neuerdings auf den Marschauer Kopf sich verfügte, um die Stellung des Feindes nochmals zu recognosciren. Jetzt faßten sie den definitiven Entschluß, den König von Preußen, wenn er in dieser Stellung verbliebe, auch wirklich anzugreifen.

Obgleich es auf eine Ueberraschung des Königs abgesehen war, so wurden die Vorbereitungen dazu auch jetzt noch langsam genug betrieben. Am 28. zog Prinz Karl das Heer unter dem Vorwande seiner leichteren Verpflegung näher an Königshof heran. Es kam in ein Lager zwischen Schurz und Nowoles zu stehen. Feldmarschall-Lieutenant Graf Königsegg aber wurde mit der Vorhut am Rande des Waldes bei Königshof aufgestellt. Da von dort bis zu der Stelle, wo sich das preußische Lager befand, nicht viel mehr als zwei Wegstunden zurückzulegen sind, hätte der Prinz wenigstens am Morgen des 29. aufbrechen, dem preußischen Lager sich nähern und dasselbe unverweilt angreifen sollen. Den Abend dieses Tages würde er höchst wahrscheinlicher Weise als Sieger gefeiert haben. So aber wurde auch der 29. September nur mit Vorbereitungen zugebracht. Erst um drei Uhr Nachmittags ging die österreichische Vorhut durch Soor, und Abends lagerte sie hinter einem so nahe an Burkersdorf befindlichen Gehölze, daß ihre Vorposten nur fünfhundert Schritte von denen der Preußen entfernt waren. Die Hauptmacht der Oesterreicher kam nur bis Soor; der Angriff auf das feindliche Lager wurde daher auf den folgenden Tag verschoben. Zur Ausführung desselben empfingen sämmtliche Heeresabtheilungen genaue Verhaltungsbefehle.

„Nie rückte wohl", sagt ein ausgezeichneter österreichischer Offizier, dem wir eine gründliche Darstellung jener Feldzüge verdanken, „ein Heer unter günstigeren Verhältnissen und mit größerer Hoffnung „auf einen vollständigen Sieg in die Schlacht als damals das österreichische. Der König war in seinem Lager umschlossen. Seine rechte „Flanke war einem Angriffe und Ueberfall bloßgestellt. Vor ihm ein „großer Wald, der ihm die Bewegungen des österreichischen Heeres „verbarg, hinter ihm die thätigen Parteigänger, mit denen seine Truppen täglich zur Erhaltung ihres Lebens kämpften, schien seine Niederlage und als Folge derselben der gänzliche Untergang seiner Armee „gleich gewiß. Beides würde auch trotz der großen Talente des Königs, „der großen Disciplin seines muthvollen Heeres unausbleiblich erfolgt „sein, wenn der österreichische Feldherr seinen weisen strategischen Plan „taktisch mit Schnelligkeit, Kraft und Nachdruck ausgeführt hätte [10])."

Diese Mängel in der Verwirklichung eines an und für sich richtigen Gedankens machten sich gleich im ersten Augenblicke fühlbar. Obwohl man in der That Zeit genug gehabt hatte, mit der Oertlichkeit völlig vertraut zu werden, verirrten sich doch gleich die ersten Linien der österreichischen Vorhut, welche Nachts um eilf Uhr aufgebrochen waren, um noch näher an die Preußen heranzurücken. Weit später als man beabsichtigt hatte, kamen sie auf die ihnen zugedachten Standorte. Wichtiger noch als dieser Umstand war es, daß der König, welcher zwar nicht über den Plan seines Gegners, aber doch darüber sich klar geworden war, daß derselbe irgend etwas im Schilde führe, gleichfalls den Morgen des 30. September zum Aufbruche aus seiner bisherigen Stellung bestimmt hatte. In Folge der Vorbereitungen zu dem eigenen Marsche stand daher bei dem preußischen Heere Alles schon frühzeitig in Bereitschaft. Die Generale befanden sich bei dem Könige, als die Nachricht eintraf, daß der Feind in nächster Nähe der rechten Flanke des preußischen Lagers auf den Höhen hinter Burkersdorf in Schlachtordnung aufgestellt sei. Allsogleich rief Friedrich sein Heer zu den Waffen. Obwohl er wußte, daß er den 32000 Oesterreichern und Sachsen nur zehntausend Mann weniger entgegen zu stellen vermochte, raubte ihm dieser peinliche Gedanke doch nicht einen Augenblick seine kalte

Besonnenheit. Ja es mußte ihn die Ueberzeugung durchdringen, daß er nur durch die Ueberlegenheit seines eigenen Talentes, durch raschen Entschluß und unwiderstehliche Thatkraft jenes Mißverhältniß auszugleichen im Stande sei. In diesem Sinne handelte er, und darum waren auch seine Truppen schon längst in Bewegung, während die österreichischen Regimenter noch ruhig in den ihnen angewiesenen Stellungen verharrten, als gelte es für sie nur eine Vertheidigungsschlacht zu bestehen.

Es ist in der That kein lohnendes Beginnen, nach den Beweggründen dieses fast räthselhaften Benehmens des österreichischen Feldherrn zu forschen. Die von ihm selbst aufgestellte Behauptung, es sei nothwendig gewesen, das Verschwinden des dichten Herbstnebels abzuwarten, wird kaum als stichhältig befunden werden. Gerade dieser Nebel, der es ihm möglich gemacht hatte, seine Truppen völlig unbemerkt an das preußische Lager heranzuführen, hätte ihm auch den Angriff auf dasselbe wesentlich erleichtert. Und nach seinen eigenen Worten kann der Nebel schon darum nicht allzu dicht gewesen sein, weil er selbst sagt, die Preußen seien des österreichischen Heeres ansichtig geworden und hätten allsogleich Alarm geschlagen [11]). Wenn die Preußen die Oesterreicher sahen, so wird dieß wohl auch umgekehrt der Fall gewesen sein, und der Ausführung des beabsichtigten Angriffes stand kein Hinderniß mehr im Wege. Aber dennoch unterblieb er und unbegreiflicher Weise warteten die Oesterreicher es ab, bis derselbe von den Preußen begonnen wurde.

Wie ganz anders erscheint dieser unentschlossenen Haltung des Prinzen von Lothringen gegenüber das Benehmen des Königs. Mit der glücklichen Eingebung, welche das Kennzeichen des Genie's ist, wählte er von den verschiedenen Entschlüssen, die er hätte fassen können, den kühnsten und besten. Nicht zu bloßer Vertheidigung seines Lagers, nicht zur Bewerkstelligung des Rückzuges im Angesichte des Feindes, sondern dazu entschloß er sich, jetzt selber offensiv vorzugehen. Aus dem Ueberfallenen machte er sich zum Angreifer. Unverzüglich stellte er sein Heer der Anhöhe gegenüber, welche die Oesterreicher besetzt hielten, in Schlachtordnung. Unbekümmert um die empfindlichen Lücken,

welche das feindliche Geschützfeuer, das jetzt begann, in seine Reihen riß, fuhr Friedrich fort die Truppen zum Kampfe zu ordnen. Und als er damit zu Stande gekommen war, ließ er sie allsogleich gegen die Oesterreicher vorrücken.

Jetzt schienen doch endlich auch die Führer der Letzteren einzusehen, daß ihrerseits etwas geschehen müsse, wenn sie nicht von vorneherein auf die Erreichung der Absicht verzichten wollten, zu deren Verwirklichung sie ausgezogen waren. Feldmarschall-Lieutenant Graf Kolowrat warf sich mit den berittenen Grenadieren und Carabinieren dem Feinde entgegen. In raschem Anlauf durchbrachen sie das erste Treffen der Preußen. Aber es war dieß nur ein augenblicklicher Erfolg. Das zweite Treffen der Preußen rückte vor, warf die Oesterreicher zurück und verfolgte sie bis auf die Anhöhe. Von dort wurde die preußische Cavallerie zwar durch das Geschützfeuer wieder vertrieben, nun aber erhielt sie durch ihr eigenes Fußvolk eine kräftige Unterstützung. In eng geschlossenen Reihen drangen die preußischen Grenadiere die Höhe hinan zum Angriffe vor. Sie fanden an der österreichischen Infanterie den tapfersten Widerstand. Zweimal wurden sie zurückgeworfen; als sie jedoch zum dritten Male vordrangen, mußte das österreichische Fußvolk, welchem von keiner Seite Hülfe zu Theil ward, die Anhöhe aufgeben. Die dort aufgestellten Geschütze dem Feinde überlassend, floh es unter dem Feuer der Preußen in den nahe gelegenen Wald.

Es wäre die Aufgabe der ein und zwanzig Schwadronen gewesen, welche unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Preising rechts von der Anhöhe hielten, um die der Kampf wüthete, durch einen raschen Angriff gegen die Flanke des heranstürmenden Feindes dem eigenen Fußvolke Luft zu machen. Hier aber bot sich die traurige Erscheinung dar, daß die Regimenter Württemberg, Preising und Philbert dem Befehle zum Einhauen nicht nachkamen. Einzelne Reiter folgten zwar dem Beispiele ihrer Offiziere, die Hauptmasse aber war ungeachtet aller Anstrengungen nicht von der Stelle zu bringen. Diese Unthätigkeit entschied die Eroberung der Anhöhe, welche seitdem den Namen des Bataillenberges führt, und mit ihr

den Ausgang der Schlacht. Denn der König griff nun von dorther die linke Flanke seiner Gegner an. Gleichzeitig stürmte sein rechter Flügel gegen die Oesterreicher vor, welche nun überall zurückwichen, von der preußischen Cavallerie mit Nachdruck verfolgt. Doch drangen die Preußen nicht weiter als bis zum Rande des Waldes nach, in welchen die Oesterreicher sich zurückzogen. Nach wenigen Stunden kehrte Prinz Karl, nach seinem eigenen Geständnisse vollständig geschlagen [12]), denselben Weg den er gekommen war, durch Soor zurück. Nach diesem Dorfe wurde die Schlacht genannt, obwohl sie eigentlich in größerer Nähe von Burkersdorf geliefert worden war.

So kläglich endigte ein Kampf, welchen man von österreichischer Seite mit so stolzer Hoffnung des Gelingens herbeigeführt hatte. Die Schuld davon wurde natürlicher Weise auch jetzt wieder auf die Truppen gewälzt. Prinz Karl übersandte seinem Bruder ein Document, in welchem die Generale Preising und Bechinie bezeugten, daß die Regimenter Württemberg, Philbert und Preising an dem Tage der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten, sondern ohne einen Schuß zu thun oder einen Säbelhieb zu führen, feldflüchtig geworden seien [13]).

Die Richtigkeit dieser Thatsache soll natürlich in keiner Weise bestritten werden; die Schuld einer so betrübenden Erscheinung trifft jedoch gewiß in weit geringerem Maße die Truppen als die Führer derselben. Abgesehen von Allem was vorhergegangen war, der Schlacht bei Hohenfriedberg und dem ganzen Verlaufe des Feldzuges mußte schon die Art der Leitung des Heeres am Tage des Kampfes selbst jeden Funken von Aufschwung, von militärischem Geiste vollends ersticken. Mit der ausgesprochenen Absicht eines Ueberfalles die Truppen sechs Stunden hindurch, von zwei Uhr bis acht Uhr Morgens in nächster Nähe des Feindes, welcher wenigstens im ersten Augenblicke eines Angriffes durchaus nicht gewärtig war, unthätig stehen, den Feind seinen Aufmarsch ungehindert vollziehen und sich endlich noch im letzten Momente von ihm angreifen zu lassen, in all dem liegt das unwiderleglichste Zeugniß, daß Prinz Karl zu einem Feldherrn im großen Style nicht die geringsten Erfordernisse besaß.

Ein gleich strenges Urtheil muß auch über die vornehmsten militärischen Rathgeber des Prinzen gefällt werden. Der Prinz von Aremberg, bejahrt und von schwankender Gesundheit, scheint nur geringen Einfluß auf den Gang der kriegerischen Operationen geübt zu haben. Fürst Lobkowitz aber war zu Allem eher geeignet als zur Erfüllung der Aufgabe, mit welcher er nach dem Feldlager in Böhmen gesandt worden war. Dieselbe bestand zunächst darin, die österreichische Reiterei, deren früher so hoch gepriesene Kriegstüchtigkeit sich seit mehreren Jahren, insbesondere aber seit der Schlacht von Hohenfriedberg wesentlich verringert hatte, wieder auf besseren Fuß zu setzen, sie mit einem neuen Geiste zu durchdringen. Lobkowitz aber, schon in Italien wegen seines hochmüthigen, verletzenden Benehmens bei den Truppen verhaßt, war es bald in nicht minderem Grade bei dem Heere in Böhmen. Anfangs soll er sich freilich Mühe gegeben haben, das zu beherrschen was Prinz Karl von Lothringen in schonender Weise seine „Lebhaftigkeit" nennt [14]); binnen Kurzem aber war es damit wieder vorbei. So sehr entfremdete er sich die Zuneigung seiner Soldaten, daß am Tage der Schlacht sein eigenes Beispiel, denn er setzte sich persönlich der größten Gefahr aus, nicht das Geringste mehr fruchtete.

Der Verlust der Oesterreicher mag gegen achttausend Mann, der ihrer Gegner kaum die Hälfte betragen haben. Es war in der That kein Trost hiefür, daß Nadasdy mit seinen leichten Schaaren in das fast ganz verlassene Lager der Preußen fiel. Die Kriegskasse, welche freilich keine sehr große Barschaft mehr enthalten mochte, dann der größte Theil des Gepäckes des Königs und seiner Brüder fielen in die Hände der Ungarn. Außerdem machten sie einige hundert Gefangene. Unter ihnen befanden sich die Cabinetsräthe Eichel und Müller, dann der Leibarzt des Königs Doktor Lesser. Die Schriften Friedrichs wurden gleichfalls erbeutet, von den Husaren jedoch, welche gierig nach Geld und Geldeswerth suchten, theils zerrissen und theils bei Seite geworfen [15]). Das Wenige was ins Hauptquartier abgeliefert wurde, war von geringem Belange.

So vollständig der Sieg des Königs von Preußen auch war, so übte er doch nur geringe Wirkung auf den Gang der Kriegsereignisse. Dem Könige war es keineswegs darum zu thun, neuerdings in Böhmen vorzudringen, wo er sich während des Winters ja doch nicht hätte halten können. Fünf Tage hindurch verweilte er bei Soor, wohl zunächst um seinen Truppen Ruhe zu gönnen und keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß er der Sieger gewesen sei. Dann aber setzte er den Rückzug nach Trautenau und von da über die Grenze nach Schlesien fort.

Prinz Karl war gleichfalls nicht weiter als bis Ertina zurückgewichen. Hier empfing er den Befehl der Kaiserin, sich durch das erlittene Mißgeschick nicht abhalten zu lassen von der Befolgung der Anordnungen, welche ihm vor diesem Ereignisse ertheilt worden waren. Wenn man auch wenigstens vor der Hand der Hoffnung entsagen müsse, dem Könige von Preußen eine Niederlage beizubringen, so vermöge man ihn doch nach wie vor durch die leichten ungarischen Truppen zu beunruhigen und ihm manch empfindlichen Verlust zu verursachen. Auch jetzt noch wäre es gut ihm nach Schlesien zu folgen, um dort für fernere Unternehmungen festen Fuß fassen zu können.

Der erste Punkt der Befehle der Kaiserin wurde von dem Prinzen von Lothringen gewissenhaft befolgt. Als wenn nichts geschehen wäre, wurden auch jetzt wieder die Husaren und Insurrektionstruppen entsendet, und sie brachten den Preußen noch manchmal einen glücklichen Streich bei. Doch darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß auch diese Erfolge von Tag zu Tag seltener wurden. Denn des Königs große militärische Begabung zeigte sich nicht allein an den Tagen der offenen Feldschlacht, sondern auch in allem übrigen, was auf die Kriegführung Bezug hatte, trat sie immer mehr hervor. Eine wenn gleich widerwillige Anerkennung hievon findet sich in den eigenen Worten des Prinzen von Lothringen. „Die Preußen sind nicht", schreibt er seinem Bruder eine Woche nach der verlornen Schlacht, „wie ein anderer Feind. Niemals senden sie einzelne Abtheilungen, „sei es auf Recognoscirungen oder Streifzüge aus, und wenn sie „fouragiren müssen, so sind sie immer von acht bis zehntausend Mann

„gedeckt und entfernen sich höchstens auf zwei Stunden von ihrem „Lager [16]).

Gegen den zweiten Punkt der Anordnungen der Königin, die Fortsetzung des Marsches nach Schlesien erhob Prinz Karl jedoch eindringliche Vorstellungen. Die Betrachtungen, auf welche er sich hiebei stützte, waren dieselben, auf deren Grundlage er schon im vorigen Jahre den Zug nach Schlesien widerrathen hatte. Was damals unter ungleich günstigeren Verhältnissen nicht zum Vortheile ausschlug, könne jetzt noch weniger räthlich erscheinen. Man brauche darum dem Gedanken, Schlesien wieder zu erobern und Preußen zu demüthigen, noch nicht zu entsagen. Gerade zur Erreichung dieser Absicht solle man jetzt die Kriegsunternehmungen unterbrechen und sie im nächsten März gemeinschaftlich mit Sachsen und mit verdoppeltem Nachdrucke wieder beginnen [17]).

Auch Maria Theresia fühlte daß es, um die ersehnten Erfolge gegen Preußen endlich doch noch zu erringen, vorerst nothwendig sei, ihr Heer wieder in besseren Zustand zu versetzen. Sie sträubte sich daher nicht länger gegen den Vorschlag, für den Augenblick wenigstens die Hauptmacht noch in Böhmen zu belassen und nur durch die leichten Truppen einzelne Streifzüge nach Schlesien auszuführen. Außerdem hielt sie durchgreifende Maßregeln für nothwendig, um die so sehr gelockerte Disciplin bei der Armee wieder herzustellen. Eine strenge Untersuchung des Benehmens der Regimenter, welche feldflüchtig geworden waren, wurde angeordnet. Doch blieb sie aus dem Grunde erfolglos, weil sich immer klarer herausstellte, daß das hauptsächliche Verschulden eigentlich denjenigen zur Last fiel, welche die Klage erhoben, nicht aber denen, wider die sie geführt wurde. Man sagte sich offen, daß der Verfall der Disciplin von Niemand so sehr als gerade von dem Oberfeldherrn ausgehe. Er verstehe es nicht, die nöthige Strenge walten zu lassen, und wenn ihn diese Eigenschaft auch bei seinen Truppen beliebt mache, so trage sie darum doch nicht minder die eigentliche Schuld an der auffallenden Verringerung der Kriegstüchtigkeit der Armee [18]). Das einzige Mittel, welches unter solchen Verhältnissen übrig blieb, den Wechsel im Obercommando,

wagte Niemand der Kaiserin vorzuschlagen. Es würde auch bei ihrer Vorliebe für ihren Schwager und der hohen Meinung, welche sie trotz seines Mißgeschickes noch von seiner militärischen Begabung hegte, von ihr wohl kaum in Anwendung gebracht worden sein.

Fast eben so gering als auf den Gang der Kriegführung war die Wirkung der verlornen Schlacht auch auf den der politischen Verhandlungen. Zwar hatte das unglückliche Kriegsereigniß und die grausame Enttäuschung ihrer stolzen Hoffnung auf einen glänzenden Sieg die Kaiserin tief erschüttert; in ihren Planen und Absichten wurde sie jedoch dadurch nicht im mindesten irre gemacht. Wie sie es zuvor schon gethan, so erklärte sie auch jetzt wieder Jedem, der es hören wollte, daß man ihr von einem Frieden nicht reden dürfe, dessen Kaufpreis die Belassung Schlesiens in den Händen des Königs von Preußen sei [19]). Nimmermehr könnten sich ihre Staaten einer gesicherten Ruhe erfreuen, wenn es einem Manne von dem Charakter Friedrichs jederzeit freistehe, einen plötzlichen Einbruch in dieselben zu unternehmen [20]).

Auch jetzt war es wieder der englische Gesandte Robinson, von welchem die Standhaftigkeit Maria Theresia's auf die härteste Probe gestellt wurde. In der Bedrängniß der eigenen Regierung muß wohl der Beweggrund gesucht werden, daß er nun in seinen ohnedieß immer lebhaften Vorstellungen das Maß des Zulässigen fast überschritt. Mit greller Farbe schilderte er die Gefahr, in welche König Georg und sein Land durch den Prätendenten, insbesondere durch den ausgiebigen Beistand gerathen seien, den der Letztere von Frankreich und Spanien erhalte. Man denke an nichts Geringeres als an die Entthronung des Königs und seines Hauses, und um dieß zu verhindern, müßten alle, auch die äußersten Mittel aufgeboten werden. Er pries das treue Festhalten Englands an dem Bündnisse mit Oesterreich, wodurch es in einen so aufreibenden Krieg gegen Frankreich gerathen sei. Truppen und Geld habe es in reichlichstem Maße geliefert, nun aber müsse es beides zur eigenen Vertheidigung verwenden. Um solches thun zu können, sei jedoch der schleunigste Abschluß des Friedens mit dem Könige von Preußen ganz unerläßlich. Alle Versuche, denselben zu besiegen,

wären bis jetzt fruchtlos geblieben und hätten nur zum eigenen Schaden geendet. In nicht weniger als vier verschiedenen Schlachten seien die österreichischen Heere von den Preußen besiegt worden. Warum dieß geschehen, wolle er nicht erörtern, sondern nur von der Thatsache sprechen. Die Ueberlegenheit der preußischen Truppen könne nicht länger bestritten werden, und auch das Kriegsglück sei ihnen günstig. Wolle man dasselbe neuerdings erproben, so müßten eben nur neue Widerwärtigkeiten, noch schmerzlichere Erlebnisse befürchtet werden. Fruchtlos verbrauche die Kaiserin nach dieser Seite hin ihre eigentliche Macht. Sie begebe sich dadurch der Möglichkeit, auch auf anderen Punkten, wie solches doch so nothwendig wäre, zahlreichere Streitkräfte aufzustellen. Die Kriegführung in Italien und in den Niederlanden werde vernachlässigt, um der Wiedereroberung Schlesiens, somit einem Plane nachzujagen, über dessen Unausführbarkeit man doch nicht länger im Zweifel sein könne. Warum wolle man denn mit solcher Hartnäckigkeit noch ferner darauf beharren? Der von dem Könige von Preußen begangene Treubruch biete hiefür keinen ausreichenden Grund. Wenn man mit all den Fürsten, welche sich eines ähnlichen Benehmens schuldig gemacht haben, niemals Frieden schließen wolle, müsse man den Krieg in alle Ewigkeit fortführen. Wer habe das Haus Oesterreich öfter betrogen als Frankreich? Erst nach dem Tode des Kaisers Karl VI. sei dieß in einer Weise geschehen, von welcher die Geschichte kein Beispiel kenne. Frankreich müsse fürwahr der unversöhnliche Gegner Oesterreichs genannt werden, und alle seine Handlungen zu allen Zeiten hätten es klar bewiesen, daß es nach der Zertrümmerung Oesterreichs und der Verwirklichung einer europäischen Universal-Monarchie strebe. Gegen die Ausführung dieser Absicht müßten die Bemühungen aller übrigen Staaten gerichtet sein.

Die Macht des Königs von Preußen sei, fuhr Robinson fort, ungleich geringer und daher auch ungleich weniger furchtbar. König Friedrich habe sich jetzt davon überzeugt, daß er trotz der errungenen Vortheile seine Eroberungen nicht weiter auszudehnen vermöge. Es sei zu erwarten, daß er sich mit dem Erworbenen begnügen und von nun an ruhig verhalten werde. Durch die Versöhnung mit ihm werde

auch dem deutschen Reiche die Ruhe und Einigkeit wieder gegeben. Es sei gewiß nichts versäumt worden, um die frühere Macht des Hauses Oesterreich wieder herzustellen. Aber darüber dürfe man sich nicht länger täuschen, daß wenigstens einige Opfer gebracht werden müßten, um sich die Hauptsache zu bewahren und noch größeren Schaden hintanzuhalten. Trotz aller Anstrengungen vermöge man nicht auf allen Kriegsschauplätzen genügende Streitkräfte aufzustellen. Man müsse also die Zahl der Feinde zu verringern suchen. Durch die Loslösung des Königs von Preußen von dem Bündnisse der Gegner gewinne man begründete Aussicht, in nicht allzuferner Zeit auch die bourbonischen Höfe zu einem dauerhaften und günstigen Frieden zu zwingen. Wolle man diesen Weg nicht einschlagen, so werde man den Krieg bis ins Endlose verlängern und die nachtheiligen Folgen davon selbst am schmerzlichsten empfinden [21]).

Es ist der Ausführungen des englischen Gesandten hier absichtlich in so eingehender Weise Erwähnung geschehen, um den Standpunkt klar zu kennzeichnen, welchen seine Regierung in dieser Angelegenheit einnahm. Selbstverständlich ist es, daß Robinson auch jetzt wieder deutlich durchblicken ließ, England werde, wenn man in Wien zu einer Versöhnung mit dem Könige von Preußen nicht die Hand bieten wolle, keine Subsidien mehr bezahlen. Denn es sehe sich gezwungen, alle seine Geldmittel zur eigenen Erhaltung zu verwenden [22]).

Aber weder durch jene Vorstellungen noch durch diese Drohung vermochte Robinson den stolzen Sinn der Kaiserin zu beugen. Wie man auch über ihre damalige Anschauung urtheilen mag, den großartigen Zug, welcher ihre ganze Handlungsweise charakterisirt, wird man nicht abzuleugnen vermögen. Es gebe kein Opfer, so wurde auch jetzt wieder in ihrem Auftrage erklärt, welches mit der Belassung Schlesiens in dem Besitze des Königs von Preußen verglichen werden könne. Denn die Kaiserin sei fest überzeugt, daß wenn dieß geschehe, er in dem ersten Augenblicke, in welchem die Grenze nicht durch eine zahlreiche Streitmacht bewacht sei, dieselbe neuerdings überschreiten werde. Und auch die Drohung, daß die Subsidien nicht länger gezahlt werden sollten, brachte nicht die geringste Wirkung hervor. Es würden

ihr hiedurch, ließ sich Maria Theresia vernehmen, nicht mehr als zwei Millionen Gulden entgehen. Nun habe sie bisher zur Fortführung des Krieges jährlich zwei und zwanzig Millionen aufbringen müssen. Das ganze Uebel bestehe also darin, künftighin statt dieser Summe noch um zwei Millionen mehr, also im Ganzen vier und zwanzig Millionen für Kriegszwecke verfügbar zu machen. Der Unterschied sei nicht so beträchtlich, um sich seinetwegen ein so ungeheures Opfer wie die Verzichtleistung auf Schlesien aufzuerlegen[23]).

Nicht glücklicher war Robinson mit der Hinweisung auf Maria Theresia's eigene Worte, welche sie in der Audienz vom 4. August zu ihm gesprochen hatte. Sie selbst sei damals nicht weiter als bis zu dem Wunsche gegangen, bemerkte ihr Robinson in der Unterredung, welche sie ihm am 31. Oktober gewährte, England möge ihr nur bis zum Oktober Zeit lassen, und dann könne es thun was es wolle. Die Kaiserin behauptete dagegen, sie habe nur gesagt, man werde dann sehen was sich thun lasse. Sie erging sich in allgemeinen Herzensergießungen über die Treulosigkeit Preußens und über das harte Verfahren Englands wider sie. Aus Allem aber war ihr fester Entschluß zu entnehmen, sich von dem wider Preußen eingeschlagenen Wege nicht abwendig machen zu lassen.

In einem Gespräche mit dem venetianischen Botschafter Erizzo ließ sich Maria Theresia über ihre Haltung gegen Friedrich deutlich vernehmen. „Man will mich dazu zwingen", sagte sie zu ihm, „mit „dem Könige von Preußen Frieden zu schließen; ich aber widerstehe „und werde widerstehen, so lang ich es nur immer vermag. Nicht daß „ich etwa unversöhnlich gegen ihn wäre, aber die Ursache meiner Ab„neigung wurzelt in den gemachten Erfahrungen. Ich besorge, und „nicht ohne Grund, daß ich mich niemals sicher fühlen kann, so lang „dieser König so mächtig ist wie jetzt. Man strebt nach Bürgschaften „dieser Sicherheit und ich werde mich fügen, aber wie vermag ich dieß „auf Grundlage der Erneuerung des Breslauer Friedens zu thun? „Ich suche meine Alliirten hievon zu überzeugen; seit Monaten „spreche ich ihnen mit Festigkeit und trachte ihnen zu beweisen, daß „ich weder aus Eigensinn noch aus persönlicher Feindschaft gegen

„den König so handle. Allein vermag ich nicht Allen zu widerstehen, noch nützt es mir mich von meinen Verbündeten zu trennen. „Aber soll ich auf der anderen Seite mich einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen und immer zwischen Furcht und Zweifeln schwanken? „Binnen Kurzem wird man klarer in meinen Angelegenheiten sehen, „und ich werde einen festen Entschluß fassen müssen. Ich bin überzeugt, „und mein ganzes Ministerium ist es mit mir, daß es nicht in meinem „Vortheile liegt unter den gegenwärtigen Umständen Frieden mit „Preußen zu schließen. Sachsen denkt gleichfalls so, und nur England „ist zu meinem Unglücke anderer Meinung. Dennoch ist meine Hoffnung noch nicht völlig gescheitert, daß die Vernunftgründe, welche „ich ihm unablässig auseinander setze, es endlich doch auch überzeugen „werden. Wirklich hat das dortige Ministerium sich hierüber schon „mit größerer Mäßigung ausgesprochen als es bisher der Fall war. „Das Bedauerliche ist nur, daß die Ereignisse in Schottland, denen „man mit Vorbedacht ein solches Gewicht gab, neue Vorwände zu „Gunsten jener Partei liefern, welche mich zwingen will, mich auf „jede Bedingung hin mit dem Könige von Preußen zu versöhnen[24])."

Man sieht wohl, daß Maria Theresia selbst die Nothwendigkeit fühlte, ihre Haltung gegen Preußen nicht ohne Rechtfertigung zu lassen. Denn schon zu jener Zeit wie seither zu oft wiederholten Malen ist die Beschuldigung wider die Kaiserin ausgesprochen worden, nicht Charakterstärke und Seelengröße, sondern nur Eigensinn habe sie damals an den Tag gelegt. Ihr selbst könne es nicht verborgen geblieben sein, daß die gleichzeitige Kriegführung auf vier verschiedenen Punkten, in Italien, am Rhein, in den Niederlanden und gegen Preußen die Leistungsfähigkeit einer einzelnen Macht wie Oesterreich bei weitem übersteige. Es sei hiedurch in der That eine so große Zersplitterung ihrer Streitkräfte herbeigeführt worden, daß dieselben nirgends siegreich sein konnten. Die Verminderung ihrer Feinde sei wirklich das dringendste Bedürfniß für sie selbst gewesen, und darum habe England ganz Recht gehabt und nur im wohlverstandenen Interesse Maria Theresia's gehandelt, wenn es sie unablässig zum Frieden mit Preußen drängte.

Es kann nicht gesagt werden, die Kaiserin habe sich der Richtigkeit des Gedankens verschlossen, daß es auch in ihrem Interesse liege, die Zahl und dadurch die Macht ihrer Feinde zu vermindern. Sie selbst hatte sich schon im verflossenen Jahre in ähnlichem Sinne, und zwar in dem Augenblicke ausgesprochen, als König Friedrich den Breslauer Frieden brach und in Böhmen eindrang. Damals war es Maria Theresia selbst, welche darauf hinwies, wie wünschenswerth es wäre, alle Kräfte gegen einen einzigen Feind zu vereinigen. Aber freilich war dieß ein Anderer als derjenige, den England als solchen bezeichnete, und hier zeigte sich so recht der tiefe Zwiespalt der Anschauungen, welcher zwischen Maria Theresia und dem mächtigsten ihrer Verbündeten bestand. In diesem Zwiespalte lag denn auch die Ursache, daß jene Allianz sich niemals zu einer wirklich innigen, zu einer wahrhaft fruchtbringenden gestaltete. Während England immer nur in Frankreich den allein zu bekämpfenden Feind sah, erblickte ihn Maria Theresia in dem Könige von Preußen.

Die tiefe Erbitterung, welche Maria Theresia in den Jahren 1741 und 1742 gegen Frankreich empfunden hatte, war längst einer ruhigeren Anschauung gewichen. Schon im Jahre 1743 und insbesondere in dem Augenblicke, als Maria Theresia durch England zu dem Wormser Vertrage gezwungen wurde, ließ sie zu wiederholten Malen Andeutungen fallen, welche darauf hinweisen, daß ihr ein größere Annäherung an Frankreich erwünscht scheine[25]). Jener Gedanke, den sie einmal wohl gehegt hatte, die Waffen von ganz Deutschland zu vereinigen zu dem Kampfe wider Frankreich, trat vor der Unbill, die ihr von einem deutschen Fürsten widerfuhr, und vor den empfindlichen Opfern, welche von anderer Seite ihr angesonnen wurden, mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Aber damals mag es zunächst der Einfluß ihres Gemals und ihres Schwagers gewesen sein, wodurch Maria Theresia bewogen wurde, dem Plane einer Wiederversöhnung mit Frankreich wenigstens vor der Hand zu entsagen. Die beiden lothringischen Fürsten trugen sich ja mit der Absicht, ihr geliebtes Heimatland der Krone Frankreich wieder zu entreißen. Und

daß solches nicht ohne erbitterten Kampf ausführbar sein werde, ließ sich wohl mit Gewißheit vorhersehen.

Als aber im Sommer des Jahres 1744 der König von Preußen den Frieden brach und in Böhmen einfiel, als in Folge dieses Ereignisses das österreichische Heer über den Rhein zurückkehren und der Plan der Wiedereroberung Lothringens aufgegeben werden mußte, als endlich die Möglichkeit geboten ward, neuerdings in den Besitz Schlesiens zu gelangen, da erwachte der frühere Wunsch nach Beendigung des Krieges gegen Frankreich wieder in Maria Theresia. Schon ehe jenes Ereigniß wirklich eintrat, sprach sie gegen Ulfeld ihr Bedauern aus, daß man nicht schon im Jahre 1742, als die Franzosen in Prag eingeschlossen waren, den Frieden mit Frankreich geschlossen habe[26]). Immer tiefere Wurzeln schlug seither dieser Gedanke in ihr, und er wurde von dem Dresdner Hofe, welcher fortwährend freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich unterhielt, jedoch auch durch die gemeinsame Gegnerschaft wider Preußen mit Maria Theresia innig verbunden war, eifrig genährt.

Auch von französischer Seite ließ man es an entgegenkommenden Schritten nicht fehlen, wenn sich gleich ernste Zweifel erheben, daß dieselben überhaupt aufrichtig gemeint waren. Hatte schon im September 1744 der Herzog von Richelieu dem österreichischen Gesandten in der Schweiz, Marquis von Prié, Andeutungen über die Geneigtheit Frankreichs zum Frieden gemacht[27]), so traten dieselben nach dem Tode des Kaisers Karl VII., insbesondere aber nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Oesterreich und Baiern noch unverhüllter hervor. Auch jetzt wieder benützte man hiezu den Unterhändler, dessen man sich schon einmal bedient hatte, den noch immer in Paris befindlichen Marquis Choiseul de Stainville.

Von Frankreichs einflußreichsten Staatsmännern war es hauptsächlich der Cardinal Tencin, welcher in seinen Gesprächen mit Stainville immer wieder auf die Nothwendigkeit einer baldigen Beendigung der Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten zurückkam. Selbst als die Nachricht von der Schlacht bei Hohenfriedberg nach Frankreich ge-

langte, meinte er noch, der König von Preußen werde zur Strafe für seinen Friedensbruch zu zwingen sein, einen wenn gleich nicht gerade beträchtlichen Theil der im Breslauer Frieden gemachten Erwerbungen zu Gunsten Maria Theresia's wieder herauszugeben. Savoyen möge man dem Infanten Don Philipp überlassen, hinsichtlich des übrigen Italiens aber solle sich Maria Theresia mit dem Könige von Sardinien verständigen. Frankreich werde von seinen früheren Einwendungen gegen die Erhebung des Großherzogs von Toscana auf den Kaiserthron ablassen, und auch in Bezug auf seine Eroberungen in den Niederlanden dürfe man keine weitgehenden Forderungen besorgen. England könnte mit Handelsvortheilen befriedigt werden [28]).

Die Antwort Maria Theresia's auf diese Berichte Stainville's bewegt sich in sehr allgemein gehaltenen Ausdrücken [29]). Sie betont zwar den Wunsch nach einer Versöhnung mit Frankreich; weit deutlicher tritt jedoch ihr tiefes Mißtrauen und die Besorgniß hervor, daß jene Vorschläge nur zum Schein und in der Absicht gemacht seien, sie zu hintergehen und mit ihren Verbündeten zu entzweien. Darum hütete Maria Theresia sich sorgfältig, sich deutlicher zu erklären, und sie mag hiezu wohl auch durch den Umstand vermocht worden sein, daß in den Vorschlägen Frankreichs immer wieder von der Belassung König Friedrichs in dem größten Theile Schlesiens die Rede war, während Maria Theresia hievon bekanntlich nichts hören wollte. Nicht etwa aus Sympathie für den König von Preußen wurde Frankreich hiezu bewogen, sondern weil es die Schwächung gar wohl erkannte, welche die Macht des Hauses Oesterreich durch den Verlust Schlesiens erlitt. Dieser wurde denn auch damals in Frankreich nicht selten als der einzige Vortheil bezeichnet, welchen man aus dem langdauernden Kriege davongetragen habe [30]).

Obwohl sie sich hierüber durchaus keiner Täuschung hingab, sah Maria Theresia es doch nicht als unmöglich an, in dieser Beziehung die französische Regierung auf andere Gedanken zu bringen. Am ehesten werde dieß, so meinte sie, durch die Vermittlung Sachsens geschehen können, das ja hiebei gleichfalls betheiligt war.

Diese Vermuthung Maria Theresia's erwies sich denn in der That als begründet. Der Abschluß der Convention von Hannover und die hiedurch an den Tag tretende Absicht Friedrichs, Frankreich ein zweites Mal den Rücken zu wenden, scheint nicht ohne Eindruck auf die Anschauungsweise der französischen Regierung geblieben zu sein. Auch jetzt war es wieder jener Chavigny, einer der gewandtesten Agenten Frankreichs in Deutschland, dessen der Hof von Versailles sich bediente, um Maria Theresia die ersten Eröffnungen in diesem Sinne zu machen. Noch immer am Münchner Hofe beglaubigt, wandte sich Chavigny an den dortigen sächsischen Gesandten von Gersdorff und dieser an den Grafen Rudolph Chotek, welcher seit dem Füßner Frieden Oesterreich bei dem Kurfürsten von Baiern vertrat. Wenn sich die Nachricht von dem Abfalle des Königs von Preußen bestätigen sollte, ließ sich Chavigny vernehmen, so wäre auch Frankreich von jeder Verbindlichkeit gegen ihn frei. Es würde ihn daher seinem Schicksale gleichfalls überlassen und unter der einzigen Bedingung mit Maria Theresia Frieden schließen, daß dem Infanten Don Philipp ein Besitzthum in Italien eingeräumt werde. Um diesen Preis werde es auf seine Eroberungen in den Niederlanden, so beträchtlich dieselben auch sein mochten, doch gleichfalls verzichten [31]).

Obwohl Chavigny erklärte, daß diese Anregung nur von ihm selbst ausgehe und er hiezu keineswegs ermächtigt sei, so war er doch allzusehr als ein Mann des vollsten Vertrauens seiner Regierung bekannt, um seinen Worten nicht die höchste Beachtung zu schenken. Chotek eilte zu Maria Theresia nach Passau, wo sie auf der Durchreise nach Frankfurt eben erwartet wurde. Sie nach Regensburg begleitend, empfing Chotek genaue Instruktionen über die Antwort, welche er Chavigny ertheilen solle. Auch Maria Theresia wünsche, so hieß es darin, nichts sehnlicher als den Frieden. Doch werde sie, treu ihren Versprechungen, sich niemals ohne Mitwirkung ihrer Verbündeten zu etwas herbeilassen, welcher Nutzen ihr dadurch auch zu Theil werden möge. Eröffnungen Frankreichs wolle sie jedoch gern entgegennehmen und darüber ein unverbrüchliches Geheimniß bis zu

dem Augenblicke bewahren, in welchem man an die Ausführung der gemachten Vorschläge gelangt wäre [32]).

In der That brauchte Maria Theresia auf diese Eröffnungen nicht lange zu warten. Während sie sich in Frankfurt befand, erschien dort der Legationsrath von Saul, welcher in den diplomatischen Verhandlungen Sachsens ungefähr die gleiche Rolle wie Chavigny in denjenigen Frankreichs spielte. Er überbrachte positive Vorschläge des Hofes von Versailles, welche sich von den ersten Anträgen Chavigny's dadurch unterschieden, daß Frankreich in den Niederlanden die eroberten Festungen Ypern und Furnes für sich zu behalten verlangte [33]).

Es ist das Gutachten vorhanden, welches auf Maria Theresia's Befehl Bartenstein über diese Vorschläge abgab [34]). Er erklärt sie für eben so wenig annehmbar als die Bedingungen, die man in Frankreich dem Marquis von Stainville gegenüber aufgestellt hatte. Aber aus der Vergleichung der jetzigen Vorschläge mit jenen Bedingungen und den Eröffnungen Chavigny's schließt er, daß in den Mittheilungen Sauls nicht das letzte Wort Frankreichs enthalten sei. Er meint, daß es den König von Preußen seinem Schicksale überlassen, ja vielleicht auch auf die Erwerbungen in den Niederlanden Verzicht leisten werde. Die Einräumung eines Besitzthumes in Italien an den Infanten Don Philipp scheine ihm jedoch ein ganz unabweisliches Zugeständniß zu sein. Und wenn dasselbe auch einen immerhin nicht leicht zu verschmerzenden Verlust in sich schließe, wie gering sei er doch im Vergleiche zu demjenigen Schlesiens, welches das wahre Juwel des Hauses Oesterreich genannt werden müsse [35]).

Die Hoffnung auf Schlesiens Wiedereroberung war es also, welche Bartenstein bestimmte, sich für die Fortführung der Verhandlungen mit Frankreich zu erklären. Dieselbe fand denn auch wirklich und zwar mit Beibehaltung der sächsischen Vermittlung statt. Der Minister Graf Brühl und der bei König August beglaubigte französische Gesandte Vaulgrenant dienten als Unterhändler. In der zweiten

Hälfte des Monates November war man so weit gekommen, daß die Kaiserin dem Grafen Friedrich Harrach, dem Nachfolger Philipp Kinsky's in der Würde eines Obersten Kanzlers des Königreiches Böhmen, Vollmacht zum Friedensschlusse mit Frankreich ertheilte [36]). Er sollte sich zu diesem Ende insgeheim nach Dresden begeben.

Die Wahl des Grafen Harrach zur Erfüllung dieses schwierigen Auftrages muß um so mehr gebilligt werden, als er damals, nur vielleicht Kaunitz ausgenommen, ohne Zweifel der gewandteste Unterhändler war, welcher der Kaiserin zur Verfügung stand. Im Jahre 1696 geboren, befand sich Harrach um jene Zeit im rüstigsten Mannesalter. In jeder Beziehung, sowohl wenn man seine äußere Erscheinung als seine geistige Begabung ins Auge faßt, zeigte er sich in seltenem Maße zu diplomatischen Geschäften, sowie zu sonstigen Aufgaben geschickt, welche einen vollendeten Staatsmann erfordern. Er war von mittelgroßer, wohlgebildeter Gestalt. Seine Gesichtszüge, welche man regelmäßig genannt haben würde, wenn sie nicht etwas zu sehr in die Länge gezogen gewesen wären, trugen einen offenen und heiteren Ausdruck, welcher durch die großen, hellblauen Augen, die er besaß, noch ungemein erhöht und belebt wurde. Harrachs lange Adlernase gab seinem Antlitze etwas Vornehmes, welches in seinem ganzen Wesen, durch höchst verbindliche Umgangsformen gemildert, in gewinnendster Weise hervortrat. Von nichts schien er weiter entfernt als von Hochmuth oder Selbstüberschätzung. Durch sein gefälliges, zuvorkommendes und doch seiner selbst jederzeit sicheres Benehmen wußte er Alle, die mit ihm in Berührung traten, mit Zutrauen zu erfüllen.

Im mündlichen Verkehre drückte sich Harrach mit Leichtigkeit, ja selbst mit Geschmack aus. Er besaß die Gabe mit Ruhe und Aufmerksamkeit zuzuhören, mit Klarheit und Präcision zu antworten. Sein Urtheil erschien hiebei eben so richtig als sein Verstand, wenn man so sagen darf, zugleich biegsam und durchdringend war. Bei jeder Angelegenheit, um die es sich handelte, wußte er die Hauptsache herauszugreifen, die Stärke und Schwäche jedes Vorschlages zu erfassen. Diese

Klarheit der Gedanken gewährte ihm zugleich eine große Leichtigkeit bei der Arbeit, welche er liebte und der er mit großem Eifer oblag.

Dieselben Personen, welche Harrach für den aufgeklärtesten unter den damaligen österreichischen Ministern hielten, räumten doch ein, daß seine Begabung weniger für weit aussehende Unternehmungen, welche große Kühnheit erfordern, als für die ruhige und gewissenhafte Besorgung der gewöhnlichen Geschäfte geeignet erscheine. Er zeigte sich überhaupt als kein Freund gewagter Entschlüsse. Sein ganzer Charakter neigte mehr zur Sanftmuth und Versöhnlichkeit hin. Obwohl nicht ohne eine gewisse Festigkeit, verharrte er doch nie halsstarrig auf seiner Meinung. Nie vertheidigte er eine Ansicht, wenn er nicht von ihrer Richtigkeit durchdrungen war, und es fiel ihm nicht schwer, die Anschauungen Anderer in sich aufzunehmen und die eigene Meinung einer fremden Ueberzeugung unterzuordnen, wenn er die letztere als besser begründet erkannt hatte.

Man behauptete von Harrach, daß er sich seiner Ueberlegenheit über seine Amtsgenossen vollkommen bewußt, daß er jedoch sorgfältig auf seiner Hut sei, ihnen dieselbe nicht fühlbar zu machen. Man traute ihm außerdem großen Ehrgeiz zu, wenn man auch einräumen mußte, daß er sich eifrig bemühe, kein Anzeichen davon an den Tag treten zu lassen. Man schrieb ihm die Absicht zu, insgeheim nach der obersten Leitung der Geschäfte zu streben, wenn er sich auch das Ansehen gab, sich von denselben möglichst zurückzuziehen. Denn das war unbestreitbar, daß er so selten als nur immer thunlich und nur dann bei Hofe erschien, wenn er ausdrücklich dorthin berufen wurde. Dennoch war er in hohem Grade gesellig, und Jedermann suchte seinen Umgang, welchen seine heitere und immer sich gleichbleibende Laune höchst anziehend gestaltete. Insbesondere war er das Glück und der Glanzpunkt seiner eigenen Familie. Seine Gemalin, Marie Eleonore, die jüngste Tochter jenes Fürsten Anton Florian von Liechtenstein, welcher Karl VI. nach Spanien begleitet hatte, gebar ihm nicht weniger als sechzehn Kinder. Ihrer Erziehung, dem Umgange mit den Seinen widmete Harrach einen großen Theil seiner Zeit. Ein

enthusiastischer Freund des Landlebens, entfernte er sich so oft als nur immer möglich auf seine unfern von Wien gelegenen Güter.

Wenn man noch hinzufügt, daß Harrach, ohne gerade reich zu sein, doch in sehr geordneten Vermögensverhältnissen lebte und sich jedes übertriebenen Aufwandes sorgfältig enthielt, daß endlich Niemand an seiner Uneigennützigkeit, seiner Unbestechlichkeit auch nur im entferntesten zweifelte, so wird man sich ein ziemlich richtiges Bild [37]) von den in jeder Beziehung ausgezeichneten Eigenschaften des Mannes entwerfen können, welcher nun mit einer wahren Vertrauensmission der Kaiserin sich nach Dresden verfügen sollte. Die Anerkennung Franz des Ersten als deutschen Kaisers, die Einräumung Savoyens an den Infanten Don Philipp und die Entschädigung des Königs von Sardinien durch Maria Theresia, endlich die Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena in sein Land bildeten die wichtigsten Bedingungen der Präliminarartikel, auf welche die Instruktionen Harrachs lauteten. Auf die Abtretung von Ypern und Furnes wollte man nicht eingehen, wohl aber die Unabhängigkeit der Abtei von St. Hubert von den Niederlanden zugestehen, im äußersten Falle endlich auch die Städte Beaumont und Chimay sammt ihrem Gebiete an Frankreich gelangen lassen. Die Seemächte sollten in den Frieden eingeschlossen werden; von dem Könige von Preußen war darin mit keinem Worte die Rede. Der einzige geheime Artikel verfügt, daß wenn der König von Sardinien auf Savoyen nicht Verzicht leisten wolle, dem Infanten Don Philipp Parma und Piacenza so wie nach dem Tode des gegenwärtigen Besitzers auch Guastalla einzuräumen wären. Maria Theresia hätte dann den König von Sardinien für den ihm durch den Wormser Vertrag schon abgetretenen Theil des Herzogthums Piacenza schadlos zu halten.

Wie man sieht, konnte Maria Theresia in jenen Tagen die Aussicht, mit Frankreich zu einem abgesonderten Frieden zu gelangen und dadurch den König von Preußen ganz zu isoliren, als eine wohlbegründete ansehen. Freilich war sie dieß nur unter der Voraussetzung, daß Frankreich es mit seinen Eröffnungen und Vorschlägen

aufrichtig meinte. Je mehr sich aber die Kaiserin zu dieser Anschauung hinneigte, desto mehr wurde sie in ihrer schroffen Haltung gegen den König von Preußen bestärkt. Ein neues Motiv zu derselben lag in den Erklärungen, welche sie damals von Rußland in Bezug auf die Kriegführung Preußens gegen Oesterreich und Sachsen empfing.

Sechstes Capitel.

Den ganzen Sommer des Jahres 1745 hindurch hatten in St. Petersburg die Verhandlungen fortgedauert, um Rußlands active Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu erlangen. Aber es war niemals gelungen, die Czarin Elisabeth zu einem entscheidenden Entschlusse zu vermögen. Aus Unmuth hierüber und weil in Folge der zu Hannover abgeschlossenen Convention nun jede Hoffnung auf Bezahlung von Subsidien an Rußland und somit auf Erwirkung seines werkthätigen Beistandes wider Preußen verschwunden schien, rief Maria Theresia ihren Botschafter, den Grafen Rosenberg aus St. Petersburg zurück [1]). Hohenholz wurde daselbst als Resident belassen; der Generalfeldwachtmeister Baron Pretlack aber, welcher zur Notifizirung der Kaiserkrönung nach St. Petersburg abgeschickt worden war, sollte dort gewisser Maßen als Beobachter und Vertrauensperson, ohne mit einem Beglaubigungsschreiben versehen zu sein, durch einige Zeit verweilen [2]). Insgeheim war er beauftragt, Alles anzuwenden, um es der russischen Regierung einleuchtend zu machen, wie sehr ihr eigenes Interesse es nothwendig erscheinen lasse, daß die Macht eines so gefahrdrohenden Nachbars wie der König von Preußen ansehnlich verringert werde. Das beste Mittel hiezu liege darin, ihm Schlesien wieder zu entreißen und es dem Hause Oesterreich zurückzugeben. Nur wenn dieß geschehe, sei das letztere im Stande, seine Bundespflichten gegen Rußland mit gleicher Treue wie bisher, insbesondere aber dann zu erfüllen, wenn es wieder zu einem Kriege

gegen die Pforte käme. Sonst müßte es jederzeit eine ansehnliche Streitmacht an der preußischen Grenze zurücklassen, um sich gegen einen plötzlichen Einbruch sicher zu stellen. Dadurch aber wäre jede kriegerische Action Oesterreichs nach einer anderen Seite hin nahezu gelähmt [3]).

Wenn Maria Theresia gleichzeitig hinzufügte, daß sie es keineswegs auf die völlige Zugrunderichtung des Königs von Preußen, sondern nur auf seine Zurückweisung in die von seinem Vater ererbten Länder abgesehen habe [4]), so versetzte sie sich dadurch in einen Zwiespalt mit ihren eigenen Zusagen an Sachsen, das ja gerade aus den altpreußischen Ländern den ersehnten Zuwachs erhalten sollte. Wie dem aber auch sein mochte, daran ist nicht zu zweifeln, daß die Mittheilungen der Kaiserin jetzt in St. Petersburg günstigere Aufnahme als seit langer Zeit fanden. Immer größer war die persönliche Mißstimmung der Czarin gegen den König von Preußen und gegen Frankreich geworden. Wenn gleich noch nicht durch politische Maßregeln, so trat sie doch durch die Behandlungsweise der Personen, welche als Anhänger, oder was so ziemlich gleichbedeutend sein mochte, als Söldlinge jener Mächte galten, immer deutlicher hervor. So war zwar die Vermählung der jungen Prinzessin von Anhalt-Zerbst mit dem Großfürsten Thronfolger vollzogen, dessen Abneigung gegen seine jetzige Gemalin aber hiedurch nur noch gesteigert worden. Und die Mutter derselben, die Fürstin von Zerbst, König Friedrichs eifrige Agentin, wurde am Hofe so übel behandelt, daß sie ernstlich an ihre Heimkehr dachte [5]).

In Wien war man klug genug, die für Oesterreich günstigere Stimmung der Czarin dadurch zu nähren, daß man einen ihrer sehnlichsten Wünsche allsogleich und bedingungslos vollzog. Derselbe bestand darin, daß ihr von dem neuen deutschen Kaiser und seiner Gemalin der gleiche Titel gegeben werden möge, wie dieß Maria Theresia als Königin von Ungarn längst schon gethan hatte. Obwohl Rosenberg aus dem gewiß nicht stichhältigen Beweggrunde davon abrieth, man werde darum Rußlands Beistand gegen Preußen doch nicht erlangen [6]), so entschloß man sich in Wien doch ohne Säumniß dazu. In dem Notifications-

schreiben wurde die Czarin als Kaiserin, der Großfürst Thronfolger aber als kaiserliche Hoheit bezeichnet [7]).

Insofern mochte übrigens Rosenberg Recht haben, wenn er behauptete, daß dieses Zugeständniß die Czarin noch nicht zur Kriegführung gegen Preußen bewegen werde. Maria Theresia rechnete hierauf ebensowenig, als sie überhaupt für sich selbst auf den Beistand der Czarin zählte. Wohl aber glaubte sie einen solchen für ihren Verbündeten, den König von Polen erwarten zu dürfen, mit dem sich ja Elisabeth in den freundschaftlichsten Beziehungen befand. Zu oft wiederholten Malen erneuerte sie ihre Betheuerungen, daß sie demselben Hülfe leisten werde [8]). Auch die Nachricht von dem Siege König Friedrichs bei Soor brachte hierin keine Aenderung mit sich, sondern die Czarin erklärte nur mit um so größerem Nachdrucke, es sei unerläßlich, dem Ueberhandnehmen der Macht des Königs von Preußen Einhalt zu thun [9]). Sie ließ nun offen kundgeben, daß durch die Kriegserklärung Friedrichs gegen Sachsen der Fall jetzt wirklich eingetreten sei, in welchem das Bündniß Rußlands mit Sachsen sie zur Stellung der vertragsmäßigen Hülfe verpflichte [10]). Allsogleich ergingen die erforderlichen Anordnungen zur Mobilmachung eines Armeecorps von vierzehntausend Mann.

Eine so geringe Streitmacht wäre natürlicher Weise nicht ausreichend gewesen, um dem Kriege gegen Preußen eine andere Gestalt zu geben. Aber jene Maßregel sollte auch nur eine vorläufige sein. Von ihrem militärischen Rathgeber, dem Feldmarschall Grafen Lascy in diesen Ideen bestärkt, dachte die Czarin daran den Winter hindurch ein Heer von fünfzig bis sechzigtausend Mann auf die Beine zu bringen und bei dem Herannahen der besseren Jahreszeit angriffsweise gegen Preußen vorzugehen. Zwanzigtausend Kosaken wollte sie außerdem ins Feld stellen und Lascy sollte das Commando über die ganze Armee übernehmen. Selbst von Seerüstungen war die Rede, um einen ausgiebigen Truppentransport bewerkstelligen zu können. Und der kaiserliche Resident von Hohenholz berichtete nach Wien, daß die Czarin, als sie all diese Anordnungen unterzeichnet hatte, vor ihrem Hausaltare auf die Kniee gesunken sei. Sie habe Gott zum Zeugen

angerufen, daß diese Beschlüsse von ihr nur gefaßt worden seien, um das ihrem Verbündeten verpfändete Wort zu lösen und dasjenige zu thun was das Interesse ihres Reiches und ihrer Unterthanen erheische. Daraus werde man ersehen können, fügte Hohenholz bei, daß es ihr mit den erlassenen Befehlen Ernst und man auf entschlossenes Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege zu zählen berechtigt sei [11]).

All diese Mittheilungen konnten in Wien und in Dresden keine andere Wirkung hervorbringen, als beide Höfe trotz allen Drängens der Seemächte in dem Entschlusse des Ausharrens in dem Kampfe gegen Preußen zu bestärken. Unbeirrt durch das unglückliche Ereigniß bei Soor fuhr man fort, sich mit neuen Planen zur Demüthigung des Königs Friedrich zu beschäftigen. Der Antrag des Prinzen von Lothringen, für dieses Jahr die kriegerischen Unternehmungen zu unterbrechen, wurde verworfen. Dießmal ging von Sachsen ein Vorschlag aus, welcher darauf abzielte, dem Könige von Preußen noch während der bevorstehenden Wintermonate und während er sich dessen am wenigsten versah, einen empfindlichen Streich zu versetzen.

Seit längerer Zeit schon hätte man am Dresdner Hofe eine andere Art und andere Zielpunkte der Kriegführung gegen Preußen nicht ungern gesehen. Während Maria Theresia vor Allem die Wiedereroberung Schlesiens vor Augen hatte und dafür stimmte, daß das Heer der Verbündeten dieser Provinz sich zunächst bemächtige, wünschte man in Sachsen den Hauptangriff gegen die altpreußischen Lande zu richten. Dieses Verlangen ist dem Dresdner Hofe auch keineswegs zu verargen. Er folgte hiebei nur dem gleichen Beweggrunde, welcher die Kaiserin zu dem Vorschlage des Angriffes auf Schlesien vermochte. Jeder der beiden Verbündeten wünschte eben dasjenige zuerst in seinen Händen zu sehen, um deßwillen er Krieg führte. Aus den altpreußischen Landen aber sollte Sachsen die Vergrößerung zu Theil werden, um welche es ihm in so hohem Maße zu thun war.

In einem Schreiben, welches der Herzog von Weißenfels am 8. September 1745, also schon mehrere Wochen vor der Schlacht bei Soor an den Prinzen von Lothringen erließ, findet sich dieser Ge-

danke zum ersten Male offen ausgesprochen [12]). Und schon zwei Tage darauf legte der Herzog seinem Könige einen umständlichen Plan zur Verwirklichung der gleichen Absicht vor. Seiner Idee nach sollten die sächsischen Streitkräfte, durch österreichische Truppen verstärkt, von Leipzig aus über Eulenburg und Torgau gegen die preußischen Länder vordringen. Karl von Lothringen hätte den Gedanken aufzugeben, dem Könige von Preußen, der sich in jenem entlegenen Winkel Böhmens, welchen er damals inne hatte, ohnedieß nicht lang werde halten können, nach Schlesien zu folgen. Prinz Karl solle vielmehr, sobald der König die schlesische Grenze überschritten haben werde, in nördlicher Richtung über Bautzen gegen Frankfurt an der Oder vorrücken. Endlich wäre ein österreichisches Armeecorps von ungefähr zehntausend Mann von der Rheinarmee geraden Weges nach den preußischen Provinzen, und zwar zunächst gegen Halberstadt abzusenden. Dort seien gar keine Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Um jene Gegenden zu schützen, müsse der Fürst von Anhalt, welcher jetzt von seinem Lager bei Dieskau unfern von Halle Sachsen bedrohte, sich gegen Halberstadt wenden. Die sächsischen Streitkräfte würden ihm folgen und es müßte gelingen, ihn zwischen zwei Feuer zu bringen und in solcher Weise aufs Haupt zu schlagen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Plan genug des Anlockenden besaß. Wenn er auch Maria Theresia vor der Hand noch nicht dazu verleitete, die Hauptstärke ihrer Streitkräfte anders wohin als nach Schlesien zu bestimmen, so ging sie doch wenigstens insofern darauf ein, daß sie dem Feldmarschall Grafen Traun den Befehl ertheilte, ein Armeecorps von zehntausend Mann nach Sachsen abzusenden. Dasselbe wurde von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Grünne commandirt. Während es seinen Anmarsch vollzog, traten freilich Ereignisse ein, welche von jenem Plane leicht wieder abbringen konnten. Der Urheber desselben, der Herzog von Sachsen-Weißenfels legte das Commando nieder. Tiefe Verstimmung über die wenig erfreulichen Erfolge der bisherigen Kriegführung mag hieran nicht geringeren Antheil gehabt haben als der geschwächte Zustand seiner Gesundheit.

Von weit größerer Bedeutung als dieser Umstand war natürlicher Weise die Niederlage des Prinzen Karl bei Soor. Doch muß man der sächsischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie durch diese unglückliche Begebenheit durchaus nicht eingeschüchtert und in dem einmal gefaßten Plane keineswegs irre gemacht wurde [13]). Derselbe sollte jetzt von dem Nachfolger des Herzogs von Weißenfels, dem Grafen Rutowski vollzogen werden. Doch wurden von Letzterem einige Veränderungen vorgeschlagen, welche zunächst darin bestanden, daß General Grünne nicht auf eigene Faust und bei Halberstadt in Preußen eindringe, sondern daß er sich mit den Sachsen unter Rutowski vereinige und mit denselben gemeinsam agire. Nach seinem Eintreffen würde Rutowski geraden Weges auf Halle vorrücken, die Saale überschreiten und den Fürsten von Dessau angreifen. Gelänge es ihn zu schlagen, so müßte derselbe sich nach Magdeburg werfen. Eine Heeresabtheilung von sechstausend Mann würde genügen ihn dort zu beobachten. Die Hauptstärke der Sachsen solle inzwischen über die Elbe und gegen die Oder ziehen. Sich der Eroberung seiner Stammlande zu widersetzen, müsse König Friedrich selbst aus Schlesien herbeieilen. Ihm hätte jedoch Prinz Karl, der Anfangs in die Lausitz und von da nach Schlesien gerückt wäre, auf dem Fuße zu folgen. So werde der König zwischen zwei Heere gerathen und dann gleichfalls besiegt werden.

An diesem Plane wurden nun, während Grünne in allzu langsamer Weise gegen Sachsen heranzog, wohl einzelne Veränderungen vorgenommen, von dem Grundgedanken desselben, dem Vordringen der sächsischen Armee in der Richtung gegen Halle ging man aber nicht ab. So erfüllt war man in Dresden von diesem Gedanken, mit solcher Bestimmtheit hoffte man auf ein glückliches Gelingen, daß jetzt der Urheber dieses Planes, der Herzog von Weißenfels sich anbot, den Oberbefehl neuerdings zu übernehmen. Doch glaubte der König hierauf nicht eingehen, sondern das Commando in den Händen des jüngeren und thatkräftigeren Grafen Rutowski belassen zu sollen [14]).

Am Abende des 14. November fand in Dresden die Conferenz statt, in welcher die letzten Beschlüsse gefaßt wurden. Für Oesterreich

wohnten ihr der Gesandte Graf Esterhazy und der General Graf Grünne, dessen Corps endlich bei Gera angelangt war, für Sachsen aber der Minister Graf Brühl, der General Graf Rutowski, der Legationsrath von Saul, und was gewiß höchst bezeichnend für die dortigen Verhältnisse ist, der Beichtvater des Königs, Pater Guarini bei. Nicht ohne Interesse ist es zu sehen, wie derjenige, welchen man gewöhnlich als die Seele und den eigentlichen Anstifter der feindseligen Haltung Sachsens gegen den König von Preußen ansieht, allein sich der Bedenklichkeiten gegen die Ausführung des angenommenen Planes nicht erwehren kann. Hauptsächlich besorgte Brühl, daß Karl von Lothringen den Anmarsch gegen die Lausitz verzögern und der König von Preußen ihm dort zuvorkommen könnte. Dann würde Rutowski im Rücken genommen und der Ausgang für Sachsen ein verderblicher sein [15]).

Die bestimmte Zusage des Prinzen von Lothringen, daß er zum Einmarsche in die Lausitz bereit sei, beschwichtigte diese Besorgnisse wieder. Es wurde beschlossen, Graf Grünne solle nur fünfzehnhundert Warasdiner an Rutowski abgeben, selbst aber mit seinem Corps von Gera gegen Guben vordringen. Mit ihm würden sich zwei Bataillone sächsischer Milizen und dreitausend Mann leichter sächsischer Truppen vereinigen, die sich jetzt unter General Weißbach in Polen befanden. Am 20. November aber werde Rutowski die Unternehmung gegen die brandenburgischen Provinzen, und zwar mit Ausnahme jener geringen Anzahl von Grenzsoldaten nur mit sächsischen Streitkräften beginnen.

Noch an demselben Abende gab König August dem Prinzen von Lothringen Kunde von diesen Beschlüssen [16]). Zu ihrer Ausführung verlangte er dessen kräftige Mitwirkung. Und der Prinz, der in der Zwischenzeit sich schon mehr und mehr der sächsischen Grenze genähert hatte, brach an dem Tage, der für den Beginn der Operationen Rutowski's festgesetzt war, am 20. November aus seiner bisherigen Stellung auf. Von dem Fürsten Lobkowitz geführt, rückte die erste Colonne noch an demselben Tage auf sächsisches Gebiet. Ihr folgte am nächsten Morgen Prinz Karl von Lothringen. Er schlug in Schönberg sein Hauptquartier auf.

Doch geschahen diese Bewegungen keineswegs mehr auf Grundlage des ursprünglich verabredeten Feldzugsplanes. Während man noch vor Kurzem zur Ausführung desselben in Dresden den unumstößlichen Entschluß gefaßt zu haben schien, genügte das Eintreffen eines Couriers aus Rußland, um die sächsische Regierung im letzten Augenblicke zu einer Sinnesänderung zu vermögen. In St. Petersburg war man der Ansicht, Sachsen solle, um Rußland die beabsichtigte Hülfeleistung wider Preußen nicht zu erschweren, mit dem Angriffe gegen die altpreußischen Lande nicht den Anfang machen [17]), sondern sich einstweilen darauf beschränken, den Oesterreichern bei der Wiedereroberung Schlesiens beizustehen. Nur unter dieser Bedingung wolle Rußland sein Hülfscorps, auf dessen Eintreffen jedoch vor dem künftigen Frühling nicht gerechnet werden könne, und erforderlichen Falles eine noch größere Truppenzahl dem Könige von Polen zur Verfügung stellen.

Die Erbärmlichkeit der Personen, welche damals in Dresden das Staatsruder lenkten, kann wohl nicht greller als dadurch charakterisirt werden, daß dieser Wink aus St. Petersburg genügte, um sie zu unverzüglicher Verzichtleistung auf all die stolzen Plane zu bewegen, welche sie so lange Zeit hindurch mit solcher Vorliebe gehegt hatten. In der ungewissen Erwartung einer im günstigsten Falle erst nach sechs Monaten stattfindenden Hülfeleistung Rußlands gaben sie eine Absicht auf, deren Verwirklichung ihnen fast als untrüglich erschienen war. Eine stärkere Bekräftigung seiner stets wiederholten Behauptung, daß man auf die sächsische Regierung nicht im Entferntesten bauen dürfe, konnte Prinz Karl in der That nicht erfahren. Dennoch blieb ihm für den Augenblick nichts Anderes übrig, als zur Ausführung des jetzt in Dresden eigenmächtig abgeänderten Feldzugsplanes gleichfalls die Hand zu bieten. Derselbe bestand darin, daß man einstweilen nur ein Beobachtungscorps bei Leipzig zurücklassen wollte. Mit der sächsischen Hauptmacht sollte Rutowski gleichfalls in die Lausitz gehen, sich mit dem Prinzen Karl vereinigen und durch einen gemeinschaftlichen Zug längs der Grenze zwischen Schlesien und Brandenburg den König von seinen Stammlanden abschneiden. Graf Grünne aber

hatte, wie es zuvor schon bestimmt war, auch jetzt noch gegen Guben und von da in die Mark Brandenburg vorzudringen.

Während dieß bei den Verbündeten vorging, war ihr kriegsgewandter Gegner nicht müßig geblieben. Anfangs zwar, gleich nach seiner Rückkehr nach Schlesien scheint er sich dem Glauben hingegeben zu haben, daß für dieses Jahr der Feldzug beendigt sei. Er selbst begab sich nach Berlin und übertrug dem Erbprinzen Leopold von Dessau den Oberbefehl über die Truppen in Schlesien. Dort hatte schon im September General Nassau Kosel wieder erobert. Den ganzen Feldzug hindurch war eine ununterbrochene Kette von kleineren Gefechten gegen die an der mährisch-schlesischen Grenze aufgestellten ungarischen Insurrektionstruppen geliefert worden. Im Gegensatze hiezu hatte das Armeecorps des Fürsten von Dessau, das bei Halle versammelt war, sich ganz unthätig verhalten müssen. König Friedrich ließ es jetzt völlig auseinandergehen. Er selbst erfreute sich der Huldigungen, mit welchen seine Hauptstadt die Wiederkehr des Siegers in zwei Feldschlachten feierte. Aber er verlor darum die Gegner keineswegs aus den Augen. Mit scharfen Blicken verfolgte er ihre unausgesetzten Bewegungen, den Anmarsch des Generals Grünne, die Annäherung des Prinzen von Lothringen an die Lausitz. Bald mochte er nicht mehr daran zweifeln, daß etwas gegen ihn im Werke sei. Auch der Erbprinz von Dessau kam binnen kurzem auf diese Vermuthung. Er zog daher alle nicht auf Postirung stehenden Truppen zusammen, verlegte sein eigenes Hauptquartier nach Schweidnitz, die Truppen aber in Cantonirungen zwischen Löwenberg und Bunzlau. In diesen Stellungen erwartete er die ferneren Unternehmungen der Feinde.

Ueber die letzteren hatte inzwischen der König selbst schon deutlichere Aufklärung erhalten. Seiner Behauptung nach soll dieß durch den schwedischen Gesandten Wulfwenstierna in Dresden geschehen sein, welcher den gegen Preußen gerichteten Plan Oesterreichs und Sachsens entdeckte. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn dem Gesandten des Königs von Schweden in Berlin Namens Rudenschöld mitzutheilen, durch welchen Friedrich am 8. November in die Sache eingeweiht wurde [19]). Anderen Gewährsmännern zufolge

kam Rudenschöld von Berlin nach Dresden. Dort soll kein Anderer als der Minister Graf Brühl in toller Weinlaune den beiden schwedischen Staatsmännern das kostbare Geheimniß ausgeschwatzt haben. Rudenschöld flog mit der wichtigen Entdeckung nach Berlin zurück und meldete sie dem Könige von Preußen [19]).

Es liegen die Beweise vor, daß diese letztere Erzählung als eine Fabel anzusehen ist. Denn Rudenschöld entfernte sich um jene Zeit nicht aus Berlin. Er konnte also in Dresden dem Grafen Brühl keine Staatsgeheimnisse entlocken und die Meldung davon nicht dem Könige überbringen.

Auch das ist nicht wahrscheinlich, daß Friedrich diese Nachricht durch Wulfwenstierna erhielt. Allerdings hatte der Letztere von dem Plane der verbündeten Höfe, den Winter hindurch den Krieg gegen Preußen fortzusetzen, und von den Unternehmungen, welche sie zunächst auszuführen gedachten, einige Kenntniß erlangt. Am 10. November erstattete Wulfwenstierna hievon seinem Hofe die ausführliche Anzeige. Weder in diesem noch in seinen späteren Berichten kommt jedoch von einer Mittheilung dieser Entdeckung an Rudenschöld oder den König von Preußen irgend etwas vor. Auch in den amtlichen Schreiben Rudenschölds an seinen Hof geschieht dieser Sache keine Erwähnung. Unmöglich ist es nun freilich nicht, wohl aber schwer zu glauben, daß einer der beiden schwedischen Gesandten als Vermittler einer so wichtigen Nachricht gedient habe, ohne hievon seiner Regierung gleichzeitig Rechenschaft abzulegen [20]).

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls konnte der König von Preußen zu jener Zeit nur von dem früheren Feldzugsplane, keineswegs aber von den neuen Entwürfen der sächsischen Regierung Kenntniß erlangt haben. Hierauf deutet auch des Königs Entschluß, Vorsichtsmaßregeln zum Schutze seiner Hauptstadt zu treffen, und die erneuerte Zusammenziehung des Armeecorps des Fürsten von Dessau bei Halle. Friedrich selbst eilte nach Schlesien, um von dort aus den Hauptstreich gegen seine Feinde zu führen. Er beabsichtigte durch die Lausitz in Sachsen einzudringen und seine Gegner, noch ehe sie

sich vereinigt hätten, anzugreifen und zu schlagen. In welch schonungsloser Weise er diese Absicht durchzuführen gedachte, zeigt sein eigenhändiger Befehl an den Fürsten von Dessau, wenn es zum Treffen käme, den feindlichen Truppen kein Quartier geben zu lassen [21]).

Schon am 18. November war der König zu Niederadelsdorf, unweit von Liegnitz, bei seinen Truppen. Drei Tage später zog er das Heer in einer Stärke von fünf und dreißigtausend Mann kriegsgeübter Soldaten bei Obermittlau zusammen. Am 22. November erhielt er die Nachricht, daß die Verbündeten in die Lausitz eingerückt seien. Treu seiner Absicht, sie noch vor ihrer Vereinigung anzugreifen, rückte der König gleichfalls dorthin. Er hatte es vorerst auf die Oesterreicher abgesehen, deren weite Ausbreitung und geringe Verbindung unter einander ihm anzuzeigen schien, daß sie sich auch jetzt wieder allzu großer Sorglosigkeit überließen. Darum schlug der König bei Naumburg eine Brücke über die Queis und ging dort über diesen Fluß.

Während dieß von Seite der Preußen geschah, waren es keineswegs Oesterreicher, sondern Sachsen, welche in nächster Nähe des preußischen Heeres sich befanden. Schon am 21. November war der sächsische General Buchner mit drei Cürassier-Regimentern nach Großhennersdorf verlegt worden. Von der Nähe der Preußen unterrichtet, erbat er sich und erhielt er am folgenden Tage durch zwei Bataillone Fußvolk und zwei Geschütze einige Unterstützung. Hiedurch sicher gemacht, scheint er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln unterlassen zu haben [22]). Zur Mittagszeit des 23. November wurde er von den Preußen überfallen. Gleich im ersten Ansprengen und noch ehe die Sachsen sich zu sammeln vermocht hatten, bemächtigten sich die preußischen Husaren der beiden feindlichen Geschütze. Obgleich nun die Sachsen, sobald sie nur einiger Maßen geordnet worden, viele Tapferkeit zeigten, konnten sie doch den kriegsgeübteren und wohl auch zahlreicheren Feinden nicht lang widerstehen. Mit der völligen Niederlage der sächsischen Heeresabtheilung endigte der Kampf. Was nicht niedergehauen ward, fiel in preußische Gefangenschaft. General Buchner selbst theilte mit fast tausend der Seinigen dieses Schicksal.

Das eben in leichten Umrissen geschilderte Treffen ist darum wichtig, weil es den Plan der Verbündeten völlig vernichtete. Schon am Abende des 23. November bezog der König mit seinem ganzen Heere ein Lager bei Großhennersdorf. Am folgenden Tage rückte seine Vorhut in Görlitz ein und bemächtigte sich dort eines großen Magazins, welches für die Oesterreicher bestimmt war. Prinz Karl von Lothringen, der sich noch immer bei Schönberg befand, hatte trotz der Entfernung von fünf Stunden den Donner des Geschützes von Großhennersdorf herüber gar wohl vernommen. Da er jedoch nicht wußte, was derselbe zu bedeuten habe, und er von keiner Seite eine Meldung erhielt, beschränkte der Prinz sich darauf, seine Streitkräfte enger zusammen zu ziehen und der kommenden Ereignisse zu harren. Für ihn gab es die Kriegsregel noch nicht, daß der Feldherr sich dorthin zu wenden habe, von wo das Geschützfeuer den Beginn eines Kampfes verkündet.

Als er den Ausgang desselben am folgenden Tage erfuhr, hielt sich der Prinz bei Schönberg nicht mehr für sicher. Er wich über die Neisse bis Leube und Ostritz zurück. Auch dadurch verschlimmerte sich nicht ohne eigenes Verschulden seine Lage, daß die Bewohner jener Gegenden durch die wilden Ausschweifungen der Husaren und Insurrektionstruppen in die übelste Stimmung versetzt wurden. Nie in seinem Leben habe er sich, schrieb Karl seinem Bruder, in so peinlicher Lage befunden[23]). Sich aus derselben zu ziehen, hielt er es für das Gerathenste, dorthin woher er gekommen war, nach Böhmen zurückzukehren. Von den Preußen nahe gefolgt und manchmal hart bedrängt, bewegte sich sein Heer über Zittau gegen Böhmen fort. Nicht ohne vielfache Verluste erlitten zu haben, überschritt es die Grenze. Am Abende des 28. November befand sich der Prinz mit seinen Truppen wieder bei Gabel und in dessen Umgegend auf österreichischem Gebiete.

Die Haltung Karls von Lothringen und die Maßregeln, die er ergriff, sollen hier in keiner Weise beschönigt werden. Wenn jedoch über seinen Rückzug nach Böhmen geklagt und die Behauptung ausgesprochen wird, er habe hiedurch Sachsen dem Heere Friedrichs Preis gegeben, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß seine Streit-

kräfte in keiner Beziehung zureichend erschienen, um mit ihnen allein den Preußen in offenem Kampfe zu begegnen. Zudem war ja Sachsen nicht wehrlos, sondern es stand dort das Heer unter Rutowski, welches mit dem Armeecorps des Grafen Grünne kaum geringer an Zahl sein mochte als König Friedrichs Armee. Aber freilich verhielt sich in jenen entscheidenden Tagen die sächsische Hauptmacht so unthätig, daß es schwer wird sich zu vergegenwärtigen, wo sie sich eigentlich befand. Ungestört ließ sie den König von Preußen den Ueberfall bei Hennersdorf ausführen, und sie beirrte ihn nicht in der Verfolgung der Oesterreicher, denen er bis Zittau nachging.

Hier hätte sich wohl der früher so eifrig gesuchte Anlaß geboten, die Preußen zwischen zwei Feuer zu bringen und von zwei Seiten zugleich sie anzugreifen. Aber er ging völlig unbenützt vorüber. Und als Friedrich in Zittau von weiterem Vordringen abließ und Miene machte den Ausgang der Unternehmungen abzuwarten, welche der Fürst von Dessau mit seinem bei Halle eiligst wieder zusammen gezogenen Armeecorps ausführen sollte, da wurde auch diesem von sächsischer Seite nichts Ernstliches in den Weg gelegt. Als Fürst Leopold am 29. November die Grenze überschritt, verließen die Sachsen noch am Abende desselben Tages Leipzig, welches am 30. November von den Preußen besetzt ward. Ungehindert dehnten sich dieselben nun weiter in Sachsen aus.

Es läßt sich denken, welchen Schrecken diese Ereignisse, die von den gehegten Erwartungen so himmelweit verschieden waren, am Dresdner Hofe hervorriefen. Um davon möglichst Vortheil zu ziehen, schrieb schon am 28. November, gleich nach den ersten Erfolgen der Preußen, Podewils an Villiers, den englischen Gesandten in Dresden. Im Namen König Friedrichs wurde dessen Bereitwilligkeit erklärt, seine Truppen aus Sachsen zurückzuziehen und mit August Frieden zu schließen, wenn er die Oesterreicher aus seinem Lande entfernen wolle. Er müsse das Versprechen geben ihnen niemals wieder, sei es gegen Schlesien oder eine andere preußische Provinz den Durchzug zu gestatten. Sonst werde nichts anderes als der einfache Beitritt Sachsens zur Convention von Hannover gefordert.

Die Antwort, welche König August hierauf ertheilte, wird gewöhnlich für eine ablehnende ausgegeben. Als eine solche kann sie aber bei genauerer Betrachtung doch nicht gelten. Der König erklärte sich bereit, die österreichischen Truppen aus Sachsen zu entfernen, wenn die Preußen dieses Land gleichfalls würden verlassen haben. Er wollte sich überdieß verpflichten, ihnen nie mehr den Durchmarsch nach Schlesien oder den brandenburgischen Provinzen zu gestatten. Endlich versicherte er dem Beitritte zu der Convention von Hannover nicht abgeneigt zu sein. Doch müsse er darüber zuvor mit dem Wiener Hofe als dem Hauptbetheiligten eine Verständigung herbeiführen [24]).

Wer etwa aus dem Umstande, daß hier die Zustimmung des Königs August nicht bedingungslos ertheilt, sondern an einen gewissen Rückhalt geknüpft war, darauf schließen wollte, daß man in Dresden noch nicht völlig muthlos geworden sei, würde sich gewaltig täuschen. Dort befand sich Alles in der unsäglichsten Verwirrung [25]), und dieselbe wurde noch dadurch gesteigert, daß König August, statt in seiner Hauptstadt auszuharren oder sich zu seinen Truppen zu begeben, um ihr Schicksal zu theilen, Dresden eiligst verließ und nach Böhmen sich flüchtete. Brühl begleitete den König, und mit solcher Ueberstürzung wurde die Abreise bewerkstelligt, daß man den Oberbefehlshaber Grafen Rutowski ganz ohne Andeutungen über die Haltung ließ, welche er unter so völlig veränderten Umständen zu beobachten habe [26]). Eine Commission unter dem Vorsitze des Herzogs von Weißenfels sollte die Leitung der Regierungsgeschäfte übernehmen. Sie wurde eben sowohl zur Fortführung des Krieges als zu ferneren Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen ermächtigt [27]).

In Lobositz traf König August mit dem Grafen Friedrich Harrach zusammen, welcher sich eben nach Dresden zu begeben gedachte, um dort die Friedensverhandlungen mit Frankreich zum Abschlusse zu bringen.

Um dieselben so tief als möglich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, war Harrach nicht unmittelbar von Wien nach Dresden gegangen, sondern er hatte sich vorerst in das Feldlager des Prinzen

von Lothringen verfügt. Seine Anwesenheit in demselben ließ man durch die Nothwendigkeit erklären, daß er als Kanzler von Böhmen persönlich die Vorkehrungen für die Proviantirung des Heeres während der Winterszeit zu treffen habe. Aber mit der Sendung des Grafen Harrach nach dem österreichischen Lager war doch auch noch eine andere Absicht verbunden. Wie vor fünf Monaten dem Grafen Khevenhüller, so wurde jetzt auch Harrach die Aufgabe zu Theil, wahrheitsgetreuen Bericht über die Zustände daselbst und über die Begründung der Klagen zu erstatten, welche unabläßig von dort her erschallten. Sie hatten endlich auch Maria Theresia's Ohr erreicht und sie wankend gemacht in dem bisherigen Vertrauen zu ihrem Schwager. Dasselbe mag wohl auch durch dessen Benehmen in der Schlacht bei Soor in nicht geringem Maße erschüttert worden sein. Nur bei dem Kaiser stand es noch immer gleichmäßig fest, und Maria Theresia trug trotz ihrer sonstigen Raschheit und Entschlossenheit doch eine gewisse Scheu, diese Seite bei ihrem Gemal zu berühren [28]). Und doch ließen die Mittheilungen Harrachs und die sonstigen Nachrichten von dem Heere einen entscheidenden Entschluß als unaufschiebbar erscheinen. Einstimmig war man in der Versicherung, daß das Vertrauen auf den Oberfeldherrn vollständig verschwunden sei. Einstimmig war man in der Anklage, daß er, voll Eifersucht auf seine Autorität, den Rath erfahrener Offiziere mißachte und immer nur seinem eigenen Kopfe oder höchstens dem Gutachten einiger Günstlinge folge, welche kaum noch die Anfangsgründe des Kriegshandwerkes erlernt hätten. Die beiden Feldmarschälle Aremberg und Lobkowitz sähen sich ebenfalls als vernachläßigt an und sehnten sich darnach das Heer zu verlassen. Dieser Wunsch werde von allen Generalen getheilt, denn Alle seien von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Armee unter ihrer gegenwärtigen Führung nur Unglück bevorstehe [29]).

Harrach war eben zu rechter Zeit bei dem Heere eingetroffen, um die Richtigkeit dieser Anschauung klar zu erkennen. Dem Rückzuge von Schönberg nach Gabel hatte er beigewohnt, und die trostlose Verwirrung mit angesehen, welche während desselben überall herrschte. Nur zwei Generale, die Grafen Daun und Mercy werden als solche

genannt, welche ihre Tüchtigkeit auch jetzt wieder bewährten und noch größeres Unglück hintanhielten [30]).

Von Gabel wurde Harrach durch ein dringendes Schreiben des Grafen Brühl, welcher den unverzüglichen Friedensschluß mit Frankreich als höchst nothwendig ansah [31]), nach Dresden berufen. Auch Harrach war dieser Meinung und er schrieb nach Wien, daß er den Frieden unterzeichnen werde, selbst wenn Frankreich auf der Abtretung von Ypern und Furnes bestehen sollte. Niemand kenne besser als er, der so lange Zeit die Niederlande verwaltet habe, die Wichtigkeit jener festen Plätze und ihrer Gebiete. Aber für den Frieden mit Frankreich und die Aussicht, alle Streitkräfte wider den König von Preußen zu vereinigen, seien sie gewiß kein allzu hoher Preis [32]).

In die Verwirklichung dieser Absicht hatte die fluchtähnliche Reise des Königs August nach Böhmen schon darum für den Augenblick wenigstens einen Strich gemacht, weil die fremden Gesandten und unter ihnen Vaulgrenant in Dresden zurückgeblieben waren. Man hatte in der ersten Verwirrung vergessen, sie zur Mitreise einzuladen. Harrach erblickte daher für jetzt seine dringendste Aufgabe darin, dem Könige und dem Grafen Brühl Muth zuzusprechen und sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, Preußen gegenüber standhaft auszuharren und sich nicht in dem Momente der größten Bedrängniß zum Frieden zwingen zu lassen. Denn dann würden auch die Bedingungen desselben die nachtheiligsten sein [33]).

Auch Maria Theresia beeilte sich in diesem Sinne auf ihren Verbündeten zu wirken. Sowie an Vorstellungen der eindringlichsten Art, so ließ sie es auch sonst an Schritten nicht fehlen, von denen sie wußte, daß sie auf den König, der ja bekanntlich auf Aeußerlichkeiten das größte Gewicht legte, von Einfluß sein würden [34]). An den Oberstburggrafen Schaffgotsche erging der Befehl, dem Könige von Polen die höchsten Ehrenbezeigungen zu erweisen. Um ihm den Aufenthalt in Prag möglichst angenehm zu machen, sandte Maria Theresia Kutschen und Pferde, Köche und Hofdiener in großer Anzahl dorthin. Sie erklärte die Kosten des Aufenthaltes des Königs und seines Ge-

folges auf österreichischem Boden allein bestreiten zu wollen. Und es war dieß in der That kein geringes Opfer in einer Zeit, in welcher man die nöthigen Summen zum Unterhalte der eigenen Hofhaltung nicht aufzubringen vermochte[35]).

Von ungleich größerer Wichtigkeit war der Entschluß der Kaiserin, den größten Theil ihres Heeres, welches den Rhein entlang in den Winterquartieren lag, allsogleich nach Sachsen aufbrechen zu lassen. Diese Maßregel, unterstützt durch die Vorstellungen des Grafen Harrach blieb in der That nicht ohne Wirkung auf den König und den Grafen Brühl. Der Erstere bezeichnete jetzt selbst die Fortführung der Verhandlungen mit Vaulgrenant und den Friedensschluß mit Frankreich als das beste Mittel zur Rettung. Der Letztere aber schrieb an die in Dresden zurückgebliebene Regierungscommission, es möge um jeden Preis Zeit gewonnen und die Ankunft des Prinzen Karl von Lothringen in Sachsen abgewartet werden. Dann aber sei Alles aufs Spiel zu setzen. Eher möge man sogar mit ungleichen Streitkräften dem Könige von Preußen eine Schlacht liefern, als unter den gegenwärtigen Umständen mit ihm Frieden zu schließen[36]).

Es war hohe Zeit, daß diese Befehle nach Dresden abgingen, denn dort war Alles so sehr von Angst ergriffen, daß der österreichische Gesandte Graf Esterhazy die Ueberzeugung aussprach, man werde sich zuletzt allen Bedingungen des Königs von Preußen, welcher Art dieselben auch sein möchten, blind unterwerfen. Die Anordnungen des Königs von Polen aber und wohl in nicht geringerem Maße die Annäherung des Prinzen von Lothringen, der jetzt über Reichstadt und Leitmeritz wieder nach Sachsen vorrückte, ermuthigten die Regierungscommission so weit, daß sie die Verhandlungen mit Friedrich möglichst verzögerte. Zu diesem Ende verlangte sie von dem Könige von Preußen, daß er nach Beendigung der Feindseligkeiten nicht nur keine neuen Contributionen erhebe, sondern dasjenige, was er bisher aus dem Lande bezogen habe, der sächsischen Regierung zurückstelle. So massenhaft waren aber jene Contributionen gewesen, daß man mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen konnte, König Friedrich werde ein solches Begehren zurückweisen.

Dieß war denn auch in der That der Fall. Er könne den König von Polen, erklärte Friedrich, ebenso wenig für die seinen Unterthanen zugefügten Verluste entschädigen, als das Gleiche von ihm und Maria Theresia hinsichtlich der den Schlesiern verursachten Nachtheile geschehen werde. Gleichzeitig drang jedoch Friedrich neuerdings auf den Abschluß des Friedens. Er bedauerte, daß der König von Polen Dresden verlassen habe. Nur durch ein völliges Mißkennen seiner Denkungsweise könne derselbe hiezu verleitet worden sein. Er habe ihn immer persönlich hochgeschätzt, und mitten in dem heftigsten Kampfe wäre seine Würde und seine Familie respektirt worden [38]).

Von ähnlichen Versicherungen seiner friedfertigen Gesinnungen ist ein zweites Schreiben des Königs von Preußen erfüllt. Nachdem er seiner eigenen Mäßigung eine Lobrede gehalten, ruft er Gott zum Zeugen auf, daß seine Hände unschuldig seien an all dem Uebel, das noch bevorstehe [39]). Und um zu dem Mittel der freundschaftlichen Ueberredung auch dasjenige der Drohung zu fügen, schließt er mit den Worten, daß er den kriegerischen Unternehmungen nicht nur keinen Einhalt thun, sondern dieselben mit größtem Nachdrucke fortsetzen werde. Er wollte eben auf dem einen oder dem anderen Wege den Frieden erzwingen.

Aus den Worten wie aus den Handlungen des Königs zeigt es sich klar, daß er trotz all der errungenen Erfolge die Lage, in der er sich befand, als eine gefährliche ansah. Er wußte um die Verhandlungen, welche durch Sachsens Vermittlung zwischen Oesterreich und Frankreich gepflogen wurden. Er war scharfblickend genug, um die Gefahr zu ermessen, welche ein Friedensschluß zwischen beiden Mächten, in den er nicht einbezogen wäre, für ihn herbeiführen mußte. Er kannte die Erklärungen Rußlands und er durfte nicht zweifeln, daß er durch seinen Einmarsch in Sachsen nun auch die letzten Bedenklichkeiten der Czarin gegen ihre Betheiligung an einem Angriffe auf Preußen beseitigt habe. Es war also nicht so sehr die von ihm selbst hervorgehobene Mäßigung, als die richtige Erkenntniß der obwaltenden Verhältnisse, durch welche er sich bewogen fand, auf den Abschluß des Friedens unablässig zu dringen. Die Gerechtigkeit aber muß man

ihm widerfahren lassen, daß er gleichzeitig auch die geeigneten Mittel zu ergreifen wußte, um seine Absicht, wenn sie in Güte nicht zu erreichen war, mit Gewalt zu verwirklichen.

Dießmal fiel es jedoch nicht ihm, sondern dem Fürsten von Dessau zu, den entscheidenden Schlag gegen die Verbündeten zu führen. Mit einer methodischen Langsamkeit, welche den jungen König mit Ingrimm erfüllte, war der Fürst gegen Meißen vorgerückt. Die sächsische Besatzung der Stadt verließ dieselbe und zog sich auf das Hauptheer zurück.

Dasselbe hatte inzwischen seine Vereinigung mit den Oesterreichern, auf welche zunächst doch alles ankam, noch immer nicht vollständig bewerkstelligt. Höchst ungern nur war Prinz Karl mit seinem Heere noch einmal nach Sachsen gezogen, und es ist bezeichnend für das tiefe Mißtrauen, von welchem er gegen seine Verbündeten beseelt war, daß er sogar dem Verdachte Raum gab, vielleicht in eine Falle gelockt zu werden. Doch eilte er seinen Truppen nach Dresden voraus, und dort gewann er im Verkehr mit dem Grafen Rutowski[40]) endlich doch die Ueberzeugung, daß es den Sachsen noch Ernst war mit dem Kampfe gegen den König von Preußen. Ja man erklärte ihm offen, daß König August den ausdrücklichen Befehl ertheilt habe, den Preußen eine Schlacht zu liefern[41]).

An demselben Tage, an welchem Prinz Karl in Dresden eintraf, hatte Rutowski das sächsische Heer und das mit demselben vereinigte Corps des Generals Grünne zu beiden Seiten der Straße, welche von Freiberg nach Dresden führt, unfern von Kesselsdorf aufgestellt. Nahe an diesem Dorfe beginnt eine jener Schluchten, welche immer mehr sich vertiefend, von dem höher gelegenen Lande nach der Elbe sich hinziehen. Hinter derselben, welche den Namen „der Tzschonengrund" führt, glaubte Rutowski eine vortheilhafte Stellung ausfindig gemacht zu haben. Er besetzte Kesselsdorf mit österreichischen und preußischen Grenadieren und schützte den Ort durch starke Batterien. Den Tzschonengrund entlang erstreckte sich seine Aufstellung in nordöstlicher Richtung bis Zöllmen, wo sich die österreichische Reiterei

an sie anschloß. In ziemlicher Entfernung, und zwar fast schon bei Chemnitz, das wohl zwei Stunden von Kesselsdorf entfernt ist, befand sich der größte Theil des Fußvolkes des Grafen Grünne. Er selbst war erkrankt und an seiner Stelle befehligte der Generalmajor Baron Elberfeld die österreichischen Truppen.

Prinz Karl von Lothringen behauptet, daß er den Grafen Rutowski auf das Gefährliche dieser Stellung aufmerksam gemacht und ihm einen Unfall vorhergesagt habe. Seine Meinung war, der bei Kesselsdorf befindliche linke Flügel der Sachsen solle durch einen Theil des österreichischen Heeres verstärkt, der Rest des letzteren aber bei Dresden als ein Beobachtungscorps aufgestellt werden. Noch lebhafter waren, wenn man seinen eigenen Worten Glauben schenken darf, die Gegenvorstellungen des Prinzen gegen die weite Verlegung seiner Armee von der Hauptstärke der Sachsen[42]). Aber auch jetzt wieder schien man nur Maßregeln ergreifen zu wollen, welche unfehlbar das Gegentheil dessen herbeiführen mußten, was man eigentlich bezweckte. Die Feldherren der Verbündeten konnten vernünftiger Weise auf nichts anderes ausgehen als den Fürsten von Dessau vor der Wiederherstellung seiner Verbindung mit dem Könige von Preußen anzugreifen und zu schlagen. Hiezu war aber vor Allem die rasche Vereinigung des österreichischen mit dem sächsischen Heere unerläßlich. War sie bewerkstelligt, so mußte man allsogleich die Rolle des Angreifers übernehmen, statt sie neuerdings dem Feinde zu überlassen.

Nichts von alledem geschah. In Folge der weiten Entfernung der Quartiere seiner Truppen versäumte es der Prinz, dieselben auf die erste Nachricht von dem Anrücken der Preußen zusammen zu ziehen. Er wartete erst die Bestätigung dieser Botschaft ab, und selbst als er sie erhielt, sandte er, statt mit all seinen Streitkräften nach Kesselsdorf aufzubrechen, den Generaladjutanten Baron Butler in das sächsische Lager. Nicht eher sollte derselbe zurückkehren, als bis er den Feind gesehen und verläßliche Kunde über seine Stärke und die Richtung seines Marsches zu bringen vermöchte.

Während der Prinz in so unbegreiflichen Zögerungen die Zeit verlor, wurde dieselbe von dem Fürsten von Dessau um so besser benützt. Nicht allein die wiederholten Befehle seines königlichen Herrn, sondern auch der eigene Ehrgeiz, der Welt zu zeigen was er noch vermöge, trieben den greisen Kriegsmann zu nachdrücklichem Handeln. Und wenn er vielleicht vor nicht allzulanger Zeit die Sachsen nicht ungern geschont hätte, so war durch eine kleine Schlappe, welche seine Arrieregarde erlitt und die ihm den kränkenden Vorwurf eines Mangels an Vorsicht zuzog, dieser Gedanke in ihm jetzt völlig verwischt worden. Er war fest entschlossen sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen und durch die Besiegung der Sachsen den Kriegsruhm, den er vor vierzig Jahren bei Höchstädt, Cassano und Turin geerntet, jetzt im Greisenalter zu krönen.

Am Morgen des 15. December brach Fürst Leopold von Röhrsdorff auf, wo er mit seinen Truppen die Nacht hindurch verweilt hatte. An Wilsdruff vorüber rückte er gegen Kesselsdorf vor. Kurz nach Mittag stand er den Sachsen gegenüber. Allsogleich besichtigte er die Aufstellung derselben und erkannte auf den ersten Blick, daß nach der Wegnahme von Kesselsdorf ihr Heer in die Flanke genommen sei. Er beschloß also auf diesen Punkt, der ihm als der wichtigste und zugleich am leichtesten zugängliche erschien, den Hauptangriff zu richten. Sechs Grenadierbataillone, von preußischer Reiterei unterstützt, begannen denselben. Muthvoll drangen die preußischen Soldaten den mit Eis und Schnee bedeckten Abhang hinauf, auf welchem Kesselsdorf liegt. Das furchtbare Feuer der sächsischen Batterien und des Fußvolkes fügte ihnen jedoch beträchtlichen Verlust zu und brachte sie zum Weichen. Neuerdings wurden sie gesammelt, neuerdings rückten sie zum Angriffe vor. Der schlüpfrige Boden gestattete nur ein langsames, unsicheres Hinanschreiten. Einer suchte dem Andern zu helfen und ihn zu stützen, aber das heftige Feuer aus Geschützen und Gewehren, dem sie ausgesetzt waren, brachte sie auch jetzt wieder in Unordnung. Endlich wandten sich die preußischen Grenadiere zur Flucht. Der dritte Theil derselben blieb todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde zurück.

Jetzt wäre der Augenblick da gewesen, in welchem die ganze Streitmacht der Verbündeten, die sich in jener Gegend befand, in geordneten Reihen aus ihrer Verschanzung hätte hervorbrechen und die durch nichts gedeckte rechte Flanke der Preußen angreifen sollen. Oder es wären doch wenigstens die bei Kesselsdorf aufgestellten drei leichten sächsischen Reiterregimenter zu nachdrücklicher Verfolgung der fliehenden Feinde abzusenden gewesen. Aber Rutowski und seine Rathgeber waren weit entfernt von so energischen Entschlüssen. Die österreichischen und sächsischen Grenadiere hingegen, welche Kesselsdorf so wacker vertheidigt hatten, ließen sich durch den Anblick der Flüchtigen verleiten, vereinzelt und ordnungslos die Verschanzungen zu verlassen und in ihrem Siegesjubel jede Vorsicht vergessend, die Anhöhe hinab dem Feinde nachzustürmen. Diesen Augenblick ersah Fürst Leopold von Dessau als den geeigneten, um das Schicksal der Schlacht noch zu seinen Gunsten zu wenden. Allsogleich ließ er die preußischen Dragoner einhauen auf die zerstreuten Grenadiere. In ihrer Vereinzelung vermochten dieselben nur geringen Widerstand zu leisten. Ein Theil wurde niedergemacht, ein Theil gefangen, und nur Wenige gelangten unverwundet nach Kesselsdorf zurück, welches nunmehr seiner Vertheidigung fast gänzlich beraubt war. In raschem Angriffe wurde das Dorf von den Preußen genommen, und obgleich es in Brand gerieth, doch fortan behauptet.

Während dieß auf dem linken Flügel der Sachsen vorging, wurde ihr Centrum bei Zöllmen von dem jüngsten Sohne des Fürsten von Dessau, dem Prinzen Moriz nachdrücklich angegriffen. Er selbst drang der Erste durch die mit Eis und Schlamm erfüllte Schlucht. Ihm folgten seine Truppen, die er allsogleich formirte und mit denen er nun vorwärts stürmte gegen den Feind. Die Sachsen wurden zurückgeworfen und geriethen bald, jetzt auch von Kesselsdorf her mit einem Angriffe in der Flanke bedroht, in Verwirrung.

Ueberall war nun die sächsische Infanterie geschlagen und nur ein Angriff der zahlreichen Cavallerie auf das preußische Fußvolk hätte vielleicht noch eine günstige Wendung herbeizuführen vermocht. Denn die preußische Reiterei, welche den Tzschonengrund bisher nicht zu über-

schreiten im Stande war, befand sich nun völlig außerhalb der Schlacht. Aber vergebens suchten Rutowski und sein Halbbruder, der Chevalier de Saxe, die Cavallerie zum Angriffe zu formiren. Die Niederlage des Fußvolkes hatte auch sie mit Bestürzung erfüllt und ordnungslos flüchtete Alles in der Richtung gegen Dresden. Zwei preußische Reiterbrigaden, welche endlich den Tzschonengrund umgangen hatten, fügten den Flüchtigen noch beträchtlichen Verlust zu.

Der rechte Flügel der Verbündeten, das Corps des Grafen Grünne blieb unangegriffen. General Elberfeld hatte während des Kampfes dem Grafen Rutowski seine Hülfe angeboten. Er war jedoch angewiesen worden, auf seinem Posten auszuharren und ihn tapfer zu vertheidigen. Er stand noch daselbst als das preußische Heer auf dem eroberten Schlachtfelde die Wachfeuer anzündete. Jetzt erst wich er in vollster Ordnung nach Dresden zurück.

Hier war inzwischen auch Prinz Karl von Lothringen mit seinem Heere angelangt. Mit der Zusammenziehung desselben hatte er fast den ganzen Tag hingebracht. Es ist kein Zweifel, daß er bei geringerer Zeitversäumniß noch rechtzeitig hätte eintreffen können, um an dem Kampfe entscheidenden Antheil zu nehmen. Freilich konnte er zu seiner Entschuldigung anführen, Rutowski habe durch Butler melden lassen, er glaube nicht daß es noch heute zum Schlagen komme. Wie dem aber auch sein mochte, für jetzt war nichts mehr zu thun als das österreichische Heer über Dresden hinauszuführen und es dort in Schlachtordnung aufzustellen, um den fliehenden Sachsen Sicherheit zu gewähren und die Stadt vor einem raschen Angriffe zu schützen. Am späten Abende versammelten sich die Generale in Dresden, um zu berathen was ferner geschehen solle. Ihrer Zusammentretung wohnte auch Harrach bei, welcher erst wenige Stunden zuvor in Dresden eingetroffen war.

Es liegen die Beweise vor, daß der eigentliche Zweck der Reise Harrachs nach Dresden noch immer in der Fortführung und dem Abschlusse der Verhandlungen mit dem französischen Gesandten bestand. Denn Vaulgrenant hatte ihn wissen lassen, daß er sich ohne

Aufsehen zu erregen, nicht auf das Gebiet einer Macht, welche sich mit Frankreich im Kriege befand, also nicht nach Prag zu begeben vermöge. Darum scheine ihm die Anwesenheit Harrachs zu Dresden in hohem Grade erwünscht[43]). Und noch kurz vor seiner Abreise aus Prag bezeichnete Harrach die Anknüpfung der Verhandlung mit Vaulgrenant als den einzigen Zweck seiner Reise nach Sachsen[44]). Denn noch immer hielt er an dem Gedanken fest, das Interesse Oesterreichs fordere es, mit Frankreich Frieden zu schließen, um eines solchen mit Preußen überhoben zu sein. Auch in Wien war man fortwährend dieser Ansicht, und Harrach erhielt die Ermächtigung, im Falle der Nothwendigkeit auch in die Abtretung von Ypern und Furnes an Frankreich zu willigen[45]). Zu gleicher Zeit aber wurde Harrach noch mit der Vollmacht versehen, wenn die äußerste Gefahr es gebieterisch erheische, sich mit dem Könige von Preußen in Friedensverhandlungen einzulassen.

Zu diesem Entschlusse war Maria Theresia zuerst durch die Nachricht vermocht worden, welche sie in den ersten Tagen des December erhielt[46]), daß der Friede zwischen Preußen und Sachsen schon abgeschlossen sei. Freilich erwies sich diese Botschaft bald darauf als irrig, und die eifrigen Versicherungen des Gegentheils, welche König August und Brühl nach Wien gelangen ließen, fanden dort bereitwilligen Glauben. Aber man faßte doch die Möglichkeit eines solchen Ereignisses ernster ins Auge, und überlegte die Schritte, welche dann Oesterreich zu thun hätte. Auch dann noch wäre der Friede mit Frankreich, so lautete Maria Theresia's Entschluß, dem mit Preußen unbedingt vorzuziehen[47]). Allein es wäre wohl denkbar, daß wenn auch noch Sachsen von Oesterreich abfiele, es Frankreich gar nicht mehr um den Frieden zu thun sei. Nicht unmöglich war es ferner, daß dann dieselbe oder doch eine ähnliche Combination, wie sie im Jahre 1741 Oesterreich an den Rand des Verderbens gebracht hatte, neuerdings ins Leben trete. Wer bürgte dafür, daß nicht Sachsen, nachdem es in Folge der unglücklichen Kriegführung die ersehnte Vergrößerung nicht in preußischen Ländern gefunden, dieselbe nicht jetzt im Vereine mit Preußen und mit Frankreich auf Kosten Oesterreichs werde erringen

wollen. Um einer so verhängnißvollen Gestaltung der politischen Verhältnisse zu entgehen, erhielt Harrach die Ermächtigung, mit Preußen auf Grundlage des Beitrittes der Kaiserin zu der Convention von Hannover Frieden zu schließen. Doch wurde ihm ausdrücklich eingeschärft, sich dieser Vollmacht nur im äußersten Nothfalle und nur dann zu bedienen, wenn jede Aussicht zum Abschlusse eines Vertrages mit Frankreich zu nichte geworden wäre[48]).

So weitgehende Machtvollkommenheit lag in seinen Händen, als Harrach in dem Augenblicke zu Dresden eintraf, als von der andern Seite her die geschlagenen sächsischen Truppen in die Stadt stürmten. Es bedurfte all der geistigen Kraft, welche mit Recht an Harrach gerühmt wurde, daß er inmitten der furchtbaren Verwirrung, die in Dresden herrschte, in der unsäglichen Bestürzung, die aller Gemüther sich bemächtigt hatte, in der verhängnißvollen Wendung, welche durch die Niederlage bei Kesselsdorf herbeigeführt worden war, doch den Zweck seiner Sendung nicht aus den Augen verlor. Noch am Abende seiner Ankunft eröffnete er die Verhandlungen mit Vaulgrenant. In allen Punkten gab er den Begehren desselben nach, nur als der Bevollmächtigte Frankreichs außer Parma, Piacenza und der Anwartschaft auf Guastalla auch noch Pavia mit seinem Gebiete, endlich Tortona und Alessandria für den Infanten Don Philipp verlangte, brach Harrach die Verhandlungen ab. Zur Abtretung Pavia's war er für den äußersten Nothfall ermächtigt[49]); nicht so in Bezug auf Alessandria und auf Tortona. Er hätte es nimmermehr gewagt, seine Vollmachten so weit zu überschreiten[50]).

Ueberdieß mochte Harrach aus den Verhandlungen mit Vaulgrenant doch jetzt schon den leisen Verdacht schöpfen, daß es Frankreich mit dem Abschlusse eines abgesonderten Friedens mit Oesterreich nicht völliger Ernst sei. So oft kommt der damalige französische Minister des Aeußern, der Marquis d'Argenson dem Gesandten Vaulgrenant gegenüber auf die Nothwendigkeit zurück, Schlesien dem Könige von Preußen zu belassen[51]), daß Vaulgrenant sich wohl in dem gleichen Sinne dem Grafen Harrach gegenüber ausgesprochen haben muß. Nun war aber die Aussicht auf die Wiedereroberung Schlesiens

der eigentliche Preis für den Abschluß des Friedens mit Frankreich. Wollte der Hof von Versailles nichts davon hören, daß Schlesien wieder an Maria Theresia gelange, so fiel für dieselbe jede Verlockung hinweg, sich den von Frankreich geforderten Abtretungen in den Niederlanden und in Italien zu fügen.

Nichts war jedoch Harrach zu öfteren Malen von seinem Hofe empfohlen worden als sorgfältig darauf zu achten, daß man nicht, wie der bezeichnende Ausdruck lautete „zwischen zwei Stühlen zur „Erde falle." Als daher die Verhandlungen mit Frankreich wenigstens vor der Hand nicht zu dem erwünschten Ziele geführt hatten, mußte Harrach darauf bedacht sein, sich dem Könige von Preußen zu nähern. Der Umstand, daß der König von Polen sich entschlossen hatte, einen Unterhändler nach Bautzen zu senden, daß hiezu überdieß ein Mann gewählt worden war, dessen feindselige Gesinnung gegen Oesterreich man kannte [52]), ließ es dem Grafen Harrach wünschenswerth erscheinen, sich gleichfalls zu Friedrich begeben zu können. Doch wollte er, um Zeit zu gewinnen und in der Zwischenzeit zu erfahren, ob nicht Maria Theresia, wie Harrach selbst es lebhaft wünschte [53]), sich doch lieber die von Frankreich verlangten Abtretungen gefallen lassen wolle als sich ein zweites Mal den Bedingungen des Breslauer Friedens zu fügen, einstweilen den König mit Forderungen hinhalten, deren Ablehnung er vorhersehen konnte. Als solche wollte er die Zurückgabe von Glatz und die Ueberlassung von fünfzehn bis zwanzigtausend Mann Hülfstruppen gegen Frankreich verlangen [54]).

Man hat Harrach als denjenigen unter den österreichischen Ministern bezeichnet, welcher sich am wenigsten von dem vorherrschenden antipreußischen Eifer habe hinreißen lassen [55]). Harrachs vertrauliche Aeußerungen beweisen jedoch, daß er in dieser Beziehung den übrigen Personen von Einfluß am Wiener Hofe nicht nachstand. „Die „Augen möchte ich mir aus dem Kopfe reißen," schrieb er am 16. Dezember an Ulfeld, „aus Verzweiflung derjenige zu sein, wel„cher mit eigener Hand die Ketten schmieden soll zur immerwährenden „Knechtschaft unserer erhabenen Kaiserin und ihrer ganzen Nachkom„menschaft" [56]). Auch seine übrigen Schreiben sind nicht nur mit ähn-

lichen Klagen, sondern auch mit Aufforderungen erfüllt, den Muth nicht sinken zu lassen und sich ernstlich mit dem Gedanken der Fortführung des Krieges gegen Preußen zu beschäftigen. Sie beweisen recht deutlich, daß Harrach gerade so wie Maria Theresia's übrige Rathgeber die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses mit Preußen für das größte Unglück ansah, von welchem das Haus Oesterreich betroffen werden könne.

In Pirna erwartete Harrach die Befehle der Kaiserin, denn dorthin war jetzt die vereinigte österreichisch-sächsische Armee vor den andringenden Preußen zurückgewichen. Daß man gar nicht versuchte, Dresden vor dem Feinde zu schützen, berührte den König von Polen in empfindlichster Weise. Auch daß der Rückzug auf Rutowski's Verlangen geschehen war, während Prinz Karl sich erboten hatte, am Morgen des 16. Dezember die Preußen neuerdings anzugreifen, besänftigte die Erbitterung nicht, welche sich von nun an zwischen den Oesterreichern und den Sachsen in wahrhaft besorgnißerregendem Maße bemerkbar machte. Jeder schob dem Andern die Schuld des Unglückstages bei Kesselsdorf zu. Die Oesterreicher wurden angeklagt, die Sachsen im Stiche gelassen, die Letzteren wieder, in dem Kampfe gegen die Preußen sich schlecht benommen zu haben. Der noch immer in Prag verweilende sächsische Hof erging sich in bitteren Beschwerden gegen den Prinzen von Lothringen, und dieselben wurden wenigstens zum Theile durch den Grafen Harrach bestätigt[57]). Wenn man den Krieg fortführen wolle, meinte der Letztere, wozu sich schon noch ausreichende Hülfsmittel finden ließen, so müßte man dem Grafen Traun den Oberbefehl übertragen. Denn für den Prinzen von Lothringen, der zwar schätzbare Eigenschaften besitze, aber alles nur oberflächlich behandle, sei der König von Preußen „zu fein“[58]). Aber gerade von der Fortführung des Krieges ließ sich, wie man sich wohl nicht verhehlen durfte, unter den obwaltenden Umständen nicht viel mehr versprechen. Maria Theresia begriff, daß die Fortsetzung des Kampfes von dem Könige von Polen in dem Augenblicke, in welchem sein ganzes Land in Feindes Hand gerathen war, nicht mehr erwartet werden könne. Nichts aber schien ihr gefährlicher, als den Frieden zwischen Preußen und Sachsen zu Stande kommen

zu lassen, ohne selbst durch einen solchen von einem ihrer Gegner, sei es Frankreich oder Preußen befreit zu werden. Darum ließ die Kaiserin in dem Augenblicke, in welchem sie die Botschaft von dem Verluste der Schlacht und dem Scheitern der Verhandlungen Harrachs mit Vaulgrenant empfing, ihre Minister zu sich berufen. Es wurde beschlossen, dem Grafen Harrach unverzüglich den Befehl zu übersenden, auf Grundlage des einfachen Beitrittes zu der Convention von Hannover mit Preußen Frieden zu schließen.

Schon die lakonische Kürze des Rescriptes, welches an Harrach erging und mit der sonstigen umständlichen Schreibweise Bartensteins so auffallend contrastirt[59]), deutet auf die Raschheit des Entschlusses und die unverweilte Ausführung desselben. Ihr entsprach auch die Eilfertigkeit, mit welcher sich Harrach, wenn gleich mit schwerem Herzen, denn er hätte noch immer den Friedensschluß mit Frankreich und die Fortführung des Krieges gegen Preußen weit lieber gesehen[60]), von Pirna nach Dresden verfügte. Am 22. Dezember traf er dort ein und trat sogleich mit Podewils in Verhandlung. Dieselbe ging so rasch vor sich, daß Harrach selbst darüber erstaunte. „Die Nego„ciation", schreibt er an Ulfeld, „welche mir am meisten am Herzen „lag, konnte wegen einer Unzahl von Zwischenfällen keinen Erfolg „haben. Diejenige aber, welche ich verabscheue, gelingt in unglaub„licher Weise"[61]).

Schon am folgenden Tage erhielt Harrach Audienz bei dem Könige, der ihn zuvorkommend empfing und auch sonst mit Auszeichnung behandelte[62]). Bei der Durchführung seines Auftrages stieß Harrach gleichfalls auf keine erwähnenswerthen Schwierigkeiten. Der König selbst schlug vor, die Beendigung der Feindseligkeiten in Sachsen schon am 24., in Schlesien aber, wohin die Befehle erst später gelangen konnten, am 28. Dezember eintreten zu lassen. Auch das Begehren des Grafen Harrach, daß für Maria Theresia die gleiche Gewährleistung des Besitzes ihrer in Deutschland gelegenen Staaten in den Tractat aufgenommen werde, wie dieß in der Convention von Hannover hinsichtlich der preußischen Länder der Fall war, wurde von

Friedrich bereitwillig zugestanden. Um so eifriger drang der König auf Festsetzung ganz kurzer Fristen sowohl zur Räumung der beiderseitigen Länder als zur Ratification des Friedens, welcher am 25. Dezember 1745 in Dresden von Harrach und Podewils unterzeichnet wurde.

Noch ehe dieß wirklich geschah, empfing Harrach ein neues Rescript der Kaiserin, welches recht deutlich beweiset, wie schwer es ihr fiel, um den Preis der wiederholten Verzichtleistung auf Schlesien mit Preußen Frieden zu schließen. Wenn König Friedrich, so schrieb sie an Harrach, etwa noch größere Zugeständnisse verlangen sollte als sie in der Convention von Hannover ohnedieß schon enthalten seien, so sähe sie sich zur Fortführung des Krieges gezwungen. Dann aber bleibe nichts übrig als den Frieden mit Frankreich, und sei es auch auf Grundlage der von ihm selbst aufgestellten Bedingungen zu Stande zu bringen. Ja es möge dieß letztere auch dann geschehen, wenn bei dem Eintreffen dieser Depesche der Vertrag mit Preußen noch nicht geschlossen und Vaulgrenant zu einem solchen noch immer bereit sei. Auch dann wäre der Friede mit Frankreich dem mit Preußen noch vorzuziehen, selbst wenn Sachsen mit dem Letzteren sich schon ausgesöhnt hätte. Nur müßte König August sich anheischig machen, bei der russischen Regierung die Aufstellung der bundesmäßigen Hülfe zu Gunsten Oesterreichs insgeheim zu befürworten[63]).

Zu dieser theilweisen Sinnesänderung war Maria Theresia durch die Nachricht veranlaßt worden, daß die britische Regierung auch ihre Reiterei aus den Niederlanden nach England hinüberziehe, um sie zur Bekämpfung des Prätendenten und seines Anhanges zu verwenden. Man erblickte hierin ein Anzeichen, daß England sich von den Angelegenheiten des Festlandes mehr und mehr zurückziehen wolle. Darin sah man jedoch einen neuen Sporn zur Versöhnung mit Frankreich und zu standhaftem Ausharren dem Könige von Preußen gegenüber. Ja die eifrigsten Gegner dieses Letzteren, wie der Staatskanzler Ulfeld gingen sogar so weit die Meinung zu vertreten, selbst wenn Harrach den Friedensvertrag schon unterzeichnet habe, könne man ja noch im-

mer die Ratification so lange verzögern, bis man mit Frankreich im Reinen sei [64]).

Dieser Gedanke wurde jedoch von Maria Theresia verworfen. Denn es schien ihr, daß ein solches Verfahren gar leicht dem Vorwurfe der Unredlichkeit begegnen könnte. Freilich erwiederte man ihr, daß man ja auch gegen sie zu oft wiederholten Malen in ähnlicher Weise, ja noch ungleich ärger gehandelt habe. Aber in dem, was Andere sich wider sie hatten zu Schulden kommen lassen, lag für Maria Theresia kein Beweggrund zu dem gleichen Verfahren. Sie erklärte nicht weiter gehen zu wollen als das Rescript an Harrach besagte. Aber auch dieses traf schon zu spät an dem Orte seiner Bestimmung ein. Zwar noch vor der Unterzeichnung, aber doch nach dem Schlusse der Verhandlungen geschah dieß. Darum glaubte Harrach dieselben nicht mehr so vollständig umstoßen zu können, wie solches der plötzliche Abbruch der Negociation mit Preußen und der Friedensschluß mit Frankreich gefordert hätte. Auch mochten die Zweifel an der Aufrichtigkeit Frankreichs immer stärker in ihm geworden sein. Er unterzeichnete daher auf seine eigene Gefahr hin den Frieden, welcher im Wesentlichen nur eine Bestätigung der Breslauer Präliminarien, des Berliner Friedens und des gleichfalls noch im Jahre 1742 abgeschlossenen Grenzrecesses zwischen Oesterreich und Preußen enthält. König Friedrich anerkennt Franz den Ersten als deutschen Kaiser und die Activität der böhmischen Kurstimme. Maria Theresia verspricht dagegen im Namen ihres Gemals, daß er dem Könige von Preußen die gleichen Rechte und Privilegien wie den Kurfürsten von Sachsen und Hannover einräumen werde. Außerdem verpflichtet sie sich ihr Möglichstes zu thun, damit alle Vortheile, welche Kaiser Karl VII. dem Könige von Preußen bewilligte, ihm auch von dem gegenwärtigen Kaiser zugestanden würden. König Friedrich und Maria Theresia garantiren sich den Besitz ihrer Staaten, der Erstere jedoch nur hinsichtlich der zu Deutschland gehörigen österreichischen Länder. Sachsen, Hannover, der Kurfürst von der Pfalz und das Haus Hessen-Kassel werden in den Frieden, dessen Ratification schon binnen zehn Tagen vollzogen werden sollte, mit eingeschlossen.

Aus der kurzen Frist, welche er zur Ertheilung der Ratification zugestand, sieht man recht deutlich in welch hohem Maße es dem Könige von Preußen um den Frieden zu thun war. Ja er hatte Anfangs binnen sechs Tagen die Ratification zu erhalten gewünscht, und nur die Gegenvorstellungen Harrachs vermochten ihn dazu, sich einen Termin von zehn Tagen gefallen zu lassen [65]).

Mehr noch als dieser an und für sich nur geringfügige Zug beseitigt die gewissenhafte Erforschung jener Vorgänge überhaupt jeden Zweifel, daß der König es war, welcher zum Frieden drängte, während die Kaiserin sich nur mit dem sichtlichsten Widerstreben zu demselben herbeiließ. Es wird aber auch die Täuschung klar, der man bisher sich hingab, wenn man wiederholt Maria Theresia bei dem Könige von Preußen um den Frieden flehend, Friedrich aber die Bitte großmüthig gewährend sich vorstellte. Darum wurde auch die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens in Wien gleich der von einem schweren Schlage des Schicksals aufgenommen. Nicht nur von Seite des Kaiserpaares und seiner Minister, sondern der ganzen Bevölkerung war dieß der Fall. Wie Erizzo bezeugt, erregte die Friedensnachricht in allen Kreisen eine noch weit größere Bestürzung als die Kunde der unglücklichsten Ereignisse des verflossenen Feldzuges hervorgerufen hatte [66]).

So peinlich es nun auch für die Kaiserin war, sich in die Friedensbedingungen zu fügen, durch welche die Abtretung Schlesiens ein zweitesmal bestätigt wurde, so wenig dachte sie doch daran, nachdem der große Schritt einmal geschehen war, sich den Folgen desselben zu entziehen. Vollständig billigte sie Harrachs Benehmen und fügte gleichzeitig die Erklärung bei, daß so schwere Opfer ihr der Vertrag auch auferlege, sie doch fest entschlossen sei denselben unverbrüchlich zu halten [67]).

So endigte jener Kampf zwischen Oesterreich und Preußen, welcher unter dem Namen des zweiten schlesischen Krieges bekannt ist. Ungleich reicher noch an denkwürdigen kriegerischen Ereignissen als der erste Feldzug, den Friedrich gegen Maria Theresia unternahm, war

er desto ärmer an politischen Resultaten. Den Glanz der Siege, welche König Friedrich errang, trübt in der That nicht der geringste Makel. Wenn aber am Schlusse eines langwierigen Streites derjenige als Sieger bezeichnet werden soll, welcher die Absicht auch erreichte, zu deren Verwirklichung er den Kampf begann, so darf Friedrich trotz seiner großen militärischen Erfolge auf jenen Namen keinen Anspruch erheben. Daß er den Krieg gegen Maria Theresia hauptsächlich darum erneuerte, um seinen Staat auf Oesterreichs Kosten nochmals ansehnlich zu vergrößern, kann vernünftiger Weise jetzt nicht mehr bezweifelt werden. Dieser Plan war jedoch schon in Folge des ungünstigen Feldzuges des Jahres 1744 vollständig gescheitert. Und selbst wenn es wahr wäre, was jedoch nicht zugegeben werden kann, daß es dem Könige mehr noch als um eine Vergrößerung seines Gebietes um die Ausübung der Suprematie in Deutschland mittelst eines von ihm abhängigen Kaisers zu thun war, so wurde auch diese Absicht durch die gegen seinen Willen erfolgte Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutschen Kaiser völlig vereitelt.

Damit soll jedoch nicht im Entferntesten gesagt werden, daß etwa Friedrichs Gegner sich als Sieger hätten ansehen dürfen. So wenig als in militärischem, so wenig kann auch in politischem Sinne hievon die Rede sein. In Bezug auf den König von Polen, welchem jeder seiner Entwürfe mißlang und für den der Krieg nichts als tiefste Demüthigung und empfindlichsten Schaden mit sich führte, bedarf dieß wohl kaum eines besonderen Beweises. Und was Maria Theresia betrifft, so hatte sie zwar die eine Absicht erreicht, welche einen ihrer sehnsüchtigsten Wünsche bildete, die Erhebung ihres Gemals auf Deutschlands Kaiserthron. Auch den Plan König Friedrichs, einen Theil von Böhmen sich anzueignen, hatte sie zu nichte gemacht. Aber der eigentliche Zweck ihrer Kriegführung gegen Preußen, die Wiedereroberung Schlesiens blieb auch jetzt wieder unerfüllt. Und der Schmerz, welchen Maria Theresia hierüber empfand, mußte noch dadurch erhöht werden, daß sie, um den König von Preußen desto gewisser besiegen und eine möglichst große Anzahl von Streitkräften gegen ihn verwenden zu können, mit dem Kurfürsten von Baiern

Frieden geschlossen und hiedurch dem so lange gehegten Plane entsagt hatte, in dessen Lande für den Verlust Schlesiens Entschädigung zu erlangen. Jetzt waren nach beiden Seiten hin ihre Entwürfe gescheitert. Die Macht des Hauses Oesterreich in Deutschland schien für alle Zukunft empfindlich geschmälert und die Wiedererlangung der Kaiserwürde bot hiefür nur einen unzureichenden Ersatz.

Siebentes Capitel.

Einer der Beweggründe, durch welche die Kaiserin zu dem Abschlusse des Dresdner Friedens vermocht wurde, muß in dem für sie höchst ungünstigen Verlaufe der Kriegführung in Italien gesucht werden. Die Hauptursache derselben liegt ohne Zweifel darin, daß Maria Theresia den größten Theil ihrer Streitkräfte gegen den König von Preußen ins Feld schickte und ein zweites ansehnliches Heer am Rheine versammelte. Es blieben ihr daher nicht genug Truppen übrig, um auch in Italien mit Nachdruck auftreten zu können. Ueberdieß war es von nachtheiligem Einflusse auf die Gestaltung der Dinge in Italien, daß die Republik Genua, welche sich bisher, dem Beispiele Venedigs folgend, neutral verhalten hatte, jetzt offen für die bourbonischen Höfe Partei nahm. Am 7. Mai 1745 schloß sie mit denselben zu Aranjuez einen Vertrag ab, in welchem sie sich zur Aufbringung eines Hülfscorps von zehntausend Mann mit sechs und dreißig Geschützen anheischig machte. Doch sollte diese Verpflichtung erst dann ins Leben treten, wenn ein französisch-spanisches Heer, stark genug um Genua zu schützen, über die Bocchetta hinausgerückt wäre.

Der Entschluß der Republik, mit den bourbonischen Höfen gegen Oesterreich und Sardinien gemeinschaftliche Sache zu machen, ist von ihrem Standpunkte aus leicht zu begreifen. Denn sie war durch den Wormser Vertrag und durch die in demselben enthaltene Bestimmung, welche dem Könige von Sardinien die Aussicht eröffnete, in den Besitz

von Finale zu gelangen, in wohlerworbenen Rechten verletzt worden. Der schwere Schlag, von dem sie bedroht war, konnte nur durch das Obsiegen der bourbonischen Höfe vereitelt werden. Nichts war also natürlicher als daß Genua sich zu bewaffneter Unterstützung derjenigen verstand, welche die Republik vor so empfindlicher Einbuße zu bewahren suchten.

Es ist schon früher nachgewiesen worden, daß neben der Ländergier des Königs von Sardinien es auch in diesem Falle wieder der drängende Einfluß der britischen Regierung war, wodurch Maria Theresia gezwungen wurde, sich ihrer besseren Ueberzeugung zum Trotze in die Aufnahme einer Bestimmung in den Wormser Vertrag zu fügen, durch welche dem unbestreitbaren Besitzrechte Genua's auf Finale zu nahe getreten wurde. Nicht Maria Theresia, sondern England und Sardinien trifft also das Verschulden, daß jetzt Genua in die Reihe der offenen Gegner des Hauses Oesterreich trat. Der Unmuth, welchen Maria Theresia hierüber empfand, wandte sich daher nicht so sehr wider den neuen Feind als gegen ihre angeblichen Freunde. Gleich vielen einsichtsvollen Personen am Wiener Hofe [1]) war auch Maria Theresia der Ansicht, daß jener Entschluß der Republik eigentlich nicht verdacht werden könne. Selbst als in Folge dieses Ereignisses die Dinge für sie eine noch weit üblere Wendung nahmen, sagte Maria Theresia mit anerkennenswerthem Billigkeitsgefühle, daß sie den Genuesen nicht Unrecht zu geben vermöge. Sie hätten eben nichts Anderes gethan, als ihre Republik vor einem für sie höchst schmerzlichen Verluste zu bewahren gesucht [2]).

Trotz alledem aber ging man in Wien doch nicht so weit, die Erklärung Genua's gelten zu lassen, die Republik habe nur den bourbonischen Höfen Hülfstruppen gestellt und sie beabsichtige nach wie vor neutral zu bleiben. Trocken entgegnete Ulfeld dem genuesischen Gesandten Spinola, man befolge am Wiener Hofe den Grundsatz, diejenigen als Feinde zu betrachten und zu behandeln, welche zu Oesterreichs Nachtheil den Gegnern desselben Kriegshülfe leisteten [3]). Und Robinson fügte mit gewöhnlicher Leidenschaftlichkeit die Drohung hinzu, die Republik werde den Schritt, welchen sie jetzt gethan, schon

noch bereuen. Die erste Maßregel der Verbündeten werde darin bestehen, Genua selbst zu beschießen [4]).

Damit hatte es freilich bei der Lage, in welcher sich in jenem Augenblicke die Dinge in Italien befanden, vor der Hand noch keine große Gefahr. Im Juli 1745 vereinigten sich bei Acqui die beiden Heere, von welchen das eine unter Don Philipp und dem Marschall Maillebois vom Westen, das andere unter Gages vom Osten heranzog. Nun wandten sie sich nordwärts und in der Nacht vom 8. auf den 9. August eröffneten sie die Laufgräben gegen die Festung Tortona. Den ganzen August hindurch dauerte die Belagerung. Die Oesterreicher und Sardinier, die sich in der Zwischenzeit gleichfalls vereinigt und bei Bassignana, dort wo der Tanaro in den Po sich ergießt, ein Lager bezogen hatten, wagten es in Anbetracht der geringen Anzahl ihrer Truppen nicht, dieselbe zu stören [5]). Diese Unentschlossenheit und Unthätigkeit zog jedoch ungleich üblere Folgen nach sich, als ein kühnes Wagniß herbeigeführt hätte [6]). Am 3. September fiel Tortona und nun wollte Maillebois, um der geheimen Absicht des französischen Hofes zufolge den König von Sardinien von dem Bündnisse mit Oesterreich zu trennen, nach Piemont sich wenden. Die Spanier unter Gages aber erhielten von Madrid aus Befehl, sich der Herzogthümer Parma und Piacenza zu bemächtigen. Sie rückten daher mit achttausend Mann gegen Piacenza, welches der piemontesische Commandant Chauteauneuf fast ohne Widerstand übergab. Wenige Tage darauf besetzten sie Parma und versicherten sich nun des Uebergangspunktes bei Stradella über den Po, wo sie eine Schiffbrücke schlugen. In der Nacht vom 19. auf den 20. September überstiegen sie die halb verfallenen Festungswerke von Pavia und zwangen nach kurzem Straßenkampfe die österreichische Besatzung, den Platz zu räumen.

Längst hatte Schulenburg die Absicht gehegt, den König von Sardinien zu verlassen und die Lombardie gegen die Spanier zu vertheidigen. Immer war er von Karl Emanuel, welcher ihm die Gefahr einer Theilung ihrer Streitkräfte schilderte, hieran verhindert worden [7]). Als aber Schulenburg die Nachricht von dem Falle Pavia's und der Bedrohung Mailands empfing, ließ er sich nicht länger mehr zurück-

halten. Er erklärte dem Könige, daß seine Hauptaufgabe für den Augenblick darin bestehe, Mailand zu retten. Die Einwilligung Karl Emanuels zu seinem Marsche nach der Lombardie errang er durch das Versprechen, die Verbindung mit den Piemontesen fortwährend aufrecht erhalten und bei der geringsten Bedrohung derselben zu ihrer Unterstützung herbeieilen zu wollen.

Am 22. September verließ Schulenburg mit den österreichischen Truppen Bassignana und rückte bis Pieve del Cairo, wo er einstweilen mit der Hauptmacht stehen blieb, in das Castell von Mailand aber und nach Pizzighetone Verstärkungen der dortigen Besatzungen warf. So hatten die Feinde ihre Absicht erreicht und die Trennung der Oesterreicher von den Piemontesen herbeigeführt. Allsogleich dachten sie diesen Umstand zu benützen, und am Abende des 26. September brach Gages aus seinem Lager bei Voghera gegen Bassignana auf. In Pavia ließ er nur so viele Truppen zurück als nöthig waren um den Platz gegen einen etwaigen Handstreich zu behaupten. Am Morgen des 27. September 1745 griffen die Spanier von der einen, die Franzosen unter Maillebois von der andern Seite den König von Sardinien an. Durch den plötzlichen Ueberfall wurde Karl Emanuel vollständig überrascht. Obgleich ihm Schulenburg, um sein Versprechen wenigstens nicht ganz unerfüllt zu lassen, noch rechtzeitig zwei Regimenter mit sechs Geschützen zur Verstärkung zusandte, wurde doch Karl Emanuel nach geringem Widerstande geschlagen [8]). In fluchtähnlichem Rückzuge suchten die Piemontesen nach Valenza zu entkommen. Sie wurden hiebei von den Oesterreichern gedeckt. Als Schulenburg selbst mit der Hauptmacht zur Unterstützung des Königs von Sardinien herbeikam, war das Treffen schon zu Ende. Er fand die Anhöhen bei Bassignana bereits vom Feinde besetzt. Schulenburg wandte sich daher nach Casale, wo sich Karl Emanuel mit ihm wieder vereinigte.

Es war ein Glück für die Oesterreicher und die Piemontesen, daß nun der frühere Zwiespalt unter ihren Gegnern neuerdings ausbrach. Während Maillebois die gesammten Streitkräfte zu ferneren Unternehmungen gegen den König von Sardinien zu verwenden wünschte,

drang Gages auf die Wegnahme der Lombardie. Endlich vereinigten sie sich zur Belagerung von Alessandria, welche sie am 6. Oktober begannen. Schon sechs Tage später ergab sich die Stadt. Mit der Belagerung der Citadelle wollten die Franzosen und Spanier keine Zeit mehr verlieren. Sie begnügten sich damit, dieselbe eng zu umschließen, und begannen am 19. Oktober den Angriff auf Valenza, welches sich am 31. dieses Monats gleichfalls ergab.

In ihrem Lager bei Balzola blieben die Oesterreicher und Piemontesen müßige Zuschauer dieser Ereignisse. Am 15. Oktober traf der Feldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein daselbst ein und übernahm das Commando über die österreichischen Truppen. Aber auch er vermochte der Kriegführung in Italien keine andere Wendung zu geben. Auch er war der Ansicht, daß die Oesterreicher nach der Lombardie zurückkehren sollten. Denn nach der Bezwingung Valenza's werde der Feind sich bemühen, Casale zu erobern und Novara zu besetzen. Hiedurch würden aber die Oesterreicher von den lombardischen Provinzen völlig abgeschnitten und dieselben dem Feinde schutzlos Preis gegeben. In der Lombardie vermöge er durch Heranziehung aller daselbst zerstreuten Truppen seine kleine Armee nicht unansehnlich zu verstärken. In Piemont dagegen werde sie bald auf ein Nichts zusammenschmelzen.

Der König von Sardinien verkannte das Gewicht der Gründe nicht, welche für Liechtensteins Ansicht sprachen. Noch näher aber stand ihm die Gefahr, mit der eine erneuerte Trennung von den Oesterreichern ihn bedrohte. Er verweigerte daher seine Zustimmung zu derselben und erklärte, wenn Liechtenstein sie dennoch ausführen wollte, so werde er dem Drängen Frankreichs nachgeben und einen abgesonderten Frieden eingehen.

So blieb Liechtenstein nichts übrig als sich in den Willen des Königs zu fügen und Zeuge zu sein der ferneren Unternehmungen der Feinde. Am 12. November ergab sich Asti und am 29. die Citadelle von Casale, welche sich drei Wochen hindurch muthvoll vertheidigt hatte. Nun bezogen die Franzosen unter Maillebois die

Winterquartiere, die Spanier unter Gages aber setzten sich Anfangs Dezember gegen die Lombardie in Marsch. Erst als er Gewißheit von der Trennung der Feinde erlangt hatte, gab Karl Emanuel seine Zustimmung zu dem Abzuge des Fürsten von Liechtenstein nach der Lombardie. Doch kam derselbe zu spät dorthin, um es zu hindern, daß die Spanier am 16. Dezember Mailand besetzten. Drei Tage später hielt der Infant Don Philipp seinen feierlichen Einzug in die Stadt und empfing ihre Huldigung. Das Castell aber wurde von der österreichischen Besatzung behauptet.

Nichts war natürlicher als daß die Piemontesen den Grund des höchst ungünstigen Verlaufes des Feldzuges in der ungenügenden Anzahl der österreichischen Streitkräfte in Italien suchten. Die Verstärkung derselben wurde daher von dem Könige von Sardinien unabläßig verlangt. Maria Theresia aber beantwortete jedes solche Begehren mit der Betheuerung ihres sehnsüchtigen Wunsches, Truppen nach Italien absenden zu können, und gleichzeitig der Unmöglichkeit, solche in Deutschland zu entbehren. Sie hoffte darauf, daß der König von Sardinien sich ebenso wenig durch eine augenblickliche Bedrängniß als durch glänzende Versprechungen von dem Bündnisse mit Oesterreich abwendig machen und zu den bourbonischen Höfen hinüberziehen lassen werde. Nicht als ob sie den Zusagen des Königs allzuviel Gewicht beigelegt hätte. Wohl versicherte er sie auch jetzt wieder zu oft wiederholten Malen, er werde ein getreuer Verbündeter Oesterreichs bleiben, selbst wenn Frankreich ihm die ganze Lombardie als Lockspeise anbieten[9]) und er gezwungen sein würde, in seiner Hauptstadt eine Belagerung auszuhalten[10]). Aber Maria Theresia kannte den alten Erfahrungssatz, demzufolge die Fürsten aus dem Hause Savoyen sich niemals besannen, ein gegebenes Wort zu brechen, wenn ihr eigener Vortheil und ihre stets rege Begierde nach Vergrößerung ihres Länderbesitzes solches erheischten[11]). Dennoch schien ihr gerade der Vortheil des Königs von Sardinien sein Ausharren im Bunde mit Oesterreich gebieterisch zu verlangen. Wenn mit seiner Beihülfe oder ohne dieselbe ein neuer bourbonischer Staat in Italien errichtet wurde, so mußte in nicht allzuferner Zeit niemand Anderer als Karl

Emanuel oder sein Nachfolger, der Unterstützung Oesterreichs beraubt, der Uebermacht der Bourbonen zum Opfer fallen.

Ueberdieß meinte Maria Theresia, der Eintritt der ungünstigen Jahreszeit werde den Unternehmungen der Franzosen und Spanier in Oberitalien baldigst ein Ziel setzen. Aber auch diese Erwartung wurde völlig getäuscht, und nun glaubte auch die Kaiserin nicht mehr an eine günstigere Gestaltung der Dinge in Italien. „Meine dortigen „Angelegenheiten", ließ sie sich gegen Erizzo vernehmen, „verschlimmern „sich täglich, und ich fürchte daß sie bald auf einem Punkte angelangt „sein werden, auf welchem es kein Rettungsmittel mehr giebt. Ich „schmeichelte mir mit dem Herannahen der übleren Jahreszeit und „hoffte daß die dann herrschenden Regengüsse die Fortschritte meiner „Feinde unterbrechen würden. Obgleich nun der Regen in der That sehr „reichlich fiel, hört doch das Vordringen der Feinde nicht auf. Meine „eigenen Truppen aber und diejenigen des Königs von Sardinien wurden „durch das ungewöhnliche Austreten des Po gezwungen sich zurückzu„ziehen und einen beträchtlichen Landstrich schutzlos zu lassen, welcher „nun bald das Schicksal des Uebrigen theilen wird. Ich gebe jetzt „in Italien Alles verloren. So sehr ich auch wünschte Truppen „dorthin zu entsenden, so bin ich doch ganz außer Stande es in dem „gegenwärtigen Augenblicke zu thun. Vor Ende Jänner oder An„fangs Februar ist es unmöglich, eine ausreichende Truppenzahl nach „Italien abgehen zu lassen. Zwar bemühe ich mich, alle Vorkehrungen „zu diesem Ende zu treffen. Wer aber bürgt mir, daß bis dahin „nicht Veränderungen eingetreten sein werden, welche alle diese Maß„regeln fruchtlos erscheinen lassen. Wohl versichert mich der König „von Sardinien, daß er dem bisher befolgten Systeme treu bleiben „werde, indem er sich schmeichle, man könne im künftigen Jahre die „erlittenen Verluste wieder gut machen. Solches fordert auch sein „eigenes Heil, indem er sich sonst der Willkür der Bourbonen völlig „Preis geben würde. Aber trotz alledem vermag ich mich des Zwei„fels nicht zu erwehren, daß er durch die Ungunst seiner Lage ver„leitet werden könnte, auf die Vorschläge einzugehen, welche ihm dem „Vernehmen nach von den Franzosen und Spaniern gemacht werden [12])".

Der Verdacht Maria Theresia's gegen den König von Sardinien war in der That nicht unbegründet. Seit längerer Zeit schon und noch ehe seine Angelegenheiten eine so üble Wendung genommen hatten, befand Karl Emanuel sich in geheimer Verhandlung mit der französischen Regierung. Nach dem Verluste des Treffens bei Bassignana und verschiedener fester Plätze verlangte der König durch die Vermittlung des Marchese Gorzegno, welcher nach Ormea's Tode die auswärtigen Angelegenheiten leitete, die Absendung eines verläßlichen Agenten nach Turin, um eine Verständigung zwischen Frankreich und Sardinien herbeizuführen. Der französische Resident in Genf Namens Champeaux wurde mit diesem Geschäfte betraut [13]).

Am 20. Dezember 1745 erschien Champeaux in Turin und trat allsogleich mit Gorzegno in Verhandlung. Die Vorschläge Frankreichs bestanden aus drei von einander abgesonderten Verträgen. In dem ersten war die gänzliche Vertreibung des Hauses Oesterreich aus Italien und die Vertheilung seines Besitzes unter die übrigen Fürsten des Landes in Antrag gebracht. Ja selbst Toscana sollte dem Kaiser genommen und dem Prinzen Karl von Lothringen gegeben werden, auch niemals später in den Besitz eines außeritalienischen Fürsten gelangen. Dem Infanten Don Philipp sprach man Parma, Piacenza, Tortona sammt einem Theile des Gebietes von Alessandria und Pavia zu. Der Herzog von Modena sollte das Mantuanische am rechten Ufer des Po und die Nachfolge in einem Theile des Herzogthums Guastalla, der König von Sardinien den Rest des Gebietes von Alessandria und Pavia, Mailand, Lodi, Cremona und die Nachfolge in dem auf dem linken Ufer des Po gelegenen Theile des Herzogthums Guastalla erhalten. Mantua wurde den Venetianern als Preis ihres Beitrittes zu dem Bunde zu Theil. An Genua sollte Karl Emanuel Oneglia und Nizza, dann seine Rechte auf Finale und Savona abtreten. Dafür dachte man Villafranca zu einem Freihafen zu erheben, um die Verbindung der Insel Sardinien mit dem piemontesischen Festlande sicher zu stellen.

Dieß war der Inhalt des ersten Vertrages. Der zweite bezog sich auf die Bewerkstelligung der Eroberung von Mantua, kraft des

dritten und wichtigsten aber wurden die Rechte der deutschen Kaiser und des Reiches auf Italien für alle Zukunft abgeschafft und die Stiftung eines italienischen Fürstenbundes beschlossen. Ein Bundesheer sollte in der Stärke von achzigtausend Mann aufgestellt, und dasselbe im Falle eines Krieges zur Hälfte von dem Könige von Sardinien, zur Hälfte von dem Könige von Neapel befehligt werden. Für die gemeinsamen Interessen war auch eine gemeinsame Berathung verabredet. Die Königreiche Neapel und Sicilien und die dem Infanten Don Philipp zugesprochenen Staaten sollten niemals von einem und demselben Monarchen, noch von einem Fürsten besessen werden, welcher ein außerhalb Italien gelegenes Land beherrscht. Die verbündeten Fürsten würden sich gegenseitig ihren Länderbesitz gewährleisten, der heilige Stuhl aber zu dem Beitritte zur Conföderation eingeladen werden.

Man sieht wohl daß diese Vorschläge, als deren Urheber der Marquis d'Argenson anzusehen ist, ganz darnach angethan waren, eine vollständige Umwälzung der öffentlichen Verhältnisse in Italien hervorzubringen. Zum Theile liegen ihnen schon jene Ideen zu Grunde, welche sich seither auf der Halbinsel zu einer früher nicht geahnten Stärke entwickelten. Die Einheit Italiens wollte man durch einen Bund der dortigen Fürsten erreichen, welche dadurch zu wahrhaft italienischen gemacht werden sollten, daß sie außerhalb der Halbinsel keine Länder besitzen durften. Die Gemeinsamkeit der Berathung und der bewaffneten Macht schien gleichfalls der Kräftigung der nationalen Idee in hohem Grade förderlich zu sein. Durch die Austreibung der Deutschen aus Italien endlich gab man sich das Ansehen, ihr vollends zum Siege verhelfen zu wollen.

So lockend diese Aussichten auch scheinen mochten, so kann doch nicht gesagt werden, daß sie auf den König von Sardinien eine unwiderstehliche Anziehungskraft übten. Obgleich man von französischer Seite es an Betheuerungen nicht fehlen ließ, daß man von nichts weiter als von der Absicht entfernt sei, etwa den Einfluß Frankreichs an Stelle des österreichischen setzen zu wollen, so traute doch Karl

Emanuel diesen Versicherungen nicht recht. Der Gedanke einer Herstellung der Einheit Italiens befand sich damals kaum noch im ersten Keime. Weit tiefer gewurzelt als die etwaige Abneigung vor dem Verbleiben der Lombardie unter dem österreichischen Scepter war die Besorgniß vor der Wiederbelebung der spanischen Herrschaft in Italien, welche jetzt durch die Familienverbindung des spanischen und des französischen Königshauses noch ungleich furchtbarer geworden wäre als je zuvor. Dem Scharfblicke Karl Emanuels entging es nicht, daß seine Selbstständigkeit keineswegs von Maria Theresia, wohl aber von den bourbonischen Höfen ernstlich bedroht wurde. Welch eine Rolle fiel ihm wohl in dem neuen italienischen Bunde zu, Mitgliedern wie dem Könige von Neapel und dem Infanten Don Philipp gegenüber, hinter denen die ganze vereinigte Macht von Frankreich und Spanien stand? War es nicht mit Bestimmtheit vorherzusehen, daß Ludwig XV. und Philipp V. fortan in Italien mit ziemlich gleicher Machtvollkommenheit herrschen würden wie in ihren eigenen Staaten? So lange das Haus Oesterreich im Besitze der Lombardie sich befand, war die Stellung des Königs von Sardinien gewisser Maßen die eines Schiedsrichters zwischen ihm und Frankreich. Denn wem er sich zuwandte, dem war in Italien wenigstens die Oberhand so ziemlich gesichert, während nach der etwaigen Vertreibung der Oesterreicher aus jenem Lande und bei der Machtlosigkeit der übrigen Regierungen Sardinien sich der Willkür der bourbonischen Höfe rettungslos preisgegeben sah.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, welche bisher den König von Sardinien im Bunde mit Oesterreich festgehalten und ihn vermocht hatten, nur geringe Bereitwilligkeit zur Annahme der Vorschläge an den Tag zu legen, welche ihm von Frankreich gemacht wurden. „Die völlige Ausschließung der Deutschen aus Italien „würde", so ließ er sich der französischen Regierung gegenüber einmal vernehmen, „in ganz Deutschland eine so große Erbitterung hervor„rufen, daß statt Italien zu beruhigen, der Krieg nur um so lebhafter „entbrennen müßte. Denn niemals wird das deutsche Reich eine so „empfindliche Schmälerung seiner Macht sich gefallen lassen [14])".

So dachte damals ein König von Sardinien über die Wichtigkeit, welche nicht nur für Oesterreich, sondern auch für Deutschland die Aufrechthaltung der Herrschaft der Oesterreicher über die Lombardie besaß. Er fügte hieran das Geständniß, alle Rechte seines eigenen Hauses seien nichts als der Ausfluß der deutschen Kaisergewalt. Die Gesetzlichkeit der Letzteren in Italien leugnen wäre für ihn gleichbedeutend mit der Vernichtung seiner eigenen Rechte [15]).

Auch noch andere Einwendungen wurden von Karl Emanuel gegen die Vorschläge Frankreichs erhoben und man sieht deutlich, daß er dieselben am liebsten völlig verworfen hätte. Aber die raschen Fortschritte der französischen und spanischen Waffen in Piemont und die Hülflosigkeit, in welcher er von seinen Verbündeten gelassen wurde, vermochten den König endlich doch zur Nachgiebigkeit. Denn wie Maria Theresia durch den Krieg gegen Preußen, so wurde England durch den Aufstand in Schottland an jeder Unterstützung des Königs von Sardinien verhindert. Die Tage waren gezählt, welche die Citadelle von Alessandria sich noch zu halten vermochte. War diese Vormauer gefallen, so stand einer Belagerung Turins nichts mehr im Wege. Man befand sich in gleicher Lage wie im Jahre 1706, aber es gab, wie der piemontesische Geschichtschreiber jener Tage sich ausdrückt, keinen Prinzen Eugen von Savoyen, welcher von den Bergeshöhen Tirols zur Rettung herniederstieg [16]). Aufs Aeußerste getrieben, ließ Karl Emanuel am Abende des 26. Dezember 1745 eine Akte unterzeichnen, welche den Friedenspräliminarien mit Frankreich zur Grundlage dienen sollte.

In derselben war weder von der Abschaffung der Rechte des deutschen Reiches auf Italien noch von der Conföderation der italienischen Fürsten die Rede. Auch der Vorschlag, Franz von Lothringen um den Besitz Toscana's zu bringen, war mit Stillschweigen übergangen. Man beschränkte sich auf die Theilung der österreichischen Länder in Italien zwischen dem Könige von Sardinien und dem Infanten Don Philipp. Dem ersten wurde die Lombardie am linken Ufer des Po und auch das Land am rechten Ufer dieses Stromes bis zur Scrivia zugesprochen. Von dort an sollte der neue Staat des

Infanten beginnen und Parma, Cremona, dann den Theil des Mantuanischen zwischen dem Oglio und dem Po in sich begreifen. Den Rest davon sollten Venedig und Modena erhalten. An Genua erklärte der König Oneglia, das Schloß von Serravalle und eine angemessene Entschädigung für Nizza abtreten zu wollen. Subsidien von gleicher Höhe, wie ihm bisher England bezahlte, sollten ihm von Frankreich und Spanien zu Theil werden.

Dieß war der wesentliche Inhalt der Verabredungen, über welche Frankreich und Sardinien sich einigten. Aber von da bis zur Verwirklichung derselben war noch ein weiter Weg und man mochte binnen Kurzem einsehen, daß es dazu gar nicht kommen werde. Von der einen Seite erhob die Königin Elisabeth von Spanien dagegen erbitterten Widerspruch. Denn sie wollte ja Mailand im Besitze ihres Sohnes und als die Hauptstadt des für ihn neu zu gründenden Reiches sehen. Sie erklärte einem Uebereinkommen, in welchem eine andere Verfügung getroffen würde, niemals ihre Zustimmung geben zu wollen. Von der anderen Seite wurde durch den Abschluß des Dresdner Friedens auch die Lage des Königs von Sardinien wesentlich geändert. Obgleich Maria Theresia das Ergebniß seiner Verabredungen mit Frankreich damals noch keineswegs kannte, so handelte sie doch von nun an in einer Weise, welche ganz geeignet war, die so eben erst angeknüpfte Verbindung zwischen Frankreich und Sardinien wieder zu lösen. Einer beträchtlichen Anzahl ihrer Truppen ertheilte sie den Befehl zum Marsche nach Italien, und man durfte mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hoffen, daß mit Hülfe derselben die Kriegführung auf der Halbinsel bald eine völlig veränderte Gestalt annehmen werde.

Hierauf schienen sich denn nun auch wieder mehr und mehr die Gedanken des Königs von Sardinien zu richten. Freilich dauerten noch während der Monate Jänner und Februar seine Verhandlungen mit Frankreich fort. Ja es kam sogar zur Unterzeichnung neuer Präliminarien, welche im Wesentlichen den schon früher verabredeten Friedensbedingungen glichen. Darum ließ aber doch der Widerspruch Spaniens gegen die Vertragsbedingungen nicht nach, und ohne dessen Zustimmung war an eine Verwirklichung derselben durchaus nicht zu denken. Da

nun auch der König von Sardinien noch immer nicht dasjenige erreicht hatte, was ihm am meisten am Herzen lag, den Waffenstillstand mit Frankreich, um dem drohenden Falle der Citadelle von Alessandria vorzubeugen, so entschloß sich Karl Emanuel, dieselbe auf einem anderen Wege und zwar durch einen kühnen Handstreich zu retten. Die Wiedereroberung von Asti sollte ihm den Weg nach Alessandria bahnen. Am 6. März 1746 wurde diese Unternehmung durch den sardinischen General-Lieutenant Baron Leutrum ins Werk gesetzt. Am Morgen des 8. März war er im Besitze von Asti, dessen französische Besatzung sich kriegsgefangen ergab. Durch diese Waffenthat wurde natürlicher Weise jeder Verhandlung zwischen Frankreich und Sardinien ein Ende gemacht. Der Krieg in Italien entbrannte von Neuem und mit größerer Heftigkeit als zuvor.

Die erste Folge der Einnahme von Asti bestand, wie Karl Emanuel richtig vorhersah, in dem Entsatze der Citadelle von Alessandria, welche den ganzen Winter hindurch mit preiswürdiger Ausdauer sich vertheidigt hatte. Gleich bei der ersten Annäherung der Piemontesen unter Leutrum gaben die Spanier die Belagerung auf. Es scheint, daß sie zu diesem übereilten Entschlusse durch die Besorgniß vermocht wurden, der Friede zwischen Frankreich und Sardinien sei geschlossen, und beide Mächte hätten ihre Streitkräfte vereinigt, um nun auch die Spanier zur Annahme der Friedensbedingungen zu zwingen.

Ueberhaupt erleichterte das Mißtrauen, welches von nun an zwischen den Franzosen und Spaniern sich geltend machte, die Unternehmungen ihrer Gegner in nicht geringem Maße. Freilich befanden sich die Letzteren so ziemlich in gleicher Lage. Denn in Wien erfuhr man erst jetzt und zwar zuerst durch den sächsischen Gesandten Grafen Loß den Inhalt der Verhandlungen, welche Frankreich und Sardinien mit einander gepflogen hatten. Mit Schrecken sah man, wie nahe dieselben zum Abschlusse gediehen waren. Daß Frankreich darauf ausging, das Haus Oesterreich völlig aus Italien zu vertreiben, mußte den Verdacht erwecken, dem Hofe von Versailles sei es niemals Ernst gewesen mit den Verhandlungen, welche er durch Vaulgrenants und Brühls Vermittlung mit Oesterreich gepflogen hatte. Daß aber der

König von Sardinien gleichfalls die Hand dazu bieten konnte, mußte das ohnehin nie ganz beschwichtigte Mißtrauen gegen ihn neuerdings wachrufen. Ja man traute ihm sogar zu, daß er so weit gehen könnte, die österreichischen Truppen in eine Falle zu locken und mit den Franzosen gemeinschaftlich über sie herzustürzen. Die höchste Wachsamkeit wurde den kaiserlichen Generalen nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen den angeblichen Freund zur Pflicht gemacht[17]).

So zweideutig nun auch das Benehmen ihres Verbündeten war, so ließ sich doch Maria Theresia durch dasselbe keineswegs verleiten, den Anträgen Gehör zu schenken, welche um jene Zeit von Seite der spanischen Regierung unmittelbar an sie gelangten. Man mochte in Madrid der Meinung Raum geben, daß wenn Frankreich sich mit dem Könige von Sardinien zu verständigen suche, es für Spanien gerathen erscheine, Maria Theresia gegenüber ähnliche Schritte zu thun. Auf dreifachem Wege geschah dieß, und zwar zuerst durch den Abbate Armani, ein Mitglied der näheren Umgebung des Infanten Don Philipp, dann durch einen zweiten Emissär Namens Barla und endlich durch einen Patrizier von Genua, den Marchese Girolamo Grimaldi.

Gegen Ende des März 1746 fand sich Armani bei dem Großkanzler von Mailand, dem Grafen Cristiani zu Padua ein, wohin derselbe aus Mailand geflüchtet war. Armani behauptete, daß der Friede zwischen Frankreich und Sardinien schon unterzeichnet sei. Hierauf gründeten sich denn auch seine Vorschläge. Sie bezweckten den Abschluß eines Bündnisses zwischen Oesterreich, Spanien und den Seemächten gegen Frankreich mit dem ausgesprochenen Ziele, dem Uebergewichte dieses Staates in Europa ein Ende zu machen. Auf den Beitritt Preußens und Sardiniens zu der Allianz sollte gleichfalls hingewirkt werden. Dem Infanten Don Philipp war Toscana sammt den Herzogthümern Parma und Piacenza zugedacht. Würde derselbe jedoch zur Nachfolge in Neapel und Sicilien berufen, so fielen jene Länder wieder an Oesterreich zurück. Die Verbündeten würden die Waffen nicht niederlegen, ehe nicht Lothringen und der von Frankreich eroberte Theil der Niederlande dieser Krone wieder

entrissen und an den Kaiser und seine Gemalin zurückgelangt wären. Außerdem wurde noch eine ausreichende Subsidienzahlung von Spanien an Oesterreich in Aussicht gestellt, um hievon dreißigtausend Mann erhalten zu können [18]).

In Wien bedurfte man keiner langen Ueberlegung, um diese Anträge Spaniens ausweichend zu beantworten. Niemand hielt sie für aufrichtig gemeint; von Bartenstein wurden sie geradezu als ein Fallstrick [19]) bezeichnet, welcher darauf berechnet sei, die Kaiserin mit dem Könige von Sardinien zu entzweien. Wenn es aber der spanischen Regierung wider Vermuthen Ernst sein sollte mit diesen Vorschlägen, so würden sie doch, fährt Bartenstein fort, dem Hause Oesterreich nicht zum Nutzen, sondern zu empfindlichem Schaden gereichen. Selbst wenn sich Sardinien in der That schon mit Frankreich verständigt hätte, könnten sich für Oesterreich noch bessere Bedingungen erlangen lassen [20]).

Dem Abbate Armani wurde daher erwiedert, daß wenn der Friede zwischen Frankreich und Sardinien nicht wirklich zu Stande gekommen sei, der Kaiserin es die von ihr jederzeit heilig gehaltene Bundestreue verbiete, auf die Anträge Spaniens einzugehen. Sei aber jene Voraussetzung richtig und es der spanischen Regierung Ernst mit dem in Vorschlag gebrachten Bündnisse gegen Frankreich, so möge es den kräftigsten Beweis dafür durch die allsogleiche Bekriegung jener Macht liefern. Dann werde man auch Frankreich gegenüber Eroberungen machen und aus denselben den Staat bilden können, welchen Spanien dem Infanten zuzuwenden trachte [21]).

Mehr als durch die Betheuerungen Karl Emanuels, welcher die Kaiserin in einem eigenhändigen Schreiben seiner unwandelbaren Treue versicherte [22]), wurde die Besorgniß einer Verständigung zwischen Frankreich und Sardinien durch die rasche Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen beschwichtigt. Mit leichter Mühe eroberten die Piemontesen Acqui, die österreichischen Truppen aber, welche in einer Gesammtstärke von neun Infanterie- und sechs Reiter-Regimentern, dann zweitausend Warasdinern aus Deutschland nach Italien gerückt

waren, drangen in der Lombardie vor. Bei ihrer Annäherung verließ Don Philipp Mailand und begab sich nach Pavia, wo er die spanischen Streitkräfte zusammenzog. Die Oesterreicher unter Browne aber vereinigten sich mit den Truppen des Fürsten von Liechtenstein, welche den Winter am linken Ufer des Tessin, in der Gegend von Novara zugebracht hatten, um die Verbindung zwischen der Lombardie und Piemont wenigstens einiger Maßen aufrecht zu erhalten. Liechtenstein übernahm nun den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht der Kaiserin in Italien. Die Wahl der Unternehmungen, welche er ausführen wollte, war ihm vom Wiener Hofe völlig freigestellt worden. Nur rasches Handeln und schnelle Benützung jedes günstigen Umstandes schärfte man ihm ein, um binnen eines kurzen Zeitraumes möglichst große und bedeutsame Vortheile zu erringen. Nur wenn dieß geschah, hoffte man den König von Sardinien dauernd an die Sache des Hauses Oesterreich zu fesseln.

Darin aber erblickte man vor der Hand die erste und dringendste Aufgabe der österreichischen Generale. Unablässig wurde ihnen dieß wiederholt[23]), und es wirkten daher auch wenigstens für jetzt die Oesterreicher und die Piemontesen einmüthig zusammen zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes. Casale und Valenza wurden erobert; bald befanden sich alle piemontesischen Plätze mit Ausnahme von Tortona wieder in der Hand des Königs von Sardinien.

Ereignißreicher noch war die Kriegführung auf der lombardischen Seite, wo sich die Hauptmacht der Oesterreicher befand. Am 26. März schloß Browne Guastalla ein und erstürmte am folgenden Tage den dortigen Brückenkopf. Noch an demselben Abende ergab sich die spanische Besatzung als kriegsgefangen. Reggio wurde von den Spaniern geräumt, welchen auch sonst von den Oesterreichern empfindliche Verluste zugefügt wurden. Die Letzteren rückten nun gegen Parma vor, in dessen Nähe Graf Browne am 4. April ein Lager bezog. Fünf Tage später stieß Bernklau und am 11. April auch Liechtenstein zu ihm, so daß nun fast sämmtliche österreichische Streitkräfte in der Nähe von Parma vereinigt waren. In solcher Weise bedroht, räumten die Spanier Parma, jedoch nicht ohne daß sie während ihres eiligen Rückzuges zahlreiche

Mannschaft an die nachsetzenden leichten Truppen der Oesterreicher verloren. Die Citadelle von Parma wurde noch von einer spanischen Besatzung gehalten. Aber auch diese ergab sich schon am 22. April als kriegsgefangen.

Während dieser Ereignisse war das spanische Hauptheer von Pavia nach Piacenza, dann aber bis an den Taro vorgerückt, um der Besatzung von Parma den Abzug aus der Stadt zu erleichtern. Nachdem derselbe vollzogen war, kehrten die Spanier unter Gages wieder nach Piacenza zurück. Rings um den Platz bezogen sie ein Lager. Ihr Geschütz pflanzten sie auf den Wällen auf, ihre Fronte aber deckten sie durch einige Verschanzungen.

Längst schon hatte sich Liechtenstein mit dem Gedanken getragen, gegen das spanische Heer einen Hauptschlag auszuführen. Die Männer, welche ihm am nächsten standen, Browne und Bernklau waren ganz dazu gemacht, den Feldmarschall in dieser Absicht zu bestärken. Vorerst wirkte man darauf hin, die Spanier mehr und mehr in Piacenza einzuengen. Darum ließ Liechtenstein das Castell von Gossolengo erstürmen, welches den Spaniern die Möglichkeit gewährte, Lebensmittel aus der Gegend der oberen Trebbia nach Piacenza zu bringen. Kaum war dieß vollbracht, so wurden die Casinen von San Lazzaro genommen, und nachdem auch die Casine Galliana gefallen war, sahen sich die Spanier völlig an die Wälle von Piacenza gedrängt. Schon begannen sie an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel zu leiden, und sie beschlossen daher, sich mit Gewalt aus ihrer peinlichen Lage zu befreien. Um sich jedoch mit Aussicht auf Erfolg in einen Kampf einlassen zu können, verlangte Don Philipp von dem Marschall Maillebois, der sich mit den französischen Streitkräften in Piemont befand, ausgiebige Truppenhülfe. Allsogleich sandte Maillebois zehn Bataillone nach Piacenza. Aber auch nach dem Eintreffen dieser ansehnlichen Verstärkung wagten die Spanier noch keine Schlacht. Als aber ihre Bedrängniß noch von Tag zu Tag sich steigerte, als Bernklau das stark befestigte Schloß Rivalta an der Trebbia, General Andlau aber Montechiaro wegnahm und dadurch die Spanier noch mehr als zuvor eingeengt wurden, als endlich auch von Spanien der Befehl kam, um jeden Preis eine Entscheidung

herbeizuführen, da konnten sich Don Philipp und Gages einer solchen nicht länger entziehen. Um sich aber den günstigen Erfolg zu sichern, riefen sie Maillebois mit all seinen Streitkräften aus Piemont herbei.

Ohne Säumniß folgte der Marschall diesem Rufe. Am 9. Juni verließ er Novi und am 14. traf er mit sechzehn Bataillonen und acht Reiter-Regimentern in Piacenza ein. Allsogleich beschäftigten sich die Führer des nun vereinigten Heeres mit der Entwerfung des Planes zum Angriffe. Am 16. Juni sollte derselbe ausgeführt werden.

Die Absicht der Franzosen und Spanier bestand im Wesentlichen darin, die beiden Flügel der Oesterreicher zu umgehen und dadurch ihr Heer von seinen Verbindungen abzuschneiden. Darum wollte man das Centrum desselben Anfangs nur in Schach halten. Eine Colonne der Spanier und Franzosen wurde mit dieser Aufgabe betraut; zwei Colonnen sollten den Angriff auf den rechten Flügel und die Umgehung desselben, vier Colonnen aber das gleiche Manöver wider den linken Flügel der Oesterreicher ausführen.

Die Letzteren harrten indeß mit gespanntester Aufmerksamkeit der Dinge, die da kommen würden. Das Eintreffen des Marschalls Maillebois mit so ansehnlichen Verstärkungen gestattete keinen Zweifel, daß die Schlacht nahe bevorstehe. Liechtenstein versäumte nicht das Mindeste, um sich zu derselben bereit zu halten. Seine gesammte Streitmacht, welche sich durch fortwährende Zuzüge bis auf vierzigtausend Mann vermehrt hatte, befand sich in günstiger Stellung im Süden und im Osten von Piacenza. Der rechte Flügel wurde durch den Feldzeugmeister Marchese Botta, der linke durch Browne befehligt.

Schon am späten Abende des 15. Juni setzten die Franzosen und Spanier ihre Angriffscolonnen gegen die Stellungen der Oesterreicher in Bewegung. Insbesondere war dieß mit den Truppen der Fall, welche zur Umgehung des linken Flügels der Oesterreicher bestimmt waren. Sie sollten in südwestlicher Richtung gegen Quartazzola marschiren, dort aber nach Osten sich wenden, über Pellegrini nach Pittolo vorrücken, mit Tagesanbruch den Rifiuto überschreiten und den Oesterreichern in den Rücken fallen. Wohl in der Besorgniß, zu

weit von den feindlichen Stellungen abzukommen, hielten sich jedoch die äußersten Angriffscolonnen unter General-Lieutenant Larnage allzunahe an Piacenza. Dadurch entzogen sie den nachrückenden Colonnen den Raum, die ihnen angewiesenen Plätze einzunehmen, und kamen den Oesterreichern gegenüber in eine ungünstige Lage. Denn Browne hatte, um sich gegen jeden Ueberfall zu sichern, den Canal von San Bonico entlang einen Theil seiner Streitmacht sehr vortheilhaft aufgestellt. Kaum bemerkte er die Unordnung, welche schon beim Beginn des Gefechtes in den Reihen seiner Gegner sichtbar wurde, als er dieselbe auch schon aufs beste benützte. Während er selbst über die Breite des Canals ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer auf die dichtgedrängten Angriffscolonnen unterhielt und dadurch ihre Verwirrung nicht wenig vermehrte, sandte er weiter oben fünf Regimenter Cavallerie unter Lucchesi und Serbelloni über den Canal, um dem Feinde in die Flanke zu fallen.

Allsogleich zeigte sich die Größe des Fehlers, welchen Maillebois und Gages dadurch begangen hatten, daß sie fast gar keine Reiterei zum Angriffe verwendeten. Wohl warfen sich die wenigen französischen Carabiniere, welche den anrückenden Colonnen beigegeben waren, den Oesterreichern muthvoll entgegen. Aber sie wurden im ersten Anlaufe zersprengt und nun stürzten sich die österreichischen Reiter-Regimenter auf das feindliche Fußvolk. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich desselben und es floh in wilder Hast gegen den Rifiuto. Umsonst führte Maillebois drei frische Regimenter zur Unterstützung herbei. Auch diese flohen und Maillebois selbst entging nur mit Mühe der Gefangenschaft.

Inzwischen hatte Browne mit seinem Fußvolke den Canal von San Bonico überschritten und die Niederlage des rechten Flügels der Feinde vollendet. Die Strecke zwischen diesem Canal und dem Rifiuto war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Dreitausend Gefangene, acht Kanonen und zwanzig Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Maillebois aber vermochte erst hinter dem Rio comune seine Schaaren wieder einiger Maßen zu ordnen. Unter den Wällen von Piacenza brachte er sie vollends in Sicherheit.

Während in solcher Weise der linke Flügel der Oesterreicher siegte, bestanden ihre Waffengefährten auf dem rechten Flügel einen noch hartnäckigeren Kampf. Dort griffen mit Anbruch des Tages die Spanier die Verschanzungen an, welche die Oesterreicher am linken Ufer des kleinen Rifiuto erbaut hatten. Es gelang ihnen sich derselben zu bemächtigen und den Canal zu überschreiten. Nach tapferem Widerstande wich das österreichische Fußvolk vor der Uebermacht zurück. Ein heftiger Angriff der Reiterei aber stellte das Treffen wieder her. Längere Zeit hindurch schwankte hier unentschieden die Schlacht. Endlich machte es der Sieg seines linken Flügels dem Fürsten Liechtenstein möglich, die Truppen des zweiten Treffens des Centrums auf den rechten Flügel zu ziehen. Vier neue Regimenter wurden gegen den Feind geführt und sie entschieden, wenn gleich nicht ohne harte Arbeit, endlich auch hier den Sieg. Nach tapferem Widerstande wurde der Feind mit großem Verluste über den Rifiuto piccolo und gegen Piacenza zurückgetrieben [24]).

Wer sich die Betrübniß der Kaiserin über die vielen verlorenen Schlachten des vergangenen Jahres vergegenwärtigt, der mag den Jubel ermessen, mit welchem Maria Theresia die Nachricht von dem Siege bei Piacenza empfing. Durch einen Boten, welchen um anderer Ursache willen Graf Cristiani nach Wien abgesandt hatte, erhielt man dort die erste Kunde von dem Zusammenstoße der Heere, aber noch nicht von dem Ausgange des Kampfes. In peinlichster Spannung erwartete nun die Kaiserin und mit ihr die ganze Stadt die fernere Kunde von dem Ergebnisse der Schlacht. Da ging ihr die Meldung des Generaladjutanten Grafen Anton Althan zu, er sei auf der letzten Poststation vor Wien eingetroffen und bitte um die Erlaubniß zum feierlichen Einzuge in die Stadt, denn er überbringe die Nachricht von einem glänzenden Siege. Unter dem Freudengeschrei des Volkes ritt Althan am folgenden Morgen, von zwölf Postillionen begleitet, in die Hauptstadt ein [25]).

Mit raschem Blicke übersah Maria Theresia die bedeutsamen politischen Folgen, welche sie von dem errungenen Siege sich versprechen durfte. „Ich will hoffen," sagte sie zu Erizzo, „daß dieses „Ereigniß meine Feinde von dem Gedanken abbringen wird, mich

„völlig aus Italien zu vertreiben[26])." Ihre besondere Freude aber äußerte sie darüber, daß durch jene glänzende Kriegesthat, die ihre kühnsten Erwartungen übertroffen habe, der Ruhm ihrer Waffen wieder hergestellt worden sei, und daß hauptsächlich die Cavallerie, gegen welche in den letzten Jahren so manche Anklage laut geworden war, ihren alten Ruf so wacker bewährte.

Noch ein anderer Umstand als der Sieg bei Piacenza war es, auf dessen Grundlage Maria Theresia die Ueberzeugung aussprechen konnte, ihre Feinde würden den Gedanken aufgeben, das Haus Oesterreich aus Italien zu vertreiben. Daß der hartnäckigste ihrer Gegner von einem solchen Vorsatze schon abgestanden sei, bewiesen die erneuerten Friedensvorschläge, welche Spanien trotz der dem Abbate Armani ertheilten ablehnenden Antwort neuerdings an die Kaiserin hatte gelangen lassen. Es war dieß in einer Weise geschehen, welche wohl den Glauben erwecken konnte, daß es der spanischen Regierung Ernst sei mit ihren früheren Erklärungen, und daß sie erforderlichen Falles zur Durchsetzung ihrer Absichten auch vor einem Kriege mit Frankreich nicht zurückschrecke. Hatte sie sich durch Armani und bald darauf durch Giuseppe Barla bloß an den Großkanzler von Mailand gewendet, so galt ihre neue Botschaft dem Kaiserhofe selbst. Unter dem Namen Joseph Ghillini begab sich der Marchese Grimaldi, mit Beglaubigungsschreiben[27]) des spanischen Ministers Marquis de Villarias an Ulfeld und Harrach versehen, nach Oesterreich. Um jedoch das Geheimniß seiner Sendung nicht zu verrathen, setzte er seine Reise nicht weiter als bis Neustadt fort. Von dort richtete er seine ersten Vorschläge an die kaiserliche Regierung. Es scheint, daß dieselben im Wesentlichen den Anträgen Armani's glichen, nur daß man den Gedanken aufgegeben hatte, Toscana dem Kaiser zu entziehen.

Schon diese Abänderung war geeignet, den Mittheilungen Grimaldi's eine bessere Aufnahme am Wiener Hofe zu bereiten, als die Anträge Armani's und Barla's gefunden hatten. Die eigentlich entscheidende Wirkung aber übte der Umstand, daß gerade damals die englische Regierung in grellem Widerspruche zu ihrer bisherigen Haltung bei Maria Theresia auf die Herbeiführung des

Friedens mit den bourbonischen Höfen zu dringen begann. Am 11. Juni 1746 übergab Robinson im Auftrage seines Hofes eine Denkschrift, in welcher er verlangte, daß in Italien auf Kosten der Kaiserin dem Infanten Don Philipp ein Staat zu Theil werde. Hievon sollten jedoch die kraft des Wormser Vertrages geschehenen Abtretungen an Sardinien in keiner Weise berührt werden.

Schon die wiederholten Friedensschlüsse mit Preußen hatten die Kaiserin mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die Einflußnahme Englands auf die Friedensbedingungen noch immer die verderblichsten Wirkungen für Oesterreich nach sich gezogen habe. In dem neuen Begehren der britischen Regierung mußte Maria Theresia eine Bestätigung dieser Anschauung erblicken. Es war natürlich, daß sie mehr und mehr zu der Meinung sich hinneigte, in unmittelbarer Verhandlung mit ihren Gegnern werde sie bessere Bedingungen erhalten. Daher brach sie auch jetzt die Negociation mit Grimaldi nicht ab, sondern Ulfeld und Bartenstein verfügten sich auf ihren Befehl und unter passendem Vorwande nach Neustadt, um dort insgeheim mit Grimaldi Besprechungen zu pflegen.

Im Laufe des Monates Juni fanden dieselben zu wiederholten Malen statt. Grimaldi, der von den kaiserlichen Ministern als ein Mann von ganz außergewöhnlicher Begabung geschildert wird[28]), begann seine Auseinandersetzung mit der Versicherung, er würde sich niemals einem solchen Auftrage unterzogen haben, wenn er nicht von der aufrichtigen Gesinnung seiner Vollmachtgeber überzeugt wäre. Er hob die Vortheile hervor, welche Maria Theresia geboten würden, wenn sie statt eines mächtigen Feindes einen verläßlichen Freund sich gewänne, welcher im Bunde mit ihr ein Heer von vierzig bis fünfzigtausend Mann gegen Frankreich ins Feld zu stellen vermöchte. Die Gewährung eines Länderbesitzes an den Infanten Don Philipp in Italien wäre hiefür kein allzuhoher Preis.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Mittheilungen Grimaldi's den Anschein großer Offenheit trugen. In gleichem Sinne war auch die Antwort der österreichischen Unterhändler gehalten. Sie wiesen

darauf hin, daß man auch in Wien gegen den Plan, dem Infanten selbst auf Kosten Oesterreichs einen Länderbesitz in Italien zu Theil werden zu lassen, sich so lang nicht abwehrend verhalten habe, als man darauf hoffen durfte, um diesen Preis eine Aussöhnung mit den bourbonischen Höfen herbeizuführen und in den Stand gesetzt zu werden, Schlesien wieder zu erobern. Durch den Friedensschluß mit Preußen sei jedoch jene Provinz definitiv verloren; jetzt handle es sich für Maria Theresia darum, sich vor neuer Einbuße in Italien zu bewahren. Darum werde sie mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte dagegen ankämpfen, daß ihr nicht nebst den Abtretungen an Sardinien neue Opfer zu Gunsten Don Philipps auferlegt würden. Zu den letzteren könnte sie nur dann sich herbeilassen, wenn ihr der unumstößliche Beweis geliefert würde, daß Sardinien wirklich, wie Grimaldi behauptete, von der Allianz sich abgewendet, sich insgeheim mit Frankreich versöhnt und sich verpflichtet habe, zu völliger Vertreibung des Hauses Oesterreich aus Italien mitzuwirken. Dann sei es dem Wormser Vertrage untreu und der durch denselben erlangten Zugeständnisse verlustig geworden. Nur nach erfolgter Beibringung dieser Beweise könne von einem einseitigen Friedensschlusse mit Spanien auf Grundlage der Einräumung eines Besitzthumes an Don Philipp die Rede sein. Denn an der Alternative, entweder Abtretungen an Sardinien oder solche an den Infanten, keineswegs aber beide zugleich müsse Oesterreich festhalten. Um so standhafter werde es dabei beharren, als der Ersatz, welchen man durch Lothringens Wiedergewinn dem Hause Oesterreich in Aussicht stelle, allzu ungewiß sei, um sich um seinetwillen den bestimmten Verlust der Herzogthümer Parma und Piacenza ohne anderweitige Schadloshaltung gefallen zu lassen. Und als Grimaldi den Gedanken aussprach, Spaniens bewaffnete Hülfe gegen Frankreich könne ja die Kaiserin in den Stand setzen, mit Preußen zum dritten Male einen Kampf um Schlesien einzugehen, wurde ihm entgegnet, es liege nicht in Maria Theresia's Gewohnheiten, einen von ihr abgeschlossenen Frieden zuerst zu brechen. Ja sie wolle nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Verfahrens aufkommen lassen[29]).

Innerhalb dieser Grenzen bewegte sich fortwährend die Verhandlung mit Grimaldi. Der entscheidende Punkt lag darin, ob Sardinien wirklich dem Bunde abtrünnig geworden, oder ob es nicht trotz all der Zweideutigkeit seiner Haltung noch immer ein besserer Alliirter als Spanien sei. Grimaldi erschöpfte sich in Aufzählung der Gründe, welche gegen die Allianz mit Karl Emanuel sprachen. All die Treulosigkeit, welche das Haus Oesterreich von ihm und seinen Vorgängern erfahren, wußte Grimaldi mit lebhaften Farben zu schildern, und so grell seine Darstellung auch immerhin sein mochte, so ließ sich doch ihre Wahrhaftigkeit keineswegs bestreiten. Aber nicht darauf, sondern auf das kam es eigentlich an, ob denn nicht die spanische Regierung, welche von allem Anfange eingestandener Maßen darauf ausgegangen war, sich aller österreichischen Länder in Italien zu bemächtigen, noch treuloser an Oesterreich handeln werde als der König von Sardinien. Durch die Einsetzung des Infanten in italienische Länder hätte ja Maria Theresia recht eigentlich selbst die Hand geboten, um dem Hause Bourbon für alle Zukunft das Uebergewicht in Italien einzuräumen. Sie hätte ihm selbst die Bahn geebnet, um sich binnen nicht allzulanger Frist auch Mailands und der gesammten Lombardie zu bemächtigen.

Diese Beweggründe waren es zunächst, welche Maria Theresia vermochten, den Anträgen Grimaldi's gegenüber in ihrer früheren Zurückhaltung zu verharren. Als nun die Nachricht von dem Siege bei Piacenza nach Wien gelangte, da war die Kaiserin selbst die erste, welche die Verhandlungen mit Spanien nicht länger fortführen wollte. Durch jenes glückliche Ereigniß hielt sie das Uebergewicht ihrer Waffen in Italien gesichert, Sardinien dauernd an das Haus Oesterreich gefesselt. Jetzt wollte sie nichts mehr von Abtretungen in Italien hören; eher glaubte sie dort auf einen Zuwachs an Macht hoffen zu dürfen.

Dießmal waren es die Minister der Kaiserin, welche es durchsetzten, daß die Verhandlungen mit Grimaldi, der sich jetzt insgeheim nach Wien begeben hatte, noch fortgeführt wurden. Sie besorgten, daß im Falle einer trockenen Zurückweisung der Vorschläge Spaniens

diese Regierung sich den zwischen Frankreich und Sardinien getroffenen Verabredungen anschließen und dann gegen ihre Verwirklichung kein Hinderniß mehr obwalten würde. Auch jetzt wiesen sie darauf hin, daß man sich jederzeit besser dabei befunden habe, wenn man unter günstigen als unter ungünstigen Umständen über den Frieden verhandelte[30]). Sie hofften sich dadurch die Möglichkeit offen zu halten, für den noch immer nicht so ganz unwahrscheinlichen Fall, daß der König von Sardinien sich mit Frankreich verständige und Maria Theresia plötzlich verlasse, daß sich ferner auch die Seemächte von ihr lostrennen wollten, eine Vereinbarung mit Spanien herbeizuführen.

Dieser Anschauung entsprach denn auch die Antwort, welche im Namen der Kaiserin dem Marchese Grimaldi zu Theil wurde. Es war darin gesagt, daß Maria Theresia unter der Voraussetzung des Abfalles Sardiniens von der Allianz gegen die Schaffung eines Staates in Italien für den Infanten Don Philipp keine Einwendung erhebe. Dieses neue Reich hätte aus dem ganzen Lande am rechten Ufer des Po von der Scrivia angefangen bis zu dem Punkte zu bestehen, wo das Gebiet von Mantua an dasjenige der Republik Venedig gränzte. Nur das Herzogthum Modena, welches seinem früheren Besitzer zurückzustellen wäre, hätte hievon eine Ausnahme zu bilden. Der Infant würde also in den Besitz Tortona's, des Gebietes von Pavia und Mantua am rechten Ufer des Po, der Herzogthümer Parma und Piacenza gelangen, endlich nach dem Tode des gegenwärtigen Besitzers auch Guastalla erhalten. Ja die Kaiserin wäre sogar nicht entgegen, daß ihm Mirandola zu Theil werde. Zur Entschädigung für diese Opfer müßte aber dasjenige, was sie im Wormser Vertrage an Sardinien abgetreten, wieder an Oesterreich zurückfallen. Das lombardische Gebiet hätte in Zukunft alles Land am linken Ufer des Po und zwar von der Sesia an zu umfassen. Die Grafschaft Anghiera, Novara, Vigevano, der Theil der Lomellina dießseits der Sesia, Pavia endlich mit seinem Gebiete am linken Ufer des Po sollten dazu gehören.

Von den übrigen Punkten der Antwort der Kaiserin ist derjenige hervorzuheben, in welchem das Anerbieten Spaniens, ihr für den Fall

eines erneuerten Friedensbruches von Seite des Königs von Preußen gegen ihn Beistand leisten zu wollen, dankbarst angenommen, zugleich aber auch die Geheimhaltung dieser Verabredung beantragt wurde [31]).

Wohl war man in Wien sich im voraus darüber klar, daß jene Zugeständnisse an den Infanten, so weitgehend dieselben auch immerhin sein mochten, doch dem begehrlichen Sinne seiner Mutter keineswegs entsprachen. Sie umfaßten ja kein größeres Gebiet, als ihm auch durch die beabsichtigte Vereinbarung zwischen Frankreich und Sardinien zugewiesen wurde. Hätte die Königin von Spanien sich damit begnügen wollen, so brauchte sie nur ihren Beitritt zu jenem Uebereinkommen zu erklären. Eine Annahme der in Maria Theresia's Antwort enthaltenen Bedingungen war also eben so wenig zu erwarten, als die Erbitterung der Königin gegen Frankreich und Sardinien ein plötzliches Abbrechen der Verhandlung besorgen ließ. Man erreichte also durch diese Antwort das Ziel, das man vor Augen hatte, die Vereinbarung mit Spanien nicht geradezu von der Hand zu weisen, und Zeit bis zum Ausgange des Feldzuges zu gewinnen. Je nach dem Ergebnisse desselben wollte man dann das fernere Verhalten des Wiener Hofes einrichten.

Daß das Resultat der Kriegführung ein für Oesterreich günstiges sein werde, darauf glaubte man nach dem Siege bei Piacenza mit Bestimmtheit zählen zu dürfen. Freilich trat unmittelbar nach demselben ein Umstand ein, durch welchen die Freude über jenes Ereigniß nicht wenig geschmälert wurde. Schon den ganzen Winter hindurch hatte Liechtenstein vielfach gekränkelt und während des Feldzuges mußte er mehrmals die Armee verlassen, um sich wieder zu erholen. Die Anstrengungen des Schlachttages gaben jedoch, wie er selbst sich ausdrückt, seiner Gesundheit den letzten Stoß. Um nicht völlig zu erliegen, sah er sich gezwungen, auf den Oberbefehl zu verzichten [32]).

Maria Theresia begriff wohl, welch großer Verlust der Rücktritt Liechtensteins für ihr Heer war. Schon darum mußte er als ein solcher angesehen werden, weil Liechtenstein in ungleich höherem

Maße als die meisten seiner Standesgenossen, welche mit ihm in gleicher Stellung sich befanden, militärische Kenntnisse besaß, und Männern von geringerer Herkunft waren ja damals die höchsten Posten im Kriegswesen noch ganz unzugänglich. Hiezu kam noch, daß Liechtenstein das Vertrauen und die Liebe seiner Soldaten in seltenem Maße genoß. Das erstere, weil sie seine hervorragenden kriegerischen Eigenschaften kannten und auf sie bauten, die letztere aber, weil er sie mit Beweisen einer wahrhaft väterlichen Fürsorge überhäufte. Die Fälle waren nicht selten, in denen er aus seinem eigenen Vermögen und in reichlichstem Maße nachhalf, wenn der erschöpfte Staatsschatz selbst die unabweislichsten Erfordernisse für die Truppen nicht mehr zu bestreiten vermochte. All diese Gründe bestimmten die Kaiserin, die Verzichtleistung Liechtensteins auf den Oberbefehl noch nicht als eine definitive anzusehen und ihm darum auch keinen Nachfolger in seiner bisherigen Stellung zu geben. Sie stimmte bei, daß den militärischen Gewohnheiten folgend, der älteste Feldzeugmeister das Commando übernehme. Es war dieß kein Anderer als ihr ehemaliger Gesandter in Berlin und St. Petersburg, der Marchese Botta d'Adorno.

Es gibt Namen, an welche sich, sei es mit oder ohne Verschulden ihrer Träger, nur trübe Erinnerungen in der Geschichte Oesterreichs knüpfen. Ein solcher ist auch derjenige Botta's. Er ruft den ersten Friedensbruch des Königs von Preußen und seinen Einmarsch in Schlesien, er ruft den verhängnißvollen Zwiespalt mit der Czarin Elisabeth ins Gedächtniß zurück. Seither hatten Botta's wenig glückliche Erlebnisse in der diplomatischen Laufbahn ihm dieselbe gänzlich verleidet und er war wieder zu seinem eigentlichen Berufe, dem Soldatenstande zurückgekehrt. Durch seine Beförderung zum Feldzeugmeister für die in Graz ausgestandene Gefangenhaltung entschädigt, wurde Botta nach Italien gesendet, um dort unter Liechtenstein gegen Maria Theresia's Feinde zu dienen.

Ein ungünstiger Zufall war es, daß Botta, welcher schon seit einer Reihe von Jahren keinem Feldzuge mehr beigewohnt hatte, dem Range nach den ersten Platz nach dem Obercommandanten einnahm und also vorkommenden Falles an seine Stelle zu treten hatte. Auch

jetzt wieder wurde dieser militärische Gebrauch, welcher schon so viel des Unheils nach sich zog, pünktlich befolgt. Um so bedauerlicher war dieß, als niemand daran zweifeln konnte, daß Botta's jüngerer College, der Feldzeugmeister Graf Browne, die zur Führung des Oberbefehls erforderlichen Eigenschaften in ungleich höherem Maße als jener besaß. Aber es wäre ja eine Zurücksetzung für Botta gewesen, wenn an seiner Stelle der jüngere aber fähigere Browne mit dem Commando betraut worden wäre. So wurde auch jetzt wieder aus übertriebener Rücksicht für eine einzelne Person die Sache selbst, um die es sich handelte und von der das Wohl und Wehe eines ganzen Staates abhing, arg vernachlässigt.

Es ist schwer zu sagen, ob Botta die Schuld beigemessen werden muß, daß der Sieg bei Piacenza nicht in dem Maße benützt wurde, wie es wohl hätte geschehen können. Freilich darf auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß was den Feind betraf, derselbe vor der Hand in Piacenza ausreichenden Schutz fand, während Maria Theresia's Verbündeter, der König von Sardinien, seiner ewig schwankenden Politik auch jetzt wieder treu, zu entscheidenden Entschlüssen nicht leicht zu bewegen war. Nach dem Abzuge des Marschalls Maillebois hatte Karl Emanuel Novi besetzt und war dann den Franzosen über Voghera bis Stradella gefolgt. Dort brachte er den Tag der Schlacht bei Piacenza zu. Jetzt bemühte sich Botta, ihn zu fernerem Vorrücken und zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des gleichfalls vereinigten Feindes zu vermögen. Dem ersteren Verlangen willfahrte der König, indem er sich nach San Giovanni begab. Was jedoch die Vereinigung des österreichischen und des piemontesischen Heeres betraf, so meinte er daß sie am besten auf dem linken Ufer der Trebbia vorzunehmen wäre. Botta entgegnete hierauf, daß er sich zu einer solchen Bewegung schon darum nicht herbeilassen könne, weil er seine Verpflegung den Po aufwärts beziehe. Außerdem würde er dem Feinde die Straße nach Parma wieder freigeben. Ueberall tritt eben die Verschiedenartigkeit der Interessen der beiden Verbündeten klar zu Tage. Der König von Sardinien wollte sein eigenes Land,

der österreichische Feldherr aber die Lombardie und Parma vor dem Feinde bewahren.

Daß Karl Emanuel und Botta sich über einen gemeinsamen Plan nicht zu einigen vermochten, war natürlich für die Franzosen und Spanier in Piacenza kein geringer Gewinn. Maillebois benützte diesen Umstand, um auf das rechte Ufer des Po nach Lodi und Crema sich auszudehnen und sich von dorther den Bezug des Proviants zu sichern. Auch Don Philipp verließ Piacenza und verlegte sein Quartier nach Codogno. Die spanische Hauptmacht blieb jedoch in Piacenza zurück.

Diesen Unternehmungen gegenüber konnten auch die Oesterreicher und Piemontesen nicht länger unthätig bleiben. Jetzt endlich vollzogen sie die seit so langer Zeit schon nothwendig gewordene Vereinigung. Die Oesterreicher zerstörten die Werke, durch welche sie ihre bisherigen Stellungen geschützt hatten. Piacenza im Süden umgehend, bezogen sie am 16. Juli unfern von Valera, ihren linken Flügel an das rechte Ufer der Trebbia lehnend, ein neues Lager. Da die leichten Truppen der Piemontesen das linke Ufer des Flusses besetzt hielten, so standen die beiden Armeen jetzt in unmittelbarer Verbindung.

Der König von Sardinien konnte nicht in Abrede stellen, daß die dringendste Aufgabe für den Augenblick darin bestehe, es zu hindern, daß der Feind sich auf Kosten eines großen Theiles der Lombardie ernähre und das Erträgniß dieses Landes, sei es an Geld, sei es an Naturproducten zu seinen Gunsten verwende. Darum beschloß der König, welcher jetzt das Obercommando des vereinigten Heeres übernahm, in Uebereinstimmung mit Botta den Feldzeugmeister Grafen Browne, die eigentliche Seele aller kriegerischen Unternehmungen, mit einem starken Armeecorps auf das linke Ufer des Po zu entsenden, um dort den Feind immer mehr in die Enge zu treiben und ihn endlich zu zwingen, die Lombardie zu verlassen. Am 24. Juli ging Browne mit dreißig Bataillonen, vier und zwanzig Grenadiercompagnien und zwei und vierzig Schwadronen bei Parpanese, einige Meilen ober Piacenza über den Po. Drei und fünfzig Bataillone

und vier und sechzig Schwadronen blieben unter dem Oberbefehle des Königs in dem Lager bei Valera unfern von Piacenza stehen.

Es zeigte sich bald, daß zur Erfüllung der dem Grafen Browne gestellten Aufgabe die ihm zugewiesenen Streitkräfte nicht stark genug waren. Er vermochte wohl der ferneren Ausbreitung der feindlichen Macht auf lombardischem Gebiete Einhalt zu thun; sie von dort zu vertreiben war er jedoch zu schwach. Aus dem Lager, welches er bei S. Cristina bezogen hatte, um Pavia zu decken, bat er dringend um Verstärkung. Der König von Sardinien war geneigt hierauf einzugehen, ja sogar selbst mit der Hauptmacht den Po zu überschreiten und auf dem rechten Ufer des Stromes nur ein Beobachtungscorps zurückzulassen. Botta widersprach jedoch, denn er besorgte, daß durch eine solche Bewegung dem Feinde der Weg aus Piacenza nach der Romagna oder über Bobbio nach Genua freigegeben werde. Und als am 29. Juli Browne sein Begehren in dringendster Weise erneuerte, da ging der Zwiespalt der Meinungen so weit, daß endlich der König drei verschiedene Anträge stellte. Gleichzeitig erklärte er, daß wenn alle verworfen würden, er entschlossen sei mit seinen Truppen nach Piemont heimzukehren.

Die Vorschläge des Königs bestanden darin, daß man entweder, wie er schon früher gewünscht hatte, mit dem Hauptheere auf das linke Ufer des Po sich verfüge und nur ein Observationscorps zurücklasse. Wolle man hierauf nicht eingehen, so möge Browne mit neun österreichischen Bataillonen verstärkt oder endlich zugegeben werden, daß der König selbst mit den piemontesischen Truppen, welche noch bei ihm sich befanden, mit Browne sich vereinige und dort den Oberbefehl übernehme. Diesem letzteren Vorschlage stimmte Botta zu und am 2. August ging der König mit fünfzehn piemontesischen Bataillonen und drei Reiterregimentern über den Po. Botta selbst aber wollte mit den zurückbleibenden Oesterreichern eine Stellung einnehmen, von der aus er dem Feinde den Weg nach Tortona zu versperren vermochte. Die Straße nach der Romagna dachte er von jetzt an bloß zu beobachten.

Die Wirkungen des Entschlusses, welchen der König von Sardinien gefaßt hatte, ließen nicht lang auf sich warten. Am 6. August setzte er seine Streitkräfte in zwei Colonnen gegen Lodi in Marsch. Allsogleich verließ der Feind diese Stadt und Maillebois beschloß die Trennung seiner Gegner zu benützen und mit dem gesammten Heere den Rückzug nach Tortona anzutreten.

Es mag wahr sein, was von französischer Seite versichert wird, daß auf die Verwirklichung dieses Planes schon längst alle Bewegungen des Marschalls Maillebois berechnet waren, daß also durch die Trennung des Königs von Sardinien von Botta nur dem Gegner in die Hände gearbeitet wurde. Das aber ist nicht minder gewiß, daß die Räumung der Lombardie von Seite des Feindes ein wichtiger Erfolg für die Sache des Hauses Oesterreich war. Ueberdieß hätte es ja noch immer in der Macht Botta's gelegen, nach seiner früheren Absicht dem Feinde entweder den Weg nach Tortona ganz zu versperren oder ihn doch denselben so theuer als möglich erkaufen zu machen.

Die Maßregeln Botta's erwiesen sich jedoch als ganz unzulänglich. Statt gleich nach dem Abzuge des Königs die neue Stellung zu beziehen, von der aus er den Feind von Tortona abzusperren vermeinte, blieb Botta noch fortwährend in seinem früheren Lager. Und auch jetzt sandte er auf die Nachricht von den Anstalten des Feindes zum Uebergange über den Po nur leichte Truppen zur Beobachtung dorthin. Dieselben vermochten jedoch dem übermächtigen Gegner nichts anzuhaben, und ungehindert vollzog er seine Rückkehr über den Strom.

Jetzt erst, am Abende des 9. August brach Botta aus seiner bisherigen Stellung auf und rückte in der Nacht an den Tidone. Dort waren ihm jedoch die Franzosen und Spanier bereits zuvorgekommen und sie befanden sich am frühesten Morgen des 10. August schon auf dem Marsche nach Stradella. Auch die Besatzung von Piacenza hatte sich ihnen angeschlossen. Um ungehindert aus der Stadt zu entkommen, war der größte Theil derselben während eines zum Scheine unternommenen Ausfalles noch am 9. in Piacenza auf

das linke Ufer des Po gegangen, hatte hinter sich die Brücken zerstört und den Brückenkopf gesprengt. Nun zog sie den Po aufwärts, ging bei Parpanese wieder über den Strom und setzte mit der Hauptmacht vereinigt den Marsch nach Stradella fort.

Botta konnte jetzt nichts mehr thun als den Franzosen und Spaniern so rasch als möglich zu folgen, um wenn es noch ausführbar erschien, wenigstens die letzten Colonnen derselben von der Hauptmacht abzuschneiden und aufzureiben.

Am Tidone begannen die österreichischen Vortruppen schon am Anbruch des Tages mit der feindlichen Nachhut den Kampf. Da von beiden Seiten immer mehr und mehr Truppen in das Gefecht geführt wurden, gewann dasselbe eine immer größere Ausdehnung. Für die Franzosen und Spanier handelte es sich darum, den Tidone zu behaupten, um dann den ferneren Rückzug ungefährdet fortsetzen zu können. Die Oesterreicher aber trachteten den Uebergang zu erzwingen, um dem Feinde möglichst empfindlichen Schaden zu bereiten. An beiden Ufern des leicht zu überschreitenden Flusses tobte nun mit abwechselndem Glücke der Kampf. Mit einem Theile des rechten Flügels der Oesterreicher ging Bernklau über den Tidone, eroberte mehrere Casinen und brachte die Spanier in solche Verwirrung, daß ihr Feldherr Gages schon Alles verloren glaubte. Da traf eine Musketenkugel den unerschrockenen Führer der Oesterreicher und verwundete ihn zum Tode [33]). Bernklau's Fall wirkte nachtheilig auf seine Truppen, welche sich jetzt vor den erneuerten und verstärkten Angriffen der Feinde nicht ohne Verlust über den Tidone zurückzogen.

Von glücklicherem Erfolge war ein ähnlicher Versuch begleitet, welchen nun Botta mit seinem linken Flügel unternahm. Hier sandte er den Feldmarschall-Lieutenant Roth über den Fluß, um den Feind in der rechten Flanke zu fassen. Nach hartnäckigem Gefechte behauptete sich Roth auf dem linken Ufer, und da nun auch die Oesterreicher des rechten Flügels den Uebergang wieder erzwangen, so zogen sich die Franzosen und Spanier allmälig vom Tidone zurück. Sie wurden von den Oesterreichern nicht weiter verfolgt.

Da Botta im Besitze des Schlachtfeldes blieb, so schrieb er sich natürlicher Weise den Sieg in dem Treffen zu, welches von der Ortschaft Rottofreddo den Namen erhielt[34]). Die Fortsetzung des Rückzuges der Feinde und die schon am 11. August geschehende Uebergabe Piacenza's, welche Viele als eine Folge des Treffens am Tidone ansehen mochten, sprachen gleichfalls für diese Behauptung. Endlich war eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gefangenen in die Gewalt der Oesterreicher gefallen. Aber es ließ sich auch wieder nicht leugnen, daß ja doch eigentlich die Feinde es waren, welche ihre Absicht erreicht hatten, sich den Weg nach Tortona zu bahnen. Der Rückzug dorthin war eben nichts Anderes als die Fortsetzung ihres von allem Anfange an beabsichtigten Marsches. Und wenn Botta eingestandener Maßen stets darauf ausgegangen war, dem Feinde den Weg nach Tortona zu versperren, so konnte zuletzt er selbst nicht in Abrede stellen, daß er dieses Ziel nicht zu erreichen vermocht hatte.

Einen Theil der Schuld an dem Entkommen der Feinde legte man, und wohl nicht mit Unrecht, dem Könige von Sardinien zur Last. Wie am Schlachttage von Piacenza, so blieb er auch während des Treffens von Rottofreddo vollkommen unthätig. Leicht hätte er vor demselben die Rückkehr des Feindes über den Po zu beunruhigen, ja sie vielleicht ganz zu hindern vermocht. Wenn er sich wenigstens dem Strome genähert hätte, so wäre es der Besatzung von Piacenza ganz unmöglich gewesen, an dessen linkem Ufer ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Erst am 12. August setzte der König, da die Lombardie nun vom Feinde freiwillig verlassen worden war, über den Lambro, und zwei Tage später überschritt er bei Vaccarizza den Po.

So weit ging das Mißtrauen am Wiener Hofe gegen den einzigen Verbündeten, welchen man in Italien besaß, und für so verdächtig hielt man sein Benehmen, daß Viele der Meinung waren, er stehe auch jetzt noch mit den Feinden in geheimer Verhandlung, ja er habe vielleicht den Vertrag schon abgeschlossen, welcher ihn mit den bisherigen Gegnern vereinige. Man fürchtete, daß der Tod der Gemalin des Dauphins ihn zu dem Versuche verleiten könnte, in ähnlicher Weise mit dem französischen Königshause in Familienverbindung

zu treten, wie dieß vor fünfzig Jahren sein Vater gethan hatte. Um sich gegen die verderblichen Wirkungen eines plötzlichen Abfalles des Königs von Sardinien nach Möglichkeit sicher zu stellen, setzte man die Verhandlungen mit Grimaldi mit größerem Eifer fort als es früher geschehen war. Ja Maria Theresia selbst befahl die vorläufige Ausarbeitung eines Vertragsentwurfes, um in dem Falle der Nothwendigkeit ungesäumt mit Spanien abschließen zu können [35]). Vielleicht wäre es binnen kurzem wirklich dazu gekommen, wenn nicht in Folge eines anderen Ereignisses die Verhältnisse in Italien eine für die Kaiserin ungleich günstigere Gestalt angenommen hätten.

Am 9. Juli 1746 war endlich der seit langen Jahren schon an Geist und Körper gleich hinfällige König Philipp V. von Spanien gestorben [36]), und mit seinem Tode brach auch die bisher unbeschränkte Macht seiner Gemalin Elisabeth in sich zusammen. Philipps einziger Sohn aus der ersten Ehe, welcher den Vater überlebte, bestieg nun als Ferdinand VI. den spanischen Thron. Er schien nicht gesonnen, Spaniens Blut und Gold länger zu vergeuden, um seinem Stiefbruder in Italien ein Reich zu erkämpfen.

Immer häufiger wurden die Anzeichen, welche die Vermuthung eines völligen Umschwunges in der Politik Spaniens erweckten. Am Wiener Hofe gab man sich mit um so größerer Zuversicht der Hoffnung hin, daß diese Wendung eine dem Hause Oesterreich günstige sein werde, als man so ziemlich allgemein die Behauptung aussprechen hörte, der jetzige König von Spanien scheine in nicht geringerem Maße unter dem Einflusse seiner Gemalin zu stehen als dieß bei seinem Vater der Fall war. Von der neuen Königin aber, einer portugiesischen Prinzessin und darum dem Hause Oesterreich nahe verwandt, glaubte man annehmen zu dürfen, daß sie im Sinne des Letzteren auf den König einwirken werde [37]).

Bald erhielt man größere Gewißheit darüber, daß diese Erwartungen keineswegs getäuscht werden würden. Am 13. August erschien in dem Lager der Spanier der Marquis de las Minas, welchem der König an Stelle des Grafen Gages den Oberbefehl über seine Truppen

anvertraut hatte. Obwohl er Anfangs erklärte, daß hiedurch an dem Gange der Kriegführung nichts geändert werden sollte, zeigte sich doch binnen kürzester Frist, in welch hohem Maße das Gegentheil der Fall war. Jedem Vorschlage des Marschalls Maillebois, dem ferneren Rückzuge Einhalt zu thun und sich bei Tortona zu behaupten, setzte er unbeugsamen Widerspruch entgegen. Durch alle seine Handlungen verrieth er, daß er, geheimen Befehlen seiner Regierung folgend, nichts Anderes beabsichtige, als die spanischen Truppen mit möglichst geringem Verluste aus Italien hinwegzuführen. Unaufhaltsam setzte er den Rückzug fort und zwang dadurch Maillebois ein Gleiches zu thun. So wurde auch Novi mit seinen beträchtlichen Vorräthen den nachrückenden Oesterreichern und Piemontesen widerstandslos überlassen. Erst in Gavi blieb eine Besatzung zurück, und noch stärker wurde das Bollwerk Genua's, die Bocchetta, welche durch gute Verschanzungen geschützt war, mit Vertheidigern besetzt.

Der erste September war von den Oesterreichern als Tag des Angriffes bestimmt. Durch drei Colonnen wurde derselbe an drei verschiedenen Punkten ausgeführt. Als endlich die Redoute, welche den rechten Flügel der Verschanzungen stützte, trotz mannhaften Widerstandes erobert und ihre Besatzung gefangen war, wendeten sich die übrigen Vertheidiger zur Flucht. Am 2. September rückte Browne, der stets die vorderste Heeresabtheilung führte, nach Langasco, am folgenden Tage nach San Francesco vor. Am 4. September stand er in San Pier d'Arena, gewissermaßen eine Vorstadt von Genua, wo er beträchtliche Vorräthe erbeutete. Die Besatzung flüchtete sich gegen Savona, wohin die Franzosen und Spanier schon vorausgezogen waren und der König von Sardinien ihnen folgte.

So war nun Genua ohne andere Hülfe als seine eigene, aber nicht ausreichende Kraft einem übermächtigen Feinde bloßgestellt. Schrecken und Verwirrung herrschten in der Stadt. Mehrere tausend Familien, der Landbevölkerung angehörig, hatten sich in dieselbe geflüchtet, Kinder und Kranke mit sich geschleppt. Die Unordnung wurde dadurch nicht wenig vermehrt. Streitkräfte zur Vertheidigung der Stadt standen nur in geringer Anzahl zu Gebote. Die Bitte

um Hülfe, welche Genua an den Infanten Don Philipp gerichtet hatte, war mit einem Schreiben beantwortet worden, das der Republik die unglücklichen Kriegsereignisse zur Last legte. Es blieb also nichts übrig als den Versuch zu wagen, sich mit dem Feinde gütlich zu vergleichen.

Es war kein geeigneter Schritt hiezu, daß die Signorie den in ihrem Dienste stehenden Schweizergeneral Escher an Browne mit der Erklärung sandte, sie sei keiner Feindseligkeit gewärtig, indem sie sich mit der Kaiserin nicht im Kriege befinde. Mit Recht fand diese Behauptung bei Browne dieselbe Aufnahme, welche ein halbes Jahr früher die gleiche Mittheilung des genuesischen Gesandten in Wien bei dem Staatskanzler Ulfeld gefunden hatte. Bald kehrten andere Bevollmächtigte, und zwar die Patrizier Grimaldi und Lomellini zu Browne zurück. Sie bemühten sich, die Haltung, welche Genua gegen Oesterreich eingenommen hatte, mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen, der Republik ihr Eigenthum zu wahren, welches man ihr zu entziehen gedachte. Nur zu diesem einzigen Zwecke habe sie die Waffen ergriffen und darum sei auch der Kampf, in den sie sich eingelassen habe, einzig und allein als ein Vertheidigungskrieg anzusehen.

So viel sich auch zu Gunsten dieser Anschauung anführen ließ, so konnte doch mit nicht geringerem Rechte gegen dieselbe bemerkt werden, daß gerade Genua durch seinen Anschluß an Frankreich und Spanien diesen Mächten den Angriffskrieg unendlich erleichtert habe. Ja Browne behauptete geradezu, nur die Theilnahme der Republik an dem Kampfe habe es den Verbündeten möglich gemacht, bis nach Oberitalien vorzudringen und sogar Mailand zu besetzen. Es bleibe ihr jetzt nichts übrig, fügte er hinzu, als die Folgen des eigenen Verschuldens mit Ergebenheit zu tragen und sich dem Sieger zu unterwerfen. Er werde den Grafen Gorani nach Genua senden, um über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln.

Dieselben wurden von Botta, der nun gleichfalls in San Pier d'Arena eingetroffen war, in zwölf Punkte zusammengefaßt. Die Thore von Genua sollten den kaiserlichen Truppen allsogleich einge-

räumt, alle Gefangene und Deserteure ausgeliefert, die Vorräthe endlich und die Gegenstände, welche den französischen, den spanischen und den neapolitanischen Truppen gehörten, übergeben werden. Die genuesischen Offiziere und Soldaten wurden als kriegsgefangen erklärt. Alle genuesischen Plätze sollten während des Krieges den Oesterreichern zu freiem Durchzuge offen stehen. Gavi, das sich noch hielt, hatte gleichfalls seine Thore zu öffnen. Die ungesäumte Bezahlung von fünfzigtausend Genovinen wurde verlangt; über die ferneren Contributionen und die Verpflegung des Heeres müsse mit dem kaiserlichen Oberstkriegscommissär Grafen Chotek weitere Verhandlung gepflogen werden. Endlich begehrte Botta, daß binnen Monatsfrist der Doge von Genua und sechs der ersten Senatoren sich persönlich nach Wien zu begeben hätten, um die Verzeihung der Kaiserin zu erflehen und von ihrer Gnade die Bestätigung dieses vorläufigen Vertrages zu erbitten.

Ob es zweckmäßig war, zu dem unermeßlichen Schaden, welchen die Republik durch die Macht der Verhältnisse ohnedieß erlitt, auch noch so tiefe Demüthigung zu fügen, wird die Darstellung der späteren Ereignisse lehren. Nur das kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß Botta bei der Aufstellung der zuletzt erwähnten Forderung nicht etwa im Auftrage Maria Theresia's, sondern daß er aus eigenem Antriebe handelte. Natürlicher Weise erschwerte sie in nicht geringem Grade die Annahme der Begehren des kaiserlichen Feldherrn.

Während der Senat noch hierüber berieth, trat ein Ereigniß ein, welches einer Abtheilung des österreichischen Heeres leicht hätte verderblich werden können. In tadelnswerther Sorglosigkeit hatten einige Regimenter in dem trockenen Flußbette der Polcevera sich gelagert. Die Zelte waren daselbst aufgeschlagen und sogar Geschütze hatte man dorthin gestellt. Alles trieb sich im bunten Gewirre des fröhlichen Lagerlebens in dem Flußbette umher. Da ging auf den Höhen der Apenninen ein Wolkenbruch nieder und rasch ward die Polcevera zum reißenden Strome. Durch die Landleute gewarnt, vermochte der größte Theil der Soldaten sich noch rechtzeitig zu flüchten.

Dennoch ertranken einige hundert aus ihnen; viele Pferde und Zelte gingen verloren.

Es war natürlich, daß die Partei in Genua, die zum Widerstande und zur Verwerfung der von Botta aufgestellten Bedingungen rieth, gern die Verwirrung, welche in dem Augenblicke der hereinbrechenden Ueberschwemmung unter den österreichischen Soldaten herrschte, zu einem raschen Ueberfalle auf dieselben benützt hätte. Die Signorie aber verwarf jeden solchen Vorschlag, und bei ernster Erwägung der Lage, in der die Republik sich befand, wird man ihr Benehmen nur billigen müssen. Wenn auch die Genuesen vielleicht den Oesterreichern für den Augenblick einen sehr empfindlichen Verlust hätten zufügen können, so würde dadurch die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt doch nicht nachhaltig erhöht worden sein. Bei der Uebermacht des österreichischen Heeres, das damals noch ungetheilt beisammen war, bei der Nähe der Piemontesen wäre an dem endlichen Unterliegen der Republik doch wohl nicht zu zweifeln und Genua's Schicksal dann ein noch ungleich traurigeres gewesen.

Durch solche Erwägungen wurde die Signorie bestimmt, nicht nur jede Feindseligkeit gegen die fremden Soldaten aufs strengste zu untersagen, sondern ihnen auch in ihrer vorübergehenden Bedrängniß nach Thunlichkeit beizustehen. Man war eben zur Nachgiebigkeit entschlossen und wollte bei jedem Anlasse das willfährigste Entgegenkommen zeigen. Eine Erleichterung der harten Bedingungen, welche Botta vorgezeichnet hatte, vermochte man aber dadurch nicht zu erlangen. Dieselben wurden denn auch von der Signorie unterschrieben und in Vollzug gesetzt. Zwei Stadtthore wurden den Oesterreichern eingeräumt, Gavi ergab sich und nach und nach wurde das ganze genuesische Gebiet von den Oesterreichern und Piemontesen besetzt. Nur die Citadelle von Savona hielt sich unter Agostino Adorno. Die Aufforderung des Königs von Sardinien beantwortete er mit dem Donner der Kanonen.

Die Belagerung von Savona kann, wenn man nicht etwa die bloßen Märsche in Anschlag bringt, die erste Unternehmung genannt

werden, durch welche seit einem halben Jahre die Piemontesen ihre active Betheiligung an dem Kriege wieder an den Tag legten. Seit der Bewerkstelligung des Entsatzes von Alessandria hatten sie fast die ganze Last der Kriegführung auf die Schultern ihrer Verbündeten, der Oesterreicher gewälzt, und ihnen die Erfüllung dieser Aufgabe nicht selten sogar noch beträchtlich erschwert. Es war natürlich, daß durch eine so tadelnswerthe Haltung des Königs vielfacher Zwist zwischen den Alliirten entstand. Die Verstimmung zwischen ihnen wurde dadurch noch gesteigert, daß Karl Emanuel von den durch die Oesterreicher erkämpften Erfolgen doch immer für sich den Hauptvortheil verlangte. Solches war, um nur ein Beispiel anzuführen, nach der Einnahme von Piacenza der Fall, wo er über die Theilung der höchst beträchtlichen Kriegsbeute lebhafte Beschwerde erhob. Noch erbitterter wurde dieselbe, als die Bedingungen der Capitulation von Genua zur Kenntniß des Königs gelangten. Nicht als ob er gegen die Demüthigung der Republik das Geringste einzuwenden gehabt hätte. Dieselbe war ihm vielmehr nicht empfindlich genug, und wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte er Genua gewiß noch tiefer in den Staub gedrückt. Aber die Eitelkeit des Königs wurde dadurch verletzt, daß nicht ihm, sondern der Kaiserin gegenüber diese Demüthigung erfolgen, daß nicht an ihn, sondern an Maria Theresia die persönliche Abbitte des Dogen gerichtet sein sollte[38]). In seiner Leidenschaftlichkeit vergaß Karl Emanuel, daß zu einer solchen Erniedrigung der Republik vor ihm auch nicht der geringste Anlaß vorhanden war, und daß wenn zwischen Beiden von Unrecht die Rede sein konnte, dieß ungleich eher ihm selbst als Genua zur Last fiel.

In nicht geringerem Maße war der König darüber aufgebracht, daß nicht ihm, sondern der Kaiserin die reichen Contributionen zu Gute kommen sollten, deren man von Genua gewärtig war. Unablässig sann er auf Mittel, sich einen Antheil daran zuzueignen. Und da er solches in Bezug auf Genua selbst nicht mehr zu bewirken vermochte, so brandschatzte er wenigstens nach Möglichkeit die Städte des genuesischen Gebietes.

Auch in Bezug auf die ferneren Kriegsunternehmungen ergaben sich Meinungsverschiedenheiten zwischen den Oesterreichern und den Piemontesen. Zur Beurtheilung derselben ist es jedoch nothwendig, sich die Ereignisse zu vergegenwärtigen, welche sich im Laufe des Jahres 1746 auf einem anderen Kriegsschauplatze, und zwar in den Niederlanden zutrugen.

Achtes Capitel.

Durch das rasche Umsichgreifen des Aufstandes, welchen die Landung des Prinzen Karl Eduard Stuart in Schottland erregte, durch die Vortheile, die er gegen die englischen Truppen errang, durch die Ueberschreitung der schottischen Grenze und sein kühnes Vordringen auf englischem Gebiete sah sich König Georg II. in dem Besitze der britischen Königskrone ernstlich gefährdet. Kein Mittel blieb unversucht, um sich auf dem Throne zu behaupten, und hiezu war denn die Aufstellung einer überlegenen Heeresmacht zur Bekämpfung des Kronprätendenten vor Allem ganz unerläßlich. Zu diesem Ende wurden fast alle englischen Truppen aus den Niederlanden nach Großbritannien übergeschifft. Das Gleiche war auch mit den sechstausend Hessen der Fall, die England als Soldtruppen unterhielt. Zu Ende des Jänner 1746 stand nur mehr eine äußerst geringe Anzahl englischer und hessischer Cavallerie, welche zusammen nicht zweitausend Mann zählte, auf niederländischem Boden.

Der Marschall von Sachsen, des französischen Heeres kriegskundiger Führer, dachte eine so ansehnliche Schwächung seiner Gegner nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. Von seinem Hauptquartiere aus, welches er in Gent aufgeschlagen hatte, traf er insgeheim alle Vorbereitungen, um sich noch mitten im Winter der Hauptstadt des Landes zu bemächtigen. Nicht mit Unrecht meinte er durch die Einnahme Brüssels, wo sich alle Regierungsbehörden befanden, der österreichischen

Herrschaft in den Niederlanden den empfindlichsten Schlag zu versetzen. Und die geringe Vertheidigungsfähigkeit der Stadt konnte den Marschall in dieser Absicht nur bestärken. In so schlechtem Zustande waren die Befestigungswerke, daß man an nicht wenigen Stellen mit leichter Mühe durch den Wallgraben in die Stadt zu reiten vermochte [1]).

Die oberste Regierungsgewalt in Brüssel und den österreichischen Niederlanden lag um jene Zeit noch immer in den Händen des bevollmächtigten Ministers Grafen Kaunitz. Denn der Generalstatthalter des Landes, Prinz Karl von Lothringen, hatte sich nach seinem unglücklichen Feldzuge in Böhmen nach Wien verfügt. Jetzt ging er wohl mit dem Gedanken um, sich auf seinen Posten in den Niederlanden zu begeben. Aber die Ausführung dieser Absicht verzögerte sich von Tag zu Tag, und Kaunitz empfand dieß um so schmerzlicher, weil er schon längst sich gern aus den Niederlanden entfernt hätte. Offen erklärte er, daß er sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung seiner gegenwärtigen Aufgabe nicht gewachsen sei. „Ein Mann von Ehre," schrieb er an Tarouca, „muß sich selbst und die Kräfte seines Geistes und „seines Körpers kennen. Wer sich darüber ein allzu schmeichelhaftes „Urtheil erlaubt, begeht dadurch an seinem Monarchen und an sich „selbst ein Verbrechen. Ich kenne mich wohl, und niemals wird der „Eigennutz oder ein falscher Ehrgeiz mich verblenden und die Trieb„feder meiner Handlungen sein." Nachdem er seinen schwankenden Gesundheitszustand geschildert, kommt er auf dasjenige zu sprechen, was er seine geistige Unzulänglichkeit nennt. „Deutlich sehe ich," fährt er fort, „all die Mängel, die Verwirrung und den bedauerlichen „Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, aber ich vermag das Mittel „zur Heilung nicht aufzufinden. Dieser Umstand ist mir qualvoll, „und er wird mich am Ende unterliegen machen. Da ich dieß als „etwas Unausbleibliches vorhersehe, würde ich mich schwer an meiner „Monarchin vergehen, wenn ich ihr nicht selbst eine Aenderung vor„schlüge. Wenigstens will ich die Zahl meiner übrigen Fehler nicht „durch den vermehren, mich einer Aufgabe für gewachsen zu halten, „welche meine Kräfte übersteigt" [2]).

Obgleich Kaunitz seinen Wunsch, aus den Niederlanden abberufen zu werden, zu wiederholten Malen in Anregung brachte[3]), so konnte doch die Kaiserin sich nicht so rasch dazu entschließen, seiner Bitte auch wirklich Folge zu geben. Schon frühzeitig hatte sie den vollen Werth dieses Mannes erkannt, und darum vernahm sie auch mit aufrichtigem Bedauern die Mittheilung von seinem leidenden Zustande[4]). Aber das Geständniß von seiner geistigen Unzulänglichkeit konnte die beabsichtigte Wirkung bei Maria Theresia nicht hervorbringen. So wie es die Achtung der Kaiserin vor dem Charakter des Grafen Kaunitz nur vermehrte, so vermochte es sie auch in der Meinung nicht zu erschüttern, daß ihr Niemand zu Gebote stehe, welcher auch nur in gleichem Grade wie Kaunitz die Pflichten jenes Amtes zu erfüllen vermöge. Je schwieriger dasselbe nach seiner Darstellung war, desto geringer wurde auch die Möglichkeit, für ihn einen geeigneten Nachfolger zu finden.

So kam es, daß Kaunitz sich noch immer in Brüssel und an der Spitze der niederländischen Regierung befand, als die Anzeichen sich zu mehren begannen, welche die Besorgniß vor einer baldigen Eröffnung des Feldzuges durch die Franzosen erweckten. Von der Widerstandsfähigkeit der noch verfügbaren Truppen hegte jedoch Kaunitz eine geringe Meinung. „Wenn die Franzosen wollen," schrieb er nach Wien, „werden sie uns ohne Zweifel binnen vierzehn Tagen aus „den Niederlanden vertreiben"[5]). Selbst wenn man gleich nach dem Abschlusse des Dresdner Friedens Truppen dorthin absenden wollte, würden sie doch nicht vor der Eröffnung des Feldzuges durch die Franzosen in den Niederlanden eintreffen können. Da aber das Ergebniß desselben zu Gunsten desjenigen ausfallen werde, welcher zuerst die Operationen beginne, so sei schon jetzt kein Zweifel mehr möglich, daß das Resultat der Kriegführung in den Niederlanden den Verbündeten ungünstig sein werde[6]).

Durch die nachfolgenden Ereignisse wurde die trübe Vorhersagung des Grafen Kaunitz nur allzusehr bestätigt. So richtig nun auch in dieser Beziehung seine Anschauung war, so sehr täuschte er sich doch wieder über die Absichten des Feindes. Im Widerspruche

mit den Generalen der Verbündeten meinte er, daß der Marschall von Sachsen sich wenigstens während des Winters auf keine bedeutendere Unternehmung einlassen werde [7]). Und obgleich er bereitwillig die Hand dazu geboten hatte, um Brüssel nach Möglichkeit in etwas besseren Vertheidigungszustand zu setzen, so hielt doch Kaunitz die Stadt durchaus nicht für bedroht. Ja so weit ging seine Täuschung, daß er einen Angriff auf Brüssel jetzt sogar wünschte. Denn wenn der Feind etwa glauben sollte, dort nur geringen Widerstand zu finden und etwa die Stadt in der ersten Bestürzung einnehmen zu können, so werde eine solche Berechnung sich wohl als trügerisch erweisen [8]).

Der Marschall von Sachsen zögerte nicht lange, die Wünsche des Grafen Kaunitz zu erfüllen und ihm Gelegenheit zu geben, die von ihm angerühmte Widerstandsfähigkeit der Besatzung Brüssels auch wirklich zu erproben.

Am Abende des 27. Jänner 1746 wurden schon um vier Uhr die Thore von Gent, wo das französische Hauptquartier sich befand, geschlossen. Es erging die Bekanntmachung, daß am folgenden Tage Jedermann die Stadt betreten, Niemand aber dieselbe verlassen dürfe. Nur die Truppen und die zu ihnen gehörigen Personen waren davon ausgenommen. Bald wußten Alle, daß die großartige Unternehmung, welche sich vorbereitete, gegen Brüssel gerichtet sei.

Am 28. Jänner begann der Marschall von Sachsen den Anmarsch gegen Brüssel. An demselben Tage richtete er an den Commandanten der Stadt, den Grafen Lannoy ein Schreiben ganz eigenthümlichen Inhalts. Er bat ihn sich nicht etwa durch die Bewegungen, welche er mit seinen Truppen in der Nachbarschaft Brüssels vorzunehmen gedenke, zu einer Zerstörung der Vorstädte verleiten zu lassen. Die gleiche Maßregel habe sich bei Ypern, Tournay und Ath vollkommen fruchtlos erwiesen. Er selbst habe erst vor zwei Jahren dem Befehlshaber von Lille, als diese Festung mit einer Belagerung bedroht war, die Vernichtung der Vorstädte streng untersagt.

In Brüssel zweifelte man jetzt nicht länger, daß es von Seite der Franzosen auf eine Belagerung der Stadt abgesehen sei. Schon vor dem Eintreffen des Schreibens des Marschalls von Sachsen hatte der holländische General-Lieutenant van der Duyn, welcher die Besatzung befehligte, im Einverständnisse mit Kaunitz den Beschluß gefaßt, die Vorstädte zu verschonen[9]). Auch sie waren der Ansicht, daß ein solches Verfahren nichts anderes wäre als eine Handlung nutzloser Härte. Um so eifriger betrieben sie die übrigen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt. Der Marschall von Sachsen ließ ihnen jedoch hiezu nur wenig Zeit. Schon am 30. Jänner vollendete er die Umschließung Brüssels, und durch die Einnahme des eine Stunde von der Stadt entlegenen Forts „Zu den drei Thürmen" unterbrach er die Verbindung Brüssels mit Antwerpen.

Da nun die Gefahr so nahe gerückt war, trat die in Brüssel befindliche Generalität der Verbündeten neuerdings in Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln. Es kann nicht geleugnet werden, daß sich daselbst eine ziemlich kleinmüthige Sprache vernehmbar machte. Es wurde gesagt, die Festungswerke seien nur schwach und an nicht wenig Punkten leicht zu übersteigen. Die Möglichkeit könne nicht bestritten werden, die Stadt in raschem Angriffe mit Sturm zu nehmen. Hiezu komme noch die völlige Unzulänglichkeit des Geschützes, dessen geringes Caliber es unthunlich mache, dem Feinde erheblichen Schaden zu verursachen. Die Besatzung endlich bestehe zwar dem Namen nach aus siebzehn theils holländischen und theils schweizerischen Bataillonen. Es mangle ihnen jedoch mehr als die Hälfte des completen Standes, und darum seien sie zur Vertheidigung einer so großen Stadt wie Brüssel durchaus nicht zureichend.

Diese und ähnliche Erörterungen brachten Kaunitz auf den Gedanken, ob nicht der Sache der Verbündeten mit der Rettung der Besatzung Brüssels in höherem Grade als mit der ohnedieß nicht lang dauernden Vertheidigung der Stadt gedient wäre. Noch schien es ihm an der Zeit zu sein, gegen Löwen oder Namur hin durchzubrechen, und er selbst wollte unter einer Bedeckung von Husaren dem Zuge sich anschließen. Der österreichische General Graf Chanclos, mit dem

er sich hierüber berieth, war der gleichen Ansicht; desto lebhafter widersprach van der Duyn. Er sei mit der Vertheidigung Brüssels betraut, erklärte er, und durch eine entgegengesetzte Handlungsweise würde er sich der größten Verantwortung aussetzen.

Natürlicher Weise mußte dieser gewiß nicht unberechtigte Widerspruch des Oberbefehlshabers jeden Gedanken an eine Räumung der Stadt vollständig beseitigen. Auch Kaunitz ging daher ganz davon ab, und Alles wirkte einmüthig zusammen zu ausdauernder Vertheidigung. Dieselbe wurde durch plötzliches Thauwetter erleichtert. Die Gewässer traten aus, die Wege wurden grundlos; die Franzosen vermochten das Belagerungsgeschütz nicht vorwärts zu bringen. Erst nach der Einnahme von Vilvorde, von wo eine gute Straße nach Brüssel führte, wurde ihnen dieß möglich. Am 7. Februar traf das Geschütz vor Brüssel ein; in der folgenden Nacht wurden die Laufgräben eröffnet. Die Belagerung nahm nun ihren regelmäßigen, nicht gerade raschen Verlauf. Da an dem Ausgange derselben unmöglich gezweifelt werden konnte, wurde neuerdings, und zwar dießmal von dem General van der Duyn der Vorschlag gemacht, die Besatzung vor der sonst unausbleiblichen Kriegsgefangenschaft zu retten. Da es derselben jedoch jetzt nicht mehr möglich war, sich einen Weg durch die Belagerungstruppen zu bahnen, konnte jene Absicht nur noch durch den unverzüglichen Abschluß einer Capitulation erreicht werden. Auf Andringen van der Duyns schrieb Kaunitz an den Marschall von Sachsen und erklärte sich zu einer Capitulation bereit, wenn der Besatzung ein ehrenvoller Abzug zugestanden würde [10]).

Der Marschall erwiederte, daß er unter anderen Verhältnissen einer so zahlreichen und tapferen Garnison den freien Abzug mit allen Kriegsehren gern vergönnen würde. Brüssel sei jedoch kein haltbarer Platz; überdieß vermöge keine Armee der Stadt Hülfe zu bringen, ohne sich selbst einer völligen Vernichtung auszusetzen. Den Belagerern ständen die umfassendsten Mittel zu Gebote, und er werde binnen Kurzem im Stande sein, der Besatzung die ihm geeignet erscheinenden Bedingungen aufzuerlegen, welche jedoch niemals unehrenhafte sein sollten. Er fügte hiezu die Ermahnung, baldigst die Waffen zu strecken,

um Brüssel nicht etwa der Zerstörung preiszugeben. Und um dieser Vorstellung größeren Nachdruck zu verleihen, schloß er mit einer ziemlich verständlichen Hinweisung auf die Schwierigkeiten, welchen man immer begegne, wenn man im letzten Augenblicke der Uebergabe einer belagerten Stadt die Plünderung derselben verhüten wolle [11]).

Der Marschall von Sachsen erreichte jedoch durch diese Drohung seine Absicht nicht. Das Verschwinden der Hoffnung, freien Abzug zu erlangen, brachte vielmehr die Wirkung hervor, daß die Besatzung mit noch größerem Eifer als zuvor auf die Vertheidigung Brüssels bedacht war. Dennoch vermochte sie die Fortschritte der Belagerungsarbeiten keineswegs zu hemmen. Am 17. Februar waren dieselben so weit gediehen, daß die Generalität beschloß, sich mit der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben.

In dem Augenblicke, in welchem dieses Resultat der Berathung dem Grafen Kaunitz mitgetheilt wurde, ließ sich bei ihm ein Bauer melden, welcher sich durch die Belagerungsarmee hindurch geschlichen hatte. Er war von dem Fürsten von Waldeck abgesendet und überbrachte, in einen Knopf seines Rockes eingenäht, einen Zettel, auf dem nur die Worte standen: „der Entsatz wird am 20. eintreffen“ [12]). Allsogleich eilte Kaunitz zu van der Duyn und beschwor ihn die Verwirklichung des von der Generalität gefaßten Beschlusses noch zu verschieben. Die Führer der holländischen und der schweizerischen Truppen blieben jedoch bei ihrer früheren Meinung. Nur van der Duyn selbst stimmte insgeheim der Ansicht des Grafen Kaunitz bei. Er verzögerte es daher bis zum 19., bei dem Feinde Schritte wegen der Uebergabe zu thun. Da aber an diesem Tage zwei Breschen vollendet und drei andere binnen wenig Stunden zu gewärtigen waren, sandte van der Duyn dem Fürsten von Waldeck geheime Botschaft, daß die Besatzung auf das Aeußerste gebracht und gezwungen sei, sich am folgenden Tage, wenn keine Hülfe herannahe, als kriegsgefangen zu ergeben.

Auf diese Mittheilung erhielten die Belagerten von dem Fürsten von Waldeck, der sich noch fortwährend in Antwerpen befand, keine Antwort mehr. Sie durften mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß

derselbe, wie es auch wirklich der Fall war, keine ausreichende Streitmacht zu sammeln vermocht hatte, um mit ihr Brüssel zu Hülfe zu ziehen. Zwar schlugen die Vertheidiger noch am 19. einen heftigen Sturm der Franzosen tapfer zurück, aber die Besorgnisse für das Schicksal der Stadt wurden dadurch nur noch vermehrt. Darum entschloß man sich endlich dazu, die weiße Fahne auf den zerschossenen Wällen aufzuziehen. Es geschah dieß am Nachmittage des 19. Februar, und noch an demselben Abende verfügten sich die Abgeordneten des Grafen Kaunitz und der Besatzung [13]) in das Hauptquartier des Marschalls, um über die Capitulation die Verhandlungen zu eröffnen. Doch brachte man noch den ganzen 20. Februar mit denselben hin, um sie, wenn wider Vermuthen dennoch ein Entsatz herannahen sollte, abbrechen zu können. Aber von dem Fürsten von Waldeck und seinen Truppen war nirgends etwas zu sehen. Kaunitz unterzeichnete daher am Morgen des 21. Februar die Capitulation, kraft deren die Besatzung, welche noch ungefähr siebentausend Mann zählte, die Waffen streckte. Kaunitz selbst erhielt die Ermächtigung, sich von Brüssel zu entfernen und nach jedem ihm beliebigen Orte zu begeben. Am 25. Februar verließ er Brüssel, stattete dem Marschall von Sachsen in Laeken einen Besuch ab und verfügte sich dann nach Antwerpen.

Mit gewohnter Standhaftigkeit ertrug Maria Theresia den Kummer, welchen ihr die Nachricht von dem Falle Brüssels verursachte. Obgleich ihr dieselbe in dem Augenblicke zukam, in welchem sie ihre achte Entbindung, und zwar dießmal wieder mit einer Prinzessin, der Erzherzogin Marie Amalie eben überstanden hatte [14]), so beeinträchtigte dieß doch die Selbstbeherrschung nicht, welche die Kaiserin immer über sich ausübte. Auch hielt sie ihr körperlicher Zustand nicht ab, sich allsogleich persönlich mit den nothwendigen Maßregeln zu beschäftigen, um den verderblichen Folgen, welche von der Einnahme Brüssels besorgt werden mußten, nach Möglichkeit vorzubeugen.

Schon ehe Brüssel gefallen war, hatte man in Wien nicht daran gezweifelt, daß dieses Ereigniß, welches man als unabwendbar ansah, bei den Verbündeten, insbesondere aber in Holland einen tiefen Eindruck hervorbringen werde. Ernstlich besorgte man, daß die

Generalstaaten durch die Furcht vor einer noch größeren Ausdehnung der französischen Eroberungen in den Niederlanden, ja durch die Gefährdung ihres eigenen Gebietes vermocht werden könnten, selbst ungünstigen Friedensanträgen Frankreichs Gehör zu schenken. Und daß die französische Regierung die Unternehmung gegen Brüssel hauptsächlich in der Absicht ins Werk gesetzt hatte, um sich den Weg zu einem vortheilhaften Frieden zu bahnen, in dieser Vermuthung wurde der Wiener Hof noch durch die Aeußerungen des Marschalls von Sachsen gegen Kaunitz bestärkt. Bei dem Besuche des Letzteren in Laeken hatte der Marschall fast nur von dem sehnsüchtigen Verlangen Frankreichs nach dem Frieden und von dessen Bemühungen gesprochen, die Generalstaaten für denselben zu gewinnen[15]).

Schon im Laufe des Jahres 1744 hatten die Generalstaaten durch ihren Gesandten am Hofe von Versailles, den Grafen Wassenaer Verhandlungen mit Frankreich wegen Herbeiführung eines allgemeinen Friedens gepflogen. Dieselben wurden nach Wassenaers Rückkehr aus Frankreich durch Vermittlung des Abbé de la Ville, französischen Geschäftsträgers in Holland fortgeführt. Doch blieben sie eben so fruchtlos als die geheime Sendung, mit welcher im November 1745 der Oberst Larrey von dem Großpensionär an den Hof von Versailles abgeschickt wurde. Da man jedoch in Holland des Krieges von Tag zu Tag überdrüssiger ward, faßte man den Gedanken, durch den früheren Unterhändler Wassenaer neue entscheidendere Schritte zur Herbeiführung des Friedens zu thun. Durch die Unternehmung der Franzosen gegen Brüssel wurden die Generalstaaten in jener Absicht bestärkt. Noch ehe Brüssel wirklich gefallen war, eilte Wassenaer nach Paris, um neue Verhandlungen zu eröffnen.

Die Wahrnehmungen des holländischen Abgesandten am Hofe von Versailles konnten jedoch die Generalstaaten von einem übereilten Entschlusse nur zurückhalten. Wie der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten selbst bezeugt, sehnte man sich trotz des letzten glänzenden Erfolges der französischen Waffen so sehr nach dem Frieden, daß Wassenaer am Hofe und in Paris gleichsam als Erlöser begrüßt wurde[16]). Niemand vermochte jedoch daran zu zweifeln, daß

so dringende Wünsche nach dem Frieden auch nur durch ein offenkundiges Bedürfniß nach demselben hervorgerufen sein konnten. Hierin lag aber ein mächtiger Beweggrund, Frankreich gegenüber sich mit Zugeständnissen zur Erkaufung des Friedens nicht allzu freigebig finden zu lassen.

Auch der Umstand, daß gerade damals der Wiederbeginn der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Sardinien die Vermuthung erwecken mußte, daß die Verhandlungen zwischen beiden Regierungen gescheitert seien, kam Maria Theresia zu Statten, welche jetzt vor dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich aufs dringendste warnte. Ihres gefährlichsten Feindes, des Königs von Preußen entledigt, war die Kaiserin nun von dem festen Entschlusse beseelt, die Waffen nicht niederzulegen, ehe sie nicht sowohl in Italien als in den Niederlanden das Kriegsglück gegen Frankreich noch einmal versucht hatte. Zu diesem Ende waren höchst ansehnliche Streitkräfte nach Italien abgegangen, und die Wirkung dieser Maßregel ließ bekanntlich nicht lang auf sich warten. Ein ähnliches Verfahren wurde nun auch in Bezug auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden beobachtet. Von dem Heere, welches während des verflossenen Feldzuges am Rhein sich befunden hatte, führte Feldmarschall-Lieutenant von Baranyay ein Armeecorps nach den Niederlanden. Dorthin wurde auch der Feldmarschall-Lieutenant Graf Grünne mit den Truppen beordert, die er im vergangenen Jahre nach Sachsen geführt hatte. Trotz alledem belief sich Anfangs April die österreichische Streitmacht in den Niederlanden noch nicht höher als auf ungefähr dreizehntausend Mann. Das gesammte Heer mochte nahe an drei und vierzigtausend Mann zählen. Der Oberbefehl über dasselbe wurde dem Feldmarschall Grafen Batthyany übertragen.

Es war nur die Folge reiflichster Ueberlegung, wenn Maria Theresia noch ungleich zahlreichere Streitkräfte nach Italien als nach den Niederlanden hatte abgehen lassen. Nicht nur ihre Rathgeber am Hoflager, sondern auch Kaunitz [17]) selbst, der sich doch in den Niederlanden befand und von dem man hätte glauben sollen, daß er sich für die Entsendung der größeren Truppenzahl nach dem dortigen

Kriegsschauplatze aussprechen werde, bestärkten die Kaiserin in jenem Entschlusse. Denn Alle stimmten in der Ansicht überein, daß Maria Theresia in Italien von einer weit größeren Gefahr als in den Niederlanden bedroht sei, welch letztere die Seemächte doch niemals und um keinen Preis in Frankreichs Besitz lassen könnten. Andererseits biete die Kriegführung in Italien viel gegründetere Hoffnungen als in den Niederlanden dar, wo man sich der weit überlegenen französischen Heeresmacht gegenüber einzig und allein auf die Vertheidigung werde beschränken müssen.

Hierauf konnte denn auch nur das Absehen des Grafen Batthyany gerichtet sein. Denn König Ludwig XV. beschloß nun den Krieg in den Niederlanden mit verdoppeltem Nachdrucke fortzuführen. Man hatte ihm die Meinung beizubringen gewußt, die Generalstaaten würden sich die Herbeiführung des Friedens in ganz anderer Weise angelegen sein lassen als bisher, wenn nur einmal die Barriereplätze verloren deren Befestigungen zerstört und ihre eigenen Provinzen unmittelbar bedroht, ja wo möglich sogar wirklich gebrandschatzt wären. Darum wurde jetzt von französischer Seite eine Truppenzahl von mehr als hunderttausend Mann zur Kriegführung in den Niederlanden verfügbar gemacht, und in den ersten Tagen des Mai begab sich der König in Person dorthin. Am 20. dieses Monats besetzten die Franzosen die Stadt Antwerpen, welche die Verbündeten verlassen hatten, und begannen die Belagerung der Citadelle. Feldmarschall-Lieutenant Graf Wied leitete die Vertheidigung. Die Besatzung zählte kaum vierzehnhundert Mann. Nachdem sie die Citadelle bis zum ersten Juni gehalten, gelang es ihr noch sich freien Abzug zu erwirken. Am 3. Juni wurde derselbe vollzogen.

Batthyany befolgte nur den Willen der Kaiserin, wenn er den Feind die Eroberung Antwerpens ungestört vollenden ließ. Nur durch das Wagniß einer Schlacht hätte er vielleicht Antwerpen zu retten vermocht; der Ausgang der letzteren aber wäre bei der außerordentlich großen Ueberzahl der französischen Heeresmacht wohl ohne allen Zweifel ein für die Verbündeten höchst ungünstiger gewesen. Batthyany vermochte daher nichts zu thun, als langsam und vorsichtig vor dem

Feinde zurückzuweichen, welcher nun den Beschluß faßte, eine der stärksten Festungen der österreichischen Niederlande, Mons zu belagern. König Ludwig XV. aber begnügte sich mit dem Ruhme, der Eroberung von Antwerpen beigewohnt zu haben. Schon am 10. Juni kehrte er nach Versailles zurück.

Drei Tage zuvor hatten die Franzosen die Einschließung von Mons vollendet. Die Festung wurde durch eine Besatzung von viertausend Mann, zu einem Drittheile aus Oesterreichern, zu zwei Drittheilen aus Holländern gebildet, vertheidigt. Ihre Haltung kann keineswegs gerühmt werden. Schon am 11. Juli streckte sie die Waffen, während sie sich ohne Zweifel noch ungleich länger zu halten vermocht hätte.

Dem Falle von Mons folgte binnen Kurzem derjenige von Charleroi. Am 14. Juli von den Franzosen angegriffen, ergab sich die Festung am 3. August. Die Besatzung wurde gleichfalls kriegsgefangen nach Frankreich gebracht.

Während in solcher Weise die Franzosen sich der Barriereplätze der Reihe nach bemächtigten, waren anderwärts Ereignisse eingetreten, welche auf die Kriegführung in den Niederlanden eine gewaltige Rückwirkung übten. Die Schlacht bei Culloden machte dem jakobitischen Aufstande in Großbritannien ein Ende und setzte die britische Regierung in den Stand, nicht nur die hessischen Soldtruppen, sondern auch englische Regimenter neuerdings nach den Niederlanden überzuschiffen. Aus Hannover langten gleichfalls Verstärkungen an. Der Sieg bei Piacenza aber und der hiedurch herbeigeführte günstige Umschwung der Dinge in Italien machten es auch der Kaiserin möglich, jetzt neue Truppensendungen nach den Niederlanden abgehen zu lassen. Demzufolge zählte dort das Heer der Verbündeten gegen Ende des Juli 1746 schon ungefähr neunzigtausend Mann. Diese ansehnliche Streitmacht wurde jetzt unter die Befehle des Prinzen Karl von Lothringen gestellt.

Schon seit der Rückkehr des Prinzen aus seinem unglücklichen Feldzuge gegen den König von Preußen war die Frage seiner Wiederverwendung vielfach in Betracht gezogen worden. Wenn gleich die traurigen Ergebnisse seiner Kriegführung gegen Friedrich II. das früher ganz unbeschränkte Vertrauen der Kaiserin auf ihren Schwager etwas erschüttert hatten, so blieb doch in dieser Beziehung seine Anwesenheit in Wien für ihn keineswegs fruchtlos. Er wußte die Ereignisse des verflossenen Feldzuges in solchem Lichte zu schildern, daß bald auch Maria Theresia nicht ihm, sondern der Ungunst des Schicksals und der Unzuverlässigkeit eines Theiles der Truppen die Schuld davon zur Last legte. Sobald sie einmal so weit gebracht war, verschloß sich die Kaiserin auch nicht länger der Behauptung des Prinzen, daß wenn er in dem gegenwärtigen Feldzuge unverwendet bliebe, hierin nur eine Bestätigung der über ihn allgemein ausgestreuten, seiner Meinung nach ganz unverdienten Beschuldigungen erblickt werden würde [18]).

Diese Betrachtung, die Erinnerung an seine früheren Dienste und wohl auch ihre persönliche Vorliebe für ihn bestimmten endlich die Kaiserin, das Obercommando in den Niederlanden ihrem Schwager zu übertragen. Doch sollte vor dem Antritte dieses Amtes das Ergebniß der Bemühungen des Kaisers abgewartet werden, seinem Bruder die Stelle eines Reichs-Feldmarschalls zu verschaffen. Nicht ohne mannigfache Hindernisse und nur gegen den nicht unbegründeten Widerspruch des Königs von Preußen und des Kurfürsten von der Pfalz, dieser beiden hartnäckigen Widersacher des Hauses Oesterreich, wurde jenes Ziel endlich erreicht. Gleich nachdem dieß geschehen war, brach Prinz Karl von Wien nach den Niederlanden auf. Am 21. Juli übernahm er den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten. Der Feldmarschall Graf Batthyany aber wurde einstweilen mit der Besorgung der Geschäfte eines bevollmächtigten Ministers der Kaiserin betraut. Graf Kaunitz, der sich, um nicht ein zweites Mal in die Gewalt der Franzosen zu gerathen, bei dem Anmarsche derselben gegen Antwerpen von dort nach Aachen entfernt hatte, wurde seinem sehnlichen Wunsche gemäß jenes Postens enthoben [19]).

Eine nachtheilige Folge der Uebertragung des Obercommando's an den Prinzen Karl von Lothringen bestand ohne Zweifel darin, daß durch dieselbe der König von England empfindlich verletzt wurde. Freilich beschwerte er sich nur darüber, daß man einen so wichtigen Schritt gethan, ohne zuvor seine Zustimmung einzuholen [20]). Aber der eigentliche Grund seiner Unzufriedenheit bestand in der Zurücksetzung, welche nach seiner Meinung durch jene Verfügung seinem zweitgebornen Sohne, dem Herzoge von Cumberland widerfuhr. Die Bewältigung des jakobitischen Aufstandes hatte denselben zum Helden des Tages in England gemacht. Er brannte vor Begierde, sich nun auch als Feldherr im großen Style zu versuchen, und hiezu konnte wohl eine günstigere Gelegenheit als die Uebernahme des Oberbefehls über das Heer in den Niederlanden nicht gedacht werden. Nicht gerade wegen der persönlichen Eigenschaften des Prinzen, sondern ungleich mehr noch wegen der ausgiebigeren Betheiligung Englands am Kriege wäre die Uebertragung des Obercommando's an den Herzog von Cumberland ein Gebot der politischen Klugheit gewesen.

Mehr noch hing davon ab, ob sich denn der neue Oberbefehlshaber als ein würdiger Gegner des berühmten Führers des feindlichen Heeres erweisen werde. An den hiezu erforderlichen Hülfsmitteln, insofern sie außer seiner Persönlichkeit lagen, fehlte es ihm nach seinem eigenen Zeugnisse nicht. Er selbst schildert die Armee als vortrefflich und lobt den guten Willen sowohl als den Geist der Eintracht, von welchem die verschiedenen Truppentheile sich beseelt zeigten. Nur die Holländer machten in beiden Beziehungen eine Ausnahme, welche das Vertrauen zu den von ihnen zu erwartenden Leistungen beträchtlich verringerte [21]).

Nachdem Prinz Karl von Lothringen den Entsatz von Charleroi nicht zu bewerkstelligen vermocht hatte, suchte er die ferneren Eroberungen seines Gegners dadurch zu hemmen, daß er Namur zu decken sich bemühte, gegen welche Festung seiner Meinung nach die Absichten des Feindes zunächst gerichtet sein mußten. In geringer Entfernung von Namur, in der Gegend, in welcher die nach Löwen führende Straße von der Mehaigne durchschnitten wird, auf denselben Feldern,

auf denen vierzig Jahre zuvor Marlborough die Franzosen bei Ramillies überwand, manövrirten nun die beiden Heere gegeneinander, nicht ohne daß die leichten Truppen der Verbündeten, insbesondere die Husaren den Feinden empfindliche Verluste verursachten. Andererseits mißlang wieder eine Unternehmung des Prinzen gegen Löwen, durch welche er sich der dort aufgespeicherten Vorräthe der Franzosen zu bemächtigen suchte. Das Scheitern dieser Absicht und die Bedrängniß, in welche sich der Prinz nach und nach durch die Bewegungen seines ihm in jeder Beziehung überlegenen Gegners gebracht sah, nöthigten ihn endlich zu dem Entschlusse, sich über die Maas zurück gegen Mastricht zu ziehen. Er meinte daß es besser sei Namur als das Heer zu verlieren. Uebrigens hoffte er von Mastricht aus Antwerpen und Brüssel wieder erobern zu können.

In der Nacht vom 28. auf den 29. August bewerkstelligte das Heer der Verbündeten zwischen Seilles und Andenne, fünf Stunden östlich von Namur den Uebergang über die Maas. Dann schlug es auf dem rechten Ufer des Stromes den Weg gegen Mastricht ein. Dem Marschall von Sachsen blieb es freigestellt, seine ursprüngliche Absicht, die Belagerung von Namur auch wirklich auszuführen. Allsogleich schritt der Marschall an die Vollziehung dieses Planes. Dem Grafen Clermont übertrug er die Belagerung von Namur; er selbst rückte, um dieselbe zu decken, den Verbündeten nach, welche am 14. September in Mastricht auf das linke Ufer der Maas zurückgekehrt waren. Am 18. September bezog der Marschall von Sachsen eine feste Stellung zwischen Tongres und Bilsen; ihm gegenüber nahmen die Verbündeten eine gleiche zwischen Rosmeer und Roclenge ein. Das Hauptquartier des Prinzen befand sich in Herderen, westlich von Mastricht.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Karl von Lothringen einen Fehler beging, als er seinen Gegner in dessen jetziger Stellung sich festsetzen ließ. Bevor dieß geschehen war, hätte ein rascher Angriff wahrscheinlicher Weise ein günstiges Ergebniß geliefert. Aber die gewöhnliche Unentschlossenheit des Prinzen verursachte es, daß der passende Zeitpunkt versäumt wurde. Nun blieb nichts mehr übrig als durch

geeignete Bewegungen den Marschall von Sachsen zu zwingen, seine Stellung zu verlassen. Nach langer Berathung beschloß man den Feind in südlicher Richtung zu umgehen. In solcher Weise hoffte man ihn von Namur abschneiden zu können und die Aufhebung der Belagerung zu bewirken.

Aber von diesem Beschlusse bis zu seiner Ausführung war noch ein weiter Weg. Warum in letzterer Beziehung gar nichts geschah, ist schwer zu enträthseln; nur das ist gewiß, daß die Verbündeten mehrere Wochen hindurch unthätig in ihrer Stellung verblieben, bis es zur Rettung Namurs endlich zu spät war. Schon am 20. September ergab sich die Stadt und zehn Tage später die Citadelle. So lässig war die Vertheidigung gewesen, daß sie der Besatzung, welche zum größten Theile aus holländischen Truppen bestand, wahrhaft zur Schande gereichte.

Nach dem Falle Namurs wurden in dem Lager der Verbündeten neue Berathungen über die Maßregeln gepflogen, welche jetzt zu ergreifen wären. Die Generale Ligonier und Sommerfeld, welche die englischen und hannovranischen Truppen befehligten, riethen zum Rückzuge über die Maas, indem jetzt keine Ursache mehr vorhanden sei, auf das Wagniß einer Schlacht sich einzulassen. Der Feldzeugmeister Graf Leopold Daun stimmte ihnen bei; Prinz Karl von Lothringen aber war in seinem eigenen Interesse von dem sehnsüchtigen Wunsche beseelt, den traurigen Feldzug mit einer glänzenden Waffenthat zu beschließen. Er wußte wohl, daß eine solche, auch wenn sie gelang, doch erfolglos sein werde. Für ihn aber handelte es sich zunächst darum, seinen tief gesunkenen Feldherrnruhm wieder herzustellen. Darum bedachte er allzu wenig, daß derselbe durch eine erneuerte Niederlage auf einem zweiten Kriegsschauplatze völlig zu Grunde gerichtet werden müßte. Ein ungünstiger Ausgang des Kampfes war aber von dem Augenblicke angefangen, in welchem die Belagerer von Namur sich mit der feindlichen Hauptarmee wieder vereinigt hatten, noch ungleich wahrscheinlicher geworden. Dieß erkennend war auch der Führer der Holländer, der Fürst von Waldeck nicht für eine Schlacht. Doch förderte er die Absicht des Prinzen von Lothringen durch die Meinung,

man solle die Jaar überschreiten, um sich Lüttich zu nähern. Die Verbindung mit dieser Stadt sei um jeden Preis aufrecht zu erhalten, um sich die Verpflegung zu erleichtern, die Winterquartiere zu sichern und die Verbindung mit Luxemburg und Limburg nicht zu verlieren [22]).

Dieß war die Anschauung, welche endlich durchdrang und derzufolge die Verbündeten am 7. Oktober ihre bisherige Stellung verließen, die Jaar überschritten und bei Lüttich ein neues Lager bezogen. Ihr linker Flügel dehnte sich gegen diese Stadt, der rechte aber bis zu dem nahe der Jaar gelegenen Dorfe Houtain aus. Das Lager der Verbündeten umfaßte somit eine Strecke von beinahe einer deutschen Meile. In dem Schlosse zu Grandza, hinter dem Centrum seiner Stellung, nahm Prinz Karl sein Hauptquartier. Er benützte die folgenden Tage, um die Dörfer vor seiner Fronte, die sich in gerader Linie von Süden nach Norden hinzog, zu besetzen und zur Vertheidigung einzurichten.

Fast unbegreiflich erscheint es, wie Prinz Karl von Lothringen, welchem es so sehr um eine Schlacht zu thun war, eine so unvortheilhafte Stellung sich auswählen konnte, um den Kampf mit dem Feinde zu wagen. Daß kenntnißreiche Generale gleich Ligonier und Daun ihre Zustimmung hiezu gaben, ist vollends ganz unerklärlich. Denn die übergroße Länge jener Stellung brachte natürlicher Weise eine sehr geringe Tiefe derselben mit sich, und die Gefahr ihrer Durchbrechung wurde hiedurch augenscheinlich gesteigert. Das Terrain selbst, auf welchem das Heer sich befand, war von Hecken, Hohlwegen und Schluchten durchschnitten, wodurch die gegenseitige Hülfeleistung äußerst erschwert wurde. Im Rücken der Aufstellung endlich befand sich die Maas, in welche man bei einer ungünstigen Wendung des Kampfes geworfen zu werden befürchten mußte. Und wie um die Gefahr noch zu steigern, unterließ man es Lüttich zu besetzen, wodurch man wenigstens für den linken Flügel eine festere Stütze und für den etwaigen Rückzug eine größere Sicherheit gewonnen hätte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Maßregeln des Prinzen von Lothringen wie absichtlich gewählt schienen, um den Marschall von

Sachsen zu einem Angriffe zu verlocken, dessen Resultat fast unfehlbar ein ihm vortheilhaftes sein mußte. Die Uebermacht seines Heeres, das wohl um dreißigtausend Mann mehr als die Verbündeten zählte, war ohnedieß schon ein gewaltiger Antrieb hiezu. Die Fehler seiner Gegner aber mußten in dem Marschall die Hoffnung erwecken, daß es ihm gelingen werde, sie nicht nur zu schlagen, sondern sie völlig zu vernichten. Dann fiel Mastricht von selbst und Holland blieb nichts übrig als in den Separatfrieden mit Frankreich zu willigen.

Statt also, wie es früher seine Absicht gewesen war, die Verlegung seiner Truppen in die Winterquartiere vorzubereiten[23]), folgte der Marschall von Sachsen auf die Nachricht von der fehlerhaften Aufstellung, welche die Verbündeten genommen hatten, denselben am 10. Oktober über die Jaar. In einem Lager zwischen Hognoul und Wihogne, auf die beiden Straßen gestützt, welche von Lüttich nach St. Trond und nach Tongres führen, brachte er die Nacht zu.

Als die Verbündeten von dieser Bewegung des Feindes Nachricht erhielten, berieth sich Prinz Karl mit einigen seiner Generale neuerdings über die nun zu ergreifenden Maßregeln. Seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß man den Feind zu erwarten beschloß und so gut es die stürmische und regnerische Nacht erlaubte, die Vorbereitungen zum Kampfe traf. Noch deckte ein dichter Nebel die Gegend, als sich am 11. Oktober um acht Uhr Morgens das französische Heer den Verbündeten näherte. Den rechten Flügel, der von Houtain über Fexhe herabgerückt war und bis gegen Liers sich ausdehnte, bildeten die Oesterreicher unter den Befehlen der Feldzeugmeister Leopold Daun, Karl Palffy und Gaisruck. Im Centrum, und zwar von Liers über Varoux nach Rocoux hin standen die Engländer, Hannovraner und Hessen, von Ligonier und Sommerfeld geführt. Den linken Flügel bis zu dem unfern von Lüttich gelegenen Dorfe Ans bildeten die Holländer, welche der Fürst von Waldeck befehligte. Dort standen auch einige österreichische Bataillone und Schwadronen, im zweiten Treffen aber zwei baierische Bataillone, ein Theil der Truppen, welche der junge Kurfürst erst vor kurzem den Seemächten in Sold gegeben hatte. Außerdem befanden sich noch

einige tausend Mann deutscher Reiter, Husaren und Panduren unter Esterhazy und Baranyay auf dem linken Flügel der Verbündeten.

Gegen diesen richtete sich der erste Angriff des Marschalls von Sachsen. Sein Plan bestand darin, sich zwischen die Stadt Lüttich und die holländischen Truppen zu drängen, dann aber die Dörfer anzugreifen, welche das Centrum der Verbündeten besetzt hielt, und dasselbe zu durchbrechen. Die Niederlage, ja vielleicht sogar die Gefangennehmung des größten Theiles ihres Heeres sollte den Kampf beschließen.

Nicht früher als um zwei Uhr Nachmittags begannen die Franzosen denselben, nachdem sie zuvor durch ein überlegenes Geschützfeuer eine bei Ans errichtete holländische Batterie zum Schweigen gebracht hatten. Auf der Straße von St. Trond her führten nun die Generale d'Estrées und Clermont zwanzig Bataillone gegen Ans, welches von vier holländischen und den beiden baierischen Bataillonen tapfer vertheidigt wurde. Zum ersten Male wieder seit einem halben Jahrhundert stritten hier baierische gegen französische Truppen. Sie thaten wacker ihre Pflicht. Auch die Holländer kämpften mit Ausdauer; endlich aber mußten sie Ans verlassen und sich vor der Uebermacht zurückziehen. Den Franzosen gegenüber, welche nun aus Ans hervordrangen und dem ursprünglichen Plane getreu die Holländer in der linken Flanke zu fassen versuchten, nahm der Prinz von Waldeck hinter der Straße, welche von Lüttich nach Tongres führt, eine Stellung ein, die er gegen alle Angriffe standhaft vertheidigte.

Nachdem Ans erobert war, hätten nach dem Plane des Marschalls von Sachsen die Dörfer Liers, Varoux und Rocoux angegriffen werden sollen. Es wird einem Mißverständnisse zugeschrieben, daß die Bewegung gegen Liers ganz unterblieb, diejenige gegen Varoux und Rocoux aber nicht früher als nach vier Uhr des Nachmittags begann. Auch hier kämpften die Truppen der Verbündeten mit unleugbarer Tapferkeit. Die Angriffe der Franzosen wurden mehrmals zurückgeschlagen. Ihre beträchtliche Ueberzahl aber machte es ihnen möglich, sie so oft zu erneuern, daß sie endlich, wenn gleich nicht ohne höchst

beträchtliche Verluste, Meister jener Stellungen wurden. Aber es dunkelte schon als dieß geschah. Darum vermochte auch der Marschall von Sachsen dem Fürsten von Waldeck nicht viel mehr anzuhaben, als derselbe durch den Verlust von Rocoux gezwungen wurde, nun auch seine Stellung an der Straße nach Tongres zu verlassen. In großer Ordnung zogen sich die Holländer gegen Mastricht zurück, und sie vereitelten jeden Versuch, sie von dem Hauptheere abzuschneiden. Die Truppen des Centrums folgten ihrem Beispiele; die Oesterreicher aber, welche mit Ausnahme der wenigen Abtheilungen, die sich auf dem linken Flügel befunden hatten, gar nicht zum Schusse gekommen waren, deckten den Rückzug [24]). Eine Anzahl holländischer Kanonen, deren Bespannung den Weg verfehlte, fiel in die Hände der Sieger.

Dieß war der Verlauf jener Schlacht, durch welche Prinz Karl von Lothringen seinen kriegerischen Ruf wieder herzustellen gehofft hatte, statt dessen aber nur einen neuen Makel empfing. Und das Verschulden davon fiel gleichfalls niemand Anderem als dem Prinzen zur Last. Nicht mit Unrecht klagten die Verbündeten, daß er ihnen auf ihr dringendes Verlangen nicht rechtzeitig zu Hülfe gekommen sei. Und wenn er zu seiner Rechtfertigung auf die Entlegenheit seiner eigenen Aufstellung und die Schwierigkeiten hinwies, welche das Terrain einer schleunigen Annäherung bereitete, so verurtheilte er damit nur sich selbst. Denn Niemand hatte ihn gezwungen, in einer solchen Gegend sein Lager aufzuschlagen und sie recht eigentlich zum Kampfplatze zu wählen.

Ein Glück für den Prinzen war es, daß auch sein kriegskundiger Gegner seine ursprüngliche Absicht nicht zu erreichen vermocht hatte. Vielfache Fehler, welche auf Seite der Franzosen begangen wurden, trugen hieran eben so große Schuld als der tapfere Widerstand, den sie bei den Verbündeten fanden. Insbesondere kam es ihnen unerwartet, daß sich die Holländer mit solcher Ausdauer schlugen, und Jedermann stimmte in der Ansicht überein, daß wenn Gleiches bei Fontenoy der Fall gewesen wäre, die Verbündeten dort den Sieg davon getragen hätten. Darum war auch jetzt von der gehofften völligen Vernichtung derselben nicht im Entferntesten die Rede. Ja es wurde kaum der

Rückzug gestört, welchen sie am 12. Oktober durch Mastricht auf das rechte Maasufer fortsetzten.

Der Marschall von Sachsen schien auf jede Benutzung seines Sieges gleich von vorneherein verzichten zu wollen. Er führte sein Heer nach Tongres zurück und setzte von dort dreizehn Bataillone und neun Schwadronen nach der Bretagne in Marsch, wo die Engländer eine Landung versucht hatten. Die übrigen französischen Truppen wurden in die Winterquartiere verlegt und das Heer der Verbündeten folgte ihrem Beispiel. Noch ehe der Winter wirklich eingetreten war, verstummte in den Niederlanden das Getöse des Kriegslärms und die öffentliche Aufmerksamkeit wurde ausschließlich von den Unternehmungen in Anspruch genommen, welche die Verbündeten jetzt gegen Frankreich unmittelbar auf dessen Gebiete ins Werk setzten.

Neuntes Capitel.

Als der Urheber des Entschlusses, Frankreich auf seinem eigenen Gebiete zu bekriegen, wird ohne Zweifel die englische Regierung anzusehen sein. Den ganzen Sommer hindurch hatte sie mit Frankreich Unterhandlungen wegen Wiederherstellung des allgemeinen Friedens gepflogen. Denn dafür liegen die Beweise vor, daß zwar der holländische Abgesandte Graf Wassenaer und der Greffier Gilles eigentlich im Namen der Generalstaaten mit den französischen Ministern verhandelten, daß aber die Instructionen für sie jederzeit nur im Einvernehmen mit England festgestellt wurden. Es war wohl eine allzuweit gehende Demüthigung, wenn die beiden Gesandten dem Könige von Frankreich in das Heerlager nach Flandern folgten und sich dazu hergaben, Augenzeuge der Triumphe der französischen Waffen und der vielfachen Schlappen zu sein, welche ihre eigenen Streitkräfte erlitten. Diese nichts weniger als selbstbewußte Haltung und jene Triumphe konnten natürlicher Weise die so leicht erregbaren Franzosen nur zu immer höherer Anspannung ihrer Forderungen ermuthigen. Zu den wenigst annehmbaren derselben gehörte das Begehren der Abtretung der österreichischen Antheile von Limburg und Geldern an den Kurfürsten von der Pfalz, dann Toscana's an den Infanten Don Philipp. Maria Theresia sollte dafür ihren Gemal durch Ueberlassung Böhmens entschädigen [1]). Von England aber verlangte Frankreich, daß es Cap Breton und die dortige Hauptstadt Louisbourg zurückgebe, jene werth-

volle Niederlassung an der Ostküste Nordamerika's, welche die Engländer im verflossenen Jahre den Franzosen entrissen hatten.

Ihrem Grundsatze treu, alle Opfer, welche gebracht werden sollten, auf Maria Theresia zu wälzen, drang die englische Regierung auch jetzt wieder in die Kaiserin, die Forderungen Frankreichs, in soweit sie Oesterreich angingen, ohne Säumniß zu erfüllen [2]). Von dem Begehren des Hofes von Versailles aber, welches gegen England gerichtet war, der Zurückgabe von Cap Breton wollten die britischen Staatsmänner nichts hören. Denn eine Verzichtleistung auf jene Eroberung, welche in England mit so großem Jubel aufgenommen worden war, wagten sie wenigstens zu jener Zeit ihrer Nation noch nicht zuzumuthen. Da aber Frankreich auf dieser Forderung bestand, erschien es der englischen Regierung als dringend nothwendig, durch neue Unternehmungen, welche für Frankreich besonders empfindlich sein würden, dasselbe zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Als eine solche Unternehmung muß jene Landung angesehen werden, welche eine britische Escadre gegen Ende des Monates September an der Küste der Bretagne vollzog. In der Bai von Poulduc setzte sie sechstausend Soldaten ans Land. Würden dieselben unverzüglich vorgerückt sein, um Lorient anzugreifen und nach ihrer ursprünglichen Absicht das dort aufgestapelte Eigenthum der indischen Handelsgesellschaft zu zerstören, so würden sie diesen Zweck aller Wahrscheinlichkeit nach mit leichter Mühe erreicht haben. So aber ließen sie den Franzosen Zeit, Lorient in Vertheidigungsstand zu setzen. Als der englische General Sinclair die Stadt zur Ergebung aufforderte, wies sie dieses Ansinnen zurück. Die allgemeine Erhebung der ganzen Provinz zwang die Engländer auf ihr Unternehmen zu verzichten. Am 7. Oktober gingen sie wieder zu Schiff und acht Tage später versuchten sie eine neue Landung zu Quiberon. Aber auch diese blieb erfolglos, und da die englische Escadre bei ihrer Rückkehr durch heftige Stürme noch überdieß beträchtlichen Schaden erlitt, so muß die ganze Expedition für sie eine ziemlich unglückliche genannt werden.

Weit entscheidendere Wirkungen erwartete man in England von der Ausführung eines zweiten Planes, den man wider Frankreich entwarf. Der erste Gedanke dazu war durch die glänzenden Erfolge der österreichischen Waffen in Italien hervorgerufen worden. Er bestand in nichts Geringerem als in einer Wiederholung des Unternehmens, welches neun und dreißig Jahre zuvor Prinz Eugen von Savoyen fruchtlos versucht hatte. Das Heer der Verbündeten sollte in Südfrankreich einbrechen, Toulon belagern und durch dessen Eroberung der Seemacht Frankreichs einen Schlag versetzen, von dem sie sich sobald nicht wieder erholen würde.

Es war kein günstiges Vorzeichen für die Verwirklichung dieses Planes, daß dessen Vollziehung nur durch die Streitkräfte zweier Monarchen stattfinden konnte, welche demselben nur wenig geneigt waren. Maria Theresia hätte es ungleich lieber gesehen, wenn nach der Eroberung Genua's die vor zwei Jahren mißlungene Expedition gegen Neapel neuerdings ins Werk gesetzt worden wäre. Einer fremden Beihülfe zur Ausführung derselben hätte sie jetzt wohl nicht mehr bedurft. Denn sie war nicht mit Unrecht davon überzeugt, daß auch nur ein Theil ihrer eigenen Truppen in Italien hiezu vollkommen ausreichen werde. Der König von Sardinien aber hätte sich am liebsten mit den schon errungenen Erfolgen begnügt. Wenn aber der Krieg gegen die bourbonischen Höfe durchaus fortgesetzt werden sollte, so hätte er die Vertreibung der Spanier aus Savoyen, welches sich noch immer in ihren Händen befand, dem Einmarsche in Frankreich unbedingt vorgezogen. Denn bei der geheimen Verbindung, in welcher er sich trotz der Fortdauer des Krieges doch noch mit der französischen Regierung befand, war ihm jetzt all dasjenige, was derselben Nachtheil bereitete, nicht gerade erwünscht.

Der übermächtige Einfluß, welchen die britische Regierung zu jeder Zeit auf die Entschlüsse der Könige von Sardinien geübt hat, bewährte sich jedoch auch damals. Karl Emanuel hielt es für gerathen, seinen Widerwillen zu überwinden und sich zur Mitwirkung zu dem Zuge nach Frankreich anheischig zu machen.

Das Gleiche war auch von Seite Maria Theresia's der Fall. Man konnte in England freilich nicht leugnen, daß ihr der Wormser Vertrag ein unbestreitbares Anrecht auf die Vollziehung der Expedition gegen Neapel und Sicilien verlieh. Durch sehr beträchtliche Abtretungen an Sardinien hatte sie sich dasselbe schon vorlängst erkauft. Und ein günstigerer Augenblick zur Ausführung dieses Planes als derjenige der Vertreibung der Franzosen und Spanier von dem Boden Italiens konnte in der That nicht gedacht werden. Aber in England kümmerte man sich wenig um das Recht Maria Theresia's, wenn eine Verzichtleistung auf dasselbe durch das britische Interesse geboten erschien. Das letztere forderte den Zug gegen Toulon, die Eroberung jenes Emporiums der französischen Seemacht. Die Verwirklichung dieses großartigen Gedankens konnte jedoch nur durch die Mitwirkung aller nur irgendwie verfügbaren österreichischen Truppen erreicht werden. Darum wurde von den britischen Ministern ganz unumwunden erklärt, daß eine Verweigerung des Zuges nach Südfrankreich den unverzüglichen Abschluß eines für Oesterreich höchst ungünstigen Friedens zur Folge haben müsse. Nur durch ein in England so populäres Unternehmen wie die Belagerung von Toulon könne die britische Nation noch zu energischer Fortführung des Krieges vermocht werden [3]).

Jedoch nicht allein der Drohung, sondern auch freundschaftlicher Vorstellung und lockender Verheißung bedienten sich die englischen Minister, um die Erfüllung ihres Wunsches bei Maria Theresia durchzusetzen. Vor Allem komme es jetzt darauf an, suchten sie ihr zu Gemüthe zu führen, Spanien von Frankreich zu trennen. Obgleich der neue König noch immer von der Nothwendigkeit spreche, für seinen Bruder Don Philipp einen Staat in Italien zu gründen, so werde es doch wahrscheinlich gelingen, ihn davon abgehen zu machen, wie denn hievon im Ernste wirklich nicht mehr die Rede sein könne. Ein Angriff auf Neapel und Sicilien aber und die Vertreibung seines Bruders Don Carlos aus diesen Ländern würde den König von Spanien aufs empfindlichste verletzen und ihn zur Aufbietung all seiner Kräfte nöthigen, um eine solche Beschimpfung nicht über sein Haus kommen zu lassen. Maria Theresia möge also zufrieden sein, im Besitze all

ihrer Länder in Italien, die Abtretungen an Sardinien natürlich ausgenommen, zu verbleiben. Und wenn sie für die letzteren durchaus eine Entschädigung in Anspruch nehmen wolle, so werde ja eine solche auf Kosten Genua's oder des Herzogs von Modena schon noch ausfindig gemacht werden können [4]).

Auch der sehnliche Wunsch des Königs und der Königin von Polen, welche eine Vertreibung ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter von dem Throne Neapels aufs schmerzlichste berührt hätte, mag auf Maria Theresia's Entschlüsse nicht ohne bestimmenden Einfluß geblieben sein. Man hielt es nicht für unmöglich, daß hiedurch Sachsen in die Arme Preußens getrieben werden könnte, und selbst die englische Regierung gab sich den Anschein zu glauben, daß hiedurch ein erneuerter Friedensbruch von Seite König Friedrichs nicht unwahrscheinlich gemacht werde [5]). Wenigstens verschmähte sie das Mittel nicht, sich solcher Andeutungen zu bedienen, um die Kaiserin einzuschüchtern und sie zu leichterer Erfüllung ihres Begehrens zu vermögen.

Die üble Wendung, welche die Dinge in den Niederlanden genommen hatten, bestärkten Maria Theresia in der Ueberzeugung, daß sie ihre Sache von derjenigen der Seemächte jetzt nicht zu trennen vermöge. Sie fügte sich also in die Forderung Englands und erließ die erforderlichen Befehle an die Führer ihrer Truppen in Italien zum Zuge nach Südfrankreich [6]).

Am 29. September versammelten sich die Bevollmächtigten von Oesterreich, England und Sardinien zu San Pier d'Arena, um sich über die Maßregeln zu berathen, welche zur Durchführung jener Unternehmung zu ergreifen wären. Nachdem Maria Theresia dem Angriffe auf Neapel für den Augenblick entsagt hatte, wollte sie zu dem Zuge gegen Südfrankreich eine möglichst zahlreiche Streitmacht verwendet wissen. Aber der König von Sardinien zeigte sich anderer Meinung. Unter allerlei Ausflüchten suchte er die Zahl der Truppen, die er zu dem gemeinschaftlich auszuführenden Unternehmen zu stellen hatte, thunlichst zu verringern. Auch lehnte er es ab, den Oberbefehl über das Heer zu führen, welches in Frankreich eindringen sollte. Derselbe

wurde daher dem Feldzeugmeister Grafen Browne übertragen. Doch blieb der König so lang bei der Armee, als sich dieselbe auf italienischem Boden befand. Am 10. Oktober rückte er von Bordighera gegen Vintimiglia vor. Dort war das Schloß von französischen Truppen besetzt und eine starke feindliche Nachhut befand sich in unmittelbarer Nähe des Ortes. Der österreichische General Graf Gorani, welcher die Vorhut befehligte, griff muthvoll an. Der Reihe nach eroberte er die vom Feinde besetzten Anhöhen, und eben war er im Begriffe, die letzte derselben zu ersteigen, als ihn eine Musketenkugel todt zu Boden warf.

In Gorani verlor die kaiserliche Armee einen ihrer ausgezeichnetsten Offiziere, von welchem man die höchstgespannten Erwartungen hegte. Da seither sein Name in der österreichischen Kriegsgeschichte fast in Vergessenheit gerieth, wird es erlaubt sein, hier die Worte eines gewiß unverdächtigen Zeugen über ihn anzuführen. „So verlor," sagt der sardinische Generalmajor Graf Galleani d'Agliano über den Tod Gorani's, „bei einem wenig bedeutenden An- „lasse ein General das Leben, welcher in so vielen Schlachten und „Gefechten sich immer unter den Ersten befunden, der immer mit „gleichem Glücke und gleicher Tapferkeit dem Tode getrotzt hatte. Von „Allen wurde sein Verlust aufs tiefste bedauert, sowohl wegen seines „Verdienstes als wegen der seltenen Befähigung, die er jederzeit be- „wies. Darum war er auch so schnell zu der Würde eines Generals „gelangt, und gewiß hätte er sich mit gleicher Raschheit noch höher „empor geschwungen, wenn nicht ein allzu frühzeitiger Tod seinem „Leben ein Ziel gesetzt hätte. Er zählte noch nicht mehr als fünf und „dreißig Jahre, war schön und einnehmend von Gestalt und besaß jenen „kriegerischen Geist, der ihn mit einer Art feurigen Stolzes dem Feinde „entgegen trieb und noch auf dem Antlitze des Todten zu erkennen „war. Einer seiner Aussprüche ist gewiß einer Wiederholung werth. „Als Bernklau fiel und dieß von Allen als ein unersetzlicher Verlust „für die kaiserliche Armee angesehen wurde, da konnte Gorani sich „des Ausrufes nicht enthalten, daß noch nicht alle Bernklau's gestor- „ben seien" [7]).

Am 11. Oktober traf der König von Sardinien in Mentone, am 15. in Monaco, am 17. in Nizza ein. An demselben Tage kehrten die Franzosen und Spanier über den Var nach Frankreich zurück. Um ihnen dorthin ohne allzugroße Gefahr nachfolgen zu können, mußte man jedoch eine beträchtlichere Anzahl von Truppen zusammenziehen, als sich damals bei dem Könige von Sardinien befand. Bei der Besorgniß Botta's, sich hiedurch allzusehr von Streitkräften zu entblößen, und bei der geringen Geneigtheit des Königs zu der ganzen Unternehmung ging es hiemit nicht gerade rasch von Statten. Der ganze November wurde hierüber verloren und auch dann noch zählte das Heer, welches zum Einmarsche in Frankreich bestimmt war, nur dreißigtausend Mann, von welchen zwei Drittheile die Kaiserin, ein Drittheil der König von Sardinien gestellt hatte. Daß man mit dieser Streitmacht wohl einen kleinen französischen Gebietstheil zu besetzen, nicht aber Toulon zu erobern vermöge, konnte dem einsichtsvollen Beurtheiler schon damals nicht entgehen.

Wie vor mehr als einem halben Jahrhundert sein Vater Victor Amadeus, so wurde jetzt Karl Emanuel in dem Augenblicke des Vordringens seiner Truppen auf französisches Gebiet von gefährlicher Blatternkrankheit befallen. Damit wurde denn jeder Bestrebung, welche darauf gerichtet sein mochte, den König vielleicht doch noch zur Uebernahme des Commando's zu bewegen, ein Ende gemacht. Am Morgen des 30. November führte Graf Browne sein Heer an fünf verschiedenen Punkten über den Var. Nach kurzer Vertheidigung räumten die Franzosen die Verschanzungen, welche sie am rechten Ufer des Stromes angelegt hatten. Sie zogen sich nach Antibes zurück.

Browne hielt es für gerathen, sich vorerst dieser Festung zu bemächtigen, um einen Waffenplatz und Stützpunkt für seine ferneren Unternehmungen auf dem Boden Frankreichs zu erhalten. Um jedoch an die Eroberung von Antibes zu schreiten, mußte er das Belagerungsgeschütz erwarten, welches von Genua noch immer nicht eingetroffen war. Er begnügte sich daher für den Augenblick, bis nach Cannes vorwärts zu gehen und Antibes von allen Seiten zu umschließen. An dem Tage, an welchem dieß geschah, trat jedoch an einem anderen

Orte ein Ereigniß ein, welches einen völligen Umschwung der Dinge herbeiführte.

Die Geschichte der Staaten hat so manche Fälle zu verzeichnen, in welchen das, was durch die Tapferkeit der Männer des Schwertes erobert wurde, durch ihr eigenes Verschulden wieder verloren ging. Das berühmteste Ereigniß dieser Art ist wohl dasjenige, durch welches im Dezember 1746 der Marchese Botta d'Adorno aus Genua vertrieben wurde.

Die Bedingungen, welche Botta der Republik bei ihrer Unterwerfung auferlegt hatte, sind schon früher aufgezählt worden. Die Härte derselben kann natürlicher Weise durchaus nicht in Abrede gestellt werden. In zweifacher Beziehung tritt sie hervor, und zwar ebensowohl was die von der Republik geforderten Geldsummen als was die ihr durch Botta zugemuthete tiefe Demüthigung betrifft.

In den aus jener Zeit herrührenden Aufzeichnungen, deren Inhalt seither oft wiederholt wurde, wird es meistentheils eine Unmenschlichkeit genannt, daß Botta von der Republik die Bezahlung höchst beträchtlicher Geldsummen verlangte. Weil Maria Theresia hierin ihrem Heerführer Recht gab, wird nicht selten die gleiche Anklage auch gegen die Kaiserin gerichtet. Und doch kann ihr Verfahren bei ruhiger Ueberlegung kaum mißbilligt werden. Wer sich die jede Vorstellung überschreitende Geldnoth der Kaiserin, die Unmöglichkeit, die zur Fortführung des Krieges unerläßlichen Summen noch ferner aufzubringen, die völlige Erschöpfung der eigenen Unterthanen, der eigenen Länder vergegenwärtigt, der wird es nicht anders als natürlich ansehen, daß Maria Theresia aus der günstigen Fügung des Schicksals, welche eine der reichsten Städte Europa's, die sich zuerst als ihre Feindin erklärt und sie mit Krieg überzogen hatte, in ihre Hand gab, möglichst großen Nutzen zu ziehen sich bestrebte. Auch waren die Contributionen, welche der Republik auferlegt wurden und sich auf drei Millionen Genovinen beliefen, zwar äußerst beträchtlich, doch kann man nicht sagen, daß sie zu der Leistungsfähigkeit Genua's außer allem Verhältnisse standen. Endlich darf nicht aus den Augen verloren

werden, daß durch jene immerhin hoch gespannten Begehren doch vorzugsweise nur der genuesische Staatsschatz und die reicheren Bewohner der Stadt, die Kirchen und Klöster, ungleich weniger aber die ärmeren Classen betroffen wurden. Von den Ersteren aber war eine Auflehnung gegen die kaiserlichen Truppen nicht so leicht zu besorgen. Sie wäre auch gewiß nicht erfolgt, wenn sich Botta nur auf das Verlangen großer Contributionen beschränkt hätte. Aber er war hiebei nicht stehen geblieben. Die Demüthigung der Republik und ungleich mehr noch die von ihm selbst ausgehende, von vielen der Seinigen aber nur allzu bereitwillig nachgeahmte Mißhandlung der Bevölkerung war es, wodurch sie zuletzt aufs Aeußerste gebracht und zu bewaffnetem Aufstande gegen ihre Zwingherren getrieben wurde.

Die Schuld an jenem Ereignisse kann also nur Botta, nimmermehr aber der Kaiserin zur Last gelegt werden. Daß sie wohl Genua's Unterwerfung, nicht aber dessen Erniedrigung wollte, dafür lieferte sie den besten Beweis, indem sie dem Dogen und den Senatoren die Reise nach Wien erließ. Sie setzte ihren Stolz darein, sagt Voltaire, dasjenige abzulehnen, was Ludwig XIV. einst gefordert hatte. Denn sie wußte, welch geringen Ruhm die Demüthigung der Schwachen gewähre [8]).

Es ist behauptet worden und hat gewiß große Wahrscheinlichkeit für sich, daß Botta zu so tadelnswerthem Verfahren durch persönliche Feindschaft gegen die Republik sich habe hinreißen lassen. Er selbst entstammte ja einem genuesischen Patriziergeschlechte und der Name seiner Familie ist in Genua's goldenem Buche enthalten. Aber sein Vater wurde im Jahre 1698 wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens mit hartem Urtheile belegt. Die Todesstrafe, Einziehung der Güter, Zerstörung seines Wohnhauses war wider ihn verhängt worden. Und da er durch die Flucht sich zu retten vermochte, wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt.

Es bedarf da nicht erst der Erinnerung an die gewöhnliche Rachsucht der Italiener, um zu begreifen, daß Botta nur von Gefühlen des Hasses wider Genua beseelt war. Daß er zur Befriedigung

desselben der Macht sich bediente, welche ein günstiges Geschick ihm in die Hände spielte, kann hiedurch in keiner Weise entschuldigt, wohl aber einiger Maßen erklärt werden. Hiezu kam noch, daß ein gleiches Verfahren wider die Republik und die Bewohner Genua's auch von Jenen beobachtet wurde, welche dazu nicht einmal ähnliche Beweggründe wie Botta besaßen. Die Engländer und Piemontesen wollten den günstigen Augenblick nicht vorübergehen lassen, um auch für sich gute Beute zu machen. Auf Karl Emanuels Anregung legte ein englisches Kriegsschiff sich vor den Hafen von Genua und plünderte ganz nach Gefallen all die Fahrzeuge, die in denselben einlaufen wollten. Was sie mit sich führten, wurde, wenn es nicht die Engländer für sich behielten, den Piemontesen zu Theil, die in solcher Weise sich die Kriegskosten wollten bezahlen lassen. Diese Handlungsweise aber erfüllte die in Genua so zahlreiche und so gefährliche Hafenbevölkerung mit Erbitterung und mit Bestürzung. Sie befürchtete, daß eine Hungersnoth ausbrechen werde, und es fehlte natürlicher Weise nicht an Menschen, welche die ohnedieß leicht erregbare Phantasie jener lebhaften Südländer noch mehr erhitzten. Das Gerücht wurde verbreitet und allgemein geglaubt, daß Botta früher oder später Genua der Plünderung Preis geben werde. Die Aufregung stieg und wurde zuletzt so drohend, daß sogar der König von Sardinien den kaiserlichen Feldherrn zwar nicht zu milderem Verfahren, wohl aber zu größter Vorsicht ermahnte [9]).

Dieselbe schien um so nöthiger zu sein, als im Laufe des Monates November Botta eine große Anzahl seiner Truppen von Genua weg und zu dem Heere gesendet hatte, mit welchem Browne in Frankreich einrücken sollte. In den ersten Tagen des Dezember befanden sich bei Botta in San Pier d' Arena kaum noch dreitausend Mann. Von Genua selbst hielt er, wie Karl Emanuel gleichfalls und mit vollster Berechtigung tadelte, nur die beiden Thore am Leuchtthurme und San Tomaso, in der Stadt aber keinen einzigen Punkt besetzt. Die genuesischen Truppen hatten wohl gelobt, nicht wider Oesterreich zu dienen, doch waren sie im Besitze ihrer Waffen geblieben und auch das Zeughaus der Republik war wohlgefüllt. Eine große Anzahl fran-

zösischer und spanischer Offiziere und Soldaten, welche in die Gefangenschaft der Verbündeten gerathen waren, gingen frei in Genua umher. Man sieht wohl, daß es an gar nichts fehlte, um einem Aufstande, wenn er wirklich ausbrach, Nahrung und festen Halt zu verleihen.

Je mehr sich Botta der Unzulänglichkeit seiner Mittel bewußt wurde, durch desto schrofferes Auftreten wollte er einschüchtern, und es kam so weit, daß Browne, als er die Nachricht von dem Aufstande in Genua erhielt, offen erklärte, es sei daran nur das zu verwundern, daß derselbe nicht schon seit langer Zeit ausbrach. Jeder habe dieß schon vorhergesehen, mit einziger Ausnahme des einen Mannes, dessen Pflicht solches zunächst gewesen wäre [10]).

Es ist schwer sich jetzt ein klares Urtheil darüber zu bilden, ob nach dem Abzuge des größten Theiles der österreichischen Truppen aus Genua nicht auch schon die dortigen Behörden, welche sich Anfangs eifrigst bemüht hatten, den Anforderungen Botta's und des Obersten Kriegscommissärs Grafen Chotek zu genügen, mit dem Gedanken sich beschäftigten, sich durch einen Volksaufstand auch des Restes der österreichischen Besatzung zu entledigen. Gar manche ihrer Maßregeln deuten wenigstens auf die geheime Absicht hin, die Erbitterung der ärmeren Classen nicht zu besänftigen, sondern sie möglichst zu nähren und zu steigern. So wurden die zur Aufbringung der Contribution erforderlichen Gelder in einer Weise herbeigeschafft, welche nicht nur die auffälligste, sondern auch für die minder bemittelten Einwohner Genua's die empfindlichste war. Man entnahm sie der Bank von San Giorgio, bei welcher jene Leute ihre Ersparnisse zu hinterlegen pflegten, und führte sie am Tage, in Säcken verpackt, zu Botta nach San Pier d' Arena.

Daß die Verbreitung falscher Gerüchte zu den ausgiebigsten Mitteln gehörte, die Aufregung zu erhöhen, ist schon früher erwähnt worden. Auch diesem Kunstgriffe scheinen die Behörden Genua's nicht völlig fremd geblieben zu sein. So wurde wohl nicht ganz ohne ihr Zuthun die Behauptung erzählt und überall geglaubt, Maria Theresia habe auf Verwendung des Papstes sich bereit erklärt, der Republik

die Bezahlung der dritten Million Genovinen zu erlassen. Die Wahrheit bestand darin, daß die Kaiserin dem päpstlichen Nuntius Serbelloni erklärte, sie sei weit davon entfernt, das Verderben Genua's zu wollen. Darum habe sie der Republik ihre Souverainetät und ihre Regierung belassen und die Letztere in der Ausübung ihrer Gerechtsame keineswegs beirrt. Auch wolle sie Genua zur Bezahlung der noch rückständigen dritten Million eine längere Frist gewähren [11]). In gleichem Sinne ergingen nun auch die Befehle der Kaiserin an Botta. In Genua aber, wo man meinte, die Bezahlung jener Summe sei der Republik von der Kaiserin nachgesehen worden, schrie man es als eine willkürliche Handlung Botta's und Choteks aus, als sie dieselbe dennoch verlangten.

Auch in weniger bedeutenden Aeußerlichkeiten macht sich das Bestreben bemerkbar, die Erbitterung gegen die Deutschen noch zu steigern. So war es in Genua Gewohnheit, daß der Doge, um seine eigene Würde und diejenige des Staates in vollem Glanze zu zeigen, nur mit zahlreichem und prächtig geschmücktem Geleite seinen Palast verließ. Die Augen der ganzen Bevölkerung waren hieran gewöhnt, und darum betrachtete sie es wie eine Erniedrigung des Vaterlandes, wenn jetzt der Doge Gianfrancesco Brignole Sale allein und unscheinbar durch die Straßen schlich. Man raunte sich zu, daß dieß in Folge eines Machtgebotes der Oesterreicher geschehe, während ein solches doch niemals ergangen war. Auch diese scheinbare Demüthigung des Dogen trug nicht wenig zur Vermehrung der allgemeinen Aufregung bei.

Eine der gehässigsten Maßregeln, wenn auch gerade sie wenigstens vom Standpunkte Botta's nicht eben tadelnswerth erscheint, erblickte die Bevölkerung Genua's in der Hinwegschaffung der schweren Geschütze von den Wällen der Stadt, um sie zu Schiff nach Südfrankreich zu bringen und dort zur Belagerung von Antibes zu verwenden. Allerdings war auch hier wieder die Art und Weise, in welcher diese Maßregel ausgeführt wurde, ganz darnach angethan, um das Verletzende derselben gleichsam absichtlich zu vermehren. So war man nicht selten rücksichtslos genug, die Einwohner zur Mithülfe bei einem Vorgange zu zwingen, welchen sie als eine Entwaffnung und somit

nicht allein als eine Herabwürdigung ihrer Vaterstadt, sondern als eine Vorbedeutung ansahen, daß man gegen dieselbe, wenn sie erst der Mittel zur Vertheidigung völlig beraubt sei, mit noch größerer Härte verfahren wolle. Die Gerüchte von einer bevorstehenden Plünderung der Stadt gewannen hiedurch neuerdings Nahrung. Volksaufläufe entstanden dort, wo Geschütze weggeschleppt wurden. Laute Verwünschungen machten sich hörbar, und wo die engen und steilen Straßen die Fortschaffung der Geschütze besonders erschwerten, begleitete die Bevölkerung die Anstrengungen der Soldaten mit höhnischen Zeichen der ausgelassensten Schadenfreude.

Das Gleiche war auch am Abende des 5. Dezember 1746 der Fall, als ein großer Mörser von dem Walle der Stadt nach dem Hafen geführt wurde. Mitten in jenem Stadttheile, welcher Portoria heißt und zu den bevölkertsten Genua's gehört, brach der Wagen unter der übergroßen Last. Die wenigen Soldaten, welche den Mörser begleiteten, versuchten Anfangs denselben mit Stricken fortzuziehen. Aber ihre Bemühungen blieben umsonst; sie brachten den Mörser nicht von der Stelle. Nun wollten sie die umstehenden Einwohner Genua's zur Mithülfe bewegen, und da gute Worte nichts fruchteten, griffen sie endlich thörichter Weise zum Stocke. Damit fiel aber der Funke in das Pulverfaß. Wuthschäumend setzten sich die Genuesen zur Wehr. In Ermanglung anderer Waffen griffen sie zu Steinen und schleuderten sie wider die Soldaten. Diesen blieb nichts übrig als der ungeheuren Mehrzahl zu weichen und den Mörser im Stiche zu lassen [12]).

Nun rottete sich das Volk, stolz auf den leicht errungenen Sieg, in großen Massen zusammen und strömte nach dem Palaste des Dogen. Mit wildem Geschrei begehrte es Waffen und machte Miene das Zeughaus zu stürmen. Der Senat aber ließ sich zu einem übereilten Verfahren nicht zwingen. Er verdoppelte die Wachen und eröffnete Unterhandlungen mit den Wortführern des Volkes. Das Letztere wurde inzwischen durch einen heftigen Platzregen und durch die eingetretene Dunkelheit allmälig zerstreut. Ruhe herrschte während der Nacht, und man konnte darauf hoffen, daß das Ereigniß des vorigen Tages ohne erstere Folgen vorübergehen werde.

In dieser Voraussetzung begaben sich am Morgen des 6. Dezember österreichische Artilleristen nach der Stadt, um den dort zurückgebliebenen Mörser vollends nach dem Hafen zu schaffen. Auch andere Soldaten verfügten sich wie gewöhnlich dorthin, um Einkäufe zu machen. Bei ihrem Anblicke bildeten sich neuerdings Volkshaufen; Offiziere und Soldaten wurden mißhandelt, ein Hagel von Steinen flog wider sie. Einige aus ihnen wurden in solcher Weise von dem wuthentbrannten Pöbel Genua's ermordet.

Die Scenen des vergangenen Tages, die Rufe nach Waffen, die Anstalten zur Erstürmung des Zeughauses erneuerten sich jetzt. Noch war aber der Senat von der Besorgniß durchdrungen, daß eine offene Parteinahme für den Aufstand zum Nachtheile Genua's ausschlagen könnte. Noch hielt er es für klüger, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben, und er sandte daher eine Deputation an Botta und bat ihn, das Verbrechen eines geringen Theiles der Bevölkerung nicht die ganze Stadt entgelten zu lassen. Er möge die Dämpfung des Aufstandes den Behörden überlassen, welche mit Hülfe der Geistlichkeit solches ohne allzugroße Schwierigkeit bewerkstelligen würden.

Bald aber zeigte es sich, daß der Senat entweder seine Kräfte überschätzte, als er jenes Versprechen gab, oder daß es ihm um die Erfüllung desselben gar nicht zu thun war. Denn am Morgen des 7. Dezember wurde die österreichische Wache des Thores von San Tomaso von wohlbewaffneten Volkshaufen angegriffen. Es war nicht mehr der Pöbel allein, welcher gegen die Oesterreicher heranzog. Viele Adelige, angesehene Bürger, französische und spanische Offiziere sah man in den Reihen der Aufständischen. Auch mehrere Geschütze führten sie mit sich. Trotzdem gelang es zwei Bataillonen, welche Botta in die Stadt rücken ließ, mit leichter Mühe, die Angreifer in die Flucht zu schlagen. Bis zu dem Platze, welcher den Namen della Nunziata führt, folgten ihnen die Oesterreicher. Dann kehrten sie zum Thomasthore zurück. Doch dauerte noch denselben und einen Theil des folgenden Tages das beiderseitige Schießen mit abwechselnder Heftigkeit fort. Zur Mittagszeit des 8. Dezember näherten sich, weiße Tücher schwenkend, einige Aufständische den österreichischen Posten und verlangten

16*

die Eröffnung von Unterhandlungen. Botta ließ jedoch erklären, daß er sich in solche nur mit dem Senate einlassen könne und man daher durch dessen Vermittlung etwaige Begehren an ihn richten möge. Doch wurde eine zwanzigstündige Waffenruhe bewilligt.

Von beiden Seiten benützte man diesen Zeitraum sowohl zu Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes als zu Unterhandlungen mit dem Gegner. Was die ersteren anging, so vervollständigten die Aufständischen ihre Anzahl und ihre Bewaffnung. Sie führten Geschütze auf die zunächst bedrohten Punkte und dorthin, von wo sie die Posten der Oesterreicher am wirksamsten zu bestreichen vermochten. Um das Eindringen in die Stadt zu erschweren, errichteten sie Brustwehren in den Straßen oder gruben sie ab, und machten sie dadurch unzugänglich für Reiterei und Geschütz.

Dem gegenüber blieb natürlicher Weise auch Botta nicht müßig. Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember ließ er das Gebäude der Maltesercommende San Giovanni di Prè besetzen und zur Vertheidigung einrichten. Der Posten am Thomasthore und ein zweiter auf einer Anhöhe bei dem Kloster der Philippinermönche wurden ansehnlich verstärkt. Nach allen Seiten hin eilten seine Boten, um die in dem genuesischen Gebiete zerstreuten Truppen herbeizuziehen.

Die Nachrichten von dort lauteten jedoch keineswegs günstig für Botta. Die Kunde der Ereignisse in Genua hatte sich mit Blitzesschnelle über das ganze Gebiet der Republik verbreitet und dort eine gleiche Bewegung hervorgerufen. Schon am 7. Dezember waren vier Compagnien des Regimentes Kheil, welche sich Genua zu nähern versucht hatten, in Bisagna von bewaffnetem Landvolke umringt und nach einem Verluste von zwanzig Mann nur unter der Bedingung freigegeben worden, nicht mehr gegen Genua zu dienen. Trotz dieses Versprechens wurden sie jedoch drei Tage später von anderen bewaffneten Schaaren neuerdings eingeschlossen und zu unbedingter Ergebung gezwungen. Andere Abtheilungen traf an anderen Orten dasselbe Schicksal.

All diese unleugbaren Erfolge und die immer sichtbarer werdende Rathlosigkeit Botta's ermuthigten die Führer des Aufstandes, ihre

Forderungen immer höher zu spannen. Die Unterhandlungen wurden durch den Fürsten Doria, den Patrizier Agostino Lomellini und den Theatinermönch Pater Porro geführt. Daß der Senat Botta's ursprüngliches Begehren abschlug, mit ihm gemeinschaftlich und mit Waffengewalt den Aufstand niederzuschlagen, ist nicht anders als natürlich. Daß aber von Stunde zu Stunde die Forderungen weiter und weiter gingen, hätte Botta wohl über den endlichen Zielpunkt derselben die Augen öffnen sollen. Anfangs schien sich Doria mit einer schriftlichen Erklärung Botta's zu begnügen, daß er eine Plünderung Genua's keineswegs im Sinne führe. Als diesem Begehren willfahrt worden, verlangte man die Einräumung des Thores von San Tomaso, die Einstellung der Hinwegschaffung der Geschütze und die Rückgabe dessen, was bereits fortgeschleppt worden war. Auch sollten keine Contributionen mehr eingehoben werden. Dann wurde auch die Räumung des Thores am Leuchtthurme begehrt. Denn nur durch dieses Zugeständniß könne der Bevölkerung Genua's die Ueberzeugung verschafft werden, daß die Plünderung der Stadt nicht beabsichtigt werde.

Da die Streitkräfte Botta's inzwischen durch drei Bataillone und zwei Grenadiercompagnien verstärkt worden waren, so ermannte er sich endlich zu der Erklärung, daß er sich zu ferneren Zugeständnissen nicht mehr herbeilassen, sondern die Gewalt mit Gewalt zurücktreiben werde. Offen erwiederten ihm die Gesandten des Senates, daß in der That nichts Anderes mehr übrig bleibe. Denn selbst wenn er sämmtliche Thore einräumen wollte, so könnten sie es doch nicht mehr wagen, dem empörten Volke Vorschläge zu gütlicher Ausgleichung zu machen.

Es schien also auf einen neuen und ungleich erbitterteren Kampf ankommen zu sollen. Botta ließ noch in der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember die Häuser und Anhöhen zwischen den beiden in seiner Gewalt befindlichen Thoren durch fünf Bataillone besetzen, um ihre Verbindung unter einander und mit San Pietro d'Arena zu sichern. Die Genuesen aber bemächtigten sich der Batterie an der Darsena und schleppten neue Geschütze zur Beschießung der österreichischen Posten herbei. Noch mehr als es zuvor schon geschehen war, ver-

rammelten sie die Straßen, um dem Feinde das Vordringen in denselben zu wehren.

Am 10. Dezember um zehn Uhr Vormittags ging der Waffenstillstand zu Ende, welcher bis dahin verlängert worden war. Von demselben Augenblicke angefangen ertönten von all den hundert Kirchthürmen Genua's die Sturmglocken, und sie erschallten weit hinaus in das Land, um dessen Bevölkerung zu bewaffneter Hülfe herbeizurufen. Dadurch wurde, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, die der geringen Anzahl österreichischer Soldaten ohnedieß zehnfach überlegene Menge der Aufständischen noch mehr verstärkt [13]). Gegen Mittagszeit begannen die Volksmassen den Angriff, welcher sich jedoch größtentheils auf heftige Beschießung der österreichischen Posten aus grobem Geschütz und Musketen beschränkte. Auch die Oesterreicher erwiederten das Feuer mit Lebhaftigkeit. Botta ließ in der Zwischenzeit sechs Mörser aufführen, um aus ihnen die Stadt zu beschießen. Da kam der Jesuit Visetti, welcher auch schon früher mit Botta mehrmals verhandelt hatte, und bat ihn die Stadt mit dem Bombardement zu verschonen, die Forderungen des Volkes aber zu gewähren. Als ein sicheres Zeichen, daß Botta den Kopf damals schon völlig verloren hatte, muß seine Erklärung angesehen werden, er sei bereit, die Stadtthore zu räumen. Als die Aufständischen diese Nachricht erhielten, sandten sie zwei aus ihrer Mitte, um mit Botta, der sich nun in dem Palaste Doria unmittelbar vor dem Thomasthore befand, über die Bedingungen der Räumung zu unterhandeln. Es wurde beschlossen, die beiden Thore der regulären genuesischen Miliz zu übergeben.

Die ungeheure Verstärkung der Aufständischen durch Leute aus den besseren Ständen, durch zahlreiche Militärpersonen und die herbeiströmenden Schaaren bewaffneten Landvolkes, die Verdrängung der österreichischen Truppen aus den Posten, welche sie in der Malteser Ordenscommende und dem Kloster der Philippiner besetzt hielten, die Wegnahme aller Geschütze am Molo vecchio, dem Ponte reale und der Darsena durch die Aufständischen zählt Botta selbst als die Hauptursachen auf, welche ihn zur Nachgiebigkeit bewogen. Dem Obersten Grafen d'Adda, der am Thomasthor commandirte, ertheilte der Feld-

zeugmeister den Befehl, seine Soldaten, wenn das Feuer des Feindes eingestellt sein würde, von dort zurückzuziehen. Diese Anordnung wurde von d'Adda pünktlich befolgt. Kaum aber sahen sich die Aufständischen im Besitze des Thomasthores, als sie, den so eben eingegangenen Vertrag gleich wieder brechend, über die kaiserlichen Offiziere, welche zur Uebergabe des Thores daselbst zurückgeblieben waren, herfielen und sie gefangen nahmen. Mit dem Grafen d'Adda theilten der Artillerie-Oberst Schrems und der Major Müreck vom Regimente Andrassy dieses Schicksal. Nun griffen die Aufständischen auch die sich zurückziehenden Soldaten neuerdings an. Diese setzten sich jedoch tapfer zur Wehr, warfen die Feinde zurück und gelangten endlich ohne erheblichen Verlust nach San Pier d'Arena.

Das Gleiche geschah jetzt auch von den Besatzungen der übrigen Posten, welche die Oesterreicher in Genua inne gehabt hatten. Alle sammelten sich in San Pier d'Arena, wo nun Botta mit den beiden Feldmarschall-Lieutenants Piccolomini und Kheil sich über die Maßregeln berieth, welche ferner zu ergreifen wären. Sie faßten den Beschluß, den Rückzug über die Bocchetta allsogleich anzutreten. Die Kranken und ein großer Theil des Gepäckes mußten in San Pier d'Arena zurückbleiben. Die wohlgefüllte Kriegskasse wurde mit fortgebracht und glücklich gerettet.

Nicht ganz unangefochten konnte Botta den Rückzug bewerkstelligen. Schaaren bewaffneter Landleute fielen über vereinzelte Abtheilungen her und fügten ihnen einigen Verlust zu. Am 13. Dezember aber waren Botta's ermüdete Truppen zu Gavi in Sicherheit.

Dieß war der Verlauf jenes Ereignisses, durch welches die Oesterreicher aus Genua vertrieben wurden. Schon damals wurde es mit all der Ueberschwenglichkeit ausgeschmückt, in welcher sich nicht leicht Jemand mit den Italienern zu messen im Stande ist. Und noch nach Ablauf eines Jahrhunderts gab es den vielfach benutzten Anlaß zu Schilderungen, die man fürwahr ohne Lächeln nicht lesen kann. Das Benehmen des Pöbels von Genua wird den ruhmreichsten Heldenthaten, welche die Geschichte kennt, an die Seite gesetzt, ja noch

weit über dieselben erhoben. Die am 6. Dezember geschehene Steinigung einiger vereinzelter Soldaten, die Verwundung zweier Pferde werden als heroische Leistungen gepriesen. Denn außerdem fiel bis zum Vormittage des 10. Dezember gar nichts vor, was eigentlich ein Gefecht genannt werden konnte. Und dasselbe beschränkte sich auch an diesem Tage größtentheils auf eine ziemlich heftige Beschießung. Von eigentlichem Kampfe von Mann zu Mann, von wirklichem Handgemenge war fast nirgends die Rede. Der beste Beweis dafür liegt wohl darin, daß die Genuesen selbst gestanden, sie hätten in den Tagen des Kampfes nicht mehr als acht Mann an Todten und dreißig an Verwundeten verloren [14]). Aber der Italiener ist an kriegerischem Ruhme so arm, daß er mit wahrer Begierde sich des Anlasses bemächtigt, einen nicht so sehr durch die eigene Tapferkeit als durch die Fehler der Gegner errungenen Erfolg lobpreisend bis in die Wolken zu erheben.

Diese Fehler sollen denn auch hier in keiner Weise beschönigt werden. Sie waren in der That so arg, daß kein Tadel zu scharf ist, um das Verfahren des österreichischen Heerführers nach Gebühr zu brandmarken. Freilich war auch er kein Deutscher, sondern in völlig gleichem Maße ein Italiener und ein Genuese wie diejenigen, welche wider ihn zu den Waffen griffen. Wie dem aber auch sein mochte, daran ist nicht zu zweifeln, daß die Schuld des unheilvollen Ereignisses ihm allein zur Last fällt. Anfangs voll hochfahrenden Uebermuthes gegen die, welche das Schicksal des Krieges in seine Hand gab, ließ er dann die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln ganz außer Acht. Längst schon hätte er einem solchen Ereignisse dadurch vorbeugen sollen, daß er sich der wichtigsten Punkte Genua's versicherte und die kriegsgefangenen genuesischen Truppen, statt sie auf Ehrenwort in der Stadt zu belassen, anderswohin entfernte. In solcher Weise wäre es ihm leicht geworden, entweder den Aufstand selbst oder doch wenigstens das Gelingen desselben zu vereiteln. Und sogar für den Fall dieses Gelingens mußte er eine Stellung für sich bereit halten, in welcher er sich den Angriffen einer wenn gleich zahlreichen, so doch immer

ganz unregulirten Volksmasse gegenüber zu behaupten, Verstärkungen an sich zu ziehen und Genua neuerdings zu unterwerfen vermochte.

Von all dem geschah jedoch von Seite Botta's soviel wie nichts. Und wo möglich noch strafwürdiger als seine Haltung vor dem Ausbruche des Aufstandes war sein Verfahren während desselben. Die stete Verhandlung mit den Genuesen und die feige Nachgiebigkeit gegen sie, ohne daß die drängende Nothwendigkeit hiezu wirklich vorhanden war, vor Allem aber das Aufgeben des Gedankens, Bomben in die Stadt zu werfen, wenn die Angriffe auf die Soldaten nicht eingestellt würden, endlich die unverweilte Räumung von San Pier d'Arena und der übereilte Rückzug vor siegestrunkenen Volksmassen, welche mit ihren wohlfeil errungenen Lorbeern sich brüsteten und an nichts weniger als an Erneuerung des Angriffes dachten, alles dieß zusammen genommen wird dem Namen Botta's zu immerwährender Schande gereichen.

Einen ganz unbeschreiblichen Eindruck brachte die Nachricht von den Ereignissen in Genua auf den Wiener Hof hervor. Wie Erizzo's Nachfolger Antonio Diedo bezeugt, wurden sowohl die Kaiserin als ihre Minister so wie überhaupt Jedermann in Wien hievon aufs Aeußerste betroffen. „Sogar die Sanftmüthigsten und Besonnen„sten sehen es für nothwendig an", sagt Diedo, „für jene That mit „Feuer und Schwert Rache zu nehmen". Schon als sie den Bericht empfing, welchen Botta über den Beginn des Aufstandes erstattete, ließ ihm Maria Theresia ihr Mißfallen ausdrücken über sein kraftloses Benehmen. Seine Truppen wären immerhin stark genug gewesen, um den schlecht bewaffneten, jeder kundigen Führung entbehrenden Pöbel von Genua zu Paaren zu treiben. Und auf die Nachricht von dem Rückzuge aus Genua wurde Botta entgegnet, der den kaiserlichen Waffen widerfahrene Schimpf müsse gerächt werden. Botta habe seine Truppen vor Genua zu führen, sich der Stadt zu bemeistern, sie und ihr Gebiet ohne Rücksicht auf den früheren Vertrag als erobertes Land zu behandeln. Wenn er diese Aufgabe nicht selbst zu übernehmen wage, so möge er das Obercommando dem General der Cavallerie Grafen Linden übertragen. Und an Maria Theresia's bevollmächtigten

Minister in Italien, den Marchese Pallavicini erging der Befehl, so viele Truppen als in der Lombardie nur immer verfügbar zu machen seien, dem Marchese Botta zu Hülfe zu schicken. Durch diese Verstärkungen glaubte man dessen Streitmacht so weit vermehren zu können, daß sie die Genuesen, welche man nicht anders als die Rebellen nannte, zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückzuführen vermöge [15]).

Es war jedoch nicht mehr Botta, welchem diese Aufgabe zufiel. Das Benehmen desselben wurde in Wien mit Recht dem schärfsten Tadel unterzogen. Insbesondere machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er sich nicht wenigstens der wichtigsten Punkte Genua's im voraus versichert hatte, wenn er schon keine allgemeine Entwaffnung der dortigen Bevölkerung vornehmen wollte. Jedenfalls hätte Botta, erklärte jetzt der Hofkriegsrath, dem ihm ausdrücklich ertheilten Befehle Folge leisten und zum mindesten die genuesischen Truppen, welche durch den Unterwerfungsvertrag als kriegsgefangen erklärt worden waren, und die Galeeren entwaffnen, den Hafen besetzen und des Arsenals sowie der daselbst befindlichen Geschütze sich versichern sollen [16]).

Zu diesen Fehlern Botta's kam noch der offene Zwiespalt, in welchen er mit dem Könige von Sardinien gerathen war. Nicht nur in Wien, sondern auch bei den befreundeten Regierungen, in London und im Haag führte Karl Emanuel über Botta lebhafte Beschwerde. Es ließ sich vorhersehen, daß wenn Botta nach wie vor in dem Commando über die österreichischen Truppen in Italien verbliebe, von dem Könige von Sardinien der Unternehmung gegen Genua nicht der mindeste Vorschub werde geleistet werden. Ja manche besorgten sogar, daß hiedurch des Königs Abfall von dem Bündnisse mit Oesterreich und den Seemächten entschieden werden könnte. Der Hofkriegsrath schlug also der Kaiserin vor, daß Botta, dessen Gesundheit durch seine jüngsten Erlebnisse ernstlich erschüttert worden sei, des Commando's enthoben, im nächsten Feldzuge aber bei einer anderen Armee verwendet werden solle.

Ohne Zweifel war es Mitleid mit dem Schicksale Botta's, der ja erst in Folge seiner Verwicklung in den Prozeß der Lapuchin so

Widerwärtiges erdulden mußte, wodurch Maria Theresia sich zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt fand, Botta werde wegen des leidenden Zustandes seiner Gesundheit, nicht aber aus Ungnade des Commando's enthoben. Seine Wiederverwendung auf einem anderen Kriegsschauplatze wurde jedoch von der Kaiserin abgelehnt. Den Oberbefehl über die Truppen, welche zu Novi im Lager standen und jetzt in der Entlassung Botta's wenigstens einige Genugthuung für die ihnen widerfahrene Schmach erblickten [17]), übertrug die Kaiserin dem Feldzeugmeister Grafen von Schulenburg [18]).

Ganz abgesehen davon, daß Botta eine ungleich schärfere Ahndung seines strafbaren Verhaltens verdient hätte, war seine Entlassung noch aus anderen Gründen ganz an ihrem Platze. Es war vorauszusehen, daß wenn Botta die österreichischen Truppen gegen Genua heranführen würde, die Furcht vor seiner Rache die Republik zu ungleich hartnäckigerem Widerstande anfeuern werde. So aber durfte man auf eine freiwillige Unterwerfung Genua's hoffen. Daß man dort mit solchen Gedanken sich trug, bewies die geheime Sendung jenes Jesuiten Visetti, welcher in den Verhandlungen mit Botta eine Rolle gespielt hatte. Gegen Ende des Jänner 1747 kam er nach Wien und ließ der Kaiserin anzeigen, daß er beauftragt sei, ihr die Beweise der Schuldlosigkeit der genuesischen Regierung an dem Aufstande vorzulegen.

Maria Theresia war mit diesem Schritte keineswegs zufrieden. Es verletzte sie, daß Visetti es gewagt hatte sich nach Wien zu begeben, ohne zuvor die Erlaubniß hiezu einzuholen. Eben so wenig gefiel ihr die Wahl des Unterhändlers, von dem sie meinte, er sei in keiner Weise berufen, als Mittelsperson zwischen zwei Regierungen zu dienen. Endlich verlangte sie von Genua nicht die Rechtfertigung des Geschehenen, sondern die Unterwerfung für die Zukunft. Darum ertheilte sie persönlich und ohne einen ihrer Minister zu Rathe zu ziehen, dem Pater Visetti den Befehl, Wien binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen [19]). Der genuesische Gesandte Spinola war schon früher angewiesen worden, sich ungesäumt aus Wien zu entfernen.

Einer der Vortheile, welche man sich von der Abdankung Botta's versprach, bestand auch, wie so eben bemerkt wurde, in der besseren Gestaltung der Beziehungen zu dem Könige von Sardinien. Dieselben hatten zuletzt schon, und zwar größtentheils in Folge der äußersten Gereiztheit Karl Emanuels gegen Botta eine so ungünstige Wendung genommen, daß darüber die Früchte der Allianz zwischen Oesterreich und Sardinien fast völlig verloren gingen. Jede gegenseitige Unterstützung hatte aufgehört, und welch ungeheurer Nachtheil hieraus erwuchs, empfand Botta selbst am tiefsten, als er in seiner Bedrängniß die Piemontesen um Hülfe bat und ihm dieselbe verweigert wurde [20]).

Nicht ganz ohne Schadenfreude empfing Karl Emanuel die Nachricht von dem schmachvollen Ereignisse, welches dem von ihm persönlich gehaßten Botta widerfuhr. Um so mehr war dieß der Fall, als dadurch der König in der Verfolgung seiner eigenen Plane keineswegs gehindert wurde. Ja er vermochte durch die Ausführung derselben noch dunklere Schatten auf Botta zu werfen. Denn unbeirrt durch Genua's Erhebung setzten die piemontesischen Streitkräfte die Belagerung der Citadelle von Savona fort. Es zeigte sich hier recht deutlich, wie wenig furchtbar die Partei des Aufstandes in Genua eigentlich war. Nach der Vertreibung der Oesterreicher erhob sie natürlich die Befreiung Savona's zu ihrem Losungsworte. Dennoch gelang ihr es nur mit Mühe, zu dieser Unternehmung eine ausreichende Anzahl Bewaffneter zu sammeln. Und als solches endlich geschehen war, kamen sie nicht weiter als San Pier d'Arena, wo sie sich plündernd zerstreuten. Vor solchen Kriegshelden hatte sich Botta in fluchtähnlichen Rückzug begeben.

Auch ein Versuch, der Besatzung von Savona fünfzehnhundert reguläre Soldaten zu Hülfe zu schicken, blieb fruchtlos. Die Galeeren, welche sie dorthin bringen sollten, wurden durch ein englisches Kriegsschiff vertrieben. Zu Lande aber zogen jetzt neuerdings und zwar nicht weniger als zwanzigtausend bewaffnete Genuesen zur Rettung Savona's herbei [21]). Der Befehlshaber der piemontesischen Streitkräfte Graf della Rocca ging ihnen mit einem Theile seiner Truppen entgegen, während die anderen die Belagerung fortsetzten. Nach einem kurzen Vorpostengefechte ergriffen die Genuesen trotz ihrer großen Ueber-

zahl die Flucht und überließen Savona seinem Schicksale. Am 18. December 1746 ergab sich die Citadelle. Ihre Besatzung wurde kriegsgefangen nach Mondovi geführt.

Die Einnahme der Citadelle von Savona brachte für die Verbündeten den zweifachen Nutzen mit sich, daß sie zur Dämpfung der Siegesfreude Genua's Einiges beitrug, und daß man noch überdieß in Savona zahlreiches Geschütz fand, welches man zur Belagerung von Antibes zu verwenden vermochte. Denn es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß Browne nach dem Empfange der Nachricht von den Ereignissen in Genua nun auch seine eigene Unternehmung als hoffnungslos ansah. Hatte er schon früher geglaubt, es werde ihm möglich sein, die Franzosen bis unter die Kanonen von Toulon oder hinter die Rhone zurückzutreiben, so hielt er auch jetzt noch an dieser Meinung fest[22]). Er begriff zwar, daß seine Aufgabe nun eine ungleich schwierigere geworden, an der Möglichkeit ihrer Durchführung verzweifelte er aber nicht[23]). Solches entsprach auch dem Wunsche der Kaiserin, welche gleichfalls den Feldzug in Südfrankreich durch Botta's Vertreibung aus Genua nicht gehemmt sehen wollte. Daher sagte Maria Theresia dem Grafen Browne ansehnliche Verstärkungen zu. Den König von Sardinien aber bat sie, Browne mit dem erforderlichen Geschütz zu versehen. Um Karl Emanuel nachgiebiger zu stimmen, verglich sie sich mit ihm über die Theilung der in Piacenza gemachten Kriegsbeute. Sie erklärte sich bereit, ein Drittheil derselben dem Könige zu überlassen[24]). Und wirklich sandte derselbe, nachdem Savona gefallen war, einen Belagerungspark zu Browne.

Auf der Insel Sainte Marguerite, deren Browne sich ebenso wie der benachbarten Insel S. Honoré bemächtigt hatte, wurden die sardinischen Kanonen gelandet, um gegen Antibes verwendet zu werden. Aber inzwischen hatten die Dinge in Südfrankreich doch eine ungleich drohendere Gestalt angenommen. Nicht so sehr wegen des Verlustes von Genua war dieß der Fall als wegen der energischen Anstrengungen, welche Frankreich machte, um die Feinde von seinem Boden zu vertreiben. Dem Marschall Belleisle, der vor einiger Zeit aus seiner Gefangenschaft in England zurückgekehrt war, hatte Ludwig XV. jetzt

an Stelle des Marschalls Maillebois das Commando über die Streitkräfte in Südfrankreich übertragen. Durch zahlreiche Truppen, und zwar größtentheils von dem Heere, welches unter dem Marschall von Sachsen in den Niederlanden gekämpft hatte, wurden sie ansehnlich verstärkt. Hiezu kam noch, daß auch die Spanier unter las Minas den Befehl erhielten, mit den Franzosen zur Zurücktreibung der Feinde über die Grenze Frankreichs zusammenzuwirken.

Le Canet, noch etwa fünf Meilen von Toulon entfernt, mag so ziemlich der äußerste Posten gewesen sein, bis zu welchem die Oesterreicher vordrangen. Um dieselbe Zeit aber waren schon sieben und vierzig französische Bataillone und die spanischen Truppen zu Belleisle gestoßen. Er vermochte nun mit großer Uebermacht seine Bewegungen zu beginnen. Am 21. Jänner 1747 gingen seine Vorposten über den Argens; sie wurden jedoch von den Oesterreichern unter General Maquire wieder zurückgetrieben. Dieser Erfolg aber konnte nur ein vorübergehender sein. Als zwei Tage später die Franzosen ihren Vormarsch erneuerten, mußte Maquire sich von Draguignan auf Fayence zurückziehen.

Weniger glücklich als Maquire war der Feldmarschall-Lieutenant Graf Neuhaus, welcher gleichfalls am 21. Jänner in Castellane am Verdon durch die Generale Maulevrier und Chevert angegriffen wurde. Er versäumte den günstigen Augenblick zum Rückzuge. Ein lebhaftes Gefecht entspann sich. Neuhaus selbst wurde verwundet und gefangen. Der Verlust der Oesterreicher belief sich auf dreihundert Mann. Die übrigen Truppen führte General Alciati in guter Ordnung nach Serenon zurück [25]).

Um das Vordringen der Feinde nach Kräften zu hemmen, nahm jetzt Browne eine Stellung an der Siagne, und zwar von Fayence angefangen bis dorthin, wo dieser Fluß sich westlich von Cannes in das Meer ergießt. Er hoffte sich daselbst durch längere Zeit behaupten zu können, und die Generale, welche er am 27. Jänner in seinem Hauptquartier Grasse zu einem Kriegsrathe versammelte, stimmten dieser Anschauung bei. Bald aber erhielt Browne die Meldung, daß

der Feind die Absicht zu hegen scheine, das österreichisch-piemontesische Heer in dessen rechter Flanke zu umgehen und vor ihm den Var zu erreichen. Dadurch trachte Belleisle die Verbündeten zu umringen, wozu ihn auch seine Uebermacht, die auf nicht weniger als dreißigtausend Mann veranschlagt werden müsse, vollkommen befähige. Nicht blos die Vertreibung der Oesterreicher und Piemontesen von dem französischen Gebiete, sondern ihre Vernichtung bilde den Hauptzweck des Feindes. Um diesen Plan zu vereiteln, beschloß Browne die Belagerung von Antibes aufzugeben und sich über den Var zurückzuziehen [26]).

Die ferneren Nachrichten von den Bewegungen des Feindes bestätigten die Richtigkeit der Voraussetzungen, unter denen jener Beschluß gefaßt worden war. Während der Feind an der Meeresküste mit dem Vormarsche innehielt, wurde derselbe nördlich hievon im Gebirge um so rascher bewerkstelligt. Bald erfuhr man, daß die Franzosen die Siagne nahe bei ihrem Ursprunge überschritten hätten. Maulevrier und Chevert aber rückten von Castellane aus gegen den Var vor. Auf diese Nachricht brachen die Oesterreicher und Piemontesen am 31. Jänner von Grasse auf und trafen am 1. Februar in Cagnes ein, wo sie hinter dem Flusse, welcher den Namen der Loup führt, neuerdings eine feste Stellung bezogen.

Hier dachte Browne den feindlichen Angriff zu erwarten, um so lang als möglich im Besitze eines wenn gleich nur äußerst geringen französischen Gebietstheiles zu bleiben. Aber das Mittel, durch welches Belleisle seinen Gegner bis hieher zurückgedrängt hatte, erwies sich auch jetzt wieder als wirksam. Er wußte wohl, daß es ihn übergroße Opfer kosten würde, die Oesterreicher und Piemontesen durch einen Angriff auf ihre Fronte aus ihrer günstigen Stellung zu vertreiben. Er unternahm daher einen solchen gar nicht; mit um so größerem Nachdrucke richtete er jedoch denselben gegen Vence, welches nördlich von Cagnes liegt und das Feldmarschall-Lieutenant Marquis Novati mit dreizehn Bataillonen besetzt hielt. Bald meldete Novati, daß er seinen Posten nicht länger zu behaupten vermöge, wenn ihm nicht allsogleich beträchtliche Verstärkung zu Theil werde. Diese konnte ihm

aber Browne nicht zusenden, ohne sich allzu sehr von Truppen zu entblößen. Novati erhielt also Befehl, Vence zu verlassen und bis über den Var zurückzugehen. Browne selbst brach gleichfalls dahin auf und bewerkstelligte am 3. Februar im Angesichte des Feindes, jedoch ohne irgendwelchen erwähnenswerthen Verlust, den Uebergang über den Grenzfluß [27]).

So war nun Frankreich von den österreichischen und piemontesischen Truppen wieder geräumt. Nur zwei kleine Stückchen französischer Erde blieben noch im Besitze der Verbündeten. Es waren dieß die Inseln Sainte Marguerite und Saint Honoré, in deren Forts sich schwache Besatzungen befanden. Trotz ihrer geringen Anzahl schlugen sie doch einen Versuch des Marschalls Belleisle, sich der Forts zu bemächtigen, unter Mitwirkung englischer Kriegsschiffe tapfer zurück und behaupteten sich in ihren Posten.

In der Grafschaft Nizza und die ganze Seeküste entlang bis Savona verlegte Browne seine Truppen in die Winterquartiere. Von Seite der Franzosen und Spanier geschah das Gleiche in der Provence und der Dauphiné, in Languedoc und Savoyen.

Zehntes Capitel.

Das Ergebniß des Feldzuges in Südfrankreich war natürlich von mächtiger Einwirkung auf die Verhandlungen, welche nun schon seit längerer Zeit und zwar mit größerem Eifer und offenkundiger als es seit dem Beginne des Successionskrieges jemals der Fall gewesen, zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens gepflogen wurden.

Die Fruchtlosigkeit der Bemühungen der holländischen Minister Wassenaer und Gilles, eine Verständigung zwischen den Seemächten und Frankreich herbeizuführen, mag auf beiden Seiten die Meinung hervorgerufen haben, daß diese Verhandlungen von günstigerem Erfolge sein müßten, wenn sie unter unmittelbarer Betheiligung eines Vertreters der englischen Regierung stattfinden würden. Von einem solchen, der gleich von vorneherein in die innersten Gedanken seines Cabinetes eingeweiht wäre, durfte man auf eine wirksamere Vertheidigung des englischen Standpunktes, als sie von holländischen Staatsmännern zu erwarten war, mit Zuversicht rechnen. Außerdem mußte es die Verhandlungen abkürzen und beschleunigen, wenn die Berichte nach England und die Instructionen von dorther nicht immer den Umweg über Holland zurückzulegen hätten. Aus diesen Gründen entschloß sich die britische Regierung zur Absendung eines eigenen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen, welche von nun an in der holländischen Grenzstadt Breda gepflogen werden sollten.

Es war einer der jüngsten Staatsmänner Großbritanniens, welchen die englische Regierung erwählte, um sie auf dem Friedenscongresse zu Breda zu vertreten. Lord Sandwich zählte damals erst sieben und zwanzig Jahre und er hatte sich in den öffentlichen Geschäften seines Vaterlandes noch wenig hervorgethan. Seine Wahl scheint eine Frucht persönlicher Einwirkung des Königs gewesen zu sein, welcher Niemand zu den Friedensverhandlungen absenden wollte, von dem eine allzu große Willfährigkeit gegen die Forderungen Frankreichs zu erwarten war. Und daß dieselben ziemlich hochgespannt sein würden, durfte man aus dem Begehren der französischen Regierung schließen, Bevollmächtigte der Kaiserin und des Königs von Sardinien zu dem Friedenscongresse nicht zuzulassen.

Es bedarf wohl nicht erst eines besonderen Beweises, daß ein unbilligeres und ungerechteres Verlangen als das, welches jetzt von Frankreich gestellt wurde, nicht leicht gedacht werden kann. Dasselbe bestand einfach darin, daß über die Länder Maria Theresia's von fremden Mächten ohne Zuziehung der eigentlich Betheiligten, der Erbherrin jener Gebiete verfügt werden solle. Selbst französische Schriftsteller verurtheilen das Verfahren, welches das Cabinet von Versailles zu jener Zeit gegen die Kaiserin beobachtete [1]). Es muß als ein neues Kennzeichen der feindseligen Gesinnung wider Maria Theresia angesehen werden, von welcher der damalige Leiter der Politik Frankreichs beseelt war.

Seit der Entlassung Amelots befand sich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in den Händen des Marquis' d'Argenson. Ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung und auch als Schriftsteller nicht ohne mehrfaches Verdienst, gehörte d'Argenson als Staatsmann zu der Schule derjenigen, welche in dem Hause Oesterreich das eigentliche Hinderniß der Ausbreitung der Macht Frankreichs, der Befestigung seiner Größe und seines Uebergewichtes über alle anderen Staaten Europa's erblickten. Auf die Schwächung, die Demüthigung, ja wo möglich die völlige Vernichtung des Hauses Oesterreich waren daher d'Argensons Bestrebungen immerfort und mit allergrößtem Nachdrucke gerichtet. Mit unleugbarem Scharfsinn entwarf er zur Erreichung

dieses Zieles die umfassendsten Plane. Der eine bezweckte ein Bündniß Frankreichs mit der Pforte, um Maria Theresia in Ungarn und Siebenbürgen mit gewaffneter Hand angreifen zu lassen. Die neuen Alliirten sollten nicht eher die Waffen niederlegen, als bis die Kaiserin beträchtliche Gebietstheile an die Pforte verloren hätte, ihr Gemal aber gezwungen wäre, der deutschen Kaiserkrone wieder zu entsagen [2]).

Durch einen anderen nicht weniger weit aussehenden Plan suchte d'Argenson bekanntlich die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien und die Errichtung eines italienischen Bundes herbeizuführen. Daß die Mitglieder dieser Conföderation nichts Anderes als eben so viele Vasallen Frankreichs sein würden, konnte scharfsichtigen Beurtheilern schon damals nicht entgehen. Das war es aber gerade, was d'Argenson zu erreichen sich bestrebte. So wünschenswerth schien ihm dieses Ziel für das Interesse Frankreichs zu sein, daß er Aehnliches auch in Bezug auf Deutschland ins Werk zu setzen sich bemühte.

Es ist bisher die gewiß merkwürdige Thatsache noch nirgends ans Licht gezogen worden, daß damals der Marquis d'Argenson einen Gedanken wieder aufnahm, welcher zuerst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auftauchte, der aber nicht früher als anderthalb Jahrhunderte später seine Verwirklichung fand. Es war dieß die Stiftung einer Vereinigung deutscher Staaten unter dem Protectorate Frankreichs und dem Namen des Rheinbundes.

Mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit arbeitete d'Argenson an der Erreichung dieser Absicht. Ihr ist es zuzuschreiben, daß Frankreich sich nach dem Abschlusse des Dresdner Friedens und dem dadurch erfolgten zweiten Abfalle des Königs von Preußen zu keiner gehässigen Haltung gegen Friedrich verleiten ließ. D'Argenson wußte wohl, daß er nicht leicht einen eifrigeren und mächtigeren Förderer seiner Plane zu finden vermöge als den König von Preußen. Obgleich er ihm bei jeder Gelegenheit die höchsten Lobsprüche zollt, nennt er ihn doch einen egoistischen Fürsten, welcher sich mehr um seine eigene Vergrößerung als um sein deutsches Vaterland kümmere, das ihm vollkommen gleichgültig sei. „Er wünscht nichts“, fährt d'Argenson fort, „als die

„Zwietracht unter seinen Nachbarn, welche seine Reichthümer mehrt. „Denn er allein bleibt dann reich, während die Anderen sich zu „Grunde richten [3]).

Auf diese Anschauungsweise Friedrichs nun, welche d'Argenson als unzweifelhaft feststehend ansah, gründete er seine weiteren Plane. Ein inniges Zusammengehen mit Preußen sollte deren Verwirklichung sichern. Der Preis, welcher Friedrich für seine Mitwirkung geboten wurde, war eine Art Oberherrlichkeit über die einzelnen protestantischen Staaten Norddeutschlands. Sie sollten einstweilen der Führerschaft Preußens untergeordnet werden, wohl nur bis zu dem Zeitpunkte, in welchem es sie ganz zu verschlingen vermochte. Die katholischen Staaten Süddeutschlands wurden in gleicher Weise und zwar unter der Bezeichnung des Rheinbundes unter den Schutz, das heißt unter die Herrschaft Frankreichs gestellt [4]). Die wenn gleich nicht rechtliche, so doch thatsächliche Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland ergab sich hieraus von selbst.

Für eine so ausgiebige Erhöhung der Machtstellung Preußens war es ein ungemein günstiger Umstand, daß ähnliche Gedanken sich damals sogar in England bemerkbar machten. Allerdings gingen sie nicht von dem Königshause aus, welches von solchen Planen durch die Rücksicht auf seine hannoverschen Lande gewiß abgehalten worden wäre. Aber es gab wohl englische Politiker, welche schon seit längerer Zeit der Meinung sich zuneigten, das Interesse Großbritanniens fordere es, daß die Macht Preußens noch mehr vergrößert werde und es endlich an Oesterreichs Stelle die Suprematie in Deutschland erhalte [5]). Jetzt wurden sie durch einen zweifachen Beweggrund noch hierin bestärkt. Der jakobitische Aufstand hatte in England den Gegensatz gegen den Katholizismus wieder ungleich schärfer hervortreten lassen als es seit langer Zeit der Fall war. Darum schien Vielen das Bündniß mit einem protestantischen Fürsten weit volksthümlicher zu sein als dasjenige mit einer Herrscherin von so ausgesprochen katholischer Gesinnung wie Maria Theresia es war [6]). Aber noch größeres Gewicht legten sie dem unverkennbaren Eindrucke bei, welchen Friedrichs so eben beendigter ruhmvoller Feldzug in ganz Europa hervorgebracht hatte.

Wenn es gelang, diesen kriegerischen König zu bestimmen, die Rolle eines Vorkämpfers gegen Frankreich auf dem europäischen Festlande zu übernehmen, so konnte man darauf hoffen, daß er diesen Streit mit glücklicherem Erfolge durchfechten werde, als ihn seit einer Reihe von Jahren Oesterreich geführt hatte.

Vor der Hand war aber Niemand weiter davon entfernt, in einen solchen Gegensatz zu Frankreich zu treten als Friedrich selbst. Er wußte wohl, daß das englische Königshaus Alles aufbieten würde, um ihm jenes Uebergewicht, jenen Machtzuwachs in Norddeutschland nicht zu Theil werden zu lassen, wie er solches doch von Frankreich erwarten durfte. In der innigen Verbindung mit dieser Krone suchte er daher seinen eigenen Vortheil. Auf allen Punkten ging er mit ihr Hand in Hand, und an Niemand fanden ihre Bestrebungen nachdrücklichere Unterstützung als an dem Könige von Preußen.

Die gewandten französischen Politiker hüteten sich wohl, die Absichten offen darzulegen, um deren Verwirklichung es ihnen eigentlich zu thun war. Vor der Hand erklärten sie nichts weiter ins Werk setzen zu wollen als die Stiftung einer Association deutscher Fürsten, welche im Verein mit König Friedrich von Preußen die Neutralität des deutschen Reiches zu sichern und jede Kriegserklärung desselben gegen Frankreich zu hintertreiben hätte. Sachsen, Baiern, Württemberg, Kurpfalz und Köln sollten die hervorragendsten Mitglieder dieses Vereines sein.

Es war leicht begreiflich, daß diejenigen deutschen Fürsten, deren Länder einem Angriffe Frankreichs fast schutzlos preisgegeben waren, die Neutralität des Reiches lebhaft wünschten und von einem Kriege desselben gegen Frankreich nichts hören wollten. Aber sie gingen doch wieder ungleich weiter als es zur Erreichung jenes Zweckes gerade nöthig gewesen wäre. Der kurpfälzische Hof in Mannheim, die Hofhaltung des Kurfürsten von Köln zu Bonn konnten bald als diplomatische Lagerplätze der Franzosen in Deutschland gelten [7]). Der junge Herzog Karl Eugen von Württemberg begann seine ein halbes Jahrhundert fast überdauernde Regierung als ergebener Schildträger Frankreichs und Preußens.

Sachsen wurde wenigstens für die Neutralität des Reiches durch die Vermählung einer seiner Prinzessinnen mit dem französischen Dauphin und den Abschluß eines Subsidienvertrages mit Frankreich gewonnen, wenn auch von einer engeren Vereinigung Sachsens mit Preußen die Rede nicht sein konnte.

Es blieb also nur Baiern übrig, wo der österreichische und der französische Einfluß sich mit nicht geringerem Eifer und geringerer Erbitterung bekämpften als es sonst auf dem Schlachtfelde der Fall war. Mit allen Mitteln wurde für und wider gestritten. Daß dasjenige der Bestechung keineswegs das unwirksamste war, ist bei dem damaligen erbärmlichen Zustande der deutschen Fürstenhöfe nicht zu verwundern; dennoch ist es auffallend, daß sich sogar Mitglieder der kurfürstlichen Familie dem französischen Golde nicht unzugänglich zeigten. Es liegen die Beweise vor, daß jene pfälzische Prinzessin Marianne, welche mit dem Herzoge Clemens von Baiern vermählt war und noch in neuester Zeit wegen ihrer echt deutschen Gesinnung vielfach gepriesen wurde [8]), von Frankreich Geld empfing, um dessen Zwecke an den Höfen von München und Bonn befördern zu helfen [9]).

Unter solchen Verhältnissen galt es in Wien als kein kleiner Triumph, daß der Kurfürst von Baiern zuerst mit Oesterreich und dann auch mit den Seemächten Verträge abschloß, durch welche er gegen ansehnliche Subsidien ein Corps von siebentausend Mann zum Kriege und zwar auch gegen das früher durch so lange Zeit mit Baiern alliirte Frankreich überließ [10]). Durch das Zustandekommen dieser Verträge sei, so wurde in Wien offen behauptet, der Plan Frankreichs zur Errichtung eines Rheinbundes zerstört.

Es hatte nicht erst der Entdeckung all dieser Entwürfe bedurft, um Maria Theresia die ganze Feindseligkeit recht klar vor Augen zu stellen, von welcher der Marquis d'Argenson gegen Oesterreich erfüllt war. Schon die Kenntniß der Verträge, welche er zu Ende des Jahres 1745 mit dem Könige von Sardinien unterhandelt und fast schon zum Abschlusse gebracht hatte, mußte der Kaiserin den unwiderleglichen Beweis liefern, daß die Verhandlung, welche d'Argenson

gleichzeitig durch Vaulgrenant mit ihr geführt hatte, nur darauf berechnet war, sie über die wirklichen Absichten Frankreichs gründlich zu täuschen. Eine neue Enthüllung, welche dem Wiener Hofe um diese Zeit gemacht wurde, konnte nur dazu dienen, ihn von der eigentlichen Richtung der Bestrebungen des Marquis d'Argenson vollends zu überzeugen. Man erhielt Kunde von dessen eifriger Bemühung, den König von Preußen durch Vermittlung des Grafen Bonneval in Verbindung mit der Pforte zu setzen, um dieselbe dazu aufzustacheln, den bisherigen freundschaftlichen Beziehungen gegen Oesterreich ein Ende zu machen. Bonnevals stets noch ungestillter Rachedurst gegen den Wiener Hof lasse ihn, so wurde auf d'Argensons Befehl zu Berlin erklärt, als das geeignetste Werkzeug zur Verwirklichung solcher Plane erscheinen [11]).

Wo man so genau von den eigentlichen Absichten des Marquis d'Argenson unterrichtet war, da konnte man ihm auch dann keinen Glauben schenken, wenn er sich das Ansehen gab, es sei ihm um nichts mehr als um den Abschluß eines für Oesterreich nicht ungünstigen Friedens zu thun. Auf verschiedenen Wegen und zwar auch jetzt wieder durch den Marquis de Stainville, dann durch einen französischen Emissär, welcher bei dem österreichischen Gesandten zu Berlin, dem Feldmarschall Lieutenant Grafen Bernes erschien, zuletzt endlich neuerdings durch Vermittlung der sächsischen Regierung ließ er in diesem Sinne dem Wiener Hofe Anträge stellen. Hier aber ging man von der Ueberzeugung aus, es sei d'Argenson bei all diesen Schritten nur darum zu thun, von den Antworten der Kaiserin einen ihr nachtheiligen Gebrauch bei ihren Verbündeten zu machen. Vielleicht auch suche er dem Könige von Frankreich die Meinung beizubringen, Maria Theresia sei ganz unversöhnlich und sie müsse noch ungleich tiefer gedemüthigt werden, um sie zu vermögen, zu dem Abschlusse des Friedens die Hand zu bieten [12]).

Wie d'Argenson wirklich gegen Oesterreich gesinnt war, zeigte sich jetzt am deutlichsten durch sein schon früher erwähntes Begehren, zu den Friedensconferenzen in Breda keinen Bevollmächtigten der Kaiserin zuzulassen. Hierüber entstand nun ein hartnäckiger Streit, in welchem Lord Sandwich mit großem Nachdrucke die Sache Maria

Theresia's verfocht. Denn es war auf das Verlangen Englands geschehen, daß die Kaiserin, obwohl an und für sich den Friedensverhandlungen abhold, sich doch entschlossen hatte, einen Minister zu denselben abzusenden. Wenn schon überhaupt Verhandlungen stattfinden sollten, war es noch weit gefährlicher, sich an denselben gar nicht zu betheiligen, als wenn man ihnen wenigstens eine möglichst günstige Wendung zu geben versuchte. Und England verbürgte sich bei der Kaiserin, daß es auf der Zulassung ihres Repräsentanten zu den Conferenzen unerschütterlich bestehen werde. Lord Sandwich sei angewiesen worden, in allen Dingen mit dem österreichischen Bevollmächtigten Hand in Hand zu gehen [13]).

Maria Theresia dachte zuerst den Grafen Kaunitz zu ihrem Bevollmächtigten bei den Friedensconferenzen zu ernennen. Denn sie hielt ihn mit Recht für den gewandtesten Unterhändler, welcher ihr damals zur Verfügung stand [14]). Aber Kaunitz bat dringend, in Anbetracht seines tief erschütterten Gesundheitszustandes nicht mit einem solchen Auftrage belastet zu werden. Er würde die Ungnade seiner Monarchin verdienen, erklärte er, wenn er sich durch einen sträflichen Ehrgeiz verleiten lassen wollte, eine Aufgabe zu übernehmen, der seine körperlichen Kräfte durchaus nicht gewachsen seien [15]). Die Wahl der Kaiserin fiel nun auf den Landmarschall von Niederösterreich, den Grafen Ferdinand Harrach, den jüngeren Bruder des Obersten Kanzlers von Böhmen. Da er dem Letzteren in vielen Beziehungen ähnlich und gleich ihm ein Mann von hervorragender Begabung und edler Gesinnung war [16]), so hielt man ihn für besonders geeignet, die Sache Maria Theresia's bei den Friedensverhandlungen zu führen.

Während jedoch die Kaiserin in solcher Weise auf ihrem Rechte bestand, sich an den Verhandlungen zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens zu betheiligen, wurde sie durch die unverändert sich gleichbleibende feindselige Haltung der französischen Regierung dazu vermocht, neuerdings auf die Schritte zurückzukommen, welche ihrerseits geschehen waren, um wo möglich Spanien von Frankreich loszulösen und mit der ersteren Macht einen abgesonderten Frieden zu Stande zu bringen. Auf zwei verschiedenen Wegen suchte Maria

Theresia dieses Ziel zu erreichen, durch die Fortsetzung der Unterhandlungen mit Grimaldi und durch die Vermittlung des portugiesischen Hofes. An den letzteren dachte man Wasner abzusenden; da derselbe jedoch wegen anhaltender Kränklichkeit [17]) um Enthebung von dieser Mission bat, wurde sie dem Grafen Rosenberg übertragen. Aber auch seine Reise nach Portugal verzögerte sich von Tag zu Tag. Die Verhandlungen mit Spanien wurden also einstweilen nur durch die Vermittlung Grimaldi's gepflogen. Aber der Wiener Hof ging hiebei von Voraussetzungen aus, welche von vorneherein die Erreichung eines befriedigenden Resultates als höchst zweifelhaft erscheinen ließen. Allerdings war Maria Theresia völlig in ihrem Rechte, wenn sie behauptete, sie könne sich unmöglich zu einer zweifachen Schmälerung ihres Gebietes in Italien herbeilassen. Entweder beständen die Bestimmungen des Wormser Vertrages aufrecht, und dann sei sie bereit, die zu Gunsten Sardiniens gemachten Abtretungen gelten zu lassen. Dann dürften ihr aber nicht neuerdings Opfer für den Infanten Don Philipp zugemuthet werden, und sie müsse noch überdieß auf ihrem Rechte bestehen, sich für jene Abtretungen durch die Eroberung Neapels schadlos zu halten. Habe aber der König von Sardinien durch einen geheimen Friedensschluß mit Frankreich den Wormser Vertrag zuerst gebrochen, dann könne auch sie nicht mehr zur Beobachtung desselben verpflichtet sein. Dann wäre sie der Ausmittlung eines Länderbesitzes für den Infanten Don Philipp nicht länger entgegen. Auch wolle sie der Unternehmung gegen Neapel ein für allemal entsagen. Nur müßten dann auch die an Sardinien abgetretenen Gebietstheile und wo möglich noch etwas mehr an Oesterreich zurückfallen [18]).

Alles dieß wollte die Kaiserin nur im Einvernehmen mit England ins Werk setzen. Auf dessen Zustimmung war jedoch um so weniger zu hoffen, als sich wirklich ein Beweis des definitiven Abfalles des Königs von Sardinien von der Allianz, so zweideutig sein Benehmen auch während des Krieges gewesen sein mochte, keineswegs beibringen ließ. Ja der Antheil seiner Truppen an der Expedition gegen Südfrankreich mußte vielmehr die Ueberzeugung von dem Gegentheile erwecken. Ihm gegenüber blieb also Maria Theresia noch immer

in den Verpflichtungen, welche sie durch den Wormser Vertrag eingegangen war. Da aber auch der König von Spanien inzwischen von dem Gedanken, Frankreich gegenüber im Nothfalle zu den Waffen zu greifen, völlig zurückgekommen war, da jetzt auch er für die Zuweisung eines Besitzthumes an seinen Halbbruder Philipp sich aussprach, so blieben die Verhandlungen mit ihm, wenn sie auch noch durch längere Zeit sich fortschleppten, dennoch erfolglos.

Ob das Gleiche auch mit den Friedensconferenzen zu Breda der Fall sein werde, mußte sich binnen Kurzem entscheiden. Daß es geschehe, war unzweifelhaft der Wunsch der Kaiserin, deren Absichten und Plane aus den Instructionen, welche sie dem Grafen Harrach ertheilte, klar hervorgehen. Es wird hiedurch das Dunkel, welches nach der Klage des letzten Darstellers jener Ereignisse diesen Theil der Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges bisher verhüllte [19]), vollkommen aufgeklärt.

In jener Instruction wurde dem Grafen Harrach auf das deutlichste vorgezeichnet, was er nach Bartensteins eigenthümlicher Ausdrucksweise als das Gedeihlichste, was er ferner als das minder Nützliche, was er als das Schädliche und was er endlich als das Allerschädlichste anzusehen habe. Das Gedeihlichste sei die Fortdauer des innigsten Einverständnisses zwischen den Verbündeten. Um dasselbe aufrecht zu erhalten, wolle Maria Theresia die Bedingungen des Wormser Vertrages und der Tractate mit den Seemächten treulich erfüllen, außerdem aber noch England nachdrücklich unterstützen, daß es in dem Besitze von Cap Breton verbleibe und möglichst große Handelsvortheile von Spanien erhalte.

Man sieht also, daß es der Kaiserin in erster Linie darum zu thun war, nach dem Wortlaute des Wormser Tractates Parma und Piacenza zu behalten und zur Entschädigung für ihre Verluste in den Besitz Neapels zu gelangen. Die Vertreibung der Bourbonen aus Italien bildete noch immer den Zweck ihrer politischen Plane; von einer Eroberung Lothringens oder der Wiedergewinnung Schlesiens ist nicht im Entferntesten die Rede.

Sollte das Gedeihlichste nicht erreicht werden, so müßte man sich, ließ sich die Kaiserin gegen Harrach weiter vernehmen, mit dem minder Nützlichen begnügen. Dieser Fall trete dann ein, wenn Sardinien wirklich dem Wormser Vertrage untreu geworden sei und sich insgeheim mit Frankreich verständigt habe. Dann stehe ihm auch kein Anspruch mehr auf die im Wormser Vertrage erwirkten Abtretungen zu. Gegen Rückerlangung derselben, welche durch einige piemontesische Gebietstheile noch vermehrt werden sollten, sei Maria Theresia bereit, nicht nur jeder Unternehmung gegen Neapel zu entsagen, sondern auch dem Infanten Don Philipp den ihm schon durch Grimaldi's Vermittlung angebotenen Länderbesitz in Italien zu Theil werden zu lassen. Dann biete sich die Aussicht dar, Spanien von Frankreich zu trennen und das alte politische System wieder ins Leben zu rufen, welches so lang in Europa bestand und dem das innigste Einvernehmen zwischen Oesterreich, Spanien und den Seemächten zu fester Grundlage diente.

Als das Schädliche wurde der Fall bezeichnet, daß England früher mit Spanien ins Reine käme als dieß von Seite Oesterreichs der Fall wäre. Letzterem bliebe dann nichts übrig, als sich den von jenen zwei Mächten verabredeten Bedingungen zu fügen. Noch verderblicher aber und das Allerschädlichste wäre der Abschluß des Friedens auf Grundlage des vom Marquis d'Argenson entworfenen Planes, demzufolge nicht nur Toscana dem Infanten Don Philipp, sondern noch überdieß dem Kurfürsten von der Pfalz Limburg und Geldern zu Theil werden sollten. Für Frankreich wurden die Städte Beaumont und Chimay nebst einigen geringeren Zugeständnissen verlangt. Dem Könige von Preußen sollte der Besitz Schlesiens gewährleistet, den österreichischen Niederlanden aber eine immer dauernde Neutralität zuerkannt werden. Die letztere faßte die Zusicherung in sich, daß Frankreich von jener Seite nicht angegriffen werden könne.

Dieses Zugeständniß aber war es, gegen welches sich Maria Theresia mit Recht erklärte. Ging man darauf ein, so würde die Kaiserin des bewaffneten Beistandes der Seemächte gegen Frankreich für immer verlustig, letzteres an seiner verwundbarsten Stelle für unangreifbar erklärt, das deutsche Reich aber für alle Zukunft zum

Schauplatze der Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich gemacht worden sein.

Nicht weniger gegründet und noch ungleich lebhafter war der Widerspruch der Kaiserin gegen den Vorschlag, dem Könige von Preußen den Besitz Schlesiens zu gewährleisten. Nicht als ob sie sich damals irgendwie mit dem Gedanken einer Wiedereroberung dieser Provinz beschäftigt hätte. Ueberall und selbst in ihren geheimsten Schriften wird vielmehr darauf der Nachdruck gelegt, daß sie fest entschlossen sei, die Bedingungen des Dresdner Friedens pünktlich zu beobachten, so lang dieß auch von Seite des Königs von Preußen geschehe. Von ihr werde ein Friedensbruch, so schmerzlich ihr auch die Abtretung Schlesiens gefallen sei, gewiß nicht ausgehen. Sollte aber König Friedrich, wie er mit dem Breslauer Vertrage gethan, auch den Dresdner Frieden umstoßen, so besäße er dann kein Recht mehr, in Schlesiens Besitz von den fremden Mächten geschützt zu werden. Das hieße ihm nur die Vortheile, Oesterreich aber die Nachtheile des Dresdner Tractates zuwenden. Würde die geforderte Gewährleistung beiden Mächten, Oesterreich und Preußen gleichmäßig zu Theil, so werde auch Maria Theresia keine Einwendung wider dieselbe erheben [20]).

Die von Frankreich in Vorschlag gebrachten Abtretungen von Limburg und Geldern an Kurpfalz, dann von Toscana an den Infanten Don Philipp wurden von Maria Theresia gleichfalls eifrig bekämpft. Ueberzeugend wies die Kaiserin nach, daß sich für diese Begehren auch nicht der geringste Rechtstitel anführen lasse. Harrach wurde beauftragt, auf solche Anträge unter keiner Bedingung einzugehen [21]).

Man sieht wohl wie weit die beiden hauptsächlichsten Gegner, wie weit Oesterreich und Frankreich in ihren Anschauungen von einander abwichen. Zunächst war es wohl diese Ueberzeugung, welche die französische Regierung vermochte, mit stets sich gleichbleibendem Nachdrucke auf der Nichtzulassung des österreichischen Bevollmächtigten zu bestehen. Als Harrach zu Ende des Monates Oktober 1746 im Haag eintraf, hatte Lord Sandwich, von den holländischen Bevollmächtigten nur wenig unterstützt, hinsichtlich jenes Punktes noch gar nichts erreicht. So hartnäckig beharrte der Marquis von Puysieux, welcher

Frankreich bei den Conferenzen vertrat, auf dem früheren Widerspruche gegen die Zulassung Harrachs und eines Repräsentanten des Königs von Sardinien, daß endlich auch Lord Sandwich ins Schwanken gerieth. Er trug darauf an, man möge einen Ausweg suchen, durch welchen die von Frankreich gedrohte Suspension der Verhandlungen vermieden und dennoch der Kaiserin so wie dem Könige von Sardinien eine gewisse Betheiligung an denselben möglich gemacht werde [22]).

Der neue holländische Rathspensionär Gilles, welchen der Gedanke an das etwaige Scheitern der Conferenzen mit Schrecken erfüllte, schlug vor, daß jetzt die gleiche Art der Verhandlung beobachtet werde, zu der man sich vor fast vierzig Jahren während des Gertruidenberger Congresses vereinigt hatte. Auch damals hätten die Bevollmächtigten des Kaisers nicht unmittelbar an den Berathungen Theil genommen, sondern im Haag sich aufgehalten. Dennoch wäre ohne sie ein Friedensprojekt zu Stande gekommen, von welchem man nur bedauern müsse, daß es nicht angenommen und später durch einen weit ungünstigeren Vertrag ersetzt worden sei [23]).

Es brachte auf Maria Theresia einen peinlichen Eindruck hervor, daß auch England, obwohl König Georg sich persönlich für die Zulassung des österreichischen Bevollmächtigten verbürgt hatte, jetzt davon abging und am Wiener Hofe erklären ließ, man könne um dieser Frage willen nicht die Verhandlungen abbrechen. So sei es ihr, schrieb Maria Theresia an ihren Gesandten im Haag, den Freiherrn von Reischach, mit den Versprechungen Englands noch immer ergangen. Das gleiche Schicksal werde sie, fügte die Kaiserin mit prophetischem Geiste hinzu, so wie jetzt hinsichtlich der Form der Friedensverhandlungen, so auch dereinst in Bezug auf das Ergebniß derselben treffen. Zwar komme England in dem gegenwärtigen Augenblicke immer wieder darauf zurück, daß von der Ausmittlung eines Gebietes für den Infanten Don Philipp in Italien nicht mehr die Rede sein könne. Doch werde es sich durch die Muthlosigkeit Hollands und das Andrängen Frankreichs eben so leicht zu den jetzt noch verweigerten Zugeständnissen verleiten lassen, wie dieß nun in Bezug auf die Zurückweisung der österreichischen und sardinischen Minister von den Conferenzen der Fall sei [24]).

Da Maria Theresia hierüber ihre Verbündeten auf keine anderen Gedanken zu bringen vermochte, so wollte sie sich wenigstens die Demüthigung ersparen, der Nichtzulassung ihres Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen ihre Genehmigung zu ertheilen. Doch ließ sie durch Harrach erklären, daß sie sich der Fortführung der Verhandlungen nicht widersetze, wenn nur ihr Minister auch in alles dort Vorkommende schnell und gewissenhaft eingeweiht würde. Und um die Seemächte von allzugroßer Nachgiebigkeit gegen Frankreich abzuhalten, theilte Maria Theresia denselben gleichzeitig ihren festen Entschluß mit, in dem künftigen Feldzuge nicht weniger als sechzigtausend Mann in den Niederlanden zu verwenden. Wenn Holland nur vierzigtausend und England ebensoviele Truppen aufstelle, so werde jede Besorgniß vor noch größeren Fortschritten der Franzosen gar bald verschwinden. Außerdem verstärkte die Kaiserin das gegen Südfrankreich vordringende Heer des Grafen Browne so sehr als es nur immer thunlich erschien. Endlich setzte sie die Verhandlungen mit Spanien fort, um diese Macht von dem Bündnisse mit Frankreich zu trennen. Nicht allein durch Grimaldi geschah dieß, welcher sich noch immer in Wien befand, sondern auch der bei Maria Theresia beglaubigte portugiesische Gesandte Carvalho und endlich Rosenberg, der in den letzten Tagen des Oktobers 1746 in Lissabon eingetroffen war, arbeiteten jetzt in dem gleichen Sinne.

Es ist daher eine ziemlich oberflächliche Anschauung, wenn man es nur Hofintriguen zuschreibt, daß Anfangs Jänner 1747 d'Argenson plötzlich entlassen und in seinem Amte durch den Marquis von Puysieux ersetzt wurde. Offenbar suchte König Ludwig XV. durch diesen Schritt dem Abfalle Spaniens von dem Bündnisse mit Frankreich vorzubeugen. Auch auf die Verhandlungen zu Breda blieb natürlicher Weise jene Veränderung in dem französischen Ministerium nicht ohne Einfluß. Freilich war es gerade kein Zeichen einer Annäherung Frankreichs an Oesterreich, daß Puysieux in Breda durch jenen du Theil ersetzt wurde, welcher ein Jahrzehnt zuvor in Wien die Abtretung Lothringens an Frankreich gegen die Verpflichtung dieses Staates erwirkt hatte, die pragmatische Sanktion nicht nur selbst zu respektiren, sondern sie wider ihre etwaigen Gegner aufrecht zu erhalten. Harrach wenig-

stens beklagte es tief, jetzt neuerdings mit einem Manne verhandeln zu müssen, der es schon gewohnt sei im Namen seiner Regierung Zusagen zu ertheilen, welche dieselbe keineswegs zu erfüllen denke[25]).

Von ungleich größerer Bedeutung als du Theil war ein anderer Mann, welcher damals zur Vertretung eines der kriegführenden Staaten bei den Friedensconferenzen berufen wurde. Es ist dieß Don Melchor de Macanaz, vielleicht die geistig hervorragendste Persönlichkeit unter allen Spaniern, welche sich damals am Leben befanden. Schon im Jahre 1707 war er von König Philipp V. an die Spitze der Verwaltung von Valencia gestellt worden. Vier Jahre später erhielt er die Leitung des Steuerwesens in Aragon, welches nach der Wiedereroberung dieses Königreiches durch Philipp und nach der Beseitigung der Privilegien des Landes auf ganz neuen Fuß eingerichtet wurde. Im Jahre 1713 wurde er nach Madrid zurückberufen und der König übertrug ihm die Ausarbeitung eines Planes zur Umgestaltung des castilischen Rathes. Hierauf zum Generalfiscal ernannt, befand sich nun Macanaz bald inmitten der wichtigsten und schwierigsten Staatsgeschäfte. Insbesondere waren es die damals zu einem hohen Grade der Erbitterung gesteigerten Zwistigkeiten des spanischen Hofes mit der römischen Curie, welche die ganze Thätigkeit des neuen Generalfiscals in Anspruch nahmen. Schon am 19. Dezember 1713 überreichte Macanaz jene berühmt gewordene Denkschrift, in welcher er die ganze Streitfrage zwischen Kirche und Staat principiell und in einer für die damalige Zeit und die spanischen Verhältnisse höchst freisinnigen Weise festzustellen suchte[26]).

Da Macanaz in seiner Schrift die Forderungen der Regierung mit Nachdruck und seltenem Geschick vertrat, stieg er durch dieselbe nur noch höher in der Gunst des Königs. Dennoch ließ sich dadurch die Gegenpartei nicht einschüchtern, und auf Befehl des Großinquisitors Cardinals del Giudice wurde an allen Kirchen das Edikt angeschlagen, welches die Schrift des Generalfiscals rücksichtslos verdammte.

Es kann hier nicht der Ort sein, diese merkwürdige Angelegenheit in ihren einzelnen Phasen weiter zu verfolgen. Hatte schon das

entschlossene Auftreten der kirchlichen Partei den König eingeschüchtert und ins Schwanken gebracht, so errang sie nach Philipps zweiter Vermählung einen vollständigen Sieg. Um wenigstens sein Leben zu retten, entwich Macanaz nach Frankreich und lebte von nun an dort und in den Niederlanden als ein Verbannter. Gleichwohl unterhielt er mit Philipp bis zum Tode dieses Königs einen regen schriftlichen Verkehr, ja er wurde nicht selten als einer der vertrautesten Rathgeber Philipps bezeichnet. Insbesondere erstattete er ihm die einsichtsvollsten Vorschläge zur Hebung des so tief gesunkenen Wohlstandes der spanischen Nation. Mehrmals wurde Macanaz zu wichtigen politischen Missionen verwendet. Dennoch wagte Philipp es nicht, ihm die Rückkehr nach Spanien zu gestatten.

Wie alle hervorragenden Männer jener Tage stand auch Macanaz mit dem Prinzen Eugen in Verbindung. Insbesondere war dieß zur Zeit der Annäherung zwischen Oesterreich und Spanien der Fall, als Ripperda in Wien die Verträge abschloß, welche das politische System wiederherstellen sollten, das die beiden Staaten Jahrhunderte hindurch so eng an einander geknüpft hatte [27]). Macanaz scheint diese Combination nicht ohne Vorliebe betrachtet zu haben. Es ließ sich daher von ihm voraussetzen, daß er auch jetzt keine feindselige Gesinnung gegen Oesterreich an den Tag legen werde.

Als Macanaz um jene Zeit zu einer so wichtigen staatsmännischen Thätigkeit berufen wurde, zählte er nicht weniger als sieben und siebzig Jahre. Sein Aeußeres trug alle Kennzeichen eines so weit vorgeschrittenen Alters; sein Geist aber hatte das Feuer und die Spannkraft der Jugend noch ungeschwächt bewahrt [28]). Von der ihm innewohnenden Energie lieferte er gleich Anfangs einen Beweis, indem er in ganz anderer und ungleich nachdrücklicherer Weise als es von Harrach und dem sardinischen Conferenzgesandten de la Chavanne geschah, auf seine Zulassung zu den Berathungen drang. Ohne hiezu eingeladen zu sein, ja vielmehr des Widerspruches der französischen und holländischen Bevollmächtigten gewiß, begab er sich persönlich nach Breda und wußte auch den Grafen de la Chavanne zur Reise dorthin zu vermögen. Er ließ der versammelten Conferenz eine Denkschrift überreichen, worin er

sie um unumwundene Mittheilung der Beweggründe anging, welche seine Nichtzulassung verursacht hätten. Gleichzeitig legte er gegen die Gültigkeit der Beschlüsse, welche sie etwa ohne seine Mitwirkung über die Interessen des Königs von Spanien zu fassen gedächten, Verwahrung ein[29].

Hieraus entspann sich denn nun wieder der alte Streit über die Betheiligung der Bevollmächtigten aller kriegführenden Staaten an den Verhandlungen. Lord Sandwich erklärte sich für, du Theil aber gegen dieselbe. Der Erstere drang in den Grafen Harrach, nun gleichfalls nach Breda zu kommen und in Uebereinstimmung mit Macanaz und la Chavanne die Vertretung aller betheiligten Mächte bei den Conferenzen zu erzwingen. Harrach fügte sich diesem Begehren, indem sich eine bessere Gelegenheit, seine persönliche Anwesenheit bei den Berathungen durchzusetzen, nicht leicht darbieten konnte. Außerdem hatte der Widerspruch des französischen Bevollmächtigten gegen die Zulassung Macanaz' den Letzteren in hohem Grade erbittert. Es ließ sich erwarten, daß er in gleichem Sinne nach Madrid berichten und dadurch die Wahrscheinlichkeit vermehrt würde, daß Spanien zu einem Friedensschlusse auch ohne die Mitwirkung Frankreichs vermocht werden könnte. Endlich war zu besorgen, daß Spanien sich einseitig mit England verständige, wenn Harrach von den etwaigen Verhandlungen der Minister dieser beiden Staaten sich gleichfalls entfernt halte[30].

Gleich nach seiner Ankunft in Breda trat Harrach mit Macanaz in unmittelbaren Verkehr. Wohl wurde er durch die Art, wie derselbe die Staatsgeschäfte behandelte, nicht eben angenehm berührt. Zwar läßt er seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit aufrichtige Bewunderung widerfahren. Ja er beneidet den fast achtzigjährigen Greis um die geistige Regsamkeit, welche es ihm möglich machte, sich mitten in den drängendsten Verhandlungen mit einer strengwissenschaftlichen Arbeit über die Liturgie der alten spanischen Kirche zu beschäftigen[31]. Aber er fügt doch hinzu, daß es ungemein schwer sei, mit Macanaz über Staatsangelegenheiten zu verkehren. Derselbe verstehe kein Geheimniß zu bewahren und habe gleich am ersten Tage von der Unterhandlung

Grimaldi's, welche man bisher mit so großer Sorgfalt verborgen gehalten, vor aller Welt wie von einer offenkundigen Sache gesprochen. Trotz seines Alters herrsche bei ihm die Phantasie unbedingt über den Verstand; seine Lebhaftigkeit arte nicht selten in Thorheit aus, und deßhalb könne man sich auf seine Vorschläge nur wenig verlassen. Wenn er von den Ansprüchen seines Königs rede, so blieben nur wenige Länder Europa's übrig, auf welche nicht Spanien die gegründetsten Rechte besäße. Seiner Mißstimmung gegen Frankreich lasse er freien Lauf. Seiner Behauptung nach könne Maria Theresia nichts Besseres thun, als sich ihrer italienischen Länder zu Gunsten des Königs von Sardinien und des Infanten Don Philipp entäußern. Ihre Entschädigung dafür müsse darin bestehen, daß sich ihre Macht von den Niederlanden aus bis in das Herz Frankreichs ausbreite [32]).

Weniger abenteuerlich, aber doch für Maria Theresia gleichfalls nicht annehmbar lauteten die schriftlichen Vorschläge, welche jetzt Macanaz auf Harrachs Begehren an denselben gelangen ließ. Für Don Philipp verlangte er entweder Toscana oder Savoyen mit Villafranca und Nizza. Für Spanien wurde in Italien die Insel Sardinien, in den Niederlanden aber das Patronatsrecht über den dortigen katholischen Cultus und über die Universität Löwen, dann die Großmeisterschaft des Ordens vom goldenen Vließe begehrt. Doch wurde den seit dem Tode Karls VI. in Oesterreich ernannten Ordensrittern die Bestätigung zugesagt [33]). Endlich sollte Spanien nicht nur in den Niederlanden und der Lombardie, sondern auch in Oesterreich, Ungarn und Böhmen Soldaten anwerben dürfen. Für Karl Emanuel wurde der Titel eines Königs der Lombardie und der Besitz des Herzogthums Parma verlangt. England sollte Gibraltar zurückgeben, Port Mahon aber behalten. Ersteres sei ja ohnedieß nur das Grab aller Engländer, welche sich daselbst aufhielten.

Im Wesentlichen gleichlautend mit diesen Anträgen waren die Präliminarartikel, welche einige Tage später Macanaz dem Grafen Harrach mit der Erklärung übergab, er würde sie, wenn die Kaiserin denselben nicht zustimmen sollte, wenigstens mit den Bevollmächtigten Englands und Sardiniens unterzeichnen. Sollten auch diese sich dessen

weigern, so sei er entschlossen, Breda zu verlassen, und sich nach Spanien zu begeben [34]).

Es bedarf wohl kaum einer Aufzählung der Beweggründe, in Anbetracht deren Maria Theresia von den Vorschlägen des spanischen Bevollmächtigten nichts hören wollte. Der Mann muß ohne Kopf sein, ließ sie sich gegen Harrach in dem Rescripte vernehmen, in dem sie ihn zu unbedingter Verwerfung jener Anträge anwies [35]). Und als Harrach berichtete, daß Sandwich und Chavanne sich wenigstens im Ganzen und Großen den Vorschlägen Macanaz' nicht abgeneigt zeigten, da wurde er ausführlich über die Gesichtspunkte instruirt, welche der Kaiserin ein Eingehen auf jene Anträge ganz unmöglich erscheinen ließen. Es fiel nicht schwer den Beweis zu führen, wie viel ungünstiger dieselben seien als die Anerbietungen, welche Grimaldi zu einer Zeit gemacht hatte, in der es um die Sache Spaniens in Italien ungleich besser bestellt war als jetzt. Nicht allein Oesterreich, sondern auch England gegenüber wolle Spanien die Forderungen nun höher spannen als zuvor. So habe Grimaldi es niemals gewagt, sich auch nur ein Wort von der Zurückgabe Gibraltars entschlüpfen zu lassen, und er möge wohl gewußt haben, daß man ihn nach der Verlautbarung eines solchen Begehrens in Wien gar nicht mehr angehört haben würde [36]).

Natürlicher Weise konnte das englische Ministerium, so friedliebend die Mehrzahl seiner Mitglieder auch sein mochte, es nicht wagen, mit einer so demüthigenden Bedingung wie die Zurückgabe Gibraltars gewesen wäre, vor die Nation zu treten. Das hierauf gerichtete Begehren des spanischen Bevollmächtigten wurde also rundweg abgelehnt und Lord Sandwich gleichzeitig mit der Erklärung beauftragt, die Kriegsereignisse in Italien hätten jede Aussicht auf die Errichtung eines Staates für Don Philipp in jenem Lande völlig vernichtet. Weder der Kaiserin noch dem Könige von Sardinien könne jetzt noch zugemuthet werden, sich zu diesem Ende eines Theiles ihres dortigen Länderbesitzes zu entäußern [37]).

Es ist aus dem Vorhergehenden ersichtlich, daß diese Erklärung der englischen Regierung den Wünschen Maria Theresia's nicht ganz

entsprach. Damals waren ihre Bestrebungen darauf gerichtet, in Italien entweder volle Entschädigung für dasjenige, was sie an Sardinien abgetreten hatte, oder diese Gebietstheile selbst wieder zurückzuerhalten. Nach dem Wormser Vertrage war sie ohne Zweifel zu diesem Begehren berechtigt. Wohl aber hätte man sich in Wien nicht verhehlen sollen, daß in politischen Dingen von der Berechtigung eines Anspruches bis zu der Aussicht auf seine Verwirklichung oft noch ein weiter Weg ist. Daß ihre Verbündeten ebensowenig dem Könige von Sardinien die ihm zu Theil gewordenen Landstriche wieder entziehen wollten, als sie Lust bezeigten, zu einer Expedition gegen Neapel mitzuwirken, konnte die Kaiserin in keiner Weise bezweifeln. Freilich entgegnete sie auf diesen Einwurf, sie begehre eine solche Mithülfe gar nicht. Man möge sie nur allein gewähren lassen und sie werde die Eroberung Neapels mit ihren eigenen Streitkräften durchzuführen wissen. Aber von dieser Unternehmung wollte man nun in England gar nichts mehr hören. Es handle sich jetzt vornehmlich, behauptete man dort, um die Loslösung Spaniens von dem Bündnisse mit Frankreich. Da könne von einem Plane nicht länger die Rede sein, dessen Verwirklichung Spanien bis zum Aeußersten bekämpfen werde. Die Kaiserin möge sich damit begnügen, die Errichtung eines neuen bourbonischen Staates in Italien vereitelt zu haben und im Besitze ihrer dortigen Länder, die Abtretungen an Sardinien natürlich ausgenommen, zu verbleiben.

Leider gewann es binnen kurzem den Anschein, als ob es England auch mit dieser Erklärung nicht mehr Ernst sei. Eifrig setzten Lord Sandwich und Macanaz die Verhandlungen fort, um für den Fall, daß der allgemeine Friede nicht zu Stande gebracht werden sollte, einen solchen wenigstens zwischen England und Spanien zu schließen. Und da war es denn mehr als wahrscheinlich, daß um eine Vereinbarung zu erzielen, Spanien von dem Verlangen der Zurückgabe Gibraltars, England aber von der Verweigerung der Errichtung eines Staates für Don Philipp abstehen werde. Bei der stets sich gleichbleibenden Vorliebe Englands für Sardinien könne dieß, so ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen, nur wieder auf Kosten Maria Theresia's geschehen.

Um solches abzuwenden, wies jetzt die Kaiserin auf das Auskunftsmittel hin, dem Infanten die Insel Corsica, dem Könige von Sardinien aber gegen die Zurückgabe der erfolgten Abtretungen die Riviera di Ponente auf Kosten Genua's zu Theil werden zu lassen. Unter dieser Bedingung wolle sie dem Gedanken einer Eroberung Neapels völlig entsagen.

Auch gegen diesen Vorschlag wurden wieder mehrfache, und man muß es gestehen, nicht unbegründete Einwürfe erhoben. Die spanische Regierung ließ erklären, daß sie zu einer Beraubung Genua's, welches wegen seines Bündnisses mit Frankreich und Spanien schon so viel gelitten, die Hand nicht bieten könne. Außerdem sei Corsica für einen Fürsten aus dem bourbonischen Königshause, wenn er nicht auch noch ein anderes Land besäße, gewiß kein verlockender Gewinn [38]). Und von englischer Seite wurde entgegnet, der König von Sardinien werde wohl niemals bewogen werden können, die durch den Wormser Tractat erworbenen Gebiete gegen die Riviera di Ponente zu vertauschen.

Waren nun auch Maria Theresia's Vorstellungen nicht mächtig genug, um England zu einem Eingehen auf ihre Wünsche zu vermögen, so bildete die entschlossene Haltung der Kaiserin doch wieder ein Hemmniß für eine abgesonderte Vereinbarung zwischen England und Spanien. Denn selbst wenn sich die britische Regierung zur Ausmittlung eines Staates in Italien für den Infanten Don Philipp herbeiließ, so war doch für Spanien, dessen finanzielle und militärische Kraft so ziemlich erschöpft schien, noch wenig gewonnen, wenn es dieses Land erst erobern, es dem österreichischen Heere mit den Waffen in der Hand abgewinnen sollte. Als daher die Verhandlungen zwischen Lord Sandwich und Macanaz endlich so weit gediehen, daß ihr Ergebniß in die Form von Präliminarien gebracht wurde, behielt man die Entscheidung der Streitfrage wegen der Bildung eines Staates für Don Philipp einer späteren Zeit vor. Das Gleiche war in Bezug auf die Zurückgabe Gibraltars an Spanien der Fall. Nur hinsichtlich der überseeischen Verhältnisse beider Regierungen zu einander und der Einräumung von Handelsvortheilen an England waren in jenem Vertragsentwurfe definitive Bestimmungen enthalten [39]).

Es ist schwer zu entscheiden, inwiefern sich Macanaz bei der Ausarbeitung dieses Tractates in Uebereinstimmung mit den eigentlichen Absichten seiner Regierung befand. Zur förmlichen Unterzeichnung desselben wagte er wenigstens nicht zu schreiten, so lebhaft ihn auch Lord Sandwich dazu drängte [40]). Denn England war es damals um nichts so sehr als um die Trennung Spaniens von der Allianz mit Frankreich zu thun. Dann würde sich ja, so glaubte man hoffen zu dürfen, Frankreichs Schwächung und Demüthigung ungleich leichter erreichen, jedenfalls aber die von Frankreich noch immer mit Hartnäckigkeit verlangte Zurückgabe von Cap Breton vermeiden lassen.

Aber noch war der französische Einfluß in Madrid mächtig genug, um die spanische Regierung zu vermögen, zur Verwirklichung solcher Plane nicht ernstlich die Hand zu bieten. Auch die Einwirkung Portugals, durch dessen Vermittlung bekanntlich Oesterreich und England gleichfalls mit Spanien unterhandelten, brachte hierin keine Veränderung hervor. Hiebei darf freilich nicht übersehen werden, daß der Hof von Lissabon mit ungleich geringerer Lebhaftigkeit für die Sache der Verbündeten eintrat, als man in Wien es erwartete. Die Königin Marianne, Kaiser Leopolds zweitgeborne Tochter und daher Maria Theresia's Tante, zeigte wohl viel guten Willen, obwohl auch von ihr erzählt worden war, daß sie der pragmatischen Sanktion und der durch dieselbe hervorgerufenen Thronfolge Maria Theresia's nicht gerade günstig gesinnt sei. Denn sie sehe ihre eigenen Rechte und diejenigen ihrer Schwestern hiedurch als verletzt an. Aber ihre Gereiztheit hierüber war wohl seither wieder beschwichtigt worden, und die Königin hätte sich ihrer Nichte gern gefällig erwiesen. So weit ging jedoch weder ihr Einfluß noch ihre geistige Kraft [41]), daß sie ihren Gemal und dessen vertrauten Minister den Cardinal da Motta vermocht hätte es darauf ankommen zu lassen, daß Portugal durch angelegentliche Verwendung zur Herbeiführung einer Versöhnung zwischen Oesterreich und Spanien vielleicht auch in ein gespanntes Verhältniß zu Frankreich gerathe. Dem widersprach wohl auch, wie sich nicht leugnen läßt, das Interesse des portugiesischen Staates. Darum schien die Sendung des Grafen Rosenberg nach Lissabon ohne Erfolg bleiben

zu sollen. Er selbst wenigstens sprach schon in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthaltes die Ueberzeugung aus, weder von der portugiesischen Vermittlung noch von den selbstständigen Entschlüssen der spanischen Regierung lasse sich etwas Ersprießliches erwarten. In Lissabon sei der Cardinal da Motta französisch gesinnt und Oesterreich abgeneigt, in Madrid aber der neue Minister Carvajal nur durch die verwitwete Königin Elisabeth und durch Frankreich ans Ruder gelangt [42]). Der junge König von Spanien sei allzu schwach, um irgend einen entscheidenden Schritt gegen den Willen seiner Stiefmutter zu thun. Die letztere aber habe seit dreißig Jahren alle nur einiger Maßen wichtigen Posten im Staate mit ihren Creaturen besetzt. Darum übe sie nach wie vor einen sehr bedeutenden Einfluß. In Folge dessen müsse Spanien noch ganz anders zu Paaren getrieben werden, als dieß bis jetzt der Fall gewesen sei, ehe man sich mit der Hoffnung schmeicheln könne, daß es von der Forderung eines Staates für Don Philipp abstehen werde. Ein wirksameres Mittel hiezu als die Vertreibung des Königs von Neapel aus seinem Lande könne nicht ausgedacht werden. Auch die Königin von Portugal stimme dieser Anschauung bei. Sei dieß gelungen, dann vermöge man um den Preis der Wiedereinsetzung des Königs von Neapel in sein Land Spanien zu jedem Zugeständnisse zu bringen, welches man nur immer begehre.

Es wäre der Kaiserin sicher erwünscht gewesen, wenn sie Rosenbergs Rath ohne Aufschub hätte befolgen können. Aber Englands hartnäckiger Widerspruch auf der einen und die Vertreibung ihrer Truppen aus Genua auf der anderen Seite machten ihr dieß wenigstens für den Augenblick ganz unmöglich. Sie durfte weder an eine Unternehmung schreiten, deren Durchführung sie mit ihrem mächtigsten Verbündeten in offenen Zwiespalt gebracht hätte, noch konnte der Zug nach Neapel der Wiedereroberung Genua's vorhergehen. Die Verhandlungen in Lissabon schleppten sich daher noch einige Zeit mit jener Lässigkeit hin, welche sie immer annehmen, wenn die Ueberzeugung von ihrer Erfolglosigkeit mehr und mehr in den Vordergrund tritt.

Das Gleiche war mit der Negociation des portugiesischen Gesandten Carvalho der Fall, auf welche hier nicht näher eingegangen

wird, da sie im Wesentlichen derjenigen glich, welche gleichzeitig in Lissabon stattfand. Den Friedensconferenzen in Breda aber machte nicht nur der Eintritt der günstigeren Jahreszeit, welche auf beiden Kriegsschauplätzen, in den Niederlanden und in Italien zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten benützt wurde, sondern vielleicht mehr noch die Staatsumwälzung ein Ende, die in den ersten Tagen des Monates Mai 1747 den holländischen Provinzen eine veränderte Verfassung gab.

Durch lange Zeit schon hatte das Verfahren der niederländischen Regierung, es mochte um die inneren oder die äußeren Angelegenheiten sich handeln, die tiefste Verstimmung in dem eigenen Lande erregt. Nach der einen Seite war es der verletzende Hochmuth einer Anzahl aristokratischer Familien und die offenkundige Ausbeutung der Hülfsquellen des Staates zur Bereicherung derselben, nach der anderen aber die feige, Frankreich gegenüber jedes Selbstgefühls entbehrende Leitung der äußeren Politik und die jämmerliche Art der Kriegführung, worüber man sich laut und mit immer steigender Erbitterung beklagte. Eigenthümlicher Weise war es eine Maßregel des französischen Hofes, dem doch an der Erhaltung der bisherigen holländischen Regierung am meisten hätte gelegen sein sollen, wodurch dieselbe zum Sturze gebracht wurde. Wohl zunächst um die Generalstaaten einzuschüchtern und sie zum Abschlusse des Friedens auf Grundlage der von Frankreich gestellten Forderungen zu drängen, überschritten die Franzosen in der Hälfte des Monates April 1747 von Brügge aus die holländische Grenze. In wenigen Tagen befanden sich die befestigten Plätze Sluis, Yzendyke, Sas de Gand und das Fort Philippine in ihren Händen.

Diese Ereignisse erregten in der holländischen Provinz Seeland, welche sie zunächst in Gefahr brachten, die größte Bestürzung. Dort war man seit lange schon der gegenwärtigen Regierung wegen ihrer Abneigung gegen das in Seeland so hochgehaltene Haus Oranien feindselig gesinnt. Das schmachvolle Betragen der holländischen Besatzungen brachte nun den lang verhaltenen Groll endlich zum Ausbruch. Glaubten doch selbst hochgestellte französische Offiziere, daß die

Holländer sich absichtlich gefangen nehmen ließen. Da war es kein Wunder, daß wie es bei Volksbewegungen fast immer der Fall ist, bald das Geschrei über Verrath ertönte und eben so willigen Glauben fand, als es die allgemeine Entrüstung vermehrte. Ueberall hieß es, der vielköpfigen Regierung, bei welcher Jeder nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei und man das Vaterland dem Feinde verkaufe, müsse ein Ende gemacht und ein Einziger an die Spitze des Staates gestellt werden. Dieser Eine aber war der Prinz Wilhelm von Oranien.

Es war ebensowohl das Ansehen, welches Prinz Wilhelm als der Nachkomme und Erbe einer Reihe hervorragender und um die Niederlande hochverdienter Fürsten im Lande genoß, als die Anhänglichkeit und Liebe für seine eigene Person, wodurch die allgemeine Stimme ihm zugewendet wurde. Eine seltene Leutseligkeit hatte ihm alle Herzen gewonnen; überall hegte man nicht nur von der Redlichkeit seines Charakters, sondern auch von seiner geistigen Begabung die günstigste Meinung[43]). Mit Zuversicht hoffte man, daß wenn er die Regierung übernehmen würde, die Betheiligung Hollands am Kriege und somit das Ergebniß desselben ein ganz anderes sein werde als bisher. Fast ohne Widerstand wurde der Prinz, welcher schon Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern war, nun auch zum Statthalter von Seeland ernannt. Die übrigen Provinzen folgten diesem Beispiele. Am 2. Mai 1747 wurden ihm die Würden eines Generalstatthalters, Generalcapitains und Oberadmirals von Holland einstimmig übertragen. Die Generalstaaten hätten ihn zum Könige gemacht, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, diesen Titel zu führen. Die Macht der Königswürde befand sich ja ohnedieß schon in seinen Händen.

Nicht nur bei den verbündeten, sondern auch den feindlichen Höfen sah man darin, daß der Prinz von Oranien als Generalstatthalter an die Spitze der niederländischen Provinzen gestellt wurde, das Signal zur Erneuerung des Kampfes. Die Bevollmächtigten Frankreichs und Spaniens, du Theil und Macanaz überreichten dem Grafen Wassenaer die Erklärung, sie seien von ihren Regierungen beauftragt

worden, die Conferenzen in Breda abzubrechen. Freilich fügten sie hinzu, beide Mächte seien geneigt, in einer anderen und zwar wo möglich einer deutschen Stadt wie Köln, Düsseldorf, Aachen oder Worms die Friedensverhandlungen neuerdings aufnehmen zu lassen [44]). Doch war leicht vorherzusehen, daß eine Verabredung hierüber nicht binnen kurzer Frist, sondern erst nach der Erneuerung des Versuches zu Stande kommen werde, eine Entscheidung jener Streitfragen, bei welchen fast ganz Europa betheiligt war, durch die Gewalt der Waffen herbeizuführen.

Eilftes Capitel.

Wie es während des österreichischen Erbfolgekrieges in jedem Feldzuge geschah, nahmen auch im Jahre 1747 die Feindseligkeiten zuerst in Italien ihren Anfang. Ja man kann sagen, sie waren dort niemals vollständig abgebrochen worden. Denn selbst Botta hatte sich, so lang er noch das Commando zu behalten glaubte, eifrigst bemüht, den Befehlen der Kaiserin zufolge die Einschließung Genua's ins Werk zu setzen, um in solcher Weise entweder die Republik zu freiwilliger Unterwerfung zu vermögen oder die Belagerung der Stadt vorzubereiten. Schon am 7. Jänner 1747 verdrängte Oberst Franquini die Genuesen aus Ovada und nahm dann Stellung bei Campofreddo. Sieben Tage später vertrieb General Andrassy die Feinde von der Bocchetta und den umliegenden Bergen. General St. André endlich griff an demselben Tage bei Borgo de Fornari die Genuesen an, eroberte ihre Geschütze und verfolgte sie bis über Ponte Decimo. Nun rückten die Feinde, welche Verstärkungen an sich gezogen hatten, neuerdings gegen St. André vor. Durch einen raschen Flankenangriff setzte er sie jedoch in so große Verwirrung, daß sie in wilder Flucht sich unter die Wälle von Genua retteten. Der Angriff, welcher am 19. Jänner gegen die österreichischen Posten ausgeführt wurde, blieb auf allen Punkten erfolglos. Es zeigte sich klar, daß man ohne erwähnenswerthe Hindernisse bis vor die Mauern der Stadt zu gelangen vermöge.

Sich daselbst zu behaupten, war jedoch schon eine schwierigere Aufgabe. Denn es mochte nicht leicht sein, nach dem gebirgigen Landstriche, welcher Genua umgibt, die zum Unterhalte der Truppen nöthigen Lebensmittel zu schaffen. Wenn aber Botta erklärte, daß es ihm an den hiezu erforderlichen Geldsummen mangle, so ist dieß darum nur schwer begreiflich, weil er ja selbst die wohlgefüllte Kriegskasse aus Genua mit sich hinweggeführt hatte. Bedenklicher erschien, wenn es um die Wiedereroberung Genua's sich handelte, der Mangel an schwerem Geschütz. Aber auch in dieser Beziehung hätte man wohl noch Abhülfe zu treffen vermocht. In Piacenza und Mailand, in Turin und Savona war ja ein ausreichender Vorrath vorhanden. Freilich durfte man auf die zwei letzteren Plätze nicht rechnen, weil der König von Sardinien mit Botta gar nicht mehr verkehren wollte. Aber nichts hätte den Feldzeugmeister hindern sollen, für die unverzügliche Herbeischaffung der Geschütze aus Piacenza und Mailand Sorge zu tragen.

Es scheint fast als ob Botta seit dem Empfange des Abberufungsbefehles in den Vorbereitungen zur Belagerung Genua's erlahmt wäre. Wenigstens fand Schulenburg, als er in Novi eintraf und das Commando übernahm, noch wenig gethan. Sieben Wochen schon stehe man daselbst, schrieb er der Kaiserin, und noch seien weder Vorräthe gesammelt, noch Anstalten zur Herbeischaffung des schweren Geschützes getroffen. Erst wenn beides geschehen sei, vermöge man an die Wiedereroberung Genua's zu schreiten.

Auch jetzt wurden die Vorbereitungen hiezu nur mit großer Langsamkeit fortgesetzt. Allzuwenig bedachte man hiebei, daß die Zeit, welche darüber verfloß, auch von Seite der Gegner sicherlich benützt werde. Und wirklich that man in Genua Alles was nur immer möglich war, um sich zur Gegenwehr gegen den bevorstehenden Angriff zu rüsten. Hätten die Oesterreicher denselben nur ohne allzulange Vorbereitungen rasch gewagt, so wäre er höchst wahrscheinlicher Weise gelungen. Denn in Genua herrschte in der ersten Zeit nach Botta's Vertreibung allgemeine Verwirrung. Stolz auf die Heldenthaten, die er sich zuschrieb, verübte der Pöbel die gröbsten Excesse. Bewaffnete Banden durchzogen die Stadt und plünderten

dort wo etwas zu holen war. Als Vorwand diente die Beschuldigung, die Besitzer der Häuser und Paläste, auf welche es abgesehen war, seien des Einverständnisses mit dem Feinde verdächtig. Als am 14. Jänner die Oesterreicher die Verschanzungen auf der Bocchetta angriffen, wollte der Pöbel von Genua, statt gegen den Feind zu ziehen, die Regierung stürzen. Nur der Selbstaufopferung des Patriziers Lomellini gelang es, die Aufständischen zu beschwichtigen. Nach und nach ermannte sich der Senat und er nahm nun die Organisirung der Vertheidigungsmaßregeln selbst in die Hand.

Bekanntlich hatte der Aufstand gegen die österreichischen Truppen dadurch die größte Stärke erhalten, daß Botta die Vorsichtsmaßregel versäumte, die kriegsgefangenen Offiziere und Soldaten der genuesischen Streitmacht aus der Stadt zu entfernen. Insbesondere waren die Ersteren auf ihr Ehrenwort in Genua belassen worden. Gleich nach seinem Rückzuge hatte Botta sie aufgefordert, sich binnen acht Tagen auf mailändischem Gebiete zu stellen, sonst würden sie von aller Welt als ehrlos angesehen werden. Schon am 2. Jänner 1747 antworteten diese Offiziere, unter welchen der Marechal de Camp von Escher als der höchstgestellte erscheint, daß sie jener Aufforderung nicht nachzukommen vermöchten. Unter der Strafe der Entehrung, der Beschlagnahme ihres Eigenthums und der Plünderung ihrer Quartiere sei ihnen verboten worden Genua zu verlassen. Wer um die Erlaubniß hiezu ansuche, werde mit Gewalt zurückgehalten [1]). Und obgleich Botta hierauf erwiederte, daß jeder ehrliebende Offizier seinem Begehren nachkommen müsse, während er im Gegensatze hiezu Viele namhaft zu machen wisse, welche bereits die Waffen gegen die Oesterreicher ergriffen hätten, so blieb doch jeder fernere Schritt in dieser Sache erfolglos.

Das Gleiche war in Bezug auf die französischen und spanischen Offiziere der Fall, die sich in Genua befanden. Zwar erklärte Belleisle, an welchen Botta sich gleichfalls wandte, er könne nicht glauben, daß auch Offiziere der französischen Armee einen so empörenden Wortbruch begangen hätten [2]). Und las Minas entschuldigte das Benehmen der spanischen Offiziere, das er gleichfalls nicht zu rechtfertigen versuchte,

mit dem unwiderstehlichen Zwange, der ihnen von den zügellosen Volksmassen auferlegt wurde [3]). Aber beide thaten doch nichts, um einen Vorgang zu ändern, welchen sie selbst als einen verdammenswerthen bezeichneten. Freilich hätten sie dann auch dem Nutzen entsagen müssen, welchen die Anwesenheit französischer und spanischer Offiziere in Genua den Feinden Maria Theresia's unleugbar gewährte.

Denn das war wieder nicht anders als natürlich, daß Frankreich und Spanien die Erhebung Genua's gegen die österreichischen Truppen und die Vertreibung der letzteren aus der Stadt als ein ungemein günstiges Ereigniß ansahen, von welchem sie große Vortheile zu ziehen im Stande wären. Hiezu war aber vor Allem nöthig, die erneuerte Unterwerfung Genua's unter Maria Theresia zu hintertreiben. Darum fanden denn auch die Gesandten der Republik, welche an den Höfen von Versailles und Madrid um Hülfe flehten, dort ein geneigtes Gehör. Insbesondere war es die französische Regierung, welche sich die Unterstützung Genua's angelegen sein ließ. Schon in den ersten Tagen des Februar 1747 erschienen französische Genieoffiziere in Genua, um die Leitung der Vertheidigungsanstalten zu übernehmen. Gleichzeitig erklärte die französische Regierung ihren Entschluß, die Besatzung der Stadt um sechstausend Mann verstärken zu wollen. Doch verzögerte sich die Ankunft dieser Truppen noch durch längere Zeit. Nachdem der Transport derselben nur zur See zu bewerkstelligen war, hätte es den Engländern nicht schwer fallen können, denselben ganz zu vereiteln. Aber sie hielten nur lässige Wache in dem Golfe von Genua. Am 20. März landete das erste französische Regiment in dem Hafen der Stadt. Um dieselbe Zeit liefen nicht weniger als achtzig Fahrzeuge von Toulon aus, um sich, mit Truppen und Lebensmitteln beladen, gleichfalls nach Genua zu begeben. Ein Theil davon wurde von den Engländern angegriffen und entweder zerstreut oder zur Landung an der Riviera gezwungen. Eilfhundert französische Soldaten wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Uebrigen kamen glücklich nach Genua.

Während in solcher Weise die Republik zur Gegenwehr sich rüstete, entstand auf Seite der Oesterreicher wieder eine Streitfrage

über die Führung des Oberbefehls. Denn seit Browne mit seinen Truppen über den Var zurückgekehrt war, befanden sich drei Generale mit dem Range eines Feldzeugmeisters in activer Dienstleistung in Italien. Browne war der Aelteste unter ihnen, Pallavicini bekleidete den Posten eines bevollmächtigten Ministers der Kaiserin, und Schulenburg hatte den speciellen Auftrag erhalten, die Expedition gegen Genua zu führen. Der Hofkriegsrath meinte, daß es hart wäre, ihm jetzt dieses Commando wieder zu entziehen [4]). Pallavicini komme dort, so entschied nun Maria Theresia persönlich, wo es sich um den Befehl über ein Heer handle, welches sich gegen den Feind im Felde befinde, gar nicht in Betracht. Allerdings sei die Durchführung der Unternehmung gegen Genua dem Grafen Schulenburg anvertraut worden. Browne aber sei der Aelteste im Range, und ihm könne das Recht auf das Obercommando keineswegs bestritten werden. Wolle er sich gütlich mit Schulenburg verstehen und ihm für den speziellen Zweck der Expedition gegen Genua das Commando überlassen, so werde sie dagegen keine Einwendung erheben [5]).

In diesem Sinne wurde denn auch die ganze Streitfrage beigelegt. Browne erhielt die oberste Leitung aller kaiserlichen Truppen in Italien. Gleichzeitig erklärte er sich bereit, Schulenburg das Commando der Expedition gegen Genua zu belassen [6]). Es mochte ihm dieß um so leichter fallen, als er wohl schon damals an dem Gelingen derselben zu zweifeln begann. Denn die Vorbereitungen zu der Belagerung Genua's gingen so langsam, überall stieß man auf Hindernisse und so saumselig war man in Beseitigung derselben, daß vier Monate verflossen, bis endlich die österreichische Hauptmacht Novi verließ und gegen Genua vordrang.

Nicht so sehr auf der Stärke ihrer Befestigungswerke als auf ihrer eigenthümlichen Lage beruhte die Sicherheit dieser Stadt. Halbkreisförmig die Meeresküste entlang sich hinstreckend, wird Genua bekanntlich auf der Westseite von der Polcevera, auf der Ostseite aber von dem Bisagno begrenzt. Der rauhe und steile Gebirgsrücken, welcher die beiden Thäler trennt, die von jenen Flüssen den Namen führen, fällt schroff gegen sie ab, während er gegen Genua hin etwas mehr

sich verflacht. Von der Höhe dieses Gebirges zogen sich nach beiden Seiten der Stadt bis zum Meere die Verschanzungen hin, deren Wegnahme gleichfalls nicht so sehr durch ihre Stärke als wegen ihrer Lage als eine schwierige Aufgabe erschien. Nur mit unendlichem Aufwande an Zeit und Kräften glaubte man das Belagerungsgeschütz auf das Gebirg bringen zu können. Ein Angriff längs der Meeresküste auf San Pietro d'Arena konnte von den Bergen zur Linken her arg gefährdet werden. Am zugänglichsten schien noch Genua von der Reviera di Levante, und zwar dem Punkte zu sein, wo der Bisagno dem Meere zuströmt. Um dorthin zu gelangen, mußte man jedoch die Operationslinie verlassen und Geschütz und Munition entweder auf unwegsamen Pfaden oder über das Meer an den Bisagno schaffen [7]).

Waren diese örtlichen Verhältnisse schon einer Belagerung ungünstig, so ließ sich von einer Einschließung Genua's noch weniger erwarten. Wenn sich gleich die englischen Schiffe in See befanden, so wurde doch Genua durch Küstenfahrzeuge fortwährend mit frischen Truppen, mit Munition und mit Lebensmitteln versehen. Und so außerordentlich groß war die Ausdehnung der Stadt und ihrer Befestigungswerke, daß Schulenburg, dessen Gesammtstärke auch jetzt nicht mehr als ungefähr vier und zwanzigtausend Mann betrug, nicht daran denken konnte, auch nur auf der Landseite eine vollständige, überall ausreichende Umschließung der Stadt zu Stande zu bringen.

Alle diese Betrachtungen hätten dem kaiserlichen Feldzeugmeister als ebensoviele Fingerzeige dienen sollen, daß er sowohl durch eine Belagerung als durch eine Umschließung sein Ziel, die Eroberung Genua's nicht leicht zu erreichen vermöge. Auch jetzt noch konnte ein kühner Handstreich, der rasche Angriff auf einen der schwächeren Punkte ihn am ersten zum Meister der Stadt machen. Die günstigste Zeit hiezu hatte man freilich schon verloren, während sie in Genua aufs beste benützt worden war. Hiedurch wurde aber das Wagniß eines solchen Handstreiches noch ungleich gefährlicher, und zu kühnen Entschlüssen war man in jener Zeit nicht eben geneigt. Auch hätte man durch ein Unternehmen, das schon vor Monaten weit leichter

ausgeführt worden wäre, über die eigene Zögerung das schärfste Verdammungsurtheil gefällt.

Am 11. April 1747 brach Schulenburg von Novi auf. In fünf Colonnen und auf fünf verschiedenen Wegen rückten seine Truppen gegen Genua vor. Ueberall vertrieben sie die Feinde aus ihren Verschanzungen. Alles flüchtete in großer Verwirrung gegen Genua. Schulenburg selbst schlug noch an dem Abende desselben Tages in Torrazza sein Hauptquartier auf. Während des Marsches dorthin traf ihn der Unfall, daß er mit seinem Pferde stürzte und hiebei arg verletzt wurde. Dieses Ereigniß blieb nicht ohne hemmende Rückwirkung auf die Fortschritte seiner Unternehmung. Auch dadurch wurde sie verzögert, daß Schulenburg Anfangs die Absicht hegte, Wege durch das Gebirg anlegen zu lassen, um in solcher Weise einen Theil des schweren Geschützes an den Bisagno zu schaffen. Nach und nach aber gewann er die Ueberzeugung, daß dieß nicht ausführbar sei. Er kehrte zu dem Gedanken zurück, das Geschütz an die Meeresküste und von dort auf Schiffen an die Mündung des Bisagno zu führen. Hiezu wurden aber neue Verhandlungen mit dem englischen Admiral Medley nöthig, aus denen wieder neuer Aufschub entstand.

Schulenburg benützte die Zwischenzeit, um an die Republik eine Aufforderung zur Unterwerfung zu richten. Er versicherte sie, daß die Kaiserin es weit vorziehe, das Vorgefallene zu vergessen, als eine der schönsten und blühendsten Städte Italiens dem Verderben zu weihen. Werde jedoch sein Begehren zurückgewiesen, so könne er nicht anders als die Stadt beschießen. Durch ihre eigene Hartnäckigkeit werde sie dann sich selbst und ihre Bewohner der härtesten Züchtigung Preis geben.

Die ablehnende Antwort der Republik hielt sich in würdigen und gemäßigten Ausdrücken. Sie thue nichts anderes, ließ sie erklären, als daß sie wenn gleich mit tiefem Bedauern des Rechtes der Vertheidigung sich bediene, welches die Natur allen Menschen gleichmäßig verliehen habe. Darum vermöge sie auch, da man von der Gerechtigkeit der Kaiserin keine höhere Idee haben könne als dieß von Seite Genua's geschehe, sich nicht zu überzeugen, daß ihr früheres und ihr jetziges Verhalten den Unwillen Maria Theresia's zu erregen im Stande sei [8]).

Die Kaiserin hätte eine friedliche Ausgleichung des Streites mit Genua einer Belagerung der Stadt jedenfalls vorgezogen. Der früher so lebhafte Unmuth gegen die Republik hatte sich großentheils wieder besänftigt. Außerdem begann Maria Theresia erst jetzt die beträchtlichen Schwierigkeiten einer Unternehmung recht zu erkennen, welche ihr zwar nicht von ihren Generalen, wohl aber von ihren Ministern immer als leicht ausführbar geschildert worden war[9]). Aus den wenigen Tagen, welche nach der Versicherung derselben die Wiedereroberung Genua's hätte in Anspruch nehmen sollen, waren fast eben so viele Monate geworden und das Werk selbst schien kaum noch begonnen. Wie und um welche Zeit es vollendet sein werde, ließ sich noch gar nicht beurtheilen. Dennoch mußte man sowohl aus militärischen als aus politischen Gründen dasjenige durchzuführen trachten, was man einmal angefangen hatte. Um rascher zum Ziele zu gelangen, suchte man sich jetzt auch der Beihülfe des Königs von Sardinien zu versichern.

Seit der Enthebung Botta's vom Obercommando hatten sich die Beziehungen zwischen Maria Theresia und Karl Emanuel wieder gebessert. In der zweideutigen Richtung seiner Politik war dadurch freilich keine Aenderung hervorgebracht worden. Aber es ließ sich jetzt wenigstens mit ihm unterhandeln, um seine Mitwirkung zu den Unternehmungen zu erlangen, welche im beiderseitigen Interesse lagen. Und solches war mit der Expedition gegen Genua unstreitig der Fall. Auch die Eroberungen des Königs in der Riviera konnten durch die erneuerte Unterwerfung Genua's nur gesichert werden. In diesem Falle durfte er auch mit größerer Zuversicht hoffen, wenigstens einen Theil des Gewonnenen bei dem Abschlusse des Friedens behalten zu können, als wenn die Expedition gegen Genua scheitern, ja vielleicht sogar die Republik der an Sardinien verlorenen Plätze sich wieder bemächtigen würde. Darum kam endlich nach längerer Verhandlung im Mai 1747 eine Vereinbarung zu Stande, derzufolge Karl Emanuel sich anheischig machte, mit zwölf Bataillonen und fünfzehnhundert Milizen, dann einer Anzahl Geschützen zu der Unternehmung gegen Genua mitzuwirken. Maria Theresia verpflichtete sich dafür, den fünften Theil der

Contributionen, welche in Genua erhoben werden sollten, dem Könige von Sardinien abzutreten. Was sonst an Geschütz und dergleichen den Belagerern zufiele, sollte ihnen nach Maß ihrer Streitkräfte zu Gute kommen. Von einer Theilung des Gebietes von Genua zwischen Oesterreich und Sardinien, wovon verschiedene Schriftsteller sprechen, ist in dem Vertrage nicht die Rede. Wohl aber sind darin die einzelnen Gebiete bezeichnet, welche nach der Wiedereroberung Genua's von den österreichischen und den piemontesischen Truppen besetzt werden sollten [10]).

In Folge dieses Vertrages erschien am 13. Mai der piemontesische General-Lieutenant la Rocca vor Voltri. Er vertrieb die Genuesen von dort und besetzte zwei Tage später Sestri di Ponente. Binnen Kurzem trafen auch die übrigen sardinischen Bataillone daselbst ein. Schulenburg nahm in der Nacht vom 19. auf den 20. Mai Rivarolo und stellte dadurch seine Verbindung mit den Piemontesen und dem Meere her. Er selbst schlug jetzt in San Francesco sein Hauptquartier auf.

Während dieß von Seite der Verbündeten geschah, hatte sich der Eifer der Genuesen zur Vertheidigung ihrer Stadt in keiner Weise vermindert. Am 30. April war der französische General-Lieutenant Herzog von Boufflers mit einer Anzahl von Offizieren in Genua gelandet. In einer pathetischen Anrede versicherte er den Senat des Beistandes des Königs von Frankreich, der nicht allein der mächtigste unter den Monarchen Europa's, sondern auch derjenige sei, welcher seine Versprechungen am gewissenhaftesten erfülle. Von sich selbst sagte Boufflers, daß er sich nur um so mehr als Franzose fühle, wenn er der Thätigste unter den Bürgern Genua's werde. „Zeigt mir die Gefahr," so schloß er seine Anrede, „und ich werde meinen Ruhm darin suchen, Euch „vor derselben zu bewahren" [11]).

Durch die Anwesenheit des Herzogs von Boufflers und seine Verheißungen wurden die Genuesen in dem Vorsatze standhaften Ausharrens noch bestärkt. Die Wichtigkeit der von den Verbündeten neu gewonnenen Posten wohl erkennend, suchten sie ihnen dieselben wieder zu entreißen. Am Nachmittage des 21. Mai fielen sie auf drei Seiten

gegen die Belagerer aus. Es gelang ihnen Anfangs, sie auf mehreren Punkten aus ihren Stellungen zu verdrängen. Zuletzt aber gewannen doch wieder die Verbündeten die Oberhand. Die Genuesen wurden mit großem Verluste zurückgetrieben.

Jetzt war endlich und gewiß langsam genug Schulenburg so weit gelangt, daß er nicht nur den Angriff von der Westseite gegen San Pier d'Arena fortsetzen, sondern auch einen Theil des schweren Geschützes in Sestri di Ponente einschiffen konnte, um es an den Bisagno zu führen und dann auch von der Ostseite her die Belagerung eigentlich zu beginnen. Bevor er dieß jedoch wirklich that, versammelte Schulenburg seine Generale zur Berathung. Er legte ihnen die Frage vor, ob man sich nicht auf den Angriff von der Westseite beschränken und es vermeiden solle, durch die Ueberschiffung an den Bisagno und die Aufstellung daselbst Truppen und Geschütz einer unleugbaren Gefahr auszusetzen. Alle waren jedoch der Meinung, daß man auf den Angriff von Osten her nicht verzichten dürfe, wenn man nicht die ganze Unternehmung gefährden wolle. Es wurde also beschlossen, zuerst die Batterien an der Polcevera gegen San Pier d'Arena anzulegen und dann auch am Bisagno die Belagerung und Beschießung der Stadt zu beginnen.

Nachdem das Erstere geschehen war, setzte Schulenburg auch das Letztere ins Werk. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni rückte er mit mehr als der Hälfte seiner Streitmacht in das Thal des Bisagno. Durch Scheinbewegungen täuschte er die Feinde über seine wirkliche Absicht. Er überraschte sie vollständig, vertrieb sie aus einem Theile ihrer Verschanzungen und gewann nun auch auf der Ostseite die Verbindung mit dem Meere. In Sturla wurde das Belagerungsgeschütz ausgeschifft und gegen den wichtigen Posten von Madonna del Monte geführt, in welchem die Genuesen sich behauptet hatten. Nach Wien aber berichtete Schulenburg, daß er sich nun bald im Besitze Genua's zu befinden hoffe. Denn nach dem Falle von Madonna del Monte, welcher binnen wenig Tagen erfolgen müsse, werde die Stadt sich derart bedrängt sehen, daß sie höchst wahrscheinlicher Weise eine Capitulation eingehen werde [12]).

Die Sache kam jedoch ganz anders als sie Schulenburg sich gedacht hatte. Eben war er im Begriffe die Verfügungen zu treffen, um sich am 21. Juni des Postens von Madonna del Monte zu bemächtigen, als er eine Nachricht erhielt, welche ihn bewog, vor der Verwirklichung dieser Unternehmung über die Zweckmäßigkeit ihrer Ausführung mit seinen Generalen neue Berathungen zu pflegen.

Von dem Augenblicke angefangen, als man an der Fruchtlosigkeit der Friedensconferenzen zu Breda nicht mehr zweifeln konnte, hatten die Franzosen und Spanier alle Vorbereitungen zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten auf dem südlichen Kriegsschauplatze getroffen. Vor Allem galt es das kleine Stückchen französischer Erde, welches sich noch in den Händen der Oesterreicher befand, aus denselben zu befreien. Am 9. Mai begannen die Franzosen die Beschießung der Inseln Sainte Marguerite und Saint Honoré. Doch blieb dieselbe fruchtlos, so lange die englischen Kriegsschiffe in der Nähe sich befanden. Als aber ein Sturm sie von dort vertrieb, schifften am 24. Mai ungefähr viertausend Mann auf die Inseln über. Allsogleich errichteten sie Batterien und beschossen die schwachen Befestigungswerke aus nächster Nähe. Derselbe Chevert, welcher durch seine Theilnahme an der Eroberung und Vertheidigung von Prag berühmt geworden, ließ den österreichischen Befehlshaber Major Ertel zur Uebergabe auffordern. Ertel versammelte die Offiziere zur Berathung, und Alle waren der Meinung, man solle die Castelle gegen freien Abzug der Besatzung übergeben. Denn ohne den Beistand der englischen Schiffe vermöge man sie ja doch nicht zu behaupten.

Ehe er dieser Ansicht folgte, beschloß Ertel zu versuchen, ob er nicht die englischen Schiffe zur Rückkehr bewegen könne. Wirklich näherten sie sich auf seine Signale den Inseln von Neuem. Vor dem Feuer der französischen Batterien zogen sie sich jedoch eiligst wieder zurück. Ertel übergab nun am 26. Mai die Castelle.

Dieser Erfolg, so wenig bedeutend er auch an und für sich war, diente doch dazu, die Besorgnisse der Franzosen vor einer etwaigen Landung in der Provence zu zerstreuen. Sie gingen nun daran, neuer-

dings die Grenze zu überschreiten und die Riviera entlang gegen Genua vorzurücken. Ein zweites Corps unter dem Chevalier de Belleisle, dem Bruder des Marschalls, drohte bei Barcelonnette in Piemont einzudringen.

Am 3. Juni gingen vierzig französische und spanische Bataillone unter dem Marschall Belleisle und dem Marquis de las Minas widerstandslos über den Var. In demselben Berichte, in welchem dieß Browne der Kaiserin anzeigt, erklärt er ihr, daß es seiner Meinung nach jetzt mit der Eroberung von Genua vorüber sei [13]). Seine Vorhersagung sollte nur allzubald in Erfüllung gehen. Langsam zogen sich die fünf und zwanzig österreichischen und piemontesischen Bataillone, welche sich unter dem Commando des sardinischen General-Lieutenants Baron Leutrum in jener Gegend befanden, vor der feindlichen Uebermacht zurück. Am 6. Juni bemächtigten sich die Franzosen des Forts von Montalbano; am 11. fiel Villafranca in ihre Hände. Mentone theilte binnen wenig Tagen das gleiche Schicksal. Vintimiglia wurde von dem Feinde umschlossen.

Diese Nachrichten, welche durch ein Schreiben des piemontesischen Commandanten von Finale an Schulenburg gelangten, erschütterten ihn in dem Entschlusse, die Belagerung Genua's fortzusetzen. Auch jetzt wieder berief er die Generale zu einem Kriegsrathe, welchen er am 20. Juni in seinem Hauptquartiere zu Camaldoli abhielt. Sie meinten nun Alle, daß an eine freiwillige Unterwerfung der Stadt bei der Annäherung eines Entsatzes nicht mehr gedacht werden könne. Die Eroberung Genua's würde jedoch wenigstens noch vier Wochen in Anspruch nehmen. So lang aber vermöchte Leutrum sich in der Riviera gegen die überlegenen Franzosen und Spanier wohl nicht zu halten. Um noch zu rechter Zeit das Geschütz und die Munition in Sicherheit bringen zu können, sei es räthlich, hieran allsogleich zu schreiten und daher weder die Wegnahme von Madonna del Monte ins Werk zu setzen, obwohl an einem günstigen Erfolge dieser Unternehmung kaum zu zweifeln sei, noch überhaupt mit der Belagerung Genua's fortzufahren [14]). Freilich meinte Schulenburg, daß man

darum dem Gedanken an eine Eroberung der Stadt noch nicht völlig zu entsagen brauche. Er beabsichtige vielmehr mit all seinen Truppen zu Leutrum zu stoßen. Wenn es ihnen gelänge, Belleisle und las Minas zu schlagen, so würde dann mit noch größerer Aussicht auf günstigen Erfolg die Unternehmung gegen Genua neuerdings ins Werk gesetzt werden können [15]).

Der Entschluß, die Belagerung Genua's aufzuheben, wurde so eilfertig vollzogen, daß man sich des Unmuthes nicht erwehren kann, wenn man diese Ueberstürzung mit der Schwerfälligkeit vergleicht, mit welcher die Unternehmung gegen Genua vorbereitet worden, mit der man an ihre Ausführung geschritten war. So schnell geschah jetzt die Wiedereinschiffung der Geschütze, daß dieselben sich bereits zu Sestri di Ponente befanden, als neue Nachrichten aus der Riviera die Ueberzeugung erweckten, daß die Annäherung des Feindes noch keineswegs für die nächste Zukunft zu erwarten sei. Auch die Franzosen und Spanier hatten große Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht nur die piemontesischen und österreichischen Streitkräfte unter Leutrum bereiteten ihnen solche, sondern in nicht geringerem Maße auch die Nothwendigkeit, sich all der festen Plätze zu bemächtigen, welche die Riviera entlang sich befanden. Hiezu bedurften sie aber des schweren Geschützes, dessen Fortschaffung einen großen Zeitaufwand in Anspruch nahm. So lagen die Franzosen und Spanier jetzt noch immer vor Vintimiglia. Nach der Wegnahme dieses Platzes hatten sie sich Oneglia's zu bemächtigen, welches Leutrum bis aufs Aeußerste zu vertheidigen befehligt war. Hierauf mußte das Gleiche mit Finale und endlich mit Savona geschehen. Bis dieß vollbracht war, konnte Genua längst schon erobert sein.

Durch ein Schreiben des Königs von Sardinien, welchem Schulenburg durch Entsendung des Generalmajors Grafen Harsch den Beschluß mitgetheilt hatte, die Belagerung Genua's aufzuheben, wurden dem kaiserlichen Feldzeugmeister all diese Umstände ausführlich auseinander gesetzt [16]). Schulenburg erkannte nun seine Uebereilung und er suchte den begangenen Fehler wo möglich wieder gut zu machen. Noch hatte er ja seine Stellungen an der Ostseite Genua's nicht

völlig geräumt; noch befand sich das Geschütz in Sestri di Ponente und es konnte jeden Augenblick wieder in das Thal des Bisagno gebracht werden. Dorthin begab sich jetzt Schulenburg selbst von neuem. Mit verdoppeltem Eifer wurden die Belagerungsarbeiten wieder aufgenommen [17]). Obwohl man durch deren Unterbrechung eine kostbare Zeit unwiederbringlich verloren hatte, so durfte man doch noch auf einen günstigen Ausgang hoffen.

Es ist kein Zweifel, daß Schulenburg nur durch das Schreiben des Königs von Sardinien zu der Wiederaufnahme der Belagerung Genua's vermocht wurde. Freilich hatte ihn der König hiezu nicht ausdrücklich aufgefordert, sondern sich darauf beschränkt, ihm sein Erstaunen über jenen raschen Entschluß unzweideutig kundzugeben. Um so seltsamer war es, daß drei Tage später Karl Emanuel sich auch über die Wiederaufnahme der Belagerungsarbeiten mißbilligend aussprach. Wenn die Eroberung des Postens von Madonna del Monte jetzt mit ungleich größeren Schwierigkeiten verknüpft sei als zuvor, wenn sie selbst im Falle ihres Gelingens nicht mehr von der gleichen Wirkung sein werde, als man sie früher sich versprochen habe, dann bleibe nichts übrig, meinte der König, als von der Belagerung Genua's neuerdings abzustehen [18]).

Diese widersprechenden Aeußerungen brachten Schulenburg auf den Gedanken, Karl Emanuel sei gleich Anfangs mit der Aufhebung der Belagerung einverstanden gewesen. Nur um sich selbst nicht das Verschulden davon aufbürden zu lassen, habe er auf Schulenburgs Anfrage jenen Entschluß, dessen spätere Abänderung er wohl für unausführbar ansehen mochte, als einen voreiligen bezeichnet. In diesem Verdachte wurde der Feldzeugmeister durch ein drittes Schreiben bestärkt, welches ihm der König durch den Brigadier Marchese d'Ormea übersandte. Unter dem Vorwande, daß jetzt Vintimiglia wirklich gefallen sei, berief er die bei Schulenburg befindlichen zwölf piemontesischen Bataillone zurück und ertheilte ihnen den Befehl, sich binnen kürzester Frist nach Savona zu begeben [19]).

Schulenburg, der inzwischen sein Geschütz in dem Thale des Bisagno zum zweiten Male ausgeschifft hatte, sah sich durch dieses Begehren des Königs von Sardinien in die größte Verlegenheit gebracht. Er selbst und alle seine Generale waren der Ansicht, daß nach einer so ansehnlichen Schwächung ihrer Streitkräfte von der Fortsetzung der Belagerung ein günstiger Erfolg sich keineswegs erwarten lasse. Um dieselbe jedoch ohne Verlust aufheben und den Rückzug in vollster Ordnung bewerkstelligen zu können, drang Schulenburg in den König, seine Truppen wenigstens noch durch einige Tage bei dem Heere zu belassen. Bereitwillig gewährte Karl Emanuel diesen Wunsch. Nun wurde das Geschütz neuerdings nach Sestri di Ponente übergeschifft, daselbst gelandet und von da nach Novi geschafft.

Am 5. Juli verließen die kaiserlichen Truppen, ohne den geringsten Schaden zu erleiden, das Thal des Bisagno. Doch blieb Schulenburg noch bis zum 18. Juli vor Genua. In der auf diesen Tag folgenden Nacht verließ er mit seinen letzten Truppen seine bisherigen Stellungen und führte sie unangefochten über die Bocchetta nach Novi. Maria Theresia's Anordnung zufolge traten sie nun unter das Obercommando des Feldzeugmeisters Grafen Browne. Schulenburg begab sich nach Wien.

So endete zum Nachtheile der Oesterreicher und zum Jubel Genua's jene Unternehmung, auf welche damals ganz Europa die Augen gerichtet hielt. Wie dieß immer geschieht, so schoben sich die daran Betheiligten gegenseitig die Schuld des Mißlingens zu. Die Wahrheit an der Sache ist wohl, daß dasselbe sie Alle ziemlich gleichmäßig trifft. Den Oesterreichern fällt eine bis ins Unglaubliche getriebene Zeitversäumniß, dem Könige von Sardinien die geringe Unterstützung der Belagerung, der späte Entschluß hiezu und die plötzliche Abberufung seiner Truppen, den Engländern endlich die schlechte Ueberwachung des Golfes von Genua zur Last.

Es ist natürlich, daß Maria Theresia das Scheitern der Unternehmung gegen Genua schmerzlich empfand. Denn das Mißlingen eines Planes, dessen Ausführung mit so vielem Aufwande ins Werk

gesetzt worden war, mußte die Kaiserin peinlich berühren, wenn sie auch nicht, wie von italienischer Seite mit bombastischen Uebertreibungen behauptet wird, von Rachegedanken erfüllt und von der Begierde beseelt war, Genua mit Feuer und Schwert zu verheeren oder es doch wenigstens zu der Bezahlung fast unerschwinglicher Geldsummen zu zwingen. Daß nichts von alledem in der Absicht der Kaiserin lag, zeigt der Entwurf der Capitulation, welche im Falle der Unterwerfung Genua's Schulenburg abschließen sollte. Keine Genugthuung für die Vertreibung der österreichischen Truppen aus Genua, keine Bestrafung der Anstifter des Aufstandes, nichts als die Bezahlung des noch rückständigen Theiles der dritten Million Genovinen und einer Summe von dreimalhunderttausend Gulden als Entschädigung für die den kaiserlichen Offizieren und Soldaten durch den Aufstand verursachten Nachtheile wurde gefordert. Volle Selbstständigkeit blieb der Republik gewahrt und Genua sollte nicht einmal österreichische Truppen als Besatzung einnehmen [20]).

Auch sonst legte die Kaiserin, wie wenigstens Diedo behauptet, keinen allzugroßen Werth auf die Eroberung Genua's. Sie sehnte sich darnach, einem mächtigeren Feinde gegenüber einen entscheidenderen Erfolg zu erringen [21]). Darum soll sie insgeheim in einem eigenhändigen Schreiben Schulenburg den Befehl ertheilt haben, die Truppen so viel als möglich zu schonen und lieber die Belagerung aufzuheben, als seine Streitkräfte in die Gefahr zu bringen, von den heranziehenden Franzosen und Spaniern angegriffen und vernichtet zu werden [22]).

Die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, scheint es fast nur eine zu ängstliche Befolgung des geheimen Befehles der Kaiserin gewesen zu sein, wodurch Schulenburg sich bei dem Eintreffen der ersten Nachricht von den Fortschritten der Feinde in der Riviera hatte bewegen lassen, die Belagerungsarbeiten zu unterbrechen. Ja er hätte vielleicht sogar in dem Sinne Maria Theresia's gehandelt, wenn er die Belagerung aufgehoben, sich dann aber auch mit Leutrum vereinigt und die Franzosen und Spanier aufs Haupt geschlagen hätte. Es war daher nicht der Entschluß, von der Unternehmung gegen Genua abzustehen, worüber Schulenburg nach seinem Eintreffen in

Wien Rechenschaft abverlangt wurde. Wohl aber geschah dieß in Bezug auf die lange Zeitversäumniß, welche vor und während der Belagerung eingetreten war, und der man denn auch das Mißlingen derselben eigentlich zuschrieb. Schulenburg aber suchte den Beweis zu führen, daß nicht ihm sondern dem bevollmächtigten Minister Grafen Pallavicini die Schuld davon zur Last falle. Absichtlich und unter nichtssagenden Vorwänden habe er das Heer an dem Nothwendigsten Mangel leiden lassen [23]).

Obgleich Pallavicini bisher in hoher Gunst bei Maria Theresia gestanden hatte [24]), obgleich einflußreiche Personen und unter ihnen Tarouca in erster Linie seine Sache bei der Kaiserin vertraten [25]), so zögerte sie doch nicht ihn fallen zu lassen, als sie sich nicht länger des Verdachtes erwehren konnte, er habe die wichtigsten Interessen des Staates seiner persönlichen Leidenschaftlichkeit geopfert. Außerdem glaubte man von Pallavicini, er habe nicht bloß aus Haß gegen Schulenburg, sondern mehr noch aus Vorliebe für seine Vaterstadt Genua der wider dieselbe gerichteten Unternehmung statt Vorschub nur Hindernisse bereitet. Dieß war um so eher denkbar, als ja Pallavicini selbst durch lange Zeit die Republik als ihr Gesandter am Wiener Hofe vertrat und erst aus dieser Stellung in den Dienst Karls VI. überging. Endlich konnte Maria Theresia es nicht länger verschieben, den Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, welche zum höchsten Nachtheile ihrer eigenen Interessen die verschiedenen Generale in Italien fortwährend entzweiten. So wie mit Schulenburg, so war Pallavicini auch mit Browne und dem obersten Kriegscommissär Grafen Johann Chotek in stetem Kampfe. Jeder behauptete von dem Anderen unabhängig zu sein; Jeder handelte auf eigene Faust und traf Verfügungen, welche denen des Anderen gerade entgegengesetzt waren. Browne als Oberbefehlshaber des Heeres verlangte das unbeschränkte Dispositionsrecht über die Truppen, dieselben mochten in oder außer den Festungen sich befinden. Pallavicini aber erklärte, daß die Truppen, so lang sie nicht im Felde, sondern in den Festungen ständen, ihm als dem bevollmächtigten Minister der Kaiserin zu gehorchen hätten. Chotek wollte nach seinem Gutdünken über die Einkünfte verfügen, welche zur Erhaltung der Truppen

bestimmt waren, während Pallavicini das gleiche Recht für sich selbst in Anspruch nahm. Bis nach Wien verpflanzte sich dieser Streit, denn so wie Tarouca für Pallavicini in die Schranken trat, so geschah das Gleiche von Seite des Grafen Philipp Kinsky für Browne, der ihm nahe verwandt war[26]). All dem machte nun die Kaiserin dadurch ein Ende, daß sie Pallavicini aus Mailand zurückrief und ihren früheren Bevollmächtigten bei den Friedensconferenzen zu Breda, den Grafen Ferdinand Harrach zum Generalstatthalter der österreichischen Länder in Italien ernannte. Gegen Pallavicini wurde eine Untersuchung eingeleitet; um ihn jedoch auf bloße Verdachtsgründe hin nicht zu tief zu demüthigen, ernannte ihn Maria Theresia zugleich mit jener Anordnung und ohne das Ergebniß der Untersuchung abzuwarten, zum Befehlshaber des Castells von Mailand[27]).

In Italien waren inzwischen neue Ereignisse eingetreten, welche der Sache der Verbündeten zu Gute kamen und gewisser Maßen als ein Gegengewicht gegen die Nachtheile angesehen werden können, die das Mißlingen der Belagerung Genua's ihnen verursacht hatte.

Bis zur Einnahme von Vintimiglia waren die Franzosen und Spanier, welche in der Riviera vordrangen, einem gemeinschaftlichen Plane gefolgt, der die Befreiung Genua's bezweckte. Kaum war diese Absicht erreicht, so trat wieder die Verschiedenheit der Gesichtspunkte in den Vordergrund, von welchen die beiden Regierungen ausgingen. Auf Piacenza und Parma, ja vielleicht sogar auf Mailand, wenigstens auf jene Provinzen waren die Augen des Madrider Hofes gerichtet, aus denen der Staat des Infanten Don Philipp gebildet werden sollte. Mit immer zunehmendem Eifer wurde dieses Projekt jetzt auch von der neuen spanischen Regierung verfolgt. Freilich waren die Beweggründe hiezu ganz eigenthümlicher Natur und dürfen am allerwenigsten in der Liebe des Königs Ferdinand zu seinem Halbbruder gesucht werden. Im Gegentheile war es der Wunsch, ihn aus Madrid zu entfernen und die vielfachen und reich dotirten Würden, welche der verstorbene König auf das Haupt dieses Sohnes gehäuft hatte, anderweitig vergeben zu können, wodurch auch König Ferdinand bewogen wurde, die Gründung eines selbstständigen Staates

für den Infanten ernstlich zu betreiben [28]). Darum wollte man sich vorerst der für ihn bestimmten Länder bemächtigen, um an ihnen ein Pfand zu besitzen, daß sie ihm auch in dem allgemeinen Frieden zu Theil würden.

Ganz anderer Art waren die Plane, welche man in Frankreich verfolgte. Dort suchte man den König von Sardinien zu einem abgesonderten Frieden zu drängen, um nach seinem Abfalle der Kaiserin ungleich härtere Bedingungen auferlegen zu können. Langjährige Erfahrung aber hatte die französische Regierung gelehrt, daß man in Turin sich zum Frieden dann am geneigtesten zeige, wenn man sich in der größten Bedrängniß befinde. Dieß war im verflossenen Jahre der Fall gewesen, und das Gleiche dachte man auch jetzt wieder ins Werk zu setzen. So wie es zu derselben Zeit in Bezug auf Holland geschah, so sollte auch der König von Sardinien durch einen siegreichen Angriff auf sein eigenes Gebiet zum Abfalle von der Allianz mit Oesterreich und England und zum Frieden gezwungen werden.

Auf die Verwirklichung dieses Gedankens waren denn auch die ferneren Maßregeln des Marschalls Belleisle gerichtet. Kaum hatte er die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung Genua's erhalten, als er, ohne sich an die Gegenvorstellungen des Marquis de las Minas zu kehren, nach Nizza zurückging. Von hier sandte er seinem Bruder, dem Chevalier de Belleisle ansehnliche Verstärkungen zu. Mit seiner gesammten Streitmacht sollte er über den Mont Genevre vordringen und durch die Eroberung von Exilles und Susa sich den Weg nach der Hauptstadt Piemonts bahnen.

Längst schon hatte Karl Emanuel die Gefahr erkannt, welche ihn von dieser Seite her bedrohte. Aber er dachte mit Recht, daß so lang das Schicksal Genua's nicht entschieden sei, er auch für Piemont nichts zu besorgen habe. Von dem Augenblicke angefangen, in welchem es ihm wahrscheinlich schien, daß man sich Genua's nicht bemächtigen werde, traf er seine Vorkehrungen, um den zu befürchtenden Einmarsch der Franzosen in Piemont zu vereiteln. Er verlangte von dem Feldzeugmeister Grafen Browne eine möglichst ausgiebige Verstärkung. Da sich jedoch fast alle verfügbaren Truppen der Kaiserin vor Genua

befanden, vermochte Browne vor der Hand nicht mehr als vier Bataillone und zwei Grenadiercompagnien nach Piemont zu senden. Der Generalmajor Graf Anton Colloredo befehligte sie [29]). Der König aber sandte dieses kleine Häuflein österreichischer Truppen auf den Col d'Assiette, wo sich bereits sechs Bataillone und zwei Grenadiercompagnien befanden. Ihre Aufgabe bestand in der Vertheidigung der Schanzen, welche dort angelegt waren und vom Feinde erobert werden mußten, wenn er nach Exilles gelangen wollte.

Der Angriff ließ in der That nicht lang auf sich warten. Eben waren die österreichischen Bataillone in Eilmärschen in die Verschanzungen gerückt, als der Chevalier de Belleisle auf der Höhe des Col d'Assiette erschien. Für den Morgen des 19. Juli 1747 beschloß er den Angriff. Mit nicht weniger als fünf und dreißig Bataillonen und sechzehn Grenadiercompagnien unternahm er denselben. Mit um so größerer Zuversicht hoffte er auf dessen Gelingen, als die sogenannten Verschanzungen aus nichts anderem als aus niedrigen Mauern von auf einander gehäuften Steinen bestanden. Nur ihre Lage auf steiler Bergeshöhe und die Schwierigkeit des Zuganges ließ ihre Eroberung als eine Art Wagstück erscheinen.

Nachdem er die Schanzen einige Zeit hindurch aus sieben Kanonen beschossen hatte, führte Belleisle seine Truppen in vier Colonnen gegen die Oesterreicher und Piemontesen. Die Ersteren standen auf dem eigentlichen Col d'Assiette; von den Streitkräften des Königs von Sardinien befanden sich nur zwei piemontesische Bataillone und zwei Grenadiercompagnien, dann ein Schweizerbataillon ebenfalls dort. Drei Bataillone, von welchen das eine aus Piemontesen und zwei aus Schweizern zusammengesetzt waren, hielten in nicht allzugroßer Entfernung von dem Col d'Assiette die Verschanzungen von Serano besetzt. Gegen diese wurde die dritte französische Colonne entsendet, welche aus zehn Bataillonen bestand, während alle übrigen Streitkräfte der Franzosen gegen den Col d'Assiette vordrangen.

Den ersten Angriff hatten die piemontesischen Truppen zu bestehen, welche die am weitesten vorwärts gelegenen Verschanzungen vertheidigten. Nicht weniger als fünfzehn französische Bataillone dran-

gen mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm gegen sie vor. Als sie aber in den Bereich des Gewehrfeuers kamen, wurden sie mit einem Hagel von Kugeln und Rollsteinen überschüttet. Viermal wichen sie zurück, endlich stellte sich Belleisle, von dem man behauptete, daß er sich dort den Marschallsstab erkämpfen wollte, persönlich an die Spitze der Stürmenden. Eine große Anzahl von Offizieren schaarte sich um ihn. Obschon verwundet, drang er doch unerschrocken vor, den Seinigen ein leuchtendes Beispiel der kühnsten Todesverachtung. Trotz des unaufhörlichen Feuerns der Piemontesen und obgleich sie Steine und Felsstücke den Angreifern entgegen schleuderten, gelang es dem heldenmüthigen Führer der Franzosen dennoch, die Verschanzungen zu erklimmen. Schon befindet er sich oben, schon pflanzt er die französische Fahne auf, da wird er von einer piemontesischen Kugel zum Tode getroffen.

Mit gleicher Tapferkeit und gleicher Erbitterung wurde auch auf den übrigen Punkten gefochten. Die österreichischen Bataillone Traun und Forgacs schlugen die sieben Bataillone und zwölf Grenadiercompagnien, die Bataillone Colloredo und Hagenbach aber die fünf Bataillone zurück, welche gegen sie vordrangen. Als der Sturm hier abgeschlagen war, warf sich der Oberstlieutenant Graf Draskovich vom Regimente Forgacs mit einer Anzahl Grenadiere freiwillig in die piemontesische Redoute, deren Besatzung keine Munition mehr besaß. Unter dem Feldgeschrei „Maria Theresia“ stürzten sie sich auf den Feind. Diese unerwartete Hülfe trug mächtig dazu bei, die Franzosen, welche der Tod ihres Führers schon entmuthigt hatte, zum Weichen zu bringen. Nachdem sie furchtbare Verluste erlitten hatten, wandten sie sich zur Flucht.

Vor den Verschanzungen von Serano hatten die Franzosen das gleiche Schicksal. Schon waren sie auf dem Punkte, sich der feindlichen Stellungen zu bemeistern, als der piemontesische General Graf Briquerasc, der den Oberbefehl führte, mit einem schweizerischen Bataillon zur Hülfe herbeieilte. Durch die Tapferkeit der Schweizer wurden die Franzosen auch hier in die Flucht geschlagen.

General-Lieutenant Villemur, welcher nach dem Tode Belleisle's das Commando übernahm, ordnete nun den Rückzug an. Von den Oesterreichern und Piemontesen verfolgt, gingen die Franzosen bis Sesane, dann über Briançon nach Barcelonnette. Nur ein kleines Corps ließ Villemur auf dem Mont Genevre. Sämmtliches Geschütz, sechs Fahnen, beträchtliche Vorräthe, sechshundert Verwundete fielen in die Hände der Sieger. Der gesammte Verlust der Franzosen wurde auf viertausend Mann veranschlagt.

Wenn gleich der hervorragende Antheil der österreichischen Truppen an dem errungenen Siege von den piemontesischen Schriftstellern der Neuzeit mit Stillschweigen übergangen wird [30]), so wurde er doch damals von keiner Seite bestritten. Ja man gestand es offen, daß wenn die österreichischen Bataillone nicht noch rechtzeitig auf dem Col d'Assiette eingetroffen wären, dieser wichtige Posten für die Piemontesen hätte verloren gehen müssen [31]). Dem Grafen Colloredo und seinen braven Soldaten wurde von dem sardinischen Oberbefehlshaber das verdiente Lob in reichlichem Maße zu Theil. Insbesondere war es das Bataillon Forgacs unter dem Oberstlieutenant Grafen Draskovich, welches mit Ruhm sich bedeckte. Drei Fahnen nahm es dem Feinde ab, und sie wurden als Siegeszeichen der Kaiserin übersendet [32]).

Der gemeinsam errungene Sieg brachte, wie es in der Natur der Sache gelegen ist, die Wirkung hervor, daß der König von Sardinien sich nun noch leichter, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, mit dem Grafen Browne über die ferneren Kriegsunternehmungen verständigte. Allerdings trug hiezu auch das befriedigende Einvernehmen, welches zwischen Karl Emanuel und Browne bestand, nicht wenig bei. Hatte man Anfangs gemeint, alle Kräfte anwenden zu müssen, um das Vordringen des Feindes in Piemont zu vereiteln oder doch zu erschweren, so war diese Aufgabe durch den auf dem Col d'Assiette errungenen Sieg wenigstens für den Augenblick gelöst. Doch besorgte der König eine Erneuerung des jetzt mißglückten Versuches der Feinde, und er drang daher in Browne, sich mit der österreichischen Hauptmacht nach Piemont zu begeben.

Der Feldzeugmeister willfahrte diesem Wunsche. Er eilte nach Novi und übernahm dort persönlich den Oberbefehl über die kleine Armee, welche bisher Schulenburg geführt hatte. Ein Corps von sechzehn Bataillonen und drei Cavallerie-Regimentern ließ er unter Nadasdy bei Novi zurück, um die Besatzung Genua's im Zaume zu halten. Er selbst zog mit den übrigen Truppen in das Thal der Stura, um Piemont gegen einen etwaigen Einbruch der Franzosen von dieser Seite her zu schützen. Nur bis zu dem Zeitpunkte hielt man dieß für nothwendig, bis das eintretende Herbstwetter den Franzosen den Uebergang über die Bergpässe unmöglich gemacht haben würde. Dann wollte man die vereinigten Streitkräfte dazu benützen, um auch die französisch-spanische Armee in der Riviera bis über den Var zurückzutreiben. Endlich glaubte man noch Zeit und Truppen genug übrig zu haben, um zum zweiten Male an die Belagerung Genua's schreiten zu können.

Auf diese letztere Unternehmung wurde von Seite des Wiener Hofes jetzt neuerdings als auf diejenige hingewiesen, auf welche man vor sonstigen Planen das Augenmerk richten müsse. Nicht sowohl von der Kaiserin selbst ging dieß aus, denn sie hätte, und vielleicht nicht mit Unrecht, einem Zuge nach Neapel zur Eroberung dieses Königreiches den Vorzug vor einer Erneuerung der Belagerung Genua's gegeben. Es schien ihr lohnender zu sein, ein Land, das man behalten wollte, als eine Stadt zu erobern, welche man jedenfalls wieder aufgeben mußte. Außerdem durfte man hoffen, Neapel gegenüber mit geringerem Aufwande von Zeit und Kräften ans Ziel zu gelangen, als die Einnahme Genua's erforderte. Aber die einflußreichsten Staatsmänner am Wiener Hofe waren in diesem Punkte anderer Meinung als die Kaiserin selbst. Von Bartenstein ist ein Gutachten vorhanden[33], in welchem er sich mit großer Entschiedenheit für die Wiederaufnahme der Belagerung Genua's ausspricht. Ausdrücklich erklärt er dießmal, sich nicht in die kriegerischen Vorkehrungen mischen zu wollen, denn er sei darin unerfahren und sie befänden sich bei Browne in den besten Händen. Aber nicht der militärische, sondern der politische Gesichtspunkt sei in dem gegenwärtigen Falle entscheidend. Der aber

fordere, die Dinge wo möglich wieder so günstig zu gestalten, wie dieß im September des verflossenen Jahres der Fall war. Zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens, und darin bestehe ja überhaupt nur der einzige Zweck des Krieges, könne jedoch ein wirksameres Mittel als die Einnahme Genua's gar nicht gedacht werden. Man möge sich nicht etwa durch die Rücksicht auf die Wünsche Englands zu einem neuen Zuge nach der Provence verleiten lassen, ehe man sich Genua's wieder bemächtigt habe.

In diesem Sinne ergingen denn auch die Instructionen an Browne. Freilich entsprachen dieselben den Anschauungen des Königs von Sardinien nur wenig. Wohl zunächst um den Engländern zu gefallen, kehrte Karl Emanuel zu dem Gedanken eines Einbruches in Frankreich zurück, den er jetzt durch das Thal von Barcelonnette, also auf demselben Wege bewerkstelligen wollte, auf welchem vor mehr als einem halben Jahrhundert sein Vater mit Eugen von Savoyen in Frankreich eingedrungen war. Auch Browne hatte früher eine solche Unternehmung für zweckmäßig gehalten. Denn er meinte, daß durch ihre Verwirklichung und durch die Gefährdung des französischen Gebietes auf diesem Punkte das feindliche Heer in der Riviera am ehesten zum Rückzuge über den Var genöthigt würde. Genua's aber könne man sich nur dann bemächtigen, wenn die Riviera vom Feinde vollständig geräumt wäre [34]).

Diesen Beweggründen ist es zuzuschreiben, daß Browne dem Verlangen des Königs nachgab und mit ihm gemeinschaftlich das Thal der Stura aufwärts in westlicher Richtung vorrückte. Am 2. September kam er nach Vinadio, der König aber nach Demonte. Karl Emanuel wünschte nun, daß Browne mit neunzehn Bataillonen den Col della Maddalena, den Uebergangspunkt nach Frankreich besetze. Zu einem seinen Instructionen so wenig entsprechenden Unternehmen ließ sich jedoch Browne trotz seines Verlangens, dem Könige möglichst zu willfahren, schon darum nicht überreden, weil er es als nutzlos erkannte. Denn von einem Eindringen des ganzen Heeres in Frankreich konnte nach dem ausgesprochenen Willen des Wiener Hofes nicht mehr die Rede sein. Bloße Streifzüge dorthin aber mußte Jeder

als erfolglos ansehen, der die überlegene Stärke kannte, mit welcher die Franzosen das Thal von Barcelonnette besetzt hielten. Es war nicht daran zu denken, sie aus ihren wohlbefestigten Stellungen zu verdrängen. Unter dieser Voraussetzung hatte also die Besetzung des Col della Maddalena keinen Zweck mehr. Ueberdieß hätte es die größten Schwierigkeiten verursacht, die Truppen daselbst mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen. Und wenn es darum sich handelte, den Einmarsch der Feinde auf piemontesisches Gebiet zu verhindern, so konnte man die Erfüllung dieser Aufgabe gar bald dem herannahenden Winter überlassen.

Auch durch die Vorstellungen des englischen Generals Wentworth, welcher sich als Bevollmächtigter seiner Regierung im Hauptquartiere befand, ließ sich Browne von seinem Entschlusse nicht abbringen. Das kräftigste Argument, auf welches Jener den Vorschlag zum Einmarsche in Frankreich stützte, bestand immer nur darin, daß ein solches Ereigniß in England einen sehr günstigen Eindruck hervorbringen müsse. Dieß werde auch dann der Fall sein, wenn man nicht weiter als nur etwa zwei Tagemärsche in Frankreich vordringe [35]).

Es war nicht schwer hierauf die Entgegnung zu finden, daß wenn wirklich der Einmarsch in Frankreich so günstig, die unausbleiblich und binnen kurzer Zeit darauf folgende Rückkehr von dort um so ungünstiger wirken müsse. Man vereinigte sich endlich dahin, so lang in dem Thal der Stura zu verweilen, bis die Grenzpässe verschneit und feindliche Einfälle nicht mehr zu besorgen wären. Nun aber verlangte der König, daß Browne mit vier Bataillonen die Streitkräfte verstärke, welche er unter dem Prinzen von Carignan nach der Riviera absenden wollte. Sie sollten den General-Lieutenant Baron Leutrum in den Stand setzen, den Feind aus Vintimiglia zu vertreiben.

Am Wiener Hofe war man jedoch zu einer Verwendung der kaiserlichen Truppen in dieser Richtung ebensowenig geneigt. In der Riviera würden sie, hatte man Browne geschrieben, sich wie in einer Sackgasse befinden [36]). Außerdem könnten die Anstrengungen des Marsches nach Vintimiglia und Nizza so wie die Rückkehr von dort sie leicht

untauglich machen, hierauf die Belagerung Genua's vorzunehmen, die man noch immer als die Hauptaufgabe des dießjährigen Feldzuges bezeichnete.

Zwischen diesen Instructionen und dem Drängen des Königs von Sardinien befand sich Browne in peinlicher Lage. Er sollte die ihm zukommenden Befehle um so pünktlicher befolgen, als ihm schon einmal, da er sich gegen einen Auftrag des Hofkriegsrathes Vorstellungen erlaubt hatte, in ziemlich gereizter Weise entgegnet worden war, er möge die ihm ertheilten Anordnungen ins Werk setzen, nicht aber sie mit „ungeziemenden Kritiken" beantworten [37]). Und doch konnte er sich wieder nicht darüber täuschen, daß wenn er jedes Begehren des Königs von Sardinien ablehne und seine Mithülfe zur Ausführung der von demselben gewünschten Unternehmungen immer verweigere, er dadurch die schon ohnedieß so sehr gelockerte Allianz nur noch mehr erschüttere. Er nahm es daher auf sich, wenigstens zwei neue Bataillone zu den österreichischen Truppen stoßen zu lassen, welche sich ohnedieß schon unter Leutrum in der Riviera befanden.

Auch in Bezug auf das früher abgelehnte Begehren des Einmarsches in Frankreich willfahrte jetzt Browne dem Wunsche des Königs, freilich nur unter der Bedingung, daß diese Unternehmung den Charakter eines Streifzuges erhalte, und an einen Angriff auf die wohlbefestigte Stellung der Franzosen im Lager von Tournoux nicht gedacht werde. Durch einen plötzlichen Einbruch der Feinde in piemontesisches Gebiet wurde Browne hiezu vermocht. Sie hatten einen Posten von dreihundert Mann überfallen und gefangen, das piemontesische Dorf Argentière aber geplündert. Nun schlug Browne selbst dem Könige vor, dem Feinde zu beweisen, daß man auch Streifzüge nach Frankreich ausführen könne [38]).

Am 19. September traten viertausend Oesterreicher und Piemontesen unter dem Befehle des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Königsegg den Marsch über den Col della Maddalena gegen Barcelonnette an. Ohne es auf einen eigentlichen Kampf ankommen zu lassen, wichen die Franzosen aus ihren schwachen Verschanzungen bei Arche in das Lager bei Tournoux zurück. Da ein Angriff auf dasselbe ganz außer der

Absicht der Verbündeten lag, so kehrten sie mit einigen Gefangenen und einer Contribution von sechstausend Francs wieder in ihre vorigen Stellungen zurück.

Es kann nicht gesagt werden, daß der Feldzeugmeister durch seine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Königs denselben auch zufrieden gestellt habe. Karl Emanuel wurde dadurch zu immer neuen Begehren oder vielmehr zur Wiederholung und Erhöhung seiner früheren Forderungen ermuthigt. Jetzt verlangte er, daß Browne außer den schon bewilligten zwei Bataillonen noch sechs andere gegen Vintimiglia absende, um bei der Vertreibung der Feinde aus jenem wichtigen Posten und der Riviera überhaupt mitzuwirken. Und in der That gab Browne auch dießmal nach. Sogar acht Bataillone sandte er jetzt über den Col di Tenda in die Riviera. Dort hatten inzwischen die Warasdiner eigenmächtig das Heer verlassen und den Heimweg angetreten. Die zwei Bataillone Andlau und Andrassy erhielten Befehl, die Flüchtigen anzuhalten und zurückzubringen. Zwischen Tenda und Fontana entspann sich ein förmlicher Kampf zwischen zwei Truppenabtheilungen, welche beide einer und derselben Herrscherin dienten. Erst nachdem drei und zwanzig Warasdiner gefallen und eilf verwundet waren, ergaben sich die übrigen und ließen sich zu dem Heere zurückführen [39].

Browne erreichte durch seine Willfährigkeit gegen den König wenigstens das von ihm, daß er sich jetzt dem Rückmarsche der Oesterreicher aus dem Thale der Stura nicht länger widersetzte. Nach der Einnahme Vintimiglia's wolle er, erklärte der König, einen Theil seiner Truppen in der Riviera belassen. Er beabsichtige dann die Belagerung Genua's nach Kräften zu unterstützen. Denn er halte sie für dasjenige Unternehmen, von welchem für die Sache der Verbündeten der größte Nutzen und die entscheidendste Wirkung zu erwarten sei. Eine Commission möge in Mailand zusammentreten, um sich mit den hiezu nöthigen Vorbereitungen zu beschäftigen [40].

Der König täuschte sich jedoch, wenn er auf eine baldige Einnahme Vintimiglia's zählte. Trotz der ansehnlichen Verstärkung, welche er von Browne erhielt, war doch Leutrum nicht glücklich in dieser

Unternehmung. Als Belleisle und las Minas sahen, daß es wirklich darauf abgesehen sei, ihre Truppen aus Vintimiglia zu vertreiben, zogen sie zum Entsatze herbei. Vorerst zwangen sie die Piemontesen, den hart am Meere gelegenen Posten von Bossirossi zu verlassen, welcher den Zugang zu Vintimiglia versperrte. Dann schlugen sie die Truppenabtheilungen, die von der Westseite her die Umschließung Vintimiglia's aufrecht erhalten sollten. Nun drangen die Franzosen und Spanier in die Stadt ein, verjagten die Piemontesen aus derselben und vollendeten den Entsatz der Citadelle, welche sie mit frischer Besatzung versahen.

Leutrum stand nun von einer ferneren Unternehmung gegen Vintimiglia ab. Am linken Ufer der Roja, die sich östlich von Vintimiglia in das Meer ergießt, zog er einen Cordon; seine übrigen Truppen verlegte er die Riviera entlang von Bordighera über den Remo bis nach Porto Maurizio in die Quartiere. Die Franzosen und Spanier thaten in der Grafschaft Nizza und jenseits des Var das Gleiche. Zehn österreichische Bataillone unter Generalmajor Graf Neuhaus blieben bei Leutrum; die dreizehn anderen Bataillone unter dem Feldmarschall-Lieutenant Marchese Novati kehrten nach der Lombardie zurück.

Daß sie nicht gegen Genua ihre Richtung nahmen, konnte als ein sicheres Anzeichen gelten, daß es für den Augenblick wenigstens zu der Belagerung dieser Stadt gar nicht kommen sollte.

Die Kriegsereignisse in der Umgegend Genua's hatten sich auf einzelne Angriffe der Besatzung auf das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Nadasdy beschränkt, welche jedoch alle einen ziemlich kläglichen Ausgang nahmen. Der Herzog von Richelieu, der den in Genua verstorbenen Boufflers ersetzte, hatte kein besseres Schicksal mit dem Plane, sich Campofreddo's zu bemächtigen. Nicht ohne Verlust wurden die von ihm ausgesandten Truppen zur Rückkehr nach Genua gezwungen.

Darum kam es aber doch nicht zu der vom Wiener Hofe so dringend gewünschten Belagerung der Stadt. Gleich bei der Eröff-

nung der Conferenzen, welche in Mailand stattfanden, um sich über das Zusammenwirken der Oesterreicher und Piemontesen zu dieser Unternehmung zu verständigen, konnte man vorhersehen, daß eine Vereinbarung sich nicht so bald werde erzielen lassen. Die Oesterreicher hielten die Convention vom 3. Mai auch jetzt noch für maßgebend, während die Piemontesen nichts mehr davon hören wollten und für sich günstigere Bedingungen verlangten [41]). Es war gar nicht abzusehen, wann man hierüber zu einem Vergleiche gelangen werde.

Auch in Wien dachte man unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr daran, noch in dem dießjährigen Feldzuge an die Belagerung Genua's zu schreiten. Die Besatzung daselbst war so ansehnlich vermehrt, die Stadt in so reichlichem Maße mit allen Kriegsbedürfnissen versehen worden, daß man nur nach den umfassendsten Vorbereitungen und wenn man über sehr beträchtliche Streitkräfte verfügen konnte, auf das Gelingen der schon einmal gescheiterten Unternehmung sich Rechnung machen durfte. Man fiel daher jetzt auch in Wien der Ansicht des Grafen Browne bei, wenn er die Erhaltung der Truppen in möglichst vollzähligem und streitbarem Stande für den Augenblick als die Hauptaufgabe bezeichnete.

Von nun an ruhten daher, einige wenig bedeutende Scharmützel in der Nähe von Genua abgerechnet, in ganz Italien die kriegerischen Unternehmungen und der Feldzug des Jahres 1747 konnte als beendigt angesehen werden. Da man Genua nicht wieder erobert und die Grafschaft Nizza an die Feinde verloren hatte, so kann sein Ausgang als kein glücklicher für die Sache der Verbündeten angesehen werden.

Freilich erscheint er in ungleich günstigerem Lichte, wenn man ihn mit den Kriegsereignissen vergleicht, welche sich gleichzeitig in den Niederlanden zutrugen.

Zwölftes Capitel.

Von dem oft wiederholten Grundsatze ausgehend, daß wer den Frieden wolle, zum Kriege sich rüsten müsse, hatten Maria Theresia und ihre beiden Alliirten, die Könige von England und Sardinien noch während der Dauer der Friedensconferenzen zu Breda einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sie die Anzahl der Truppen feststellten, mit der sie sich an dem Feldzuge betheiligen sollten. Schon am 12. Jänner 1747 kam diese Vereinbarung im Haag zu Stande [1]). Kraft derselben hatte die Kaiserin sechzig, der König von Sardinien aber dreißigtausend Mann zu der Unternehmung gegen Südfrankreich ins Feld zu stellen und England dieselbe mit dreißig Kriegsschiffen zu unterstützen. Außerdem sollten Oesterreich und Sardinien noch eine ausreichende Truppenzahl in Italien unterhalten, um nicht nur dieses Land gegen jeden etwaigen Angriff zu decken, sondern auch Neapel und Sicilien mit einem solchen zu bedrohen.

Die Ereignisse sind eben geschildert worden, an welchen die Verwirklichung dieser Vertragsbestimmungen, insofern sie auf Italien und Südfrankreich sich bezogen, vollständig scheiterte. Die Vertreibung der Oesterreicher aus Genua und der Rückzug Browne's aus der Provence gaben der Kriegführung auf dem Kampfplatze im Süden Europa's eine ganz andere Richtung, als man während der Dauer der Verhandlungen über diese Verabredung annehmen zu sollen geglaubt hatte. Außerdem darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden,

daß trotz dieses Mißgeschickes, welches sie zu desto größerer Kraftanstrengung hätte anspornen sollen, doch keine der vertragschließenden Mächte den übernommenen Verpflichtungen auch wirklich nachkam. Von England wurden nicht dreißig Kriegsschiffe, von Sardinien nicht dreißigtausend Soldaten gestellt. Und noch beträchtlicher mochte der Abgang an dem Contingente der Kaiserin sein. Sie hatte sich, um ihre Verbündeten zur Fortsetzung des Krieges zu vermögen, zu größeren Leistungen verpflichtet als sie wirklich zu erfüllen vermochte.

Aehnliches war, wenn gleich in geringerem Maße, in den Niederlanden der Fall. Für die Fortsetzung des dortigen Krieges machte sich Maria Theresia gleichfalls zur Aufstellung von sechzigtausend Mann anheischig. Hiezu sollten die zehntausend Mann nicht gerechnet werden, denen die Bewachung von Luxemburg zufiel. England wollte vierzigtausend, und Holland, mit welchem eine abgesonderte Vereinbarung stattfand, eben so viele Soldaten stellen. Der erste März war als der Tag bestimmt, an dem das ganze Heer kriegsbereit versammelt sein sollte. Nur der Kaiserin wurde in Anbetracht der großen Entfernung ihrer Erbländer von dem Kriegsschauplatze gestattet, die letzten zehntausend Mann ihres Contingentes erst im Laufe des Monates April daselbst eintreffen zu lassen.

Das Heer von hundert und vierzigtausend Mann, über welches dem Herzoge von Cumberland der Oberbefehl anvertraut wurde, sollte in seiner ganzen Stärke nur zu den kriegerischen Unternehmungen verwendet, die erforderliche Besatzung der festen Plätze aber noch außerdem von derjenigen Macht geliefert werden, welcher die Bewachung derselben oblag. Um die Kaiserin in den Stand zu setzen, die übernommenen Verpflichtungen auch wirklich zu erfüllen, sagte ihr England viermalhunderttausend Pfund Sterling als Subsidien zu. Sardinien wurde der anscheinend geringere, im Verhältnisse zu seiner Leistung aber ungleich höhere Betrag von dreimalhunderttausend Pfund zu Theil.

Nachdem man sich über die Anzahl der Truppen verständigt hatte, mit welchen man die kriegerischen Unternehmungen auszuführen gedachte, kam es darauf an, eine Vereinbarung über dasjenige zu er-

zielen, was man eigentlich ins Werk setzen wollte. Zwischen dem Herzoge von Cumberland, der sich im Haag befand, und dem Grafen Batthyany, welcher unter des Herzogs Obercommando die Oesterreicher befehligen sollte, wurden hierüber eifrige Berathungen gepflogen. Sie beschlossen den Feldzug mit der Belagerung Antwerpens zu eröffnen. Mit der Hauptmacht aber gedachte man die Belagerung zu decken und die Plane zu vereiteln, welche der Gegner werde ausführen wollen.

Leider muß es fast als eine sich von selbst verstehende Sache angesehen werden, daß weder der Termin, welchen man zur Zusammenziehung des Heeres festgesetzt hatte, eingehalten, noch die bestimmte Anzahl Truppen wirklich vorhanden war. Die größten Schwierigkeiten, um der übernommenen Verpflichtung gerecht zu werden, standen wohl der Kaiserin entgegen. Keine der übrigen verbündeten Mächte hatte auf mehr als einen Kriegsschauplatz Truppen zu stellen, während dieß von Seite Oesterreichs auf zwei verschiedenen Punkten und überall mit der weitaus größten Anzahl Soldaten geschehen sollte. Nach den Niederlanden allein hatte die Kaiserin mehr als 25,000 Mann zur Ergänzung ihrer dortigen Streitmacht zu entsenden. Durch die größten Anstrengungen wußte sie es möglich zu machen, daß wenigstens ein Theil dieser Anzahl aufgebracht wurde. Zu Ende des Monates März waren sämmtliche österreichische Truppenkörper, welche ungefähr 47,000 Mann zählten, in der Gegend von Ruremonde an der Maas versammelt. In den ersten Tagen des April gingen sie über diesen Fluß. Zu Eyndhofen übernahm nun Batthyany das Commando über sie. Die Engländer und Holländer, welche ebenfalls nach und nach eintrafen, lagerten von Herzogenbusch bis an die Schelde. Die Gesammtstärke des Heeres belief sich auf 96,000 Mann. Sie war also um nicht weniger als 44,000 Soldaten geringer als man im Haag verabredet hatte. Wird der Abgang der Oesterreicher auf dreizehntausend veranschlagt, so fehlten an dem Contingente der Verbündeten 31,000 Mann, also fast die Hälfte der Streitmacht, zu deren Aufbringung sie sich anheischig gemacht hatten. Weit mehr als Maria Theresia waren also ihre Alliirten daran Schuld, daß das gesammte Heer die festgesetzte Stärke nicht erreichte.

Dennoch war auch die Zahl von fast hunderttausend Mann streitbarer Krieger immerhin ansehnlich genug, um mit ihnen bedeutende Resultate zu erringen. Freilich wurde die Hoffnung hierauf dadurch beträchtlich geschmälert, daß auch dießmal wieder die Verbündeten sich von den Franzosen in der Eröffnung des Feldzuges zuvorkommen ließen. Der schnellen Eroberung von Holländisch-Flandern und des dadurch herbeigeführten Abbruches der Friedensverhandlungen zu Breda ist schon früher Erwähnung geschehen. Durch die rasche Wegnahme holländischer Plätze und das Vorrücken der Feinde auf dem dortigen Gebiete schien der frühere Plan der Belagerung Antwerpens unausführbar geworden zu sein. Dennoch beharrte der Herzog von Cumberland noch mit Vorliebe auf diesem Gedanken. Von dem Vorschlage Batthyany's, welcher in Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Wiener Hofes darauf antrug, daß man der französischen Hauptmacht entgegen gehen und sie in der Umgegend von Brüssel zur Schlacht zwingen solle, wollte der Herzog nichts hören. Er führte die verschiedensten Beweggründe an, welche gegen eine solche Unternehmung sprachen. Da aber von Seite Batthyany's das Gleiche gegen die Belagerung Antwerpens geschah, so verfiel man in den allerschädlichsten Fehler, den man begehen konnte. Man that eben gar nichts, wenn nicht etwa das als eine Leistung gelten soll, daß man Antwerpen sich näherte und bei Braeschaet, anderthalb Stunden von der Festung, ein Lager bezog. Hier aber blieb man neuerdings unthätig und sah ruhig zu, wie die Franzosen zu den festen Plätzen, welche sie in Holländisch-Flandern eingenommen hatten, auch noch Hulst und endlich Axel eroberten. Am 20. Mai befand sich dieser ganze Theil des holländischen Gebietes am linken Ufer der Schelde in der Gewalt der Franzosen.

Jetzt begriff endlich auch der Herzog von Cumberland, daß eine Belagerung Antwerpens nicht mehr ausführbar sei. Er bezog an der großen Neethe eine andere Stellung und wandte sich neuerdings an Batthyany um Rathschläge. Auch jetzt noch meinte der Feldmarschall, man solle trachten, den Feind an der Dyle anzugreifen. Freilich sei die Ausführung dieses Planes mit großer Gefahr verbunden. Auch

die Verpflegung des Heeres werde beträchtliche Schwierigkeiten verursachen.

Diese letzteren Bedenken waren es, welche den Herzog von Cumberland bestimmten, dem Vorschlage Batthyany's keine Folge zu geben. Nach wie vor verharrte er in seiner früheren Unentschlossenheit, und bald erging sich Batthyany in bitterer Klage, daß nun die besten Gelegenheiten unbenützt vorüber seien. Von Tag zu Tag würden die Operationen schwieriger und man dürfe von dem Verlaufe und Ausgange des Feldzuges keine günstigen Ergebnisse mehr erwarten [2]).

Es war noch ein Glück für die Verbündeten, daß jetzt auch auf Seite der Feinde der Mangel eines festen Planes sich bemerkbar machte. Zu Mecheln war das Hauptquartier des Marschalls von Sachsen. Auch er schien einer großen Unternehmung abgeneigt zu sein und sich darauf beschränken zu wollen, die Verbündeten aus einer Gegend zu verdrängen, in welcher er selbst seine Winterquartiere zu nehmen gedachte. Zu diesem Ende entsandte er ein Armeecorps unter dem Grafen d'Estrées nach Tongres und ein zweites unter dem Grafen Clermont nach St. Trond. Sie sollten die Verbündeten für Mastricht besorgt machen und sie dadurch bewegen, ihre bisherige Stellung zu verlassen.

Diese Absicht wurde in der That auch erreicht. Um Mastricht zu decken, brach der Herzog von Cumberland am 24. Juni aus seinem Lager bei Lier auf und führte sein Heer über Diest nach Hasselt, wo er am 27. eintraf. Die weite Entfernung der französischen Armeecorps unter d'Estrées und Clermont von dem Hauptheere hätte es dem Herzoge von Cumberland leicht gemacht, dieselben vereinzelt anzugreifen und zu schlagen. Bei einiger Beschleunigung seiner Bewegungen vermochte er wenigstens am 30. Juni den Grafen von Clermont zu überfallen und zu vernichten. Aber ein so rascher Entschluß kam weder dem Herzoge von Cumberland noch seinen militärischen Rathgebern in den Sinn. Sie beschränkten sich darauf, unfern von Mastricht, zwischen Genck und Gellick Stellung zu nehmen. Dadurch ließen sie dem Marschall von Sachsen Zeit, den Fehler wieder gut zu machen, welchen er

durch allzugroße Sorglosigkeit begangen hatte. Er zog nun sein Hauptheer gleichfalls gegen Tongres. Freilich hatte er am Morgen des 1. Juli dort noch nicht viel über zwanzigtausend Mann. Aber darum rückte er doch mit nicht geringerer Kühnheit vorwärts bis in die günstige Stellung von Herderen, deren Anhöhe die ganze Gegend beherrscht. Gerade dadurch machte er die Verbündeten glauben, daß das französische Hauptheer schon in der Nähe sei. Statt eines raschen Angriffes auf den Feind beschränkten sie sich darauf, etwas weiter vorwärts, und zwar bis Rosmeer zu gehen und sich dort zur Schlacht zu bereiten. Denn daß eine solche bevorstehe, daran konnte man schon am Abende des 1. Juli nicht länger mehr zweifeln. Freilich wäre es dem Herzoge von Cumberland noch immer möglich gewesen, sich unter die Kanonen von Mastricht zurückzuziehen und in solcher Weise den Kampf zu vermeiden. Nachdem er es versäumt hatte, den Gegner in dem Augenblicke anzugreifen, in welchem er fast mit Bestimmtheit auf einen günstigen Ausgang des Kampfes hätte rechnen können, nachdem ihm ferner der Feind in den vortheilhaftesten Stellungen zuvorgekommen war, wäre ein solcher Entschluß auch ein Gebot der Klugheit gewesen. Aber er entsprach nicht dem persönlichen Muthe des Herzogs und seiner Begierde, sich noch einmal mit dem Marschall von Sachsen zu messen. Durch die Besiegung des Mannes, welchen man damals selbst noch über den König von Preußen erhob und als den ersten Feldherrn Europa's pries, hoffte der Herzog von Cumberland sich selbst auf die höchste Stufe kriegerischen Ruhmes emporzuschwingen.

Am 2. Juli mit Tagesanbruch ordnete der Herzog von Cumberland sein Heer zur Schlacht. Zwischen Mastricht und Bilsen stand die Armee der Verbündeten. In und vor diesem Städtchen, auf dem rechten Flügel des Heeres befanden sich die Oesterreicher, deren Aufstellung bis Rosmeer sich erstreckte. An sie schlossen sich links von diesem Dorfe die Holländer an, welche das Centrum bildeten. Von dem Dorfe Laveld bis nahe gegen Mastricht hin standen die Engländer, Hessen und Hannovraner, aus denen der linke Flügel zusammengesetzt war. Die Gesammtstärke des Heeres betrug mehr als achtzigtausend Mann.

Noch um ungefähr fünfzehntausend Mann mehr zählte der Feind, welcher von Elderen über Herderen und Rhymps, dann über Montenacken gegen Mastricht hin aufgestellt war. Die Stärke der feindlichen Stellung befand sich auf dem linken Flügel bis zu der Anhöhe von Herderen, auf welcher die Franzosen zwanzig Kanonen aufgeführt hatten. Dem gegenüber war auch der rechte Flügel der Verbündeten, auf das große Gebäude der Commanderie vor Bilsen gestützt, in günstigster Lage. Es ließ sich daher voraussehen, daß nicht hier, sondern auf den anderen Punkten der Kampf zur Entscheidung gelangen werde.

Wirklich setzten die Franzosen um neun Uhr Morgens drei Colonnen, jede zu viertausend Mann, gegen den linken Flügel der Verbündeten in Bewegung. Wider das kleine Dorf Laveld wurde ihr erster Angriff gerichtet. Die Engländer und ihre deutschen Soldtruppen hatten sich dort und in der nächsten Umgegend sorgfältig verschanzt. Vor der Fronte und an beiden Flanken war Laveld durch starke Batterien geschützt, fast jedes einzelne Haus aber durch Gräben und Verhaue zu einem haltbaren Posten umgeschaffen worden. Dazu kam noch, daß es während des ganzen vorhergegangenen Tages und der Nacht heftig geregnet hatte. Die Gräben waren mit Wasser gefüllt und das Ersteigen der Erdwälle wurde durch die starke Befeuchtung des Bodens ungemein erschwert.

So bald die drei französischen Colonnen, welche auf beiden Seiten durch Reiterei gedeckt wurden, in den Bereich der Geschütze kamen, ließ der Herzog von Cumberland ein heftiges Kartätschenfeuer wider sie eröffnen. Dennoch drangen die Franzosen unerschrocken vor. Um Lavelds Besitz entspann sich nun ein mörderischer Kampf. Zweimal wurden die Franzosen zurückgeworfen; erst bei dem dritten Angriffe gelang es ihnen, sich einiger Häuser zu bemächtigen. Aber auch von dort wurden sie durch die Unterstützungen, welche der Herzog von Cumberland persönlich herbeiführte, wieder vertrieben.

Gleich nach dem ersten Angriffe der Franzosen auf Laveld hatte der Herzog von Cumberland den Feldmarschall Batthyany um Verstärkung gebeten. Vierzehn Bataillone und zwanzig Schwadronen sandte

nun Batthyany nach dem linken Flügel. Gleichzeitig versuchte er es durch eine Bewegung gegen den Feind denselben zu verhindern, die Stärke seines Angriffes auf Laveld zu concentriren. Durch ein Bataillon Kroaten ließ er die leichten französischen Truppen, welche das in geringer Entfernung von Herderen gelegene Dörfchen Elcht besetzt hielten, aus demselben vertreiben. Dann führte er dort eine starke Batterie auf und beschoß die feindliche Stellung. Die Anhöhen von Herderen wagte er jedoch nicht anzugreifen, und darum beschränkte sich hier der Kampf auf eine wechselseitige Kanonade.

Diese Diversion war viel zu gering, um die Franzosen von der Erneuerung der Angriffe auf Laveld abzuhalten. Nachdem sie dreimal aus dem Dorfe vertrieben worden waren, wurde dasselbe durch die Brigade Royal Vaisseau und die in französischem Solde stehenden Irländer neuerdings erstürmt. Wieder führte der Herzog von Cumberland sein Fußvolk gegen den Feind; wieder gelang es ihm, die Franzosen aus dem größten Theile des Dorfes herauszuwerfen. Dießmal aber behaupteten sie und die Irländer sich wenigstens in einigen Häusern.

Sie darin zu schützen, beschloß nun der Marschall von Sachsen an beiden Seiten des Dorfes vorzudringen und die Truppen zu schlagen, welche fortwährend neue Verstärkungen dorthin entsandten. Drei französische Brigaden drangen mit gewaltigem Stoße, Laveld zur Rechten lassend, nach dem Punkte vor, wo der linke Flügel der Verbündeten von dem Centrum sich sonderte. Das holländische Fußvolk, auf welches der General-Lieutenant Marquis de Salières zuerst stieß, wurde geworfen. Ihre Reiterei hatte das gleiche Schicksal. Vor die Schlachtlinie gesendet, um die französische Cavallerie zurückzutreiben, ergriff sie vor derselben die Flucht. Sie überritt die eigenen Bataillone und brachte sie in gänzliche Verwirrung.

Dieser Augenblick entschied die Schlacht zum Nachtheile der Verbündeten. Es nützte nichts mehr, daß die Engländer und die deutschen Soldtruppen die Angriffe abschlugen, welche auf der anderen Seite des Dorfes gegen sie erfolgten. Es nützte nichts mehr, daß dort die französische Cavallerie von der englischen und einem Theile der

österreichischen Reiterei völlig geschlagen wurde. Ja es gereichte sogar zum Schaden, daß man die Fliehenden bis außer Montenacken verfolgte. Hier gerieth die englische Cavallerie in einen von französischem Fußvolke besetzten Hohlweg. Sie erlitt vielfachen Verlust, und ihr Commandant, der General-Lieutenant Sir John Ligonier wurde gefangen.

Um zwei Uhr Nachmittags gab der Herzog von Cumberland das Zeichen zum Rückzuge. Den von Batthyany herbeigesendeten vierzehn Bataillonen dankte er es, daß seine Schlachtlinie nicht völlig durchbrochen wurde. Ebenso war es Batthyany, welcher durch Entsendung von vier Cavallerie-Regimentern und siebzehn Grenadiercompagnien den Rückzug der Holländer deckte. Unter dem Schutze dieser Truppen und der Husaren des Generals Trips, welcher das zunächst an Mastricht gelegene Dorf Vilre gegen alle Angriffe unerschütterlich behauptete, zogen sich das Centrum und der linke Flügel der Verbündeten unter die Kanonen dieser Festung zurück. Batthyany wurde hiedurch zu dem gleichen Marsche gezwungen. In vollster Ordnung trat er denselben an. Zwar versuchte der Marschall von Sachsen, den Grafen Batthyany und seine Oesterreicher von den übrigen Heerestheilen der Verbündeten abzuschneiden. Diese Absicht scheiterte jedoch an der festen Haltung Batthyany's. Um sieben Uhr Abends stand das Heer zwischen Mastricht und Lonacken in Ordnung aufgestellt. In der Nacht ging es auf zwei Schiffbrücken über die Maas und bezog bei Wyck ein Lager.

Dieß ist der Verlauf der Schlacht, welche dem Dorfe Laveld, dem Schlüssel der Stellung der Verbündeten, den Namen erhielt. Es schmälert den Ruhm des Siegers nicht, wenn man erwähnt, daß sein Verlust den der Verbündeten beträchtlich übertraf. Die Stürme auf Laveld hatten allzugroße Todtenopfer gefordert. Auch auf Seite der Verbündeten waren es die Vertheidiger jenes Dorfes, die Engländer und die deutschen Soldtruppen, welche weitaus die größten Verluste erlitten, während die Oesterreicher fast ganz verschont blieben. Nicht ohne Grund vergleicht daher Batthyany die Schlacht mit der, welche die Verbündeten im vergangenen Jahre gegen den gleichen Gegner bei

Rocoux verloren [3]). Mit nicht geringerem Rechte hätte er auch auf die Niederlage bei Kesselsdorf hinweisen können. An all diesen Schlachttagen überließ man dem Feinde den Angriff und machte es ihm dadurch möglich, nach einem einzigen Punkte hin den kräftigsten Stoß zu richten. Gleichzeitig dehnte man die Schlachtlinie so weit aus, daß man von den entlegeneren Punkten derselben dem angegriffenen Theile nicht leicht Hülfe zu leisten vermochte. Und überall waren es die Oesterreicher, gegen welche als die gefürchtetsten Gegner man den Angriff vermied. Ueberall waren es aber auch sie, welche durch weniger hartnäckiges Ausharren auf ihrem Posten und durch nachdrücklichere Unterstützung ihrer Verbündeten der Schlacht wahrscheinlicher Weise eine andere Wendung zu geben vermocht hätten.

Dennoch kann nicht gesagt werden, daß der Herzog von Cumberland etwa den Feldmarschall Batthyany als den Hauptschuldigen an dem Verluste der Schlacht angeklagt hätte. „Der größte Nachtheil „für uns lag“, berichtete er der englischen Regierung an dem Tage nach der Schlacht, „in der festen Stellung unseres rechten Flügels, welcher „weder angegriffen werden, noch uns eine Diversion bereiten konnte. „Denn ich bin gewiß, der Feldmarschall Batthyany würde Alles „gethan haben, was in seiner Macht stand, um mich zu unterstützen „oder den Feind anzugreifen [4])“.

So wie der Herzog von Cumberland auch nach der verlorenen Schlacht dem Grafen Batthyany Beweise des früheren Vertrauens gab, so ließ dieser dem bewunderungswürdigen persönlichen Muthe, welchen der Herzog in dem dichtesten Handgemenge an den Tag gelegt hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine gegenseitige Anerkennung, deren hier nur aus dem Grunde Erwähnung geschieht, weil sie den Beweis liefert, daß das erlittene Mißgeschick wenigstens dießmal nicht, wie es so oft der Fall ist, den Anlaß zum Zwiespalte und zur Entzweiung der davon gemeinschaftlich Betroffenen darbot.

Im vergangenen Jahre war es dem Marschall von Sachsen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht worden, daß er den Sieg bei Rocoux unbenützt gelassen hatte. Vielleicht fand er darin

eine Anregung mehr, jetzt nicht in den gleichen Fehler zu verfallen. Die am nächsten liegende Unternehmung, die Belagerung von Mastricht, wagte er im Angesichte einer zwar besiegten, dadurch aber noch keineswegs kampfunfähig gewordenen Armee nicht ins Werk zu setzen. Er beschloß also Berg op Zoom zu belagern und durch die Eroberung dieses Platzes, des Meisterwerkes des berühmten Festungserbauers Coehorn nicht nur dem Feldzuge einen würdigen Abschluß zu geben, sondern Holland trotz alles Widerstrebens des neuen Generalstatthalters dennoch zum Frieden zu zwingen.

Zur Vollführung dieser Aufgabe bestimmte Moriz von Sachsen den Generallieutenant Grafen Löwendal, welcher mit dem Marschall selbst und dem Ungar Bercsényi die Trias jener kriegskundigen Ausländer bildete, welche damals fast allein noch die französischen Heere zu Siegen zu führen verstanden. Schon am 12. Juli erschien Löwendal vor Berg op Zoom. Zwei Tage später eröffnete er die Laufgräben gegen die Festung.

Während derselben Zeit blieben auch die Verbündeten nicht müßig. Ungefähr gleichzeitig mit Löwendal traf der Prinz von Hildburgshausen, welcher aus dem baierischen in den holländischen Dienst übergetreten war, mit zehn Bataillonen und sechzehn Schwadronen in den Linien von Berg op Zoom ein. Er trat mit der Besatzung, welche der Prinz von Hessen Philippsthal befehligte, in Verbindung. Am 19. Juli wurde eine noch stärkere Truppenabtheilung unter dem Feldmarschall Prinzen von Waldeck nach Berg op Zoom in Marsch gesetzt. Auch die Franzosen ließen ihren dortigen Streitkräften ansehnliche Verstärkungen zugehen.

Da die beiden Hauptheere sich gegenseitig beobachtend in der Gegend von Mastricht stehen blieben, wurde das gesammte Interesse an den kriegerischen Ereignissen in den Niederlanden auf die Belagerung von Berg op Zoom concentrirt. Den Befehl über die Truppen in der Festung und dem Lager übernahm jetzt der holländische General Cronström, ein Mann, der in langer kriegerischer Laufbahn vielfache Beweise einer nicht gewöhnlichen Tapferkeit gegeben hatte. Aber sein

außerordentlich hohes Alter — er zählte damals nicht weniger als sechs und achtzig Jahre — hätte ihn vor einer Aufgabe bewahren sollen, deren Durchführung die volle Kraft eines körperlich und geistig noch rüstigen Mannes erforderte. Und die Wahl eines Anderen an Cronströms Stelle wäre um so wünschenswerther gewesen, als der Letztere als ein Mann von ganz unglaublichem Starrsinn bekannt war, der sich fremdem Rathe stets unzugänglich gezeigt hatte. Doch schickte auch Cronström sich an, den Fortschritten der Feinde unerschrockenen Widerstand entgegen zu setzen. So wurde ein Sturm, welchen in der Nacht vom 5. auf den 6. August die Franzosen unternahmen, mit großer Tapferkeit abgeschlagen. An den folgenden Tagen machte die Besatzung Ausfälle, durch welche die Belagerungsarbeiten nicht wenig gehemmt wurden. Doch schritten sie unter Löwendals ausdauernder Leitung, wenn gleich langsam, doch ununterbrochen fort.

Während dieß geschah, machte in dem Lager der Verbündeten eine immer größere Meinungsverschiedenheit über die Maßregeln sich geltend, welche man zu ergreifen habe. Der Prinz von Oranien drang darauf, daß das ganze Heer gegen Berg op Zoom sich wende, um die Franzosen zu zwingen, von der Belagerung dieses Bollwerkes der holländischen Provinzen abzustehen. Dem Wiener Hofe aber war ungleich mehr an der Erhaltung von Mastricht gelegen, welches als Verbindungspunkt zwischen Deutschland und Luxemburg große Wichtigkeit besaß. Und man glaubte, daß in dem Augenblicke, in welchem das Heer der Verbündeten die Gegend von Mastricht verlassen würde, der Marschall von Sachsen sich beeilen werde, mit seiner Hauptmacht die Belagerung dieser Festung zu unternehmen. Binnen wenig Tagen werde ihre Eroberung geschehen und dann der eigentliche Zweck, um dessentwillen die Franzosen die Schlacht bei Laveld geliefert hatten, auch wirklich erreicht sein.

Es läßt sich jetzt schwer beurtheilen, ob diese Besorgnisse ausreichend begründet waren. Man sollte doch glauben, daß Mastricht sich in einem Zustande befand, welcher es möglich erscheinen ließ, daß die Festung sich wenigstens durch mehrere Wochen werde vertheidigen können. Zu einer regelmäßigen Belagerung bedurfte man ja des

schweren Geschützes, welches sich größtentheils vor Berg op Zoom befand und dessen Herbeischaffung gleichfalls einige Zeit in Anspruch genommen hätte. Vor einem Handstreiche aber konnte eine zahlreiche und tapfere Besatzung die Festung wohl ziemlich sicher bewahren.

Gegründeter als die Befürchtungen für Mastricht erscheint die Besorgniß, daß der Marsch nach Berg op Zoom gleichwohl fruchtlos sein würde. Denn die feindliche Hauptmacht befand sich näher an dieser Festung als das Heer der Verbündeten. Der Marschall von Sachsen hätte sich also gleichfalls dorthin zu verfügen, die Belagerer gegen jeden Angriff zu decken und sie in der ungestörten Vollführung ihrer Aufgabe zu sichern vermocht. Ja auf dem Marsche nach Berg op Zoom konnten die Alliirten leicht in die Gefahr kommen, neuerdings angegriffen und geschlagen zu werden.

Alle diese Beweggründe wirkten zusammen, um den Herzog von Cumberland dafür zu entscheiden, dem Wunsche Batthyany's zufolge in der Gegend von Mastricht zu bleiben. Um aber auch das Begehren des Prinzen von Oranien nicht vollständig zurückzuweisen, wurden die Truppen, welche Prinz Waldeck gegen Berg op Zoom geführt hatte, ansehnlich verstärkt. Man gab sich der Hoffnung hin, daß eine so beträchtliche Streitmacht entweder den Grafen Löwendal angreifen und schlagen, oder doch auf die Fortschritte der Belagerung hemmend einwirken könne. Vielleicht werde dann an dem bald zu erwartenden Eintritte der üblen Jahreszeit noch die ganze Unternehmung scheitern.

Durch einen kühnen Entschluß wußte jedoch Löwendal diese Hoffnung zu vereiteln. Unzufrieden mit dem langsamen Gange der Belagerung, und die Gefahr gar wohl erkennend, welche diese Verzögerung mit sich brachte, faßte er den Gedanken, Berg op Zoom mit Sturm zu nehmen. Freilich war dieß ein Wagniß ganz außerordentlicher Art. Ein Theil der Festungswerke befand sich noch in so gutem Zustande, daß ihre Eroberung bei tapferer Vertheidigung kaum ausführbar erschien. Jedenfalls mußte man darauf gefaßt sein, nur mit ungeheuren Opfern des Platzes Herr werden zu können. Denn in denselben Tagen, in welchen Löwendal sich mit den Vorbereitungen

hiezu beschäftigte, berichtet der eigens nach Berg op Zoom abgesendete General von Buccow, daß die Festung mit Allem, was nur irgendwie zu erfolgreichem Widerstande gegen den Feind dienen könne, wohl versehen sei. Jeden Augenblick vermöge die Besatzung durch frische Truppen ihre Verluste an Mannschaft zu ersetzen. Man verfüge über mehr Soldaten, als man bedürfe, um eine ganze Reihe von Ausfällen zu unternehmen und den Feind aus seinen Stellungen zu vertreiben. Freilich setzte Buccow auch hinzu, daß jetzt von solchen Ausfällen nicht mehr die Rede sei[5]). Sie böten aber das einzige Mittel dar, um die Belagerung bis zum Eintritte der ungünstigen Jahreszeit zu verzögern.

Cumberland und Batthyany stimmten dieser Ansicht bei. Buccow wurde an den Prinzen von Oranien gesendet, um ihm seine Wahrnehmungen mitzutheilen und die ihnen entsprechenden Befehle an Cronström zu erwirken. Denn nur auf solche Weise hoffte man diesen starrsinnigen Greis zu einer Aenderung seines jetzigen Verfahrens vermögen zu können. Ehe dieß jedoch geschah, fiel schon der Streich, welcher Buccows Sendung überflüssig machte.

Durch das Abrathen derer, die er um ihre Meinung befragte, ließ Löwendal sich nicht zurückschrecken, an die Ausführung seines verwegenen Planes auch wirklich zu schreiten. In der Nacht vom 15. auf den 16. September versammelte er die Truppen, welche zum Sturme bestimmt waren, in den Laufgräben. Um halb fünf Uhr Morgens begann der Sturm und er gelang über alle Erwartung. In all den Werken, welche angegriffen wurden, befanden sich zusammengenommen nicht dreihundert Mann, und diese hatten sich der größten Sorglosigkeit überlassen. Vollständig überrascht, leisteten sie fast gar keinen Widerstand. Binnen kurzem waren die Wälle in den Händen der Franzosen, welche nun die zunächst gelegenen Stadtthore öffneten. Durch sie drangen neue Truppenabtheilungen in die Festung. Dieselbe war rettungslos verloren, und die Besatzung würde das gleiche Schicksal getheilt haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihr die Möglichkeit des Entrinnens geboten hätte. Ein holländisches Regiment, welches durch ein anderes ersetzt werden sollte, war vor dem Hause des

Commandanten aufgestellt. Allsogleich führte es der Prinz von Hessen Philippsthal gegen den andringenden Feind. Der Rest der Besatzung gewann dadurch Zeit, sich aus der Stadt in das hinter derselben gelegene Lager zu flüchten. Dorthin hatte sich Cronström gleich bei Beginn des Sturmes begeben. Auch der Prinz von Hessen Philippsthal zog sich in dasselbe zurück. Die dort versammelten Truppen brachen nach Steenbergen auf und bezogen dann bei Oudenbosch ein festes Lager. [6])

Grausam wütheten die Franzosen in Berg op Zoom. Gewaltthaten aller Art wurden in der erstürmten Festung verübt, und die Kunde davon vermehrte noch den Schmerz und die Bestürzung, welche der plötzliche Verlust dieser Stadt bei den Verbündeten, insbesondere aber in den holländischen Provinzen erregte. „Der Ueberfall auf Berg „op Zoom" schreibt ein Augenzeuge, der Generalmajor Graf Sillers an den Prinzen Karl von Lothringen, „ist ohne Beispiel in der Ge„schichte, und die Nachlässigkeit der Besatzung ganz unverzeihlich. Ueber „schlechte Breschen, welche man noch nicht als gangbar ansah, ist der „Feind in die Stadt gelangt. Mann für Mann erstieg er die Wälle, „ohne daß irgend Jemand seiner gewahr ward. Er befand sich, ehe „noch Alarm geschlagen wurde, schon in so großer Anzahl auf den „Wällen und mitten in der Stadt, daß man jede Hoffnung aufgab, „ihn wieder aus derselben vertreiben zu können. So fiel diese Festung, „welche die stärkste in ganz Europa genannt werden muß. Bei einer „geschickten Vertheidigung wäre sie uneinnehmbar gewesen, indem sie „sich jederzeit zu Land und zur See im Besitze des freien Verkehres „mit der Umgegend befand [7])."

In dem Lager zu Oudenbosch, in welchem größtentheils nur holländische Truppen standen, herrschte damals nicht geringe Verwirrung. Der Fürst von Waldeck hatte schon vor längerer Zeit, zunächst in Folge von Mißhelligkeiten mit dem Prinzen von Oranien das Commando niedergelegt. Jetzt waren Cronström und der Prinz von Hildburgshausen die höchstgestellten Generale, welche sich in Oudenbosch befanden. Von dem Ersteren, den sein tadelnswerthes Benehmen in Berg op Zoom um alles Ansehen gebracht hatte, konnte nicht mehr

die Rede sein. Den Prinzen von Hildburgshausen hielt wohl der Generalstatthalter der schwierigen Aufgabe, das fernere Vordringen der Franzosen auf holländischem Boden zu vereiteln, nicht für gewachsen. Er bat also den Grafen Batthyany nach Oudenbosch zu kommen und dort den Oberbefehl zu übernehmen.

Batthyany fühlte wohl die große Verantwortung, der er sich unterzog, wenn er ohne Zustimmung der Kaiserin die österreichischen Streitkräfte bei Mastricht verließ. Außerdem lag nicht viel Verlockendes in dem Begehren, das Commando über Truppen zu übernehmen, deren Kriegstüchtigkeit mit Recht nur gering geschätzt wurde. Denn auch dem Prinzen von Oranien war es trotz rastloser Bemühung keineswegs gelungen, den tief gesunkenen militärischen Geist seiner Soldaten wieder zu beleben. „Der Prinz belohnt und bestraft", hatte noch vor wenigen Wochen Batthyany von ihm berichtet[8]), „aber er vermag „das alte Feuer der Holländer nicht wieder zu entzünden. Er ist so „weit gegangen, eine Schaar von vierhundert Mann decimiren zu „lassen, weil sie ihre Schuldigkeit nicht gethan. Aber all dieß ist „unnütz. Bald fassen sie einen verzweifelten Entschluß, bald wieder „überlassen sie sich einem ganz unbegründeten Gefühle der Sicherheit. „Uebel geleitet und übel gehorchend, räumen sie bei jeder Gelegenheit „das Feld".

Obgleich es nun Batthyany nichts weniger als wünschenswerth erscheinen konnte, an die Spitze solcher Truppen zu treten, so fühlte er doch wieder die drängende Nothwendigkeit, dem Begehren des Prinzen von Oranien zu willfahren. Denn auf die Anhänglichkeit des Prinzen an die Sache der Verbündeten war ja noch am meisten zu zählen. Eben so wenig durfte man in den Holländern den Gedanken aufkommen lassen, man wolle sie unbeschützt den Franzosen preisgeben. Batthyany erklärte sich also bereit, nach Oudenbosch zu gehen, wenn ihn dorthin wenigstens einige österreichische Truppen begleiten würden. Aus ihnen wollte er den Kern der nun unter seine Befehle gestellten Streitmacht bilden.

Bereitwillig erfüllte der Herzog von Cumberland das Verlangen Batthyany's. Achtzehn Bataillone und neunzehn Schwadronen, zu zwei Drittheilen Oesterreicher und zu einem Drittheil Hessen brachen am 22. und 24. September aus dem Lager bei Mastricht auf und marschirten nach Oudenbosch. Noch vor ihnen traf Batthyany daselbst ein. In seinem ersten Berichte schildert er in anschaulicher Weise die Verwirrung, welche in dem holländischen Lager herrschte.

„Da ist der arme alte General Cronström", so lauten die Worte Batthyany's, „mit dem Tode auf den Lippen, gehaßt und verabscheut „von aller Welt, selbst von dem Deputirten der Staaten, Herrn van „Harem, und Jeder von ihnen trifft ganz anders geartete Verfügungen. „Da ist ferner der General-Quartiermeister Burmania, welcher allein „das Vertrauen des Prinzen von Oranien besitzt. Seine Maßregeln „sind auf weit aussehende aber wenig stichhältige Ideen gegründet. „Die Truppen hat man in kleine Abtheilungen zerstreut und eine „Menge befestigter Linien gezogen, die einen auf die anderen gehäuft, „die einen durch Cronström und Burmania, die anderen durch van „Harem und unsere Generale angelegt [9])."

Bei so wenig günstigen Umständen war es ein Glück für Batthyany, daß die Franzosen sich nicht mehr mit Unternehmungen von größerer Bedeutung, sondern nur mit der Eroberung der drei kleinen am rechten Ufer der Schelde gelegenen Forts la Croix, Lillo und Friedrick-Hendrick beschäftigten. An einen Angriff auf Mastricht schien man im französischen Heerlager nicht mehr zu denken. Alles sehnte sich nach den Winterquartieren, welche denn auch zu Ende des Monates Oktober von den Truppen der beiden streitenden Theile bezogen wurden.

Dreizehntes Capitel.

Es wäre ein Irrthum wenn man glauben wollte, seit dem Abbruche der Conferenzen zu Breda hätten die Friedensverhandlungen in Europa völlig geruht. Zwischen Oesterreich und Spanien wurden dieselben auf zweifachem Wege und zwar durch den portugiesischen Gesandten Carvalho in Wien und den Grafen Rosenberg in Lissabon immer noch fortgesetzt. Das Gleiche war mit der Verhandlung der Fall, welche durch Vermittlung des Dresdner Hofes mit Frankreich gepflogen wurde. Keiner der beiden Mächte gegenüber erzielte man jedoch irgend ein Ergebniß. Mit Spanien war dieß nicht der Fall, weil man dort den unumstößlichen Beweis, daß Sardinien den Wormser Vertrag wirklich gebrochen und sich förmlich verpflichtet habe, zur Vertreibung des Hauses Oesterreich aus Italien seinen Beistand zu leihen, nicht zu führen vermochte. An dieser Bedingung hielt jedoch Maria Theresia nach wie vor unerschütterlich fest. Nur wenn nicht der geringste Zweifel mehr bestehen könne, wurde in ihrem Namen auch jetzt noch zu oft wiederholten Malen erklärt, daß Sardinien dem Wormser Tractate zuerst und in verletzendster Weise entgegengehandelt habe, werde sich auch Oesterreich nicht länger an denselben gebunden erachten [1]).

Hiezu kam noch daß nun auch Spanien ungleich mehr als früher davor zurückschrack, zur Verwirklichung der mit Oesterreich etwa verabredeten Bedingungen möglicher Weise auch mit Frankreich in Zwie-

spalt, ja vielleicht sogar in Krieg zu gerathen. In weiser Erkenntniß dessen, was seinem Vaterlande vor Allem noththat, richtete der neue Minister Carvajal seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Entwicklung der inneren Hülfsquellen Spaniens. Die Ausfechtung der Streitigkeiten gegen Außen suchte er mehr und mehr auf Frankreich zu wälzen. Von einer offenen Parteinahme Spaniens gegen diese Macht konnte also unter solchen Verhältnissen nicht leicht mehr die Rede sein. Ohne dieselbe ließ sich aber ein abgesonderter Friedensschluß mit Spanien kaum mehr erwarten. Darum rief Maria Theresia im Oktober des Jahres 1747 den Grafen Rosenberg aus Lissabon zurück [2]). Doch wurde mit Carvalho wenigstens dem Scheine nach die Verhandlung noch fortgesetzt.

Ungefähr die gleiche Bewandtniß wie mit der Vermittlung Portugals zur Herbeiführung des Friedens zwischen Oesterreich und Spanien hatte es mit derjenigen Sachsens, um die Aussöhnung der Kaiserin mit dem Hofe von Versailles zu bewerkstelligen. Die beiden Brüder Grafen Loß, von welchen der Eine in Wien, der Andere aber in Paris den sächsischen Hof repräsentirte, dienten in dieser Sache als Zwischenpersonen. Anfangs schien es, daß die Entlassung des Marquis d'Argenson einen günstigen Einfluß auf diese Verhandlung ausüben werde. Und auch auf österreichischer Seite mehrte sich sichtlich die Geneigtheit, nach und nach mit Frankreich auf besseren Fuß zu gelangen. Schon damals tauchte, wenn gleich erst in leichten Umrissen der Gedanke auf, welcher allmälig festere Gestalt annahm und zuletzt für die größere Hälfte der Regierungszeit Maria Theresia's die Grundlage ihres politischen Systems wurde, der Gedanke eines Bündnisses mit Frankreich gegen Preußen. Denn König Friedrich sei, so wurde schon um jene Zeit offen erklärt, ein für Oesterreich ungleich gefährlicherer Erbfeind als Frankreich es jemals gewesen. Diese größere Gefährlichkeit entspringe zum Theile aus der Lage seiner Länder und zum Theile aus der Vorliebe der Seemächte für ihn. Nachdem man Schlesien an König Friedrich verloren, sei er jederzeit im Stande, in das Herz der österreichischen Erbländer einzudringen und mit der Hülfe Frankreichs, wenn dieses sich nicht auf gutem Fuße mit Oester-

reich befände, und derjenigen der Pforte das Erzhaus zu Grunde zu richten. Die Seemächte aber hätten es zur Genüge bewiesen, daß sie Oesterreich gegen den König von Preußen niemals Beistand zu leisten gedächten. Ja es gewänne den Anschein, als ob sie den Aufschwung seiner Macht aus dem Grunde zu fördern suchten, um ihn seiner Zeit an Oesterreichs Stelle dem Hause Bourbon entgegen zu setzen, und sich seines hervorragenden Feldherrntalentes und seiner wohlgeschulten Kriegsmacht zur Bekämpfung Frankreichs zu bedienen[3]).

Es ist schwer darüber zu streiten, ob König Friedrich zu der damals so lebhaften Besorgniß des Wiener Hofes vor einem erneuerten Einbruche preußischer Kriegsvölker in die österreichischen Länder auch genügende Veranlassung gab. Die Verdachtsgründe wider ihn bestanden wohl in nichts Anderem als in der Kenntniß der weitaussehenden Plane, welche der Marquis d'Argenson an die Person des Königs von Preußen geknüpft hatte, in der feindseligen Haltung, welche Friedrich überall, insbesondere in den deutschen Angelegenheiten gegen die Kaiserin und ihren Gemal beobachtete, in seinen fortgesetzten Kriegsrüstungen endlich, über deren eigentliches Ziel man nichts Verläßliches in Erfahrung zu bringen vermochte, die man aber gerade darum mit ziemlicher Bestimmtheit neuerdings gegen Oesterreich gerichtet glaubte. Und wer schon dreimal, durch sein erstes Eindringen in Schlesien, nach der Convention von Kleinschnellendorf und im Jahre 1744 seine völlige Nichtachtung der bestehenden, zum Theile von ihm selbst erst abgeschlossenen Verträge an den Tag gelegt hatte, dem trat man wohl nicht zu nahe, wenn man ihn zu jeder Stunde des gleichen Verfahrens für fähig hielt.

Die Besorgniß vor der Erneuerung des Krieges mit Preußen war es auch, wodurch Maria Theresia zur Fortsetzung ihrer Bemühungen vermocht wurde, den Abschluß einer Allianz mit Rußland zu Stande zu bringen. Denn in derselben erblickte sie nicht mit Unrecht das geeignetste Mittel, um den König von Preußen von einem wiederholten Friedensbruche zurückzuschrecken.

Die Kaiserin besaß zu jener Zeit in der Person des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Pretlack einen sehr gewandten Unterhändler am Hofe von St. Petersburg. Freilich kamen ihm bei der Bestrebung, ein enges Bündniß zwischen den beiden Regierungen ins Leben zu rufen, noch andere Umstände, insbesondere der von Tag zu Tag sich mehrende Groll der Czarin Elisabeth wider den König von Preußen zu Statten. So weit ging sie darin, daß nach dem Eintreffen der Nachricht, die Sachsen seien bei Kesselsdorf geschlagen worden und ständen im Begriffe, mit Preußen Frieden zu schließen, Maria Theresia der Entschluß der russischen Regierung angekündigt wurde, ihr für den Fall der Fortsetzung des Krieges gegen Preußen die dreißig Regimenter zu Hülfe zu senden, welche sich entweder schon in Kurland befanden oder doch den Weg dorthin eingeschlagen hatten [4]). Und als man in St. Petersburg erfuhr, daß auch zwischen Oesterreich und Preußen der Friede zu Stande gekommen sei, da erklärte der Großkanzler Bestuschew, Rußland werde der Kaiserin für den Fall, daß sie den Krieg gegen Preußen erneuern wolle, mit hunderttausend Mann beistehen [5]).

Diese Nachrichten gelangten natürlicher Weise viel zu spät nach Wien, um an den Schritten der Kaiserin dem Könige von Preußen gegenüber irgend eine Aenderung hervorbringen zu können. Auch zu einem Bruche des eben erst abgeschlossenen Friedens ließ sich Maria Theresia hiedurch in keiner Weise verleiten. Aber sie erkannte daraus doch die aufrichtige Geneigtheit der Czarin, sich immer mehr mit Oesterreich zu verbinden und bei der etwaigen Erneuerung des Krieges gegen Preußen werkthätig Partei zu nehmen.

Rußland hierüber zu bestimmten Zusagen zu vermögen, darauf war nun das eifrigste Bestreben Maria Theresia's und ihrer Repräsentanten am Hofe von St. Petersburg gerichtet. Am 24. Februar 1746 wurden Pretlack und Hohenholz zum Abschlusse eines förmlichen Tractates bevollmächtigt. Schon am 5. Mai konnten sie nach Wien berichten, daß sie mit den einzelnen Bestimmungen des Vertrages ins Reine gelangt seien. Am 2. Juni wurde derselbe in St. Petersburg wirklich unterzeichnet.

Von einem Altmeister deutscher Geschichtschreibung ist die Behauptung ausgesprochen worden, Rußland habe der Kaiserin in diesem Tractate zugesagt, ihr wieder zu den an Preußen verlorenen Provinzen zu verhelfen[6]). Diese Angabe, welche wohl nur auf einer etwas zu flüchtigen Durchsicht des Vertrages[7]) beruht, wurde seither von namhaften Schriftstellern wiederholt[8]), während doch eine aufmerksame Prüfung der getroffenen Verabredung Jedermann leicht überzeugen wird, daß Maria Theresia auch jetzt wieder ausdrücklich erklärte, den Frieden mit Preußen gewissenhaft beobachten zu wollen. Sie werde daher keineswegs die Erste sein, welche der geschehenen Verzichtleistung auf den abgetretenen Theil von Schlesien und die Grafschaft Glatz zuwider handle. Sollte dieß aber gegen alle Erwartung und wider den gemeinsamen Wunsch von Seite des Königs von Preußen, sei es durch einen Angriff auf sie selbst, sei es durch einen solchen auf ihre Verbündeten, und zwar auf Rußland oder auf Polen geschehen, dann würden die beiden Mächte sich nicht bloß mit den für sonstige Kriegsfälle stipulirten dreißigtausend Mann, sondern da diese Streitmacht zur Abwehr des Feindes und zur Wiedereroberung Schlesiens zu gering wäre, mit der doppelten Anzahl wechselseitig beistehen. Von dem Tage angefangen, als Schlesien sich wieder in ihrer Gewalt befände, würde Maria Theresia der Czarin für diese Truppenhülfe zwei Millionen rheinischer Gulden bezahlen.

Es wird wohl von Niemand bestritten werden können, daß Maria Theresia sich im vollsten Rechte befand, sich Schlesiens wieder zu bemächtigen, wenn der König von Preußen durch einen Angriff auf Oesterreich zuerst den Frieden neuerdings brach. Daß aber auch ein Angriff auf Rußland oder Polen die gleiche Wirkung hervorbringen und den König von Preußen seiner Rechte auf Schlesien verlustig machen sollte, ist allerdings eine Auslegung, welche aus dem Dresdner Frieden nicht gefolgert werden kann. Hiedurch gewinnt es wirklich den Anschein, als ob man in Wien dem Gedanken nicht abhold gewesen wäre, vielleicht auf einem Umwege zur Erneuerung des Krieges mit Preußen und dadurch zu der Möglichkeit zu gelangen, sich Schlesiens neuerdings zu bemächtigen. Dem steht jedoch wieder entgegen, daß auch in

Maria Theresia's geheimsten Depeschen an ihre Repräsentanten im Auslande ihr ernster Wille ausgesprochen wird, die Verträge mit Preußen treu zu beobachten [9]). Daß sie es hiemit aufrichtig meinte, darauf deutet auch ihre Aeußerung hin, es sei ihr vollkommen gleichgültig, ob die auf Preußen bezüglichen Bestimmungen in den Vertrag selbst, dessen Bekanntmachung man beabsichtigte, oder in die geheim zu haltenden Separatartikel aufgenommen würden [10]). Nur dem Wunsche Rußlands zufolge hat man sich zu Letzterem entschlossen.

Der vierte geheime Separatartikel, welcher die Verabredungen hinsichtlich Preußens enthält, ist vielleicht der wichtigste des ganzen Tractates. Aber auch sonst finden sich in demselben noch manche Bestimmungen von kaum geringerer Bedeutung. In den siebzehn Artikeln des eigentlichen Vertrages wurde eine beiderseitige Kriegshülfe von dreißigtausend Mann, jedoch nur für den Fall festgesetzt, wenn Oesterreich oder Rußland, letzteres aber nur in seinen europäischen Ländern angegriffen werden sollte. Bei einem Kriege Rußlands gegen Persien oder Oesterreichs in Italien überhaupt und gegen Spanien insbesondere hatte keine Sendung von Hülfstruppen einzutreten. Ebensowenig sollte dieß in Bezug auf den Krieg der Fall sein, in welchen Maria Theresia gegenwärtig mit den bourbonischen Höfen verwickelt war. Dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover, der Republik Polen und dem Kurfürsten von Sachsen wurde der Beitritt zu dem Vertrage vorbehalten, dessen Dauer einstweilen auf fünf und zwanzig Jahre festgesetzt wurde [11]).

Durch den ersten geheimen Separatartikel garantirte Maria Theresia dem Herzoge Peter von Holstein den Besitz seiner in Deutschland befindlichen Länder. Der zweite geheime Separatartikel bekräftigte die Bestimmung, daß der gegenwärtige Krieg Maria Theresia's gegen Frankreich Rußland nicht zur Hülfe verpflichte. Sollte derselbe jedoch durch einen Frieden beendigt werden, und in späterer Zeit ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrechen, so erklärte Rußland entweder fünfzehntausend Mann Hülfstruppen zu stellen oder eine halbe Million Rubel als Subsidien zu bezahlen. Zu dem gleichen Zugeständnisse ließ sich Oesterreich für den Fall eines Krieges zwischen

Rußland und Schweden herbei. Der dritte und der fünfte geheime Separatartikel erläuterten die Verabredungen wegen der Truppenhülfe, in dem „allergeheimsten" Artikel aber verpflichteten sich Oesterreich und Rußland, daß wenn etwa die Pforte den Belgrader Frieden brechen und eine der beiden Mächte angreifen würde, die andere der Türkei allsogleich den Krieg erklären und durch den Einmarsch auf osmanisches Gebiet eine mächtige Diversion herbeiführen solle.

Die abgesonderte Erklärung, welche gleichfalls einen Bestandtheil des Vertrages bildete, wiederholt die Bestimmung, daß Rußland zu einer Theilnahme am gegenwärtigen Kriege nicht gehalten sei. Doch wolle es den Seemächten, wenn ihm dieselben angemessene Subsidien bezahlten, ein Armeecorps von vier und zwanzigtausend Mann überlassen. In diesem Falle würde Rußland der Kaiserin noch überdieß sechstausend Mann Hülfstruppen, und zwar ohne Bezahlung von Subsidien, sondern nur gegen Bestreitung der Kosten ihres Unterhaltes stellen. Die Gesammtzahl von dreißigtausend Mann könnte sowohl in den Niederlanden als am Rheine verwendet werden.

Wie man sieht waren es drei ungemein wichtige Resultate, welche Maria Theresia durch den Vertrag mit Rußland erreichte. Sie eröffnete sich die Wahrscheinlichkeit, russische Truppen zu Gunsten ihrer Sache an der Ausfechtung des Erbfolgekrieges Antheil nehmen zu sehen. Und nach beiden Seiten, von welchen ein Angriff auf Oesterreich am gefährlichsten war, gegen Preußen und die Pforte wurde sie durch den Vertrag mit Rußland so ziemlich sichergestellt.

Was die Pforte anging, so erhielt die Kaiserin eine neue und noch kräftigere Garantie gegen jede Gefährdung von dieser Seite durch den Tractat, welchen sie am 25. Mai 1747 mit der türkischen Regierung abschloß [12]). Die Verlängerung des Belgrader Friedens für ewige Zeiten wurde darin ausgesprochen und durch verschiedene Festsetzungen über den gegenseitigen Handelsverkehr das gute Einvernehmen zwischen den beiden benachbarten Mächten besiegelt.

Schon die Thatsache der Zustandebringung dieses Vertrages scheint die Vermuthung zu rechtfertigen, daß sich jetzt Frankreich nicht mehr mit dem früheren Nachdrucke Allem widersetzte, was Oesterreich zum Vortheile gereichte. Auch in dieser Beziehung wurde die Wirkung der Entlassung d'Argensons bemerkbar. Doch würde man sich getäuscht haben, wenn man deßhalb schon auf eine schnelle Beseitigung all der Hindernisse geschlossen haben würde, welche der Aussöhnung Maria Theresia's mit Frankreich noch im Wege standen. Durch die Verhandlung wenigstens, die im Laufe des Jahres 1747 durch Vermittlung der sächsischen Regierung zwischen den Höfen von Wien und Versailles gepflogen wurde, ist jenes Resultat nicht erreicht worden. Noch waren die Standpunkte, von welchen die zwei Regierungen ausgingen, allzu verschieden, als daß auf eine baldige Vereinbarung zwischen ihnen gehofft werden konnte. In Wien wollte man um keinen Preis sich zu neuen Opfern in Italien herbeilassen, und in Frankreich bestand man darauf, daß dem Infanten Don Philipp auf Kosten Maria Theresia's und unter Aufrechthaltung der Abtretungen, welche sie an Sardinien gemacht hatte, ein Länderbesitz zu Theil werde.

Es ist leicht begreiflich, daß Frankreich, welches so viele Proben der Standhaftigkeit Maria Theresia's besaß, auch jetzt an der Möglichkeit zu zweifeln begann, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nur durch eine vollständige Isolirung Oesterreichs glaubte die französische Regierung dieses Ziel am Ende doch noch erreichen zu können. Darum benützte sie die erste Gelegenheit, welche sich darbot, um die unterbrochenen Verhandlungen mit England und Holland wieder aufzunehmen. Dem seit so langer Zeit beobachteten Grundsatze, daß der Augenblick eines errungenen Sieges der günstigste zu Friedensverhandlungen sei, auch jetzt wieder treu, näherte sich Frankreich unmittelbar nach der Schlacht von Laveld den Seemächten von Neuem. Dem gefangenen General Ligonier wurden hierüber von König Ludwig XV. in eigener Person die ersten Andeutungen gemacht [13]). Der Marschall von Sachsen vervollständigte sie. Die Hauptbedingungen bestanden darin, daß das Cap Breton an Frankreich zurückgegeben und demselben, wenn auf der Schleifung Dünkirchens bestanden werden sollte,

Furnes zu Theil werde. Des Infanten Don Philipp geschah wenigstens in den ersten Eröffnungen Frankreichs keine Erwähnung.

Maria Theresia urtheilte vollkommen richtig, wenn sie diese Anträge Frankreichs, welche unmittelbar nach einem errungenen Siege Manchem überraschend erschienen, nicht etwa, wie man sich von französischer Seite das Ansehen gab, einer großmüthigen Friedensliebe des Königs, sondern dem dringenden Bedürfnisse Frankreichs nach dem Frieden zuschrieb. Es war ja kein Geheimniß mehr, daß dieser Staat sich in den drückendsten Geldverlegenheiten befand und die Last der Kriegführung nicht lang mehr zu ertragen vermochte. Wenn schon die Kosten derselben von Tag zu Tag sich steigerten, so trug die Verschwendung des Königs und der Marquise von Pompadour, welche ihn beherrschte, nicht weniger dazu bei, Frankreich dem finanziellen Ruin entgegen zu führen. Um so schneller geschah dieß, als ja auch die Einnahmen des Staates durch die Absperrung der See, welche seit der Niederlage der französischen Flotte beim Cap Finisterre eine fast undurchdringliche wurde, und das gänzliche Darniederliegen des Handels sich in erschreckendem Maße verminderten.

Hiezu kam noch daß man in Frankreich in der That nicht mehr wußte, wofür man denn eigentlich den Kampf noch weiter fortsetzen sollte. Der Krieg war so zu sagen gegenstandslos geworden. Denn trotz der Siege, welche man in den Niederlanden erfocht, waren doch all die stolzen Plane als gescheitert anzusehen, zu deren Verwirklichung das Cabinet von Versailles vor sechs Jahren die Waffen ergriff. Die Kaiserkrone war dem baierischen Kurhause wieder verloren gegangen und auf das Haupt des Mannes gelangt, welchem sie Frankreich am wenigsten gönnte. Nicht nur Preußen, sondern auch Baiern hatte ohne Frankreich Frieden geschlossen und sogar einen Theil seiner Söhne zu dem Heere gesendet, welches in den Niederlanden wider Frankreich kämpfte. Auch der König von Sardinien befand sich trotz aller Verlockungen noch immer auf der Seite der Gegner Frankreichs. Von einer Kriegserklärung der Pforte gegen Oesterreich konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Die einzigen Alliirten, die Frankreich noch besaß, die bourbonischen Höfe zu Madrid und Neapel so wie das

machtlose Genua sehnten sich nach dem Frieden. In Frankreich wurde derselbe von aller Welt mit immer steigendem Ungestüm begehrt.

Ein Beweis dafür, daß die seit Jahrhunderten sprichwörtlich gewordene Gewandtheit der Franzosen in politischen Dingen damals noch fortbestand, ist in dem Antrage der französischen Regierung zu erblicken, die beiderseitigen Heerführer, den Marschall von Sachsen und den Herzog von Cumberland mit den Verhandlungen zur Herbeiführung des Friedens und der Vollmacht zum Abschlusse desselben zu betrauen. Man wußte in Frankreich genau, daß in England bisher der König selbst und seine Partei am wenigsten dem Frieden geneigt waren. Dem wurde nun durch jenen Vorschlag mit einem Male ein Ende gemacht. Der Herzog von Cumberland war ja der Lieblingssohn des Königs, und nachdem er nicht vermocht hatte, auf den Schlachtfeldern sich den Ruhm eines großen Feldherrn zu ersiegen, bot die Aussicht, sich den Namen eines Pacificators Europa's zu erwerben, noch genug des Verlockenden dar. Die alten und glorreichen Erinnerungen an den Zeitpunkt, in welchem Eugen von Savoyen und der Marschall Villars zu Rastadt den Frieden unterhandelten, lebten neuerdings auf. Hatte der Herzog von Cumberland nicht als Heerführer in die Fußtapfen Eugens zu treten vermocht, so wollte er solches doch als Friedensstifter thun.

Aber mit ganz anderen Augen als der König und der Herzog von Cumberland betrachtete das englische Ministerium die Vorschläge Frankreichs. Vor wenig Monaten war Lord Harrington zurückgetreten und die Leitung der auswärtigen Geschäfte in Lord Chesterfields Hände gelegt worden. Er war ohne Zweifel der weitaus hervorragendste von all den Männern, welche sich damals in England in hoher amtlicher Stellung befanden. Und wenn auch Mancher in einzelnen Zweigen der öffentlichen Geschäfte es ihm gleichthun mochte, eine solche Vereinigung all der Eigenschaften, welche den bedeutenden Staatsmann ausmachen, war doch bei Keinem aus ihnen zu finden. So wie man ihn nach seinen beiden Missionen nach Holland für den gewandtesten Diplomaten ansah, welchen England damals besaß, so stellte die Art und Weise, in der er das Amt eines Lord-Lieutenants

von Irland verwaltete, alle seine Vorgänger in Schatten. Seine Beredsamkeit im Parlamente wurde nur von Wenigen erreicht, und zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten machte ihn eine damals in England noch ziemlich seltene Eigenschaft besonders geschickt, die große Vertrautheit mit der französischen Sprache. In dieser wie in mancher anderen Beziehung wurde man durch ihn an Bolingbroke erinnert, von welchem er doch auch wieder in vielem himmelweit verschieden war.

Auch die Lage, in welcher sich damals Lord Chesterfield befand, war nicht ohne Aehnlichkeit mit derjenigen Bolingbroke's im Jahre 1712. Auch jetzt wieder näherte man sich dem Ende eines langen und verheerenden Krieges, welcher über die Thronfolge in einem der mächtigsten Staaten Europa's entstanden war. Auch jetzt sehnten die Hauptbetheiligten am Kriege, Frankreich auf der einen und die Seemächte auf der anderen Seite sich nach dem Frieden, während der Verbündete der letzteren, Oesterreich, nur dann hierauf eingehen wollte, wenn er denselben nicht durch Opfer erkaufen sollte, zu denen er sich in keiner Weise herbeilassen zu dürfen glaubte. Aber so sehr auch Chesterfield selbst zum Frieden geneigt war, so sehr er auch Bolingbroke in der Bereitwilligkeit glich, auf die Wünsche und das Wohl des Hauses Oesterreich nicht die leiseste Rücksicht zu nehmen und den alten Verbündeten einfach im Stiche zu lassen, wenn er dem dictatorischen Begehren der englischen Regierung sich nicht fügen wollte, so unterschied sich doch Chesterfield darin von Bolingbroke, daß er nicht so leicht wie Jener auf Vorschläge einging, durch deren Annahme England der Früchte seiner ungeheuren Anstrengungen während des Krieges wieder verlustig geworden wäre. Darum wollte Chesterfield und das englische Ministerium mit ihm die Friedensverhandlung nicht in die Hände des Herzogs von Cumberland legen, dessen aufbrausendes und unüberlegtes Wesen so wie seine gänzliche Unerfahrenheit in diplomatischen Geschäften wohl bekannt war. Man besorgte, daß der Herzog zu rascher Unterzeichnung von Friedenspräliminarien verleitet werden könnte, welche in England als unannehmbar angesehen würden. Um aber auch den König und den Herzog von Cumberland nicht all-

zusehr zu verletzen, beschloß man endlich die Friedensverhandlung wenigstens dem Namen nach in die Hände des Herzogs zu legen. Die eigentliche Führung derselben wurde jedoch dem früheren Bevollmächtigten Lord Sandwich übertragen.

Schon zu jener Zeit und seither zu oft wiederholten Malen ist gegen Maria Theresia die Beschuldigung ausgesprochen worden, sie habe vom Frieden nichts hören wollen und gewisser Maßen eine Verewigung des Krieges gewünscht. Zur Widerlegung dieser Behauptung bedarf es wohl nur der Ausführung der Thatsache, daß gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Antrage Frankreichs, die beiderseitigen Feldherren mit den Friedensverhandlungen zu betrauen, Maria Theresia hiezu den Feldmarschall Grafen Batthyany mit Vollmacht und Instructionen versah [14]).

Die letzteren können als der beste Beweis dienen, daß die Kaiserin dem Frieden im allgemeinen nicht abgeneigt war. Allerdings kehrte sie jetzt neuerdings zu Anforderungen zurück, deren Befriedigung sich nun einmal nicht mehr erwarten ließ. Nicht so sehr Frankreich gegenüber war dieß der Fall, von dem sie nur die Anerkennung der Kaiserwürde ihres Gemals und die Räumung der Niederlande verlangte. Ja um sich den Seemächten und insbesondere England gefällig zu bezeigen, wollte Maria Theresia Furnes an Frankreich abtreten, welches hingegen die Befestigungswerke von Dünkirchen schleifen sollte. Dem Herzoge von Modena und der Republik Genua gedachte die Kaiserin Alles zurückzugeben, was sie von deren Ländern besetzt hielt. Sie erklärte die schon von ihrem Vater vollzogene Abtretung Neapels und Siciliens an den König Karl III. bestätigen und auch der Ermittlung eines Staates für den Infanten Don Philipp nicht widerstreben zu wollen. Nur dürfe letzteres weder auf ihre Kosten noch auf diejenigen ihres Gemals geschehen, welcher im ungestörten Besitze Toscana's verbleiben solle. Der Kaiserin selbst aber müsse in Italien dasjenige oder doch eben so viel belassen werden, als dort vor Ausbruch des Krieges ihr eigen gewesen sei [15]).

Man sieht, daß man jetzt in Wien gerade noch eben so weit ging als dieß zur Zeit der Eröffnung der Friedensconferenzen zu Breda der Fall war. Man hoffte dasjenige durchsetzen zu können, was man in den Instructionen für Ferdinand Harrach als das „Gedeihlichste" bezeichnet hatte, nur mit dem Unterschiede, daß man jetzt auf die Wiedereroberung Neapels verzichtete, dafür aber das wieder erlangen wollte, was durch den Wormser Vertrag an Sardinien gelangt war. Dem Könige Karl Emanuel sollte dafür Savoyen zurückgegeben werden, welches die Spanier noch immer besetzt hielten. Dem Infanten Don Philipp dachte man Corsica zu, das ja durch seine fortwährenden Aufstände kaum mehr einen wünschenswerthen Besitz für Genua bilde. Der Republik gereiche es zu ungleich größerem Vortheile, wenn ihr Savona und Finale ungestört verblieben. Und wenn man Corsica als ein zu geringes Besitzthum für den Infanten Don Philipp ansehe, so möge man bedenken, daß derselbe bei der Kinderlosigkeit des spanischen Königspaares ohnedieß zur Nachfolge auf dem Throne von Neapel und Sicilien berufen sei. Dann möge auch Corsica wieder an Genua zurückfallen.

Ohne allen Zweifel wäre diese Vertheilung vom Standpunkte des Rechtes und der Billigkeit die entsprechendste gewesen. Oesterreich und Sardinien blieben im Besitze dessen, was vor Ausbruch des Krieges ihnen gehört hatte. Für Genua war wirklich die Insel Corsica kein allzugroßer Verlust, und es fand immerhin einige Entschädigung dafür in dem ruhigen Fortbesitze Savona's und Finale's. Bildete auch Corsica kein mächtiges Reich für den Infanten Don Philipp, so stand ihm ja auf die Erwerbung eines solchen auch nicht der leiseste Anspruch zu. Frankreich und Spanien aber konnten sich damit schmeicheln, durch die Gründung eines vierten bourbonischen Regentenhauses wenigstens einen der Zwecke erreicht zu haben, um derentwillen sie Krieg führten.

Die Gerechtigkeit der von Maria Theresia aufgestellten Bedingungen fiel aber für deren Annahme nicht schwer in die Wagschale. Außer der Kaiserin befriedigten sie eben keine der hiebei betheiligten Mächte. Die bourbonischen Höfe nicht, weil sie nur in einem größeren

Besitzthum für Don Philipp ein wenigstens nicht allzu kümmerliches Entgelt für die ungeheuren Opfer erblickten, die sie während des Krieges gebracht hatten. Genua nicht, weil es auch Corsica's nicht verlustig sein wollte, und am allerwenigsten den König von Sardinien, welcher wieder um jene für ihn ganz unschätzbaren Gebietstheile gekommen wäre, die er durch den Wormser Vertrag erworben hatte. Aus diesem Grunde aber und weil Sardinien in der That allen Lohn für seine Theilnahme am Kriege wieder eingebüßt hätte, ließ sich auch von England nur heftiger Widerspruch gegen die Vorschläge Maria Theresia's erwarten. Darum wurde Batthyany beauftragt, sie einstweilen mit Umgehung des Herzogs von Cumberland an den Marschall von Sachsen zu bringen [16]).

In Frankreich ging man aber auf den Vorschlag einer Zusammenkunft zwischen Batthyany und dem Marschall von Sachsen nicht ein. Man behauptete, daß dadurch das Mißtrauen Spaniens rege gemacht werden könnte. Der eigentliche Grund aber lag wohl darin, daß es Frankreich begreiflicher Weise mehr darum zu thun war, mit England als mit Oesterreich ins Reine zu kommen. Denn von England hing ja die Gewährung des Zugeständnisses ab, welches Frankreich am meisten am Herzen lag, der Zurückgabe von Cap Breton.

Hierüber wurde denn auch vor Allem unterhandelt, als der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Puysieux, insgeheim mit Lord Sandwich in Lüttich zusammentraf. Der englische Bevollmächtigte ließ die Geneigtheit seiner Regierung durchblicken, Cap Breton an Frankreich zurückzugeben, wenn England dafür durch andere Zugeständnisse entschädigt würde. Hierüber entspann sich dann eine längere aber noch fruchtlos bleibende Verhandlung. Das wichtigste Ergebniß der Zusammenkunft der beiden Staatsmänner in Lüttich bestand darin, daß man sich einigte, in Aachen einen Congreß zu eröffnen, zu welchem die Bevollmächtigten aller am Kriege betheiligten Mächte Zutritt erlangen sollten.

Allerdings hinderte diese Verabredung die englische Regierung nicht, gleichzeitig insgeheim mit Spanien an der Zustandebringung

eines Friedens zu arbeiten, welcher auch jetzt noch ohne Zuziehung Frankreichs abgeschlossen werden sollte. Die einseitige Aussöhnung mit Spanien war ja schon darum in England willkommen, weil man dann mit Frankreich den Seekrieg um so leichter fortsetzen und dessen Handel völlig vernichten zu können meinte [17]. Wenigstens war dieß der Gesichtspunkt, von welchem der Herzog von Newcastle und mit ihm die Mehrheit der englischen Staatsmänner ausging, während Lord Chesterfield, der auch mit Frankreich den Frieden baldmöglichst wiederherstellen wollte, hiezu leichter zu gelangen glaubte, wenn die Aussöhnung mit Spanien vorhergegangen sei [18]. Obwohl also aus verschiedenen Beweggründen, so wirkten doch Beide, der Herzog von Newcastle und Lord Chesterfield mit gleichem Eifer zusammen, um die Unterhandlungen zu fördern, zu welchen der spanische General Wall, ein irischer Jakobit, im tiefsten Geheimniß nach London gekommen war.

Aber Spanien dachte seinen Abfall von Frankreich gar theuer zu verkaufen. Auch jetzt wieder forderte Wall die Zurückstellung Gibraltars und die Abtretung von Parma und Piacenza an Don Philipp [19]. Die erstere Bedingung wurde von England rundweg abgeschlagen. Um so erwünschter wäre es ihm gewesen, wenn sich Maria Theresia zu der zweiten herbeigelassen hätte. Denn es war mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen, daß Spanien dann von dem ersteren Begehren abstehen würde. Ja es schien nur gestellt worden zu sein, um Englands nachdrückliche Verwendung zu erlangen, daß die beiden Herzogthümer dem Infanten zu Theil würden.

Es bedarf wohl keiner Aufzählung der Gründe, welche Maria Theresia bestimmten, eine solche Zumuthung weit von sich abzuweisen [20]. Durch dieselbe wäre sie nicht allein der Abtretungen an Sardinien, sondern noch überdieß eines großen Theiles ihres bisherigen Besitzstandes in Italien verlustig geworden. Zu ihrem Widerspruche gesellte sich dießmal auch derjenige des Königs von Sardinien. Er könne nicht begreifen, ließ Karl Emanuel in London erklären, wie man jetzt dazu kommen solle, in Italien ein Reich für Don Philipp zu errichten, nachdem es um den Preis unermeßlicher Opfer an Menschenleben und

an Geldsummen gelungen sei, alle hierauf abzielenden Bemühungen Frankreichs, Spaniens, Neapels und Genua's scheitern zu machen [21]).

Diese Weigerung seiner beiden Verbündeten beraubte England der Möglichkeit, dem Begehren Spaniens zu willfahren und in solcher Weise zu einem abgesonderten Frieden mit dieser Macht zu gelangen. Es mußte somit Alles auf die Verhandlungen ankommen, welche von den Bevollmächtigten sämmtlicher betheiligten Staaten in Aachen gepflogen werden sollten.

Nur zwei derselben, Lord Sandwich und Graf de la Chavanne hatten auch im vorigen Jahre ihre Regierungen, England und Sardinien, bei den Friedensconferenzen zu Breda vertreten. Sonst waren die Männer, welche damals in Breda sich befanden, meistens in ganz andere Stellungen gelangt. So der Marquis von Puysieux, der bekanntlich das französische Ministerium des Aeußern leitete, und Graf Ferdinand Harrach, welcher sein Amt eines Generalstatthalters der österreichischen Länder in Italien schon angetreten hatte. In grellem Gegensatze zu den glänzenden Posten, welche diese beiden Staatsmänner einnahmen, stand das traurige Schicksal, das den greisen Macanaz traf. Auf seine Bitte erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Nach vier und dreißigjähriger Verbannung überschritt er im Juli 1749 die spanische Grenze. Dort wurde er angehalten und in das Castell San Antonio zu Coruña gebracht. Zehn Jahre wurde er daselbst gefangen gehalten, bis Ferdinand VI. starb und Karl III. den neunzigjährigen Greis aus dem Kerker befreite. Sechs Monate später verschied er im Kreise der Seinigen [22]).

Jetzt wurde Spanien auf dem Congresse zu Aachen durch den Marquis von Sotomayor vertreten. Er galt für einen äußerst redlichen Mann [23]), aber gleichzeitig auch als ein ziemlich beschränkter Kopf, ohne Kenntnisse und natürliche Befähigung. Von Natur aus mißtrauisch und schwerfällig, durfte man von ihm keine wesentliche Förderung der Verhandlungen erwarten.

Aehnliches war auch mit dem Grafen Bentinck, dem ersten Bevollmächtigten Hollands der Fall. Seiner bekannten Ergebenheit gegen

den Prinzen von Oranien verdankte er seine Sendung nach Aachen. Dort machte er sich durch seine große Vorliebe für England bemerkbar, während der dritte holländische Bevollmächtigte Namens Hasselaer die ganze Abneigung seiner Vaterstadt Amsterdam gegen England ziemlich unverhüllt zur Schau trug. Zwischen beiden die Mitte hielt Baron Wassenaer, welcher als der am wenigsten parteiische und vernünftigen Vorstellungen zugänglichste unter den holländischen Repräsentanten bezeichnet wird [24]).

Bedeutender als Bentinck und Sotomayor war der Vertreter Frankreichs, der Graf von Saint-Severin d'Aragon. Von französischer Seite wird auf seine Mäßigung und auf sein ernstliches Bestreben, den Frieden zu Stande zu bringen, der Nachdruck gelegt. Dabei gibt man jedoch zu, daß er nicht jenen Scharfsinn, jene Ueberlegung besaß, welche in so schwieriger Stellung erwünscht gewesen wären [25]). Und sein Eifer mochte dadurch etwas zu weit getrieben erscheinen, daß er der allzugroßen Langsamkeit Sotomayors und Bentincks gegenüber die Verhandlungen möglichst zu beschleunigen suchte. Daß er hiebei nicht gerade wählerisch in seinen Mitteln war, wird von einem verläßlichen Gewährsmann mit Bestimmtheit behauptet. Derselbe nennt den Grafen Saint-Severin einen Mann, auf welchen man in keiner Weise zählen könne, eine Quintessenz italienisch-französischer Kniffe, ohne darum irgend welche hervorragende Begabung zu besitzen [26]).

Die Bevollmächtigten Modena's und Genua's, der Graf Monzone und der Marquis Doria traten der Natur der Sache nach nur wenig in den Vordergrund. Um so mehr war dieß mit dem Repräsentanten Oesterreichs, dem Grafen Kaunitz der Fall. Er hatte jetzt dem dringenden Verlangen der Kaiserin, ihre Interessen bei dem bevorstehenden Congresse zu vertreten, nicht länger widerstehen können. So wie im verflossenen Jahre Ferdinand Harrach, so wurde nun Kaunitz mit einer umfassenden Instruction versehen, aus welcher die innersten Gedanken des Wiener Hofes, die Kernpunkte seiner Absichten und Plane klar zu entnehmen sind [27]). Kaunitz wurde beauftragt, nicht mehr, wie es früher geschehen war, die abgesonderte Verhandlung mit Spanien, sondern das Zustandekommen des allgemeinen Friedens zu

fördern. Denn man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß auf dem ersteren Wege noch weniger günstige Bedingungen als auf dem letzteren zu erreichen sein würden. Die jüngsten Mittheilungen hätten bewiesen, so wurde jetzt dem Grafen Kaunitz gesagt, daß sich die Leitung jener abgesonderten Verhandlung ganz in den Händen der englischen Regierung befinde. Was Oesterreich von derselben erwarten dürfe, darüber habe man in den Friedensschlüssen von Breslau und Dresden Erfahrungen gemacht, deren Wiederholung nicht wünschenswerth erscheine. Damit sei jedoch nicht gemeint, daß Kaunitz nicht auch an der speziellen Verhandlung zwischen England und Spanien Antheil nehmen solle. Nur müsse Oesterreich auf diesem Wege, und wenn es den Krieg mit Frankreich noch fortführen solle, auf besseren Bedingungen beharren als solches bei einem allgemeinen Friedensschlusse der Fall wäre. Diese Bedingungen hätten darin zu bestehen, daß der König von Neapel die Verzichtleistung der Kaiserin auf sein Land durch die Abtretung des Stato de' Presidj an Toscana erkaufe. Nach dem etwaigen Aussterben der Descendenz des Königs von Neapel und seiner zwei jüngeren Brüder sollte Neapel an das Haus Oesterreich, Sicilien aber an das sardinische Königshaus gelangen. Parma und Piacenza wolle die Kaiserin dem Infanten Don Philipp, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung abtreten, daß ihr dasjenige wieder zu Theil werde, was durch den Wormser Tractat an Sardinien gefallen sei. Karl Emanuel könne hiefür sowohl auf Frankreichs als auf Modena's oder Genua's Kosten schadlos gehalten werden. In dem letzteren Falle könnten Savona und Finale hiezu dienen.

Dieß waren die Bedingungen, zu denen Kaunitz sich im Namen der Kaiserin herbeilassen durfte, wenn nicht mehr als ein abgesonderter Vertrag mit Spanien zu Stande käme. Bei einem allgemeinen Frieden war er ermächtigt, auch noch auf die Erwerbung des Stato de' Presidj für Toscana zu verzichten. Zudem wurde die Bereitwilligkeit der Kaiserin, gegen die Schleifung Dünkirchens Furnes an Frankreich gelangen zu lassen, jetzt neuerdings ausgesprochen.

Die Vergleichung der Instructionen, welche Maria Theresia dem Grafen Kaunitz ertheilte, mit denjenigen, die vor einem Jahre Graf

Ferdinand Harrach und noch vor wenigen Monaten Graf Batthyany erhielt, beweiset deutlich, daß nun die Kaiserin selbst die Verwirklichung jener früheren Begehren nicht mehr für möglich ansah. Während sie damals Parma und Piacenza behalten, gleichzeitig aber die an Sardinien abgetretenen lombardischen Gebietstheile, somit den Besitzstand wieder erlangen wollte, wie er vor dem Kriege stattgefunden hatte, kehrte sie jetzt zu der Alternative zurück, welche im Jahre 1746 den Verhandlungen mit Grimaldi als Grundlage diente. Entweder Parma und Piacenza oder die an Sardinien abgetretenen Landstriche, so hieß es jetzt wieder wie damals, sollten Oesterreich verbleiben. Und damit schien in der That die Basis gegeben, auf welcher nicht allein dem Rechte, sondern worauf es noch weit mehr ankam, der Billigkeit gemäß der Friede zu Stande gebracht werden konnte. Mit der Annahme dieser Basis durch Maria Theresia mußte aber auch jeder Vorwurf verstummen, daß sie den Krieg ins Endlose verlängern wollte.

Die Kaiserin durfte um so mehr darauf hoffen, mit ihrem jetzt so wesentlich verringerten Begehren bei dem Abschlusse des allgemeinen Friedens durchzudringen, als es den Anschein gewann, daß Frankreich nun auf die Ausmittlung eines Staates in Italien für Don Philipp geringeren Werth lege, als man dieß früher geglaubt hatte. Die seither bekanntgewordenen Instructionen der französischen Regierung für ihren Bevollmächtigten bestätigen, daß man sich damals in jener Vermuthung nicht täuschte. Freilich wurden diese Hoffnungen durch die Haltung Englands wieder so ziemlich geschwächt. Es setzte die Unterhandlungen mit dem spanischen Emissär General Wall eifrigst fort und ließ immer deutlicher durchblicken, daß Maria Theresia die Kosten der beträchtlichen Handelsvortheile werde tragen müssen, welche England für sich selbst von Spanien zu erlangen suchte [28]). Man wollte der Kaiserin zumuthen, unter Aufrechthaltung der Abtretungen an Sardinien die Herzogthümer Parma und Piacenza dem Infanten Don Philipp zu Theil werden zu lassen. Die Vereinigung des Stato de' Presidj mit Toscana sollte ihr hiefür als Entschädigung dienen.

Während hierüber zwischen England und Spanien verhandelt wurde, nahmen die Vorbereitungen zur Eröffnung des Friedenscon-

gresses ihren regelmäßigen Verlauf. Freilich ging man hiebei mit einer Umständlichkeit zu Werke, welche deutlich bewies, daß die betheiligten Regierungen auf Umwegen und durch geheime Verhandlungen günstigere Bedingungen zu erlangen suchten, als sie bei der Anwesenheit der Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte erreichen zu können glaubten. So bildete schon die Ausfertigung der Pässe für die einzelnen Botschafter eine Angelegenheit, der man eine unermeßliche Wichtigkeit gab. Die französische Regierung erklärte, sie könne solche für Kaunitz nur dann ausstellen lassen, wenn er sich damit begnüge, darin nur als Botschafter der Königin von Ungarn und Böhmen bezeichnet zu werden. Denn bevor sie nicht Franz von Lothringen als deutschen Kaiser förmlich anerkannt habe, könne sie auch seiner Gemalin nicht den Titel einer Kaiserin beilegen.

Ein neuer Beweis, wie wenig Maria Theresia die Verhandlungen zu verzögern suchte, liegt in ihrem Vorschlage, man möge die Pässe der Bevollmächtigten auf die Namen der Höfe und nicht der Monarchen ausstellen. Hiedurch ließe sich jeder Zwiespalt wegen der Titulatur der letzteren gar leicht vermeiden [29]. Kaunitz aber wurde beauftragt, die Entscheidung hierüber, wenn sie in dem Augenblicke seiner Ankunft in Frankfurt noch nicht getroffen wäre, auf seinem Schlosse Rietberg abzuwarten.

Wie übel auch damals noch die Gesundheit des Grafen Kaunitz beschaffen war, beweiset der Umstand, daß er auf der Reise nach Frankfurt schon in Strengberg, kaum achtzehn Meilen von Wien ziemlich ernstlich erkrankte. Eine Woche mußte er dort verweilen, und auch dann noch konnte er nur langsam seine Reise fortsetzen. Erst am 2. Februar 1748 kam Kaunitz, welcher am 12. Jänner Wien verlassen hatte, nach Frankfurt. Von dort verfügte er sich, da die Angelegenheit wegen der Pässe noch immer nicht ins Reine gebracht war, nach Rietberg. Länger als einen Monat verweilte er daselbst, bis man sich endlich dahin einigte, daß die Pässe auf die Namen der einzelnen Botschafter ausgestellt werden sollten, ohne ihrer amtlichen Functionen Erwähnung zu thun. Am 12. März verließ Kaunitz seinen bisherigen Aufenthaltsort und am 18. traf er in Aachen ein.

In der verhältnißmäßig langen Zeit von drei Monaten, welche zwischen der Anfertigung der Instructionen für Kaunitz und seiner Ankunft zu Aachen verfloß, nahmen natürlicher Weise auch die politischen Verhältnisse wieder eine ziemlich veränderte Gestalt an. Seit er von dem Inhalte der geheimen Verhandlung zwischen England und Spanien genauer unterrichtet war, erwartete auch der Wiener Hof nicht mehr so viel von den allgemeinen Friedesconferenzen, sondern er setzte nun seine eigene Negociation mit Frankreich durch Vermittlung der beiden Grafen Loß mit immer steigendem Eifer fort. Die französische Regierung schien in der That auf den leitenden Gedanken Maria Theresia's einzugehen, daß ihr nicht gleichzeitig zwei so erhebliche Verluste in Italien zugemuthet werden könnten, wie es England im Schilde zu führen schien. Auch Frankreichs eigener Vorschlag, das Herzogthum Savoyen dem Infanten Don Philipp zuzuwenden, deutete auf diese Absicht hin, denn durch eine solche Combination wäre wohl Maria Theresia der Verlust Parma's und Piacenza's erspart worden. Freilich hätte man in Wien der letzteren Abtretung, und zwar unter der Voraussetzung den Vorzug gegeben, daß beide Herzogthümer wieder an Oesterreich zurückfallen sollten, wenn der Infant Don Philipp zur Besteigung des neapolitanischen Thrones berufen würde. Denn hierauf glaubte man bei der schwankenden Gesundheit des Königs von Spanien und der Unwahrscheinlichkeit, daß derselbe Nachkommenschaft erhalte, mit ziemlicher Bestimmtheit rechnen zu können. Der König von Neapel würde dann in Spanien, Don Philipp in Neapel zur Nachfolge gelangen. Käme in diesem Falle Maria Theresia wieder in den Besitz von Parma und Piacenza, und erhielte sie schon jetzt die im Wormser Vertrage an Sardinien abgetretenen Gebietstheile wieder zurück, so würde ihr Wunsch erreicht, wenigstens in Italien ohne Einbuße aus dem Kriege hervorzugehen. Und auch Sardinien befände sich dann mit Oesterreich in dem gleichen Falle.

Um so erwünschter wäre es für Maria Theresia gewesen, auf Grundlage solcher Bestimmungen mit Frankreich Frieden schließen zu können, als sie sich gerade damals von Seite des Königs von Preußen mit einem neuen Angriffe bedroht glaubte. Zum Beweise, daß diese

immer wiederkehrenden Besorgnisse nicht etwa bloß die Ausgeburt eines ungerechtfertigten Mißtrauens des Wiener Hofes gegen Friedrich waren, möge hier eines Schreibens des Prinzen von Oranien an den Grafen Batthyany Erwähnung geschehen. Es wird darin die bestimmte Mittheilung von dem Entschlusse des Königs von Preußen gemacht, plötzlich in Oesterreich einzufallen und dießmal bis nach Wien vorwärts zu dringen [30]).

Um einer solchen Bedrohung kräftigen Widerstand entgegen setzen zu können, mußte natürlicher Weise Maria Theresia ernstlich wünschen, die Zahl ihrer übrigen Feinde um den mächtigsten derselben, um Frankreich verringert zu sehen. Freilich hatte wieder die Besorgniß Vieles für sich, daß der König von Preußen einen neuen Angriff auf Oesterreich nicht leicht auf eigene Faust, sondern daß er ihn nur im Einvernehmen und im Zusammenwirken mit Frankreich zu unternehmen gedenke. Eine so begründete Vermuthung mußte aber den Verdacht erwecken, daß es Frankreich mit seinen gerade zu jener Zeit sehr befriedigend klingenden Eröffnungen nicht Ernst und es nur gesonnen sei, Oesterreich bis zur Wiedereröffnung der Feinseligkeiten durch Preußen hinzuhalten und dann auch von seiner Seite die Maske friedfertiger Gesinnung wieder fallen zu lassen.

Wie dem aber auch sein mochte und ob die damalige Haltung Frankreichs aufrichtig gemeint war oder nicht, in keinem Falle blieb Maria Theresia etwas Anderes übrig als die Verhandlung mit der französischen Regierung fortzusetzen und den Versuch zu wagen, ob sie nicht von dem bisherigen Gegner bessere Friedensbedingungen zu erlangen vermöge als sie von dem mächtigsten ihrer Verbündeten, von England gewärtigen durfte. Und die Erklärungen Frankreichs waren ganz dazu angethan, die Hoffnung hierauf immer mehr zu verstärken. So wurde im Namen der französischen Regierung sogar die Versicherung ausgesprochen, daß sie auf die Abtretung von Furnes verzichten und die Niederlande ungeschmälert zurückstellen wolle, wenn die Befestigungswerke von Dünkirchen in dem Zustande gelassen würden, in welchen sie während des Krieges versetzt worden waren. Bald kam man so weit, daß man in Wien an die Ausarbeitung der Präliminar-

artikel schritt, welche entweder in Paris durch den Grafen Loß, den Maria Theresia zu diesem Ende mit der nöthigen Ermächtigung versah [31]), oder in Aachen durch Kaunitz unterzeichnet werden sollten. Zur Basis derselben diente der Grundsatz, daß jeder Staat in seinen Besitzstand vor dem Kriege zurücktrete. Nur Parma und Piacenza würden dem Infanten Don Philipp zu Theil werden, nach seiner etwaigen Berufung auf den neapolitanischen Thron aber wieder an Oesterreich fallen. Der Stato de' Presidj sollte mit Toscana vereinigt werden [32]).

In einem geheimen Artikel erneuerte Maria Theresia die Versicherung, daß sie weit davon entfernt sei, den Dresdner Frieden zu brechen, so lang derselbe von dem Könige von Preußen beobachtet würde. Doch sollte seiner und der Gewährleistung des Besitzes von Schlesien ebensowenig in den Präliminarartikeln als in dem definitiven Frieden Erwähnung geschehen [33]).

Der geheimste Artikel war bestimmt, das Verhalten zu regeln, welches von den beiderseitigen Bevollmächtigten bei dem Friedenscongresse zu beobachten wäre. Beide Mächte sollten dessen Eröffnung beschleunigen, alsbald Anträge stellen, welche den Präliminarien entsprächen und durch ihre eigene Zustimmung zu denselben ihre Verbündeten auf dem gleichen Wege mit fortreißen. Auch wenn dieß mißlänge, würden sie selbst doch immer und unwiderruflich hieran gebunden sein [34]).

Mit ziemlicher Bestimmtheit glaubte man in Wien darauf zählen zu können, daß Frankreich diese Präliminarartikel, wenn nicht ihrem Wortlaute, so doch ihren wesentlichen Bestimmungen nach annehmen werde. Maria Theresia wurde in dieser Erwartung durch ein Schreiben bestärkt, welches sie von einem Mitgliede des Hauses Lothringen, dem Grafen von Armagnac aus Paris erhielt. Es war darin gesagt, daß Kaunitz bei dem Repräsentanten Frankreichs in Aachen des aufrichtigsten Entgegenkommens gewiß sein dürfe [35]). Auch Kaunitz gab sich dieser Erwartung hin. Mit großer Freude begrüßte er die Uebersendung der Präliminarartikel. Er nennt sie ein Meisterstück, dem er nicht ein Wort hinzuzufügen oder wegzunehmen wüßte [36]). Er beglückwünscht sich, daß ihm nichts mehr übrig bleibe als die letzte Hand an dieses

große Werk zu legen. Allerdings würden noch beträchtliche Hindernisse zu überwinden sein, aber er sehe sie nicht als unübersteiglich an.

In der That stellten die Mittheilungen aus Paris ein solches Ergebniß immer sicherer in Aussicht. Der von der französischen Regierung ausgehende Gegenentwurf übertraf in mancher Beziehung noch die österreichischen Vorschläge. Wohl blieb man in Frankreich dabei, daß Savoyen dem Infanten Don Philipp zu Theil werde. Maria Theresia aber sollte nicht allein Parma und Piacenza behalten, sondern auch die an Sardinien abgetretenen Gebietstheile wieder erlangen. Freilich würde es der Kaiserin überlassen bleiben müssen, sich hierüber mit dem Könige von Sardinien unmittelbar auszugleichen. Was den vom Wiener Hofe vorgeschlagenen geheimen Artikel betraf, daß weder in den Präliminarien noch in dem definitiven Frieden des Dresdner Vertrages Erwähnung geschehe, so erklärte man sich in Frankreich mit diesem Wunsche einverstanden. Aber man hielt es für überflüssig, hierüber eine eigene Verabredung in die Präliminarien aufzunehmen [37]. Auch den von Wien aus vorgeschlagenen geheimsten Artikel sah man nicht als nothwendig an.

Diese Anträge Frankreichs mußten in Wien einen um so tieferen Eindruck hervorbringen, als sie dort ziemlich gleichzeitig mit den Erklärungen bekannt wurden, welche Lord Sandwich zu Aachen im Namen seiner Regierung über die Anschauungen Englands abgab. Mit großer Offenheit sprach er sich dahin aus, daß der Wormser Vertrag in all den Punkten, welche dem Könige von Sardinien zu Gute kämen, gewissenhaft beobachtet werden müsse. Die Oesterreich zum Vortheile gereichenden Bestimmungen aber sollten jetzt schon und von vorneherein als ungültig und aufgehoben erklärt werden [38].

Eine unwiderleglichere Bestätigung der Ansicht, daß Maria Theresia jetzt von ihren bisherigen Verbündeten Schlimmeres zu befahren habe als von ihren Feinden, konnte es in der That nicht geben. Um so eher hätte man sich in Wien über die Bedenklichkeiten hinwegsetzen dürfen, welche die Rücksicht auf diese Verbündeten dort immer noch einflößte. Aber Maria Theresia ging von dem stets mit gleicher Strenge beobachteten Grundsatze aus, sich niemals die Erste in irgend

etwas einzulassen, was ihren Verbündeten zum Schaden gereichen könnte. Solches wurde auch jetzt wieder dem Grafen Kaunitz als Richtschnur vorgezeichnet. Nur wenn sich beweisen ließe, daß ihre bisherigen Alliirten schon wirklich Verabredungen getroffen hätten, welche offenkundig auf die Benachtheiligung Oesterreichs abzielten, sollte Kaunitz die Geneigtheit kundgeben, sich auf die Abtretung Savoyens an Don Philipp einzulassen. Aber auch dann dürfe er nicht selbstständig handelnd vorgehen, sondern er habe sich neuerdings um Verhaltungsbefehle nach Wien zu wenden [39]).

Zweierlei Beweggründe waren es, durch welche Maria Theresia zu diesem Verfahren bestimmt wurde. Vorerst ihr unerschütterlicher Grundsatz, dem gegebenen Worte niemals untreu zu werden und an ihren Alliirten nur in bundesmäßigem Sinne zu handeln. Allerdings ging sie hierin so weit, daß dieß in einer Zeit, in welcher die übrigen Mächte, Preußen und Sardinien voran, ingleichen aber auch England und Frankreich der entgegengesetzten Anschauung folgten, manchmal fast unklug genannt werden konnte. Aber gerade darin unterschied sich ja Maria Theresia in so glanzvoller Weise von den anderen Fürsten, welche damals die Kronen Europa's trugen, daß sie selbst wo ihr Vortheil es dringend zu fordern schien, nie auch nur ein Haar breit abwich von dem Pfade der Ehre und des Rechtes [40]).

Das zweite Motiv ihrer Handlungsweise bestand darin, daß sie durch den Abschluß des Friedens den Krieg auch wirklich beendigen und sich nicht etwa in einen neuen Kampf, wenn gleich mit anderen Gegnern einlassen wollte. Von dem Könige von Sardinien mußte man aber erwarten, daß er weder auf Savoyen noch auf die im Wormser Vertrage gemachten Erwerbungen verzichten werde. Er durfte hiebei auf die angelegentliche Unterstützung Englands zählen, und es ließ sich besorgen, daß bei dem etwaigen Ausbruche eines Krieges zwischen Oesterreich und Sardinien der König von Preußen durch England zu einer Erneuerung des Angriffes auf Maria Theresia vermocht werden könnte.

Diese Befürchtungen mochten nun gegründet sein oder nicht, jedenfalls fielen sie bei der Kaiserin so schwer ins Gewicht, daß sie sich zu dem Antrage entschloß, den König von Sardinien auf ihre eigenen Kosten für den Verlust, welchen er durch die Abtretung Savoyens zu erleiden hätte, zu entschädigen. So lang als nicht Don Philipp seinem Bruder auf dem neapolitanischen Throne nachgefolgt wäre, so lang er sich also im Besitze Savoyens befände, wolle sie Parma und Piacenza dem Könige von Sardinien überlassen. Mit dem Rückfalle Savoyens an Karl Emanuel würde auch Oesterreich wieder in den Besitz der beiden Herzogthümer treten[41]).

Man sieht aus diesem Anerbieten, daß die Kaiserin weit davon entfernt war, für Sardinien schlechtere Bedingungen in Antrag zu bringen als für Oesterreich selbst. Auf beide Staaten sollte der gleiche Grundsatz Anwendung finden, der Wiedereintritt in den Besitzstand, wie er vor dem Ausbruche des Krieges stattgefunden hatte. Das vorübergehende Opfer aber, welches für die einstweilige Versorgung des Infanten Don Philipp zu bringen war, wollte die Kaiserin nicht Sardinien aufbürden. Denn sie sah wohl ein, daß Karl Emanuel dadurch für den Beistand, den er ihr doch immerhin geleistet hatte, nur schlecht belohnt werden würde. Darum erklärte sie sich dazu bereit, dieses Opfer selbst zu übernehmen.

Dieß war zu jener Zeit der Stand der geheimen Verhandlung, welche zwischen Oesterreich und Frankreich gepflogen und vor den übrigen Mächten, insbesondere vor England wenigstens von österreichischer Seite sorgfältig verborgen gehalten wurde. Auf sie legte man jetzt in Wien den eigentlichen Nachdruck, denn man glaubte auf diesem Wege mehr als durch die allgemeinen Friedensverhandlungen erreichen zu können. Die letzteren wurden fast nur zum Scheine geführt, denn so wie zwischen Frankreich und Oesterreich, so bestand auch zwischen den Cabineten von Versailles und St. James eine geheime Verhandlung. So wie Oesterreich seine Negociation vor England verbarg, so geschah von der britischen Regierung dem Wiener Hofe gegenüber das Gleiche. Daß Frankreich sich hiebei in der günstigsten Lage befand, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Zieht man noch außerdem in Betracht, daß auch die Verhandlung zwischen Spanien und England durch den General Wall noch fortwährend eifrig betrieben wurde, so kann man sich einen Begriff bilden von der Verwicklung, in welche damals die diplomatischen Verhältnisse gerathen waren. Neben der allgemeinen Negociation zur Herbeiführung des Friedens liefen nicht weniger als drei geheime Verhandlungen her. Hiezu kamen noch die eifrigen Bestrebungen des Königs von Sardinien, nicht nur Savoyen und die im Wormser Tractate gemachten Erwerbungen zu behalten, sondern auch auf Kosten Genua's eine Verbindung mit dem Meere zu gewinnen. So sehr lag ihm dieser letztere Wunsch am Herzen, daß er sich bereit erklärte, die Verbindung mit der See im äußersten Falle auch durch einen Gebietstausch herbeiführen zu wollen[42]).

Um das Eigenthümliche der damaligen Lage noch zu vermehren, wurden zu Anfang des Monates April die Feindseligkeiten in den Niederlanden und zwar zuerst durch die Franzosen neuerdings eröffnet.

Vierzehntes Capitel.

Während den Winter hindurch die Waffen ruhten, die Friedensverhandlungen aber einen erwünschten Ausgang nicht erwarten ließen, hatten die Verbündeten eine Zeit lang geglaubt, durch Fortsetzung des Krieges im künftigen Jahre günstigere Resultate herbeiführen zu können. Sowohl die Möglichkeit einer ansehnlichen Verstärkung ihrer Streitmacht als die immer mehr überhandnehmende Schwierigkeit für die bourbonischen Höfe, den Krieg noch fortzusetzen, kamen zu Gunsten dieser Anschauung in Betracht. Die erstere hoffte Maria Theresia auf doppeltem Wege und zwar durch noch beträchtlichere Opfer von Seite der eigenen Länder so wie durch fremde Truppenhülfe herbeizuführen. Ohne Pomp und Geräusch, aber mit vielleicht noch größerer Selbstaufopferung als es anderwärts geschehen war, folgten die deutsch-österreichischen Länder dem Rufe der Kaiserin. An Mannschaft wie an Geld bewilligten sie, obschon schwer darnieder gedrückt durch fast unerschwingliche Lasten, mehr noch als in den vergangenen Jahren. Von Niederösterreich allein wurden achttausend Rekruten gestellt und zwei Millionen Gulden gezahlt. Noch ansehnlicher waren die Beiträge Böhmens an Geld und Soldaten.

Was ferner die fremde Truppenhülfe betraf, so gelang es die russische Regierung zu bewegen, jetzt das Armeecorps auch wirklich auf die Beine zu bringen, dessen Absendung nach dem Kriegsschauplatze schon der im Jahre 1746 abgeschlossene Vertrag in Aussicht gestellt

hatte. Am 30. November 1747 wurde zwischen Rußland und den beiden Seemächten ein Tractat zu Stande gebracht, durch welchen die näheren Bedingungen dieser Truppenhülfe und der für dieselbe geforderten Zahlungen festgestellt wurden [1]). Schon im Jänner des Jahres 1748 setzte sich das russische Armeecorps, sechs und dreißigtausend Mann stark, in Marsch, um sich durch Polen und Böhmen nach dem Kriegsschauplatze in den Niederlanden zu begeben. Fürst Repnin führte das Commando. Er war hiezu als der tauglichste unter den russischen Generalen befunden worden. Denn demjenigen, welcher eigentlich als der befähigtste unter ihnen galt, von Bismarck, traute man darum nicht recht, weil er ein Unterthan des Königs von Preußen war. Er erhielt das Commando über die Truppen in der Ukraine [2]).

Von kaum geringerer Wichtigkeit als die russische Kriegshülfe waren die von allen Seiten einlangenden Nachrichten über die Schwierigkeiten, denen man in Frankreich und Spanien begegnete, um den Krieg noch fortzusetzen. Nicht allein im Geldmangel lagen sie, sondern jetzt waren sogar die beiden Regierungen nur schwer mehr im Stande, die zur Ergänzung des Heeres erforderliche Mannschaft aufzubringen. In Frankreich wie in Spanien flüchteten sich diejenigen, welche zum Kriegsdienste bestimmt waren, schaarenweise in die Wälder und Berge. Durch Maßregeln der Strenge fürchtete man Aufstände zu erregen, durch welche zu der Bedrängniß, die der Krieg gegen Außen ohnedieß schon verursachte, auch noch Verlegenheiten im Innern gefügt worden wären.

Zu diesen Umständen, welche zu Gunsten der Fortführung des Krieges in die Wagschale fielen, kam noch, daß sie von verschiedenen einflußreichen Personen auch in ihrem eigenen Interesse gewünscht wurde. Insbesondere war solches von Seite des Herzogs von Cumberland und des Prinzen von Oranien der Fall. Der Erstere sah wohl, daß ihm bei den Friedensverhandlungen die hervorragende Rolle nicht zu Theil werde, auf welche er einen Augenblick gehofft hatte. Darum regte sich neuerdings der Wunsch nach einer Verlängerung des Kampfes in ihm, um die bei Laveld erlittene Niederlage wieder gut machen zu können. Endlich handelte es sich für den Herzog von Cum-

berland noch um ein anderes, vielleicht noch wichtigeres Interesse. Längst schon war in seinem Vater der Gedanke erwacht, diesem Lieblingssohne ein Besitzthum auf dem europäischen Festlande zu erwerben. Was die Königin Elisabeth von Spanien für ihre Söhne Karl und Philipp mit Erfolg angestrebt hatte, konnte doch für den König von England nicht unausführbar erscheinen. In der That war diese Idee nicht allein in dem Kopfe des Königs Georg entsprungen, sondern es findet sich, daß sie schon vor mehreren Jahren und zwar gleich nach der Schlacht bei Dettingen von niemand Geringerem als Kaunitz ausgesprochen wurde[3]). Doch mangelte es fortwährend an einem günstigen Anlasse zu ihrer Verwirklichung. Die Staatsumwälzung in den Niederlanden bot einen solchen dar, und es gibt bestimmte Anzeichen, daß der König von England darauf hoffte, der Herzog von Cumberland und nicht der Prinz von Oranien werde zum Generalstatthalter der holländischen Provinzen auserkoren werden. Daß dieß nicht geschah, brachte am Hofe von St. James eben so viel Enttäuschung als Verstimmung wider den Prinzen von Oranien hervor. Den Plan der Erwerbung eines Landes für den Herzog von Cumberland gab man aber deßhalb nicht auf. Jetzt ging man damit um, ihn zum Coadjutor des Kurfürsten von Köln als Bischof von Osnabrück wählen zu lassen. Dieß letztere Fürstenthum sollte ihm nach dem Tode des Kurfürsten zufallen[4]). Hiezu glaubte man aber leichter gelangen zu können, wenn der Herzog durch einige glückliche Kriegesthaten gegen die Franzosen die allgemeine Aufmerksamkeit in noch höherem Grade als bisher auf sich gelenkt und sich in Deutschland dankbare Sympathien zu erwerben vermocht hätte.

Der Prinz von Oranien war bekanntlich durch die Schilderhebung der antifranzösischen Partei zu seiner gegenwärtigen Würde gelangt. Es erscheint daher nur als natürlich, daß er wenigstens einige Zeit noch im Sinne derselben handelte und zu einer Fortführung des Kampfes hinneigte. Bei Maria Theresia war dieß aus den bekannten Beweggründen nicht minder der Fall. Es kam daher am 26. Jänner 1748 im Haag eine Convention zu Stande, durch welche die gegenseitigen Leistungen der Verbündeten zu der gemeinsamen Kriegführung

festgesetzt wurden. Die 36.000 Russen mit eingerechnet, wollte man nicht weniger als 192.000 Mann ins Feld stellen. Holland sollte hiezu 66.000, Oesterreich 60.000, England aber 30.000 Mann aufbringen.

Daß es der englischen Regierung oder doch wenigstens dem Könige Georg eine Zeit lang wirklicher Ernst war mit dem Gedanken der Fortsetzung des Krieges, deutet auch der Umstand an, daß damals Lord Chesterfield, der um jeden Preis den Frieden wollte, aus dem Ministerium trat und die Leitung des auswärtigen Amtes an den Herzog von Bedford überging. Aber darum hielt doch die kriegerische Stimmung der englischen Staatsmänner nicht lange vor. Die geheimen Verhandlungen mit Frankreich und Spanien eröffneten England die Möglichkeit, mit verhältnißmäßig nicht geringen Erfolgen aus dem Kriege zu scheiden, wenn sich gleich die Zurückgabe von Cap Breton nicht mehr umgehen ließ. Auch für Sardinien hoffte man günstige Bedingungen zu erzielen, und daß Oesterreich den Preis dafür bezahlen solle, darum kümmerte man sich in England nicht. Von Tag zu Tag wurde es offenkundiger, daß man dort nicht mehr an die Fortsetzung des Krieges, sondern nur noch an den Frieden dachte.

Noch unverhüllter trat die gleiche Gesinnung in Holland, oder doch bei dem Leiter der dortigen Politik, dem Prinzen von Oranien hervor. In ihm war dieser Umschwung zunächst dadurch herbeigeführt worden, daß nicht ihm, sondern dem Herzoge von Cumberland der Oberbefehl über das Heer der Verbündeten übertragen wurde. In dem Umstande, daß sogar auf holländischem Boden ein Anderer als er das Obercommando führen sollte, erblickte er eine kränkende Zurücksetzung. War schon früher das Verhältniß zwischen beiden Prinzen nicht gerade ein freundschaftliches gewesen, so nahm jetzt der Zwiespalt zwischen ihnen immer mehr den Charakter der Feindseligkeit an [5]). Der Prinz von Oranien wollte ein abgesondertes Corps commandiren, welches unabhängig sein sollte von den Befehlen des Herzogs von Cumberland. Der Letztere aber wies jeden Vorschlag zurück, durch dessen Annahme seine oberste Machtvollkommenheit irgendwie geschmälert worden wäre. Der Prinz von Oranien lieh von nun an

denjenigen sein Ohr, welche auch in Holland die Friedenspartei vertraten. Und es läßt sich nicht verkennen, daß dieselben sowohl in der Entkräftung des eigenen Landes als in dem Anerbieten Frankreichs, sämmtliche Eroberungen in den Niederlanden zurückzugeben, ausreichende Beweggründe für ihre Anschauung fanden. Unter allen kriegführenden Staaten mußte Holland den Abschluß des Friedens am lebhaftesten wünschen.

Am wenigsten war dieß bei Maria Theresia und zwar zunächst aus zwei Gründen der Fall. Ihre eigenen Länder befanden sich nicht mehr in der Gefahr, zum Schauplatze des Krieges zu werden, und sie war leichter als die übrigen Verbündeten im Stande, wenigstens die zur Fortsetzung des Kampfes erforderlichen Soldaten aufzubringen. Von noch entscheidenderem Einflusse auf die Sinnesart der Kaiserin war aber die Gewißheit, daß nicht nur ihre Feinde, sondern mehr noch ihre Verbündeten sie dazu verurtheilen wollten, all die Opfer allein zu tragen, welche den übrigen Mächten zu Gute kommen sollten, um sie für die lange Kriegführung schadlos zu halten. Nichts als glückliche kriegerische Ereignisse hätten hierin eine Veränderung hervorbringen können. Aus diesen Gründen mußte Maria Theresia im Allgemeinen zu einer Fortdauer der Feindseligkeiten, jedoch nur unter der Voraussetzung geneigt sein, daß auch von ihren Verbündeten alle Anstrengungen gemacht würden, um günstigere Ergebnisse zu erzielen. Fiel diese Voraussetzung weg, so ließ sich auch von der Kriegführung nichts mehr erwarten. Sobald also die Kaiserin die Ueberzeugung erlangt hatte, daß ihre Alliirten nur mehr von Friedensgedanken erfüllt seien, ließ auch sie jede Hoffnung fahren, welche sie noch von der Verlängerung des Kampfes gehegt haben mochte. Die letztere war ihr sogar unwillkommen, weil sie von ihr nur ungünstige Resultate und somit eine Verschlechterung ihrer Lage vorhersah.

Wie wenig es dem Wiener Hofe damals um die Fortführung des Krieges zu thun war, geht am besten aus den vertraulichen Aeußerungen Ulfelds gegen Kaunitz hervor. „Ich rechne darauf", schreibt er ihm am 9. April 1748, „daß dieß der letzte Courier sein „wird, wenn man einer großen Anzahl braver Leute das Leben retten

„und sie nicht ohne Ursache zu Grunde gehen lassen will[6])". Und als er die Erneuerung der Feindseligkeiten durch die Franzosen erfuhr, erklärte Ulfeld, er wünsche nicht an der Stelle des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu sein und sein Gewissen mit dem Verderben aller derjenigen zu beladen, welche in den Niederlanden und in Italien dem Kriege noch als Opfer fallen würden [7]).

Es gibt wohl keinen besseren Beweis als diese Worte für die Unrichtigkeit jener Auffassung, welche die Wiedereröffnung des Feldzuges in den Niederlanden dem Drängen Maria Theresia's zuschreibt. Die Erneuerung des Kampfes ging vielmehr einzig und allein von Frankreich aus, und sie mochte durch nichts anderes als den eitlen Wunsch hervorgerufen sein, nicht mit einer Niederlage, wie sie die französische Marine in der Seeschlacht vom 14. Oktober 1747 neuerdings erlitten hatte, sondern mit einer glänzenden Waffenthat den Krieg zu beschließen. Der Marschall von Sachsen und Löwendal mochten also, so oft sie wollten, der emphatischen Worte sich bedienen: „In Mastricht liegt der Friede", so hatten sie damit doch kein anderes Ziel im Auge, als Frankreich über den Wiederbeginn des Krieges zu beruhigen und es glauben zu machen, derselbe sei nothwendig, um die Hartnäckigkeit der Verbündeten und insbesondere Maria Theresia's zu beugen und den von ganz Frankreich ersehnten Frieden zu erzwingen. Den französischen Truppen gegenüber, welche des Krieges gleichfalls überdrüßig waren, diente jenes Losungswort dazu, sie zu einer erneuerten und letzten Anstrengung anzuspornen. Auf den Gang der Friedensunterhandlungen übte jedoch die kriegerische Unternehmung, welche die Franzosen jetzt ins Werk setzten, keinen wesentlichen Einfluß mehr.

Der Herzog von Cumberland und Batthyany waren einen Augenblick in Zweifel, ob die Franzosen es auf Luxemburg, Breda oder Mastricht abgesehen hätten. Batthyany meinte das Letztere, und die Richtigkeit seiner Anschauung wurde durch die nachfolgenden Ereignisse gar bald bestätigt. Allerdings machte der Marschall von Sachsen einen Augenblick Miene, als ob er Breda angreifen wolle. Dieß geschah jedoch nur um die Aufmerksamkeit der Verbündeten von Mastricht

abzuziehen. Während er Breda bedrohte, sammelte er zu Brüssel und an anderen Orten die Truppen, welche Mastricht einschließen sollten. Am 4. April verließ er selbst Antwerpen und rückte über Tirlemont, St. Trond und Tongres gegen Mastricht vor. Am 9. April umschloß er auf dem linken, vier Tage später auch auf dem rechten Ufer der Maas die Festung. Sie wurde von einer Besatzung vertheidigt, welche ungefähr zehntausend Mann zählte und etwa zur Hälfte aus Holländern, zur anderen Hälfte aus Oesterreichern bestand. Die letzteren wurden vom General Marschall commandirt. Den Oberbefehl führte der holländische General-Lieutenant Baron d'Aylva, welcher als tapferer und entschlossener Kriegsmann unter den Truppen der Verbündeten sich großen Ansehens erfreute.

Ohne alles Hemmniß von Seite der Letzteren hatte der Marschall von Sachsen seine Unternehmung ins Werk gesetzt. Eine Störung derselben hätte noch am ehesten durch die österreichischen Streitkräfte geschehen können, welche unter Batthyany auf dem rechten Ufer der Maas sich befanden. Aber Batthyany's Streitkräfte waren viel zu schwach, um irgend etwas gegen die Franzosen unternehmen zu können. Am 12. April führte Batthyany seine Truppen in nördlicher Richtung nach Ruremonde, wo der Herzog von Cumberland schon eingetroffen war, während sich die Holländer erst langsam bei Breda zusammenzogen.

Ungestört und ganz nach den Regeln der damaligen Kriegführung nahm nun die Belagerung von Mastricht ihren Fortgang. Mit großer Standhaftigkeit vertheidigte sich die Besatzung, und die Franzosen fühlten gar bald den Unterschied, welcher darin lag, daß sie es nicht bloß mit holländischen, sondern auch mit österreichischen Truppen zu thun hatten [8]). Aber nicht in Mastricht, wie man im französischen Feldlager behauptete, sondern in dem nur wenig entfernten Aachen lag die Entscheidung. Dort trat das Ereigniß ein, durch welches ein Kampf, der Ströme von Blut und unermeßliche Geldsummen gekostet hatte, endlich zum Abschlusse kam.

„Ich rechne darauf, daß Sie im Laufe dieser Woche uns unser „Schicksal ankündigen werden, denn die Entscheidung läßt sich un-

„möglich noch länger hinausziehen.“ So schrieb am 23. April 1748 der Staatskanzler Ulfeld dem Grafen Kaunitz, und er bezeichnete ganz richtig die Lage der Dinge, indem er fortfuhr: „Frankreich hat die „Wahl, mit wem es abschließen will, und es ist gewiß, daß die Art „und Weise, in welcher unsere Verbündeten sich dabei benehmen, unsere „Verhandlung von Grund aus verdirbt [9]).“ Aber dennoch hoffte er darauf, daß Frankreich dem Friedensschlusse mit Oesterreich den Vorzug vor demjenigen mit England geben werde, weil ja doch nur die Aussöhnung mit dem Wiener Hofe dem Kriege wirklich ein Ende zu machen vermöchte. Es wäre herrlich, sagt er in einem späteren Schreiben, wenn Kaunitz der Kaiserin zu ihrem Geburtstage — dem 13. Mai — mit dem Frieden ein hochwillkommenes Geschenk machen könnte [10]).

Auch Maria Theresia gab sich solchen Erwartungen hin und sie sprach sie mit gewohnter Lebhaftigkeit in einer Audienz aus, welche sie dem englischen Gesandten Robinson gewährte. Im Auftrage seiner Regierung sollte er die Kaiserin von der Nothwendigkeit überzeugen, auch unter den für sie nachtheiligen Bedingungen, welche von Seite Englands aufgestellt wurden, Frieden zu schließen. Wenn Robinson einen Augenblick darauf gehofft haben mochte, die Kaiserin zu den Anschauungen zu bekehren, von denen die britische Regierung ausging, so wurde er gar bald enttäuscht. Sie gönnte ihm kaum Zeit genug seine Anrede zu vollenden, dann aber brach sie in bittere Vorwürfe gegen Robinson aus. Sie rief ihm den Antheil ins Gedächtniß zurück, welchen er selbst an der Aufopferung Schlesiens, an der Abtretung eines Theiles der Lombardie an Sardinien gehabt hatte. Sie fragte ihn, ob er sie auch jetzt wieder zu Aehnlichem überreden zu können glaube. Es werde ihm nicht gelingen, denn sie sei weder ein Kind noch eine Närrin!

„Warum werde ich immer,“ so rief sie ihm zu, „von Unter„handlungen ausgeschlossen, welche meine eigenen Angelegenheiten be„treffen? Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen einräumen, „als meine Freunde. Wenigstens werden sie den Frieden, dessen sie „nicht minder bedürfen als ich selbst, wegen eines Streites zwischen „mir und dem Könige von Sardinien über ein Stückchen Land mehr

„oder weniger oder über die Auslegung eines Vertrages nicht verweigern.
„Und wer sagt Euch, daß Spanien Parma und Piacenza verlangt?
„Es würde Savoyen bei weitem den Vorzug geben. Setzt mich in
„Italien in meinen Besitz vor dem Kriege wieder ein und ich will
„den Infanten versorgen. Da ist jedoch Euer König von Sardinien,
„der Alles erhalten muß, ohne daß man auf mich nur die geringste
„Rücksicht nimmt. Guter Gott, wie bin ich von Ihrer Regierung
„behandelt worden. Da ist außerdem noch Euer König von Preußen!
„Ja fürwahr, alle diese Umstände zusammengenommen reißen zu viele
„alte Wunden auf, indem sie gleichzeitig neue und empfindliche schlagen!"

Mit unverhüllter Entrüstung horchte nun die Kaiserin der Erwiederung, mit welcher Robinson das Verfahren Englands zu rechtfertigen suchte. Aufs höchste aber stieg ihre Erbitterung, als er ihr eine Stelle aus dem Schreiben des Herzogs von Newcastle vorlas, derzufolge eine bescheidenere Erwerbung für den Infanten als die Herzogthümer Parma und Piacenza nicht gedacht werden könnte. Außerdem sollten sie ja, wenn Don Philipp stürbe oder auf den Thron Neapels berufen würde, an die gegenwärtigen Besitzer zurückfallen. Augenblicklich erkennend, daß hierunter, was Piacenza anging, der König von Sardinien gemeint sei, rief die Kaiserin mit schneidendem Tone: „Wie, an die gegenwärtigen Besitzer zurückfallen?" Und indem sie mit einer bezeichnenden Geberde die Audienz beendigte, fügte sie in höchster Entrüstung noch die Worte hinzu: „Nein, nein, lieber „sterben als dieß [11])."

Man sieht wohl, daß Maria Theresia nicht mehr auf England, sondern nur noch auf Frankreich ihre Hoffnungen setzte. Auch bei Kaunitz war das Gleiche der Fall. Zwar gab er sich keiner Täuschung darüber hin, daß Frankreich möglicher Weise lieber mit England als mit Oesterreich abschließen werde. Doch war er wenigstens nicht ohne Hoffnung, daß das Letztere geschehen könnte. Der lebhafte Wunsch, welchen man von französischer Seite zur Schau trug, mit Oesterreich zum Abschlusse zu gelangen, und die Aeußerungen der Freude und der Anerkennung, mit denen Saint-Severin die Erklärung der Kaiserin aufnahm, den König von Sardinien für die Abtretung Savoyens an

den Infanten entschädigen zu wollen, trugen gleichfalls dazu bei, ihn in dieser Anschauung zu bestärken [12]). Er hatte keinen Anlaß, die wiederholten Versicherungen Saint-Severins, daß er binnen kurzem den Entschlüssen seiner Regierung über die letzten Erklärungen des Wiener Hofes entgegensehe und dann Alles ohne längeren Aufschub ins Reine bringen werde, nicht für aufrichtig gemeint zu halten [13]). Um so peinlicher wurde er berührt, als er bei einem Gastmahle, welches er am 30. April den bevollmächtigten Ministern gab, Anzeichen wahrnahm, welche ihn glauben machten, daß zwischen den Bevollmächtigten Englands und Frankreichs etwas Besonderes vorgehe. Noch an demselben Abende benachrichtigte ihn Lord Sandwich, daß die Seemächte so eben die Friedenspräliminarien mit Frankreich abgeschlossen hätten. Und als Kaunitz zu dem Grafen Saint-Severin eilte, wurde ihm auch von diesem die Mittheilung des englischen Botschafters bestätigt [14]).

Die Präliminarien entsprachen so ziemlich den Erklärungen, welche England durch Robinsons Mund der Kaiserin gegenüber hatte abgeben lassen. Alle Eroberungen sowohl in Europa als den überseeischen Ländern sollten zurückgestellt werden. Dünkirchen behielt auf der Landseite seine Befestigungen, während sie nach der See hin abgetragen werden sollten. Parma, Piacenza und Guastalla wurden dem Infanten Don Philipp zugesprochen. Für den Fall seiner Berufung auf den neapolitanischen Thron oder seines Todes sollten diese Herzogthümer an den gegenwärtigen Besitzer zurückgelangen. Der Herzog von Modena und die Republik Genua erhielten dasjenige wieder, was ihnen vor dem Kriege gehört hatte. Dem Könige von Sardinien verblieben die in dem Wormser Vertrage gemachten Erwerbungen mit Ausnahme Piacenza's auch für die Zukunft. England wurde die Bestätigung der im Jahre 1713 erlangten Vortheile beim Negerhandel und der im Jahre 1718 geschehenen Gewährleistung des britischen Thrones für das Haus Hannover zu Theil. Franz von Lothringen sollte als deutscher Kaiser anerkannt und die pragmatische Sanktion, jedoch mit Ausnahme der an Preußen und Sardinien geschehenen Abtretungen, von allen Mächten gewährleistet werden. Dem Könige

von Preußen wurde der Besitz von Schlesien und Glatz noch insbesondere garantirt. Die Ausgleichung der Streitfrage zwischen Oesterreich und Spanien wegen der Verleihung des goldenen Vließes, dann zwischen Oesterreich und Frankreich wegen der hennegauischen Enclaven und der Abtei St. Hubert, endlich der Ansprüche des Kurfürsten von der Pfalz auf die Grafschaft Pleistein wurden dem allgemeinen Friedensschlusse vorbehalten. Die Belagerung von Mastricht sollte fortgesetzt werden, sonst aber überall Waffenstillstand eintreten. Und in einem abgesonderten und geheimen Artikel wurde festgesetzt, daß jede Macht, welche sich weigern würde diesen Verabredungen beizutreten, der ihr darin zu Theil werdenden Vergünstigungen verlustig sein sollte.

Nicht die einzelnen Bestimmungen der Präliminarien waren es, welche Kaunitz überraschten, denn er fand ja in ihnen nur die Erklärungen wieder, die Sandwich ihm selbst und Robinson dem Wiener Hofe gegenüber abgegeben hatten. Aber durch das Spiel, das seiner Meinung nach Saint-Severin mit ihm getrieben, war er auf das tiefste verletzt. Seine Erbitterung war um so größer, als ihm auch vom französischen Standpunkte aus kein genügender Beweggrund zu solchem Verfahren vorhanden zu sein schien. Denn er hätte ja, so bemerkte Kaunitz, auch wenn ihm die Negociation zwischen England und Frankreich nicht geheim geblieben wäre, doch den Abschluß des Friedens nicht zu verhindern vermocht. Er begriff nicht, warum der Hof von Versailles Maria Theresia gegenüber fortwährend darauf bestanden hatte, Savoyen müsse dem Infanten zu Theil werden, während ihm in den Präliminarien nun doch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesprochen wurden. Auch sonst fand er keine ausreichende Ursache dafür, daß Saint-Severin ihn über die gleichzeitige Verhandlung mit England getäuscht hatte. Allsogleich gab Kaunitz seinem Unmuthe über dasjenige, was er dem französischen Gesandten gegenüber ungescheut als ein unwürdiges Verfahren bezeichnete, offenen Ausdruck [15]). Er knüpfte hieran die Erklärung, daß er an den Präliminarien keinen Antheil zu nehmen im Stande sei. Er lege vielmehr gegen dieselben, bis er von seinem Hofe neue Befehle erhalten habe, in feierlicher Weise Protest ein.

Wer die Sache jetzt mit vorurtheilsfreiem Blicke ins Auge faßt, wird kaum daran zweifeln können, daß Kaunitz sich damals durch seine Erbitterung und das peinliche Gefühl, hintergegangen worden zu sein, dazu hinreißen ließ, der französischen Regierung und ihrem Bevollmächtigten in Aachen Unrecht zu thun. Hätte er, wie es seither möglich geworden, Einsicht in die Depeschen zu nehmen vermocht, welche zwischen dem Grafen Saint-Severin und dem Hofe von Versailles gewechselt wurden, so würde er daraus die Ueberzeugung geschöpft haben, daß es Frankreich wirklich Ernst war mit der Verhandlung mit Oesterreich. Am 28. April, zwei Tage vor dem Abschluß der Präliminarien schrieb der Marquis von Puysieux an Saint-Severin, daß die jüngsten Vorschläge des Wiener Hofes annehmbar seien und daß nur einzelne Punkte noch einer näheren Erläuterung und einiger Aufklärung bedürften [16]). Und noch wenige Stunden bevor er die Nachricht von dem wirklichen Abschlusse der Präliminarien erhielt, nannte Puysieux die Anerbietungen des Wiener Hofes verführerischer als diejenigen des Cabinetes von St. James. Doch sei es allerdings für Frankreich noch wünschenswerther mit England als mit Oesterreich ins Reine zu kommen [17]).

Die Gründe, welche für diese Anschauung vom französischen Standpunkte obwalteten, waren zu einleuchtend, als daß Kaunitz sich ihrer Erkenntniß lang zu verschließen vermochte. Denn nur England konnte die Bedingungen gewähren, welche Frankreich am meisten am Herzen lagen, die Zurückgabe von Cap Breton und die Beseitigung der Sperrung des französischen Seehandels. Oesterreich hingegen war zu jener Zeit ganz außer Stande, Frankreich von irgend einer Seite etwas anzuhaben. Weder von den Niederlanden, die es ja ganz an Frankreich verloren hatte, noch von Deutschland oder Italien aus war dieß der Fall. Daher kehrte sich auch die Verstimmung des Grafen Kaunitz binnen kurzem nicht mehr so sehr wider Frankreich, als gegen die englische Regierung. Von ihr ließ sich nicht leugnen, daß sie auch dießmal wieder die Interessen Oesterreichs denjenigen Preußens und Sardiniens rücksichtslos preisgegeben habe. Ersteres war dadurch geschehen, daß die Gewährleistung des Besitzes von Schlesien

und Glatz in einer Weise ausgesprochen wurde, welche den König darin auch für den Fall noch sicherzustellen schien, wenn er neuerdings zu einem Kriege gegen Oesterreich die Waffen ergriff. Und was Sardinien betraf, so war England in der That seiner Anschauung treu geblieben, den Wormser Vertrag nur dort, wo dessen Bestimmungen zu Gunsten des Königs Karl Emanuel lauteten, nicht aber auch in jenen Punkten gelten zu lassen, welche Maria Theresia zum Vortheile gereichten.

Denselben Eindruck wie auf Kaunitz brachten die Ereignisse zu Aachen auch auf Maria Theresia und ihre Rathgeber hervor. Auch sie begriffen, daß sie weit mehr Ursache zur Beschwerde gegen England als gegen Frankreich besaßen. Doch stimmten auch sie der Anschauung des Grafen Kaunitz bei, daß man durch den gerechten Unmuth über das Geschehene sich nicht dazu hinreißen lassen dürfe, sich von den bisherigen Verbündeten vollständig zu trennen oder jeder Versöhnung mit Frankreich zu widerstreben. Insbesondere auf den letzteren Punkt wurde vom Wiener Hofe Werth gelegt. So wie Kaunitz jetzt seine persönliche Empfindlichkeit gegen Saint-Severin völlig unterdrückte und demselben mit der früheren Zuvorkommenheit entgegen kam [18]), so wünschte auch Maria Theresia, daß die abgesonderte Verhandlung mit Frankreich nicht abgebrochen werde. Sie billigte die Erklärung, welche Kaunitz am 4. Mai aus eigenem Antriebe den fremden Bevollmächtigten zugehen ließ [19]). Der mündlich eingelegte Protest gegen die Friedenspräliminarien war darin schriftlich wiederholt. Doch sprach Kaunitz neuerdings die Bereitwilligkeit der Kaiserin aus, auf ihre Kosten dem Infanten einen Länderbesitz in Italien zu Theil werden zu lassen, wenn die im Wormser Vertrage an Sardinien abgetretenen Gebietstheile wieder an Oesterreich zurückfielen. Auf dieser Grundlage wolle er über den Beitritt Oesterreichs zum Frieden unterhandeln [20]).

Die Entgegnungen, welche er hierauf von den fremden Ministern, insbesondere denen Frankreichs und Spaniens empfing, erweckten in Kaunitz die Hoffnung, daß sich wenigstens hinsichtlich dieses Punktes noch eine Abänderung der Friedensbedingungen zu Gunsten Oesterreichs könnte erwirken lassen [21]). Die bourbonischen Höfe hatten ja niemals

ein Hehl daraus gemacht, daß sie lieber Savoyen als Parma und Piacenza für den Infanten zu erlangen wünschten. Auch jetzt noch wurde von spanischer Seite offen erklärt, Savoyen sei von spanischen Truppen besetzt und dieselben könnten von Niemand als höchstens von Frankreich aus diesem Lande vertrieben werden [22]). Zieht man noch überdieß in Betracht, daß sich von den bourbonischen Höfen durchaus nicht die gleiche Vorliebe für Sardinien erwarten ließ, wie sie England an den Tag legte, so wird man die Hoffnung, welcher jetzt Kaunitz sich hingab, nicht als eine unbegründete ansehen.

In welch hohem Grade man in Wien den Anschauungen des Grafen Kaunitz beistimmte, dessen Verfahren überhaupt und in allen Punkten die vollste Billigung der Kaiserin und ihrer Minister erhielt, ist am besten den Verhaltungsbefehlen zu entnehmen, mit denen er jetzt versehen wurde. In allen Stücken wolle die Kaiserin, sollte Kaunitz in ihrem Namen erklären, den Präliminarien sich fügen, so viel auch von ihrem Standpunkte aus gegen deren Inhalt einzuwenden wäre. Dennoch nehme sie dieselben insoweit vollständig an, als sie sich auf die Ausgleichung der Streitpunkte mit den Mächten bezögen, mit denen sie Krieg führe. Ganz anders verhalte es sich jedoch mit den Bestimmungen über die Abtretungen an Sardinien und über die Gewährleistung des Besitzes von Schlesien und Glatz zu Gunsten des Königs von Preußen. Jene Abtretungen hätten mit dem gegenwärtigen Friedensschlusse nicht das Mindeste gemein. Und was Schlesien und Glatz angehe, so habe die Kaiserin immer erklärt und wiederhole jetzt neuerdings, daß sie von ihrer Seite den Dresdner Vertrag gewissenhaft beobachten werde. Auch ihre Minister hätten gemeinschaftlich mit denen des Königs von Preußen die Gewährleistung des Dresdner Friedens von den Seemächten verlangt. Aber es widerstrebe jedem göttlichen und menschlichen Rechte, nur eine Abtretung und nicht auch gleichzeitig die Bedingungen zu garantiren, unter denen sie einzig und allein stattgefunden habe. Da sie nicht glauben könne, daß dieß die Absicht der Mächte sei, welche die Präliminarien unterzeichnet hätten, so widersetze sie sich keineswegs, daß die Gewährleistung des Dresdner Vertrages in allen seinen Punkten einen Bestandtheil des allgemeinen

Friedens bilde. Unter diesen Voraussetzungen trete Oesterreich den Präliminarien bei, welche gleichzeitig die Kraft eines definitiven Friedens erhalten sollten und gegen die von keiner Seite her irgend eine Einwendung mehr zuzulassen wäre [23]).

Der Gedanke des Wiener Hofes, wenigstens in einzelnen Punkten eine Abänderung der Präliminarien zu erlangen, war auch schon darum nicht ohne Aussicht auf Verwirklichung, weil gleich Oesterreich auch Spanien und Sardinien von demselben ausgeschlossen und mit den Friedensbedingungen in hohem Grade unzufrieden waren. Die spanische Regierung glaubte schon dadurch ein schwer wiegendes Opfer gebracht zu haben, daß sie von dem Begehren der Wiedervereinigung Gibraltars mit Spanien abstand. Daß sie auch jetzt wieder die Begünstigungen Englands im Negerhandel sich gefallen lassen sollte, für deren Aufhebung sie eigentlich den Seekrieg geführt hatte [24]), schien ihr wenigstens im ersten Augenblicke ganz unerträglich [25]). Und auch dem Vorschlage, daß Parma, Piacenza und Guastalla statt Savoyens dem Infanten zu Theil werden sollten, war sie noch eben so wenig geneigt als zuvor.

Weniger einleuchtend als die Beschwerden Spaniens waren diejenigen, welche der König von Sardinien gegen die Friedenspräliminarien erhob. Eigenthümlich ist es, daß während man in Wien darin eine übertriebene Bevorzugung Sardiniens erblickte, Karl Emanuel sich durch dieselben ernstlich beeinträchtigt glaubte. Insbesondere war ihm die Einräumung Piacenza's an den Infanten und die Zurückstellung Finale's an Genua peinlich. Wenigstens der letzteren wünschte er überhoben zu sein, da er ja bekanntlich auf die Herstellung einer Verbindung Piemonts mit der See das größte Gewicht legte. Er schlug daher vor, Finale behalten und dafür Genua durch andere Landstriche entschädigen zu dürfen. Hiegegen erklärte sich wieder die Republik in der entschiedensten Weise. Ja sie beklagte sich bitter darüber, daß sie der Vortheile nicht theilhaft werden solle, welche ihr durch den Vertrag von Aranjuez zugesichert waren.

Auch der Herzog von Modena trat mit ähnlichen Beschwerden gegen die Friedenspräliminarien hervor. Man sieht also, daß durch den Abschluß derselben zwischen Frankreich und den Seemächten deren Annahme durch die übrigen Staaten, welche hiebei betheiligt waren, noch keineswegs gesichert erschien. Gegen alle Erwartung geschah jedoch der Beitritt zu den Präliminarien zuerst und binnen kürzester Frist von österreichischer Seite. Schon zwei Tage nach der Ueberreichung seiner Erklärung über die Absichten Maria Theresia's erließ Kaunitz eine erneuerte Mittheilung an die fremden Minister. Er kündigte darin den unbedingten Beitritt Maria Theresia's zu den Präliminarien an. Und als ihn Lord Sandwich um die Bedeutung fragte, welche jetzt noch der früheren bedingungsweisen Erklärung beizumessen sei, antwortete Kaunitz in trockenem und spitzigem Tone, man sehe wohl, daß Oesterreich jetzt ohne Vorbehalt beitrete. Wolle Lord Sandwich diese Erklärung nicht annehmen, so stehe es ihm frei sie zurückzuweisen [26]). Gleichzeitig erklärte jedoch Kaunitz dem französischen Botschafter mündlich, daß Oesterreich an den früher ausgesprochenen Bedingungen auch jetzt noch festhalten müsse.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß man zu Wien, von wo aus dieses Verfahren dem Grafen Kaunitz vorgezeichnet wurde [27]), von dem Gedanken ausging, durch die frühere Erklärung, welche man nicht zurückzog, sei das Recht gewahrt worden, nachträglich auf die Verwirklichung der Bedingungen hinzuarbeiten, unter denen man zuerst die Geneigtheit zur Annahme der Präliminarien angekündigt hatte. Doch läßt sich nicht bestreiten, daß hiemit die spätere unbedingte Beitrittserklärung sich immerhin in einem gewissen Widerspruche befand. Es war dieß ein gekünstelter Vorgang, zu welchem, wie man in Paris ganz richtig vermuthete, der erste Gedanke offenbar in Bartensteins Kopfe entsprang [28]) und der nicht recht zu dem sonstigen offenen Auftreten paßte, durch welches sich der Wiener Hof von den meisten übrigen Regierungen so sehr unterschied. Vielleicht gerade aus diesem Grunde wurde er sogleich von Sardinien nachgeahmt, welches am 31. Mai seinen Beitritt zu den Präliminarien ankündigte. An demselben Tage geschah das Gleiche von Seite des Herzogs von Modena.

In der Depesche, in welcher Kaunitz zu diesem Verfahren angewiesen wurde, sprach Maria Theresia den Wunsch aus, es möge doch dem unwürdigen Gaukelspiele der Belagerung von Mastricht, durch welches so viele Menschen nutzlos hingeopfert würden, ein Ende gemacht werden[29]). Schon ehe Kaunitz dieses Schreiben erhielt, war das Verlangen Maria Theresia's in Erfüllung gegangen. Allerdings hatte man, nur um den Franzosen den Ruhm der Eroberung Mastrichts nicht zu schmälern, drei Tage hindurch gezögert, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Und als man endlich am 3. Mai den Waffenstillstand auch auf Mastricht ausdehnte, verlangte der Marschall von Sachsen, dessen Kriegsruhm einer Vermehrung durch so zweifelhafte Lorbeern wahrlich nicht bedurfte, noch die Aussteckung der weißen Fahne. Erst als auch dieser kindischen Eitelkeit Genüge geschehen war, kam die Capitulation zu Stande, kraft deren die Besatzung am 10. Mai Mastricht verließ. Ungefähr dreitausend Mann, worunter zwei Drittheile Franzosen, waren dieser nutzlosen Unternehmung zum Opfer gefallen.

Nur der täglich offener hervortretende Zwiespalt zwischen den Verbündeten macht es erklärlich, daß so wie in dieser, so auch in jeder anderen Beziehung dasjenige, was Frankreich wollte, fast widerstandslos geschah. Wer an jenem Zwiespalte hauptsächlich Schuld trug, das wird wohl am besten durch die Worte Saint-Severins bezeichnet, mit welchen er die Uebersendung der Präliminarien begleitet. „Den größten Gewinn in der ganzen Angelegenheit finde ich darin," schreibt er dem Marquis von Puysieux, „daß lange Zeit hindurch die „Höfe von Wien und Turin den Streich nicht vergessen werden, wel„chen ihnen die Seemächte gespielt haben"[30]). Beifällig reibt sich derselbe Berichterstatter die Hände, wenn er von der steigenden Erbitterung zwischen den bisherigen Gegnern Frankreichs spricht[31]). Und der eigentliche Gedanke, von welchem die französischen Staatsmänner ausgingen, tritt wohl am klarsten in den Worten Saint-Severins zu Tage: „Jetzt ist Frankreich fast am Ziele seines großen Planes, das „Haus Oesterreich zu demüthigen. Nun aber erscheint es als nothwen„dig, auch daran zu arbeiten, daß England das gleiche Schicksal

„erfahre. Dann hat Frankreich nicht eine einzige Macht mehr zu „fürchten“ 32).

Alle Schritte der französischen Regierung verrathen deutlich die Absicht, die Zwietracht zwischen ihren bisherigen Gegnern immer mehr zu schüren 33). Während sie äußerlich Hand in Hand mit England ging und sich sogar den Anschein zu verleihen suchte, als folge sie recht eigentlich den von der britischen Regierung ausgehenden Impulsen, gab sie gleichzeitig den Begehren Oesterreichs geneigtes Gehör. Ja sie ermuthigte gewisser Maßen die Kaiserin, auf der Zurückgabe der im Wormser Vertrage gemachten Abtretungen zu bestehen. Frankreich habe sich, so erklärte Saint-Severin dem Grafen Kaunitz, nicht dazu anheischig gemacht, Oesterreich und Spanien gegenüber die Präliminarien mit gewaffneter Hand zu verwirklichen. Die englische Flotte aber sei weder in Savoyen noch in Italien zu fürchten 34). Man verlangte von Kaunitz eine Denkschrift, in welcher die Gründe nachgewiesen wären, auf welche Oesterreich das Begehren der Zurückerlangung jener lombardischen Landstriche stützte. Ja man eröffnete sogar mit dem Könige von Sardinien eine Verhandlung, freilich mehr um denselben zur Vertauschung Savoyens gegen Parma, Piacenza und Guastalla, als um ihn zur Verzichtleistung auf die im Wormser Tractate gemachten Erwerbungen zu bewegen.

Den letzteren Punkt scheint vielmehr Frankreich Sardinien gegenüber wenigstens vorläufig noch nicht zur Sprache gebracht zu haben. Auf den ersteren aber antwortete Karl Emanuel allsogleich und ohne Rückhalt. Niemals werde er von Savoyen sich trennen, welches sein Haus seit Jahrhunderten besitze. Zudem seien dessen Einkünfte beträchtlicher als diejenigen der Herzogthümer, welche man ihm dafür anbiete. Die treuen und anhänglichen Bewohner Savoyens lieferten hervorragende Offiziere und ausgezeichnete Soldaten in großer Zahl. Und endlich bilde es eine Schutzwehr Piemonts gegen Frankreich. Obgleich nun der König Savoyen im Falle eines Krieges gegen jene Macht nicht zu behaupten vermöge, so diene es doch dazu, Frankreich in einer gewissen Entfernung zu halten und es zu verhindern, je nach seinem Gefallen in Piemont einzudringen. Aus allen diesen Gründen werde

der König Savoyen niemals und gegen kein anderes Land abtreten, welches dasselbe auch immer sein möge[35]).

Der entschlossene Ton dieser Erklärung scheint nicht ohne Wirkung auf die französische Regierung geblieben zu sein. Wenigstens kehrte sie jetzt seltener als zuvor auf den Plan zurück, Savoyen dem Infanten zu Theil werden zu lassen. Und den Vorschlag, welcher nun plötzlich in dem Kopfe ihres eigenen Bevollmächtigten, des Grafen Saint-Severin entsprang, würdigte sie gar keiner ernsten Beachtung. Derselbe bestand darin, alles dasjenige an Oesterreich zurückgelangen zu lassen, was seit dem Jahre 1733 von der Lombardie abgetrennt und mit Piemont vereinigt wurde. Dafür müßten Savoyen und Nizza dem Infanten, die belgische Seeküste aber sammt Holländisch-Flandern Frankreich zu Theil werden. Für diese Abtretungen in den Niederlanden wäre die Kaiserin durch Mastricht schadlos zu halten. Auf solcher Grundlage sollte der definitive Frieden zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich abgeschlossen werden[36]).

Als Saint-Severin diese Gedanken dem Grafen Kaunitz mittheilen ließ, erklärte derselbe sogleich, er dürfe es nicht einmal wagen, der Kaiserin hierüber Bericht zu erstatten[37]). In Wien billigte man diese Antwort und der Antrag Saint-Severins wurde auch dort einer eingehenden Besprechung gar nicht unterzogen. Da man aber glauben mußte, dieser Vorschlag sei mit Zustimmung und auf Antrieb der französischen Regierung aufs Tapet gebracht worden, so mochte jene Mittheilung immerhin dazu dienen, es dem Wiener Hofe recht anschaulich zu machen, daß die Mitwirkung Frankreichs zur Ausführung der österreichischen Plane nur um ziemlich hohen Preis zu erlangen wäre. Kaunitz wurde daher neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß man nach einer solchen Mitwirkung gar kein Verlangen trage. Die Wünsche der Kaiserin wären vollständig erfüllt, wenn es gelänge Frankreich zu vermögen, sich der Verwirklichung ihrer Plane, welche auf die Wiedervereinigung der im Wormser Vertrage geschehenen Abtretungen mit der Lombardie abzielten, nicht zu widersetzen. Eine völlige Theilnahmslosigkeit Frankreichs an dieser Angelegenheit, die Ausstellung

einer „Gleichgültigkeitserklärung," wie man sich ausdrückte, würde der Kaiserin am willkommensten sein [38]).

Daß man in Wien nicht ohne Hoffnungen war, mit diesem Begehren bei Frankreich durchzudringen, beweiset der Entwurf eines Tractates, den man Kaunitz übersandte. Er sollte einstweilen nur zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen werden. Dem Infanten Don Philipp wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesprochen, während Savoyen und Nizza dem Könige von Sardinien verbleiben sollten. In den geheimen Separatartikeln hatte Frankreich zu erklären, daß es in etwaigen Bestrebungen der Kaiserin zur Wiedererlangung der an Sardinien gemachten Abtretungen keinen Friedensbruch erblicke. Ebenso sehe es die in die Präliminarien aufgenommene Gewährleistung Preußens in dem Besitze Schlesiens nicht anders an, als daß diese Garantie sich nicht allein auf die Abtretung jener Provinz an Preußen, sondern auf alle Bestimmungen des Dresdner Friedens gleichmäßig erstrecke [39]).

Gleich nachdem er diesen Vertragsentwurf empfing, eröffnete Kaunitz seiner Regierung nur geringe Aussicht auf Annahme desselben durch Frankreich. Denn die gleichen Gründe, welche es dem Hofe von Versailles wünschenswerther gemacht hatten, mit England als mit Oesterreich die Präliminarien abzuschließen, waren auch in Bezug auf den definitiven Frieden von entscheidendem Gewichte. Durch den in der Zwischenzeit erfolgten Beitritt Spaniens und Genua's zu den Präliminarien mußte Frankreich ermuthigt werden, auf dem einmal betretenen Wege noch weiter vorzuschreiten. Die Vorschläge Oesterreichs fanden nur geringe Beachtung in Versailles. Das ganze Augenmerk der französischen Regierung war darauf gerichtet, wie es bei den Präliminarien der Fall war, so auch den definitiven Frieden, wenn nicht mit allen betheiligten Staaten, so doch mit den Seemächten zu Stande zu bringen. Kaunitz erklärte seiner Regierung, daß er sich genau in derselben Lage wie vor dem Abschlusse der Präliminarien befinde. Auch jetzt wieder stehe es Frankreich frei, mit demjenigen seiner bisherigen Gegner abzuschließen, von welchem es die günstigsten Bedingungen erlangen werde. Nichts sei wahrscheinlicher, als daß es

auch jetzt wieder zu einem abgesonderten Vertrage zwischen Frankreich und den Seemächten komme [40]).

Ein solches Ereigniß wünschte man aber am Wiener Hofe um jeden Preis zu vermeiden. Man wußte wohl, daß die Isolirung Oesterreichs zu nichts Anderem als zu vollständiger Nachgiebigkeit führen müsse. Kaunitz wurde bevollmächtigt, mit Frankreich abzuschließen, selbst wenn solches nur mit Hinweglassung der beiden geheimen Artikel geschehen könne [41]).

Es war zunächst der persönliche Entschluß der Kaiserin, welcher diesen Auftrag an Kaunitz hervorrief. Gerade im Gegensatze zu der Behauptung, Maria Theresia habe immer zum Abbruche der Verhandlungen und zur Fortsetzung des Krieges gedrängt, läßt sich beweisen, daß jetzt Niemand mehr nach dem Frieden sich sehnte als sie. Zunächst wurde sie hiezu durch den lebhaften Wunsch veranlaßt, das neue Militär- und Finanzsystem ins Leben treten zu lassen, mit dessen Einführung sie sich damals beschäftigte. Zu diesem Ende war jedoch die Zurückziehung eines großen Theiles der österreichischen Truppen aus den Niederlanden ganz unerläßlich. Mit solchem Verlangen sah Maria Theresia dem Zeitpunkte entgegen, in welchem dieß möglich sein werde, und so groß wurde ihre Ungeduld, als jener Augenblick immer mehr und mehr in die Ferne gerückt wurde, daß Ulfeld sich hierüber gegen Kaunitz zu wiederholten Malen beklagt [42]).

Durch einen neuen Anlaß zur Verzögerung wurde die Geduld Maria Theresia's auf eine noch härtere Probe gestellt. Er bestand in dem Zwiespalte der Anschauungen über die Art und Weise, in welcher die Räumung der österreichischen Niederlande von Seite der Franzosen zu bewerkstelligen sei. Maria Theresia verlangte in den Besitz des ganzen Landes gesetzt zu werden, auf welches Niemand als nur sie allein, die einzig rechtmäßige Herrscherin Anspruch erheben könne. Holland aber begehrte, daß diejenigen Plätze, in denen es kraft der bestehenden Verträge das Besatzungsrecht besaß, gleich unmittelbar an seine Truppen ausgeliefert würden.

Für jede der beiden Ansichten sprachen ohne allen Zweifel gewichtige Gründe. Wie war es mit der Souverainetät Maria Theresia's über die Niederlande beschaffen, wenn nicht an sie, sondern an eine fremde Macht die Auslieferung niederländischer Städte geschah? Und hatte die Aufrechthaltung des Besatzungsrechtes auch hinsichtlich derjenigen Plätze einen Sinn, deren Befestigungswerke von den Franzosen geschleift worden waren, von deren Vertheidigung also die Rede gar nicht mehr sein konnte? Hatte sich nicht überhaupt während des ganzen Krieges die Einrichtung, welche Holland das Besatzungsrecht in einem benachbarten Lande übertrug, als eine völlig verfehlte gezeigt? Konnte es dafür einen sprechenderen Beweis als die jämmerliche Vertheidigung dieser Festungen, den schnellen Verlust derselben geben? War es nicht allein im Interesse der Niederlande, sondern sogar in demjenigen der Seemächte gelegen, daß in Zukunft der Schutz der eigenen Festungen der Kaiserin selbst obliege, deren Streitkräfte hiezu in ganz anderer Weise geeignet erschienen als diejenigen Hollands, welches damals in militärischem Sinne zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken war?

Hierauf wurde von Seite der Vertreter Hollands und gleichfalls nicht mit Unrecht entgegnet, daß der Barrierevertrag einmal bestehe und unbestreitbare Rechte für Holland begründe. Eine Verzichtleistung auf dieselben könne diesem Staate nicht so schlechterdings zugemuthet werden. Gerade die Behauptung von der Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit jenes Vertrages müsse die Besorgniß erwecken, daß die Kaiserin, wenn sie sich nur einmal im Besitze der Barriereplätze befände, das Besatzungsrecht der Holländer nicht mehr anerkennen, deren Truppen in die Festungen nicht einlassen werde.

Eben so groß wie über diesen Punkt war die Meinungsverschiedenheit zwischen den bisherigen Verbündeten über die Frage, ob der definitive Friede mittelst einer allgemeinen, sämmtliche betheiligte Mächte umfassenden Urkunde, oder ob er mittelst abgesonderter, zwischen den einzelnen Staaten abzuschließender Verträge zu Stande zu bringen sei. Von Seite Englands wurde die erste, von Oesterreich die zweite Modalität eifrig befürwortet. Die britische Regierung wußte wohl,

daß auf dem von ihr gewünschten Wege Oesterreich am ersten gezwungen sein werde, den drei Begehren sich zu fügen, welche sich auf Preußen, Sardinien und die Barriereplätze bezogen und gegen die es jetzt noch lebhafte Einsprache erhob. Darum ging sie so weit, sich bis zu der Drohung hinreißen zu lassen, wenn Maria Theresia nicht binnen acht und vierzig Stunden dem Verlangen Englands willfahre, werde Robinson Wien verlassen [43]).

Aber auch hiedurch wurde die Standhaftigkeit der Kaiserin in keiner Weise erschüttert. Wohl aber überzeugte sie sich immer mehr davon, daß sie hinsichtlich der Gewährleistung Schlesiens und der im Wormser Vertrage gemachten Abtretungen sich niemals mit England werde vereinigen können. Um also in diesen Punkten nicht gleich von vorneherein nachgeben zu müssen, bleibe ihr nichts übrig, als über dieselben mit Frankreich und wo möglich auch mit Spanien durch abgesonderte Verträge auch eine abgesonderte Verständigung herbeizuführen. Dann liege die Verwirklichung ihrer Plane wenigstens in Italien immer noch im Bereiche der Möglichkeit. Auf keinen Fall werde sie Englands Seemacht daran zu hindern im Stande sein.

Dieser Widerstreit der Meinungen zwischen den Verbündeten war der französischen Regierung natürlich in hohem Grade willkommen. Sie unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, den Zwiespalt zwischen ihren bisherigen Gegnern möglichst zu vergrößern. Wo sie aber der Parteinahme sich nicht zu entschlagen vermochte, da trat sie aus den schon bekannten Gründen auf die Seite Englands und Hollands. So erklärte sie sich durch Saint-Severin gleichfalls für den Gedanken eines allgemeinen Friedensvertrages. Und dadurch erfuhr auch der ihr von Seite des Wiener Hofes mitgetheilte Entwurf eines abgesonderten Friedens mit Oesterreich eine förmliche Ablehnung.

Allzulang konnte es übrigens den Seemächten doch nicht verborgen bleiben, daß sie mit ihrer lebhaften Parteinahme gegen Oesterreich am Ende doch nur Frankreich in die Hände arbeiteten. Sie faßten daher den Beschluß, jetzt nicht wieder, wie es bei den Präliminarien geschehen war, mit Ausschluß Oesterreichs vorzugehen, son-

dern den Friedensentwurf vor seiner Annahme dem Wiener Hofe mitzutheilen. Und um Lord Sandwich, der sich nach und nach völlig von Saint-Severin hatte einnehmen lassen, einiger Maßen zu überwachen, wurde Robinson zum zweiten Bevollmächtigten Englands bei dem Friedenscongresse ernannt. Man erwartete von ihm, daß er den zahlreichen Unregelmäßigkeiten vorbeugen werde, die sich Sandwich hatte zu Schulden kommen lassen, und durch welche endlich auch die Unzufriedenheit seiner eigenen Regierung erregt worden war[44]). Dem Grafen Saint-Severin aber wurde wohl zunächst in ähnlicher Absicht du Theil als erfahrener Geschäftsmann beigeordnet.

Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob durch die Ankunft der beiden neuen Bevollmächtigten eine etwas günstigere Gestaltung der Dinge für Oesterreich herbeigeführt würde. Wenigstens wurde das bisherige allzufreundschaftliche Einvernehmen der Repräsentanten Englands und Frankreichs etwas verringert. Denn Robinson glaubte in Aachen mit der gleichen ungestümen und herrischen Weise auftreten zu können[45]), welche ihn schon am Wiener Hofe in solchem Maße unbeliebt gemacht hatte[46]), daß der Staatskanzler Ulfeld dem Grafen Kaunitz schrieb, er glaube nicht, daß jemals ein fremder Minister so übel verabschiedet worden sei als Robinson. Insbesondere war es die Kaiserin selbst, welche ihm ihr Mißfallen über die Politik seines Hofes und seine eigene Haltung in unzweideutigster Weise zu erkennen gab[47]).

Mit welcher Geschicklichkeit Frankreich zwischen seinen bisherigen Gegnern sich bewegte und wie es bald dem Einen, bald dem Anderen zufiel, zeigt die Annahme eines Vorschlages, welcher dem Wiener Hofe durch das lebhafte Verlangen der Kaiserin eingegeben wurde, eine möglichst große Anzahl ihrer Truppen baldigst aus den Niederlanden zurückzuziehen. Sie trug auf den Abschluß einer Uebereinkunft an, derzufolge jede der beiden Regierungen ohne längere Säumniß ihre Streitmacht in den Niederlanden um dreißigtausend Mann vermindern sollte[48]). Eine solche Verabredung war nur eine Wiederholung derjenigen, welche wenige Wochen zuvor zwischen Frankreich und den Seemächten in Bezug auf die russischen Hülfstruppen zu Stande ge-

kommen war [49]). Bis nach Franken hatten dieselben in langsamen Märschen den Weg nach den Niederlanden fortgesetzt. Jetzt wurde beschlossen, sie nicht weiter vorgehen, sondern allsogleich den Rückmarsch nach Rußland antreten zu lassen. Dagegen sollte die französische Regierung die gleiche Anzahl ihrer eigenen Truppen aus den Niederlanden nach Frankreich zurückziehen.

Diese Vereinbarung kam aus dem Grunde ohne besondere Schwierigkeiten zu Stande, weil sie im Interesse beider Theile, welche sie abschlossen, gleichmäßig gelegen erschien. Für Frankreich war es eine Sache von großer Wichtigkeit, die russischen Truppen nicht in die Niederlande einrücken zu sehen. Für den doch immerhin noch möglichen Fall des Wiederausbruches der Feindseligkeiten wäre nicht nur die Zahl seiner Gegner ansehnlich vermehrt worden, sondern es hätte leicht sein können, daß Frankreich dann in direkten Krieg mit Rußland verwickelt worden wäre. Die Seemächte aber trachteten gleichfalls der Ankunft der russischen Truppen in den Niederlanden, wo man ihrer Dienste nicht mehr zu bedürfen hoffte, bei Zeiten vorzubeugen. Insbesondere trugen die Holländer nicht das mindeste Verlangen nach diesen Gästen. Und je eher sie wieder nach ihrer Heimath zurückkehrten, desto schneller wurden die Seemächte von der großen Ausgabe befreit, welche sie für diese Streitkräfte zu leisten hatten.

Nicht ganz die gleichen Verhältnisse bestanden jedoch hinsichtlich des Antrages, welchen jetzt Kaunitz auf Befehl seiner Regierung an die französischen Bevollmächtigten richtete. Denn für Frankreich gab es nicht leicht Beweggründe, welche es wünschenswerth erscheinen ließen, sein Heer in den Niederlanden neuerdings um dreißigtausend Mann zu verringern. Es lag vielmehr in Frankreichs Interesse, dort so viele Trupen als nur immer möglich zu lassen und sie auf Kosten eines fremden Landes zu ernähren. Man behauptete sogar, daß eben darin die Ursache des langsamen Fortschreitens der Friedensverhandlungen zu suchen sei. Und es war kein Geheimniß, daß die französischen Generale, den Marschall von Sachsen an der Spitze, dem Könige anlagen, die Zahl seiner Truppen in den Niederlanden nicht zu verringern. Während sie allerlei militärische Rücksichten hiefür an-

zuführen wußten, wurden sie doch nur durch die Absicht geleitet, die schöne Gelegenheit zu ihrer eigenen Bereicherung noch besser auszunützen.

Trotz alledem entschloß sich der König von Frankreich, auf das Begehren der Kaiserin einzugehen. Am 25. September wurde die Uebereinkunft unterzeichnet, derzufolge beide Regierungen die Zurückziehung von dreißigtausend Mann aus den Niederlanden ungesäumt vornehmen sollten.

Ein zweiter Schritt, welcher auf eine Annäherung Frankreichs an Oesterreich schließen ließ, mochte in dem Vorschlage erblickt werden, welcher jetzt von den französischen Bevollmächtigten dem Grafen Kaunitz gegenüber, jedoch gewisser Maßen nur wie im Vorbeigehen ausgesprochen wurde. Er bestand darin, daß Parma, Piacenza und Guastalla bei Oesterreich bleiben, dafür aber das Herzogthum Luxemburg oder die Grafschaft Hennegau dem Infanten zu Theil werden sollten. Nach dem Tode des Königs Stanislaus Leßczinsky würde Don Philipp Lothringen erhalten, sein niederländisches Besitzthum aber an Frankreich fallen.

Es ist gewiß, daß Saint-Severin zu diesem Vorschlage von Seite seines Hofes den förmlichen Auftrag erhielt. In den letzten Tagen des Monates August 1748 geschah dieß [50]); doch erst mehrere Wochen später machte Saint-Severin hievon dem Grafen Kaunitz gegenüber die erste Erwähnung [51]). Und es scheint wohl, daß dieser Gedanke an dem Widerspruche der Seemächte scheiterte, denn eine Einbeziehung einer derartigen Combination in die eigentlichen Friedensverhandlungen fand niemals statt.

Eben so wenig war dieß in Bezug auf einen anderen Vorschlag der Fall, welcher damals auftauchte und der in nichts Geringerem als in der Idee bestand, Maria Theresia mit Frankreichs Beihülfe Schlesien wieder zu verschaffen, wenn sie hiefür Frankreich auf Kosten der Niederlande eine Vergrößerung zu Theil werden lasse.

Um die Art und Weise zu verstehen, in welcher dieser Gedanke zuerst vorgebracht wurde, muß man sich die Thatsache ins Gedächtniß

zurückrufen, daß seit langer Zeit schon unter Vermittlung der sächsischen Regierung zwischen Oesterreich und Frankreich über den Abschluß eines abgesonderten Friedens Verhandlungen gepflogen wurden. Durch die Eröffnung des Friedenscongresses zu Aachen war wohl in denselben ein Stillstand eingetreten; doch wurden die sächsischen Diplomaten, welche an jenen Verhandlungen Theil genommen hatten, nach wie vor von beiden Seiten noch in gewissem Sinne als Vertrauenspersonen betrachtet. So kam es, daß ein sächsischer Gesandtschaftsbeamter Namens Kauderbach, welcher sich in Aachen einfand, um seinem Hofe über die dortigen Vorgänge Bericht zu erstatten, bald zu einer Art von Zwischenträger zwischen Saint-Severin und Kaunitz wurde. Er hatte dem Letzteren von dem Vorschlage Saint-Severins die erste Mittheilung gemacht, Alles an Oesterreich zurückgelangen zu lassen, was es vor dem Jahre 1733 in Italien besaß, wenn dafür die belgische Seeküste sammt Holländisch-Flandern Frankreich zu Theil werde.

Durch die entschiedene Ablehnung dieses Antrages von Seite des Grafen Kaunitz ließ sich Kauderbach nicht abhalten, nach einiger Zeit neuerdings auf die Sache zurückzukommen. Jetzt sollte von französischer Seite auch noch Schlesien mit in den Kauf gegeben, von dem Begehren der Erwerbung von Holländisch-Flandern aber gegen ein anderes Aequivalent abgestanden werden[52]).

Es ist schwer sich darüber ein Urtheil zu bilden, ob die Versicherung Kauderbachs, auch dieser Gedanke rühre nicht von ihm, sondern von Saint-Severin her, Glauben verdiene oder nicht. Doch scheint die Wahrscheinlichkeit für Letzteres zu sprechen und der ganze Vorschlag nur von einem Manne ausgegangen zu sein, den es nach einer hervorragenden politischen Rolle gelüstete. Es läßt sich wenigstens nicht die leiseste Spur davon entdecken, daß Saint-Severin sich jemals dem Grafen Kaunitz gegenüber in solchem Sinne ausgesprochen habe. Der Letztere aber verharrte um so mehr in seiner gewohnten Zurückhaltung, als auch der Wiener Hof der Ansicht war, in einer Sache von so außerordentlicher Wichtigkeit müsse jede Kundgebung sorgfältig vermieden werden, ehe man nicht mit Bestimmtheit wisse, daß die französische Regierung an jenem Antrage wirklich betheiligt sei[53]). Da

nichts darauf hinzudeuten schien, so wurde auch dieser Vorschlag bei den Friedensverhandlungen gar nicht in Betracht gezogen, sondern dieselben nahmen vielmehr auf Grundlage der Präliminarien ihren ungehinderten Fortgang. Denn in der Hauptsache, der Zustandebringung des Friedens auf der Basis jener Bestimmungen, über welche sie in den Präliminarien sich schon geeinigt hatten, gingen Frankreich und die Seemächte nach wie vor Hand in Hand.

Bald ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen, daß die Kaiserin endlich auch hinsichtlich der Punkte, in welchen ihr offenbar Unrecht geschah, zur Nachgiebigkeit werde gezwungen werden. So entschloß sie sich zu der Eröffnung an den Hof von St. James, sie werde keinen Widerspruch mehr gegen die Aufnahme des Artikels der Präliminarien, welcher sich auf die Abtretungen an Sardinien bezog, in den Friedensvertrag erheben. Freilich erklärte sie gleichzeitig, es dürfe hieraus nicht etwa gefolgert werden, daß sie diese Abtretungen als gültig ansehe. Niemals werde sie hiezu vermocht werden können. Eben so wenig vermöge sie von dem Begehren abzustehen, daß die Gewährleistung aller Bestimmungen des Dresdner Friedens und nicht bloß die Garantie der Abtretung Schlesiens in den Vertrag aufgenommen werde [54]). Und was endlich die Zurückstellung der Niederlande betreffe, so müsse sie darauf beharren, daß dieselbe an sie als die rechtmäßige Herrscherin des Landes geschehe. Doch sei sie zur Ausstellung einer Erklärung bereit, durch welche das Besatzungsrecht Hollands in den Barriereplätzen, welche noch wirklich Festungen seien, anerkannt würde. Ueber einen neuen Vertrag, der dieses Verhältniß zu regeln bestimmt wäre, wolle sie unter Englands Vermittlung mit Holland unterhandeln [55]).

So bestimmt nun auch diese Erklärung lautete, so gab doch Maria Theresia, nur um ihrerseits den Abschluß des Friedens nicht zu verzögern, hinsichtlich des Punktes wegen Schlesien nach. Sie gestand die Aufnahme des hierauf bezüglichen Artikels der Präliminarien in den definitiven Vertrag gleichfalls zu [56]). Sie bemerkte hiebei, daß ja immerhin sein Wortlaut die Deutung gestatte, es sei darin die Gewährleistung des ganzen Dresdner Friedens enthalten. Wenn noch

überdieß der König von Preußen die Garantie der pragmatischen Sanktion übernehme, so werde hiedurch, wenn es ihm auch damit keineswegs Ernst sei und er der übernommenen Verpflichtung seiner Zeit ungescheut entgegen handeln würde, doch jene Auslegung unstreitig bekräftigt [57]).

Um endlich auch in der Streitfrage wegen der Barriereplätze ihre Friedfertigkeit recht deutlich zu zeigen, erklärte Maria Theresia keinen Anstand mehr dagegen erheben zu wollen, daß unbeschadet ihrer Souveränitätsrechte diejenigen Plätze, welche wirklich noch Festungen seien, in dem Augenblicke ihrer Räumung von Seite der Franzosen durch holländische Truppen besetzt würden. Außerdem verpflichtete sie sich, das Besatzungsrecht der Holländer auch in Bezug auf die seither geschleiften Barriereplätze von dem Augenblicke angefangen anzuerkennen und ins Leben treten zu lassen, in welchem die dortigen Befestigungswerke wieder aufgebaut würden [58]).

Man sieht wohl aus all diesen Zugeständnissen, daß Maria Theresia in ihrer Nachgiebigkeit fast bis an die äußerste Grenze des überhaupt Zulässigen ging. Wer aber vermag sich die tief schmerzlichen Seelenkämpfe zu vergegenwärtigen, welche die hochgesinnte Frau zu bestehen hatte, ehe sie zu solchen Entschlüssen gelangte! Ein charakteristisches Merkmal derselben scheint in dem Befehle an Kaunitz zu liegen, nur dann den Vertrag gleichzeitig mit den Bevollmächtigten der übrigen Staaten abzuschließen, wenn es ihm gelänge, hinsichtlich der Hauptpunkte und insbesondere in Bezug auf die Barriereplätze noch im letzten Augenblicke für Oesterreich günstige Abänderungen zu erwirken. Wäre dieß nicht der Fall, so solle er sich bei dem Abschlusse des Vertrages in keiner Weise betheiligen, sondern ihm erst einige Tage später beitreten. Aller Welt möge es dadurch offenkundig werden, daß die Kaiserin an dem Zustandekommen des Vertrages keinen Antheil genommen habe, daß er somit nicht als ihr Werk anzusehen sei und sie sich ihn nur nothgedrungen gefallen lasse [59]).

Gewissenhaft befolgte Kaunitz diese Verhaltungsbefehle. Zwar wurden auf sein Begehren noch einige nicht ganz unwichtige Aenderun-

gen in dem Wortlaute des Tractates vorgenommen. Doch vermochte er es nicht durchzusetzen, daß nur die Barriereplätze, welche noch Festungen waren, den holländischen Truppen übergeben werden sollten. Darum sah auch Kaunitz dasjenige, was er erreicht hatte, nicht für bedeutend genug an, um an dem Abschlusse des Vertrages Antheil zu nehmen. Am 18. Oktober 1748 wurde derselbe von den Repräsentanten der Seemächte und Frankreichs unterzeichnet. Erst nachdem zwei Tage später der spanische Botschafter dem Frieden beigetreten war, geschah am 23. Oktober von Seite des Grafen Kaunitz das Gleiche. Am 25. und 28. Oktober folgten die Bevollmächtigten Genua's und Modena's seinem Beispiele. Erst am 7. November trat der König von Sardinien dem Frieden bei.

In seinen wesentlichen Bestimmungen gleicht der Vertrag, insofern er sich auf Oesterreich bezog, den Präliminarien vom 30. April. Auch jetzt wieder ging man von dem Grundsatze der Zurückstellung sämmtlicher Eroberungen aus. Sechs Wochen nach der Auswechslung der Ratificationen sollte dieselbe bewerkstelligt werden. Der gleiche Termin wurde für die Einsetzung des Infanten Don Philipp in die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla bestimmt. Als der rechtmäßige Herrscher dieser Länder sollte er bis zu seinem Tode oder dem Augenblicke angesehen werden, in welchem der König von Neapel auf den spanischen Thron berufen würde. In dem letzteren Falle oder wenn Don Philipp ohne männliche Nachkommen stürbe, hätten die Herzogthümer an ihren gegenwärtigen Besitzer zurückzufallen. Der König von Sardinien werde Savoyen und Nizza sowie alle jene Gebietstheile wieder erhalten, welche ihm während des so eben beendigten Krieges abgenommen wurden. Er solle in dem Besitze der ihm durch den Wormser Vertrag gemachten Abtretungen verbleiben. Alle jene Städte und Plätze in den österreichischen Niederlanden, in welchen die Generalstaaten bisher das Besatzungsrecht besaßen, seien den holländischen Truppen auszuliefern. Zur Ueberwachung und Ausführung dieser Räumungen und Abtretungen sollten in Brüssel und Nizza sich Commissionen versammeln, welche aus Bevollmächtigten der betheiligten Mächte zu bilden wären. Die pragmatische Sanktion mit Aus-

nahme der schon von Karl VI. und seither von Maria Theresia gemachten Abtretungen wurde der Kaiserin, der Besitz von Schlesien und Glatz dem Könige von Preußen gewährleistet.

Der Eindruck der Friedensbedingungen auf Maria Theresia konnte natürlicher Weise kein anderer als derjenige sein, welchen ein Halbjahr zuvor die Präliminarien auf sie hervorgebracht hatten. Wenn er jetzt mit geringerer Heftigkeit zu Tage trat als dieß damals der Fall war, so liegt die Ursache davon nur in der langen Dauer der Verhandlungen, während deren ja jede Hoffnung auf Erzielung eines günstigeren Ergebnisses nach und nach erloschen war. Wie bitter aber Maria Theresia auch jetzt noch diesen Ausgang empfand, zeigt am besten die Antwort, welche auf ihren Befehl der Nachfolger Robinsons am Wiener Hofe erhielt, als er sich um eine Audienz bewarb, um dem Kaiserpaare seine Glückwünsche zum Friedensschlusse darzubringen.

Keith war seiner Zeit von Maria Theresia mit dem größten Wohlwollen aufgenommen worden[60]), denn Kaunitz hatte ihn als einen verständigen und leicht umgänglichen Mann angekündigt, mit dem man auf ein befriedigenderes Einvernehmen hoffen dürfe als es mit Robinson der Fall war[61]). Dennoch wollte jetzt Maria Theresia den Repräsentanten Englands nicht sehen. Ulfeld mußte ihm erklären, daß Beileidsbezeugungen mehr an ihrem Platze als Glückwünsche wären. Keith möge der Kaiserin eine Unterredung ersparen, welche für sie höchst unangenehm und auch für ihn nicht erquicklich sein würde[62]).

Für Maria Theresia war um so weniger Ursache vorhanden, dem englischen Minister gegenüber große Zuvorkommenheit an den Tag zu legen, als sich gerade damals mit der britischen Regierung ein ärgerlicher Streit über die Vorenthaltung einer Summe von hunderttausend Pfund Sterling entsponnen hatte. Von Seite des Wiener Hofes wurde behauptet, daß ihm nach dem klaren Wortlaute der Verträge diese Summe als Rückstand an den Subsidien gebühre. Die englische Regierung entgegnete, es sei dieß aus dem Grunde nicht der Fall, weil Oesterreich nur eine geringere als die vertragsmäßige Truppenzahl auf die Beine gebracht habe. Es scheint jedoch, daß man

diese Ansicht zuletzt auch in England als unstatthaft erkannte. Wenigstens wurde nach langem und peinlichem Wortgezänk die streitige Summe wirklich verabfolgt.

Unausgeglichen blieb ein anderer Zwiespalt, der zwischen Oesterreich und Spanien hinsichtlich eines Gegenstandes obwaltete, welchem man jetzt nur geringe Wichtigkeit beimessen würde, der aber damals für die betheiligten Mächte eine ganz außerordentliche Bedeutung besaß. Es war dieß die Großmeisterschaft des Ordens vom goldenen Vließe. Von Seite des Königs von Spanien wurde behauptet, daß dieselbe nur ihm allein zustehen könne, die Kaiserin aber nahm das gleiche Recht für Oesterreich in Anspruch. Durch den 13. Artikel der Friedenspräliminarien wurde die Beilegung dieses Streites dem definitiven Tractate vorbehalten. Da es jedoch nicht gelungen war, eine Vereinbarung zwischen den beiden streitenden Mächten herbeizuführen, wurde die Sache in dem Vertrage vom 18. Oktober ganz mit Stillschweigen übergangen. Am 20. November reichte nun der Marquis von Sotomayor eine Erklärung ein, in welcher gesagt war, daß sein König keiner Macht der Erde das Recht zuerkenne, ihm die Großmeisterschaft des Ordens vom goldenen Vließe streitig zu machen. Denn sie sei unzertrennlich mit der Krone Spaniens verbunden [63]).

Diese Kundgebung erhielt binnen wenig Tagen von Seite des Grafen Kaunitz eine in sehr entschiedenem Tone gehaltene Erwiederung. Alle Welt wisse, heißt es darin, daß die Herzoge von Burgund als die Stifter des Ordens die Großmeisterschaft desselben mit der Souveränität ihrer Staaten verknüpft hätten. Diesem unwidersprechlichen Grundsatze zufolge gebühre die Würde eines Hauptes des Ordens vom goldenen Vließe dem Gemal der rechtmäßigen Herrin jener Länder. Auf daß hierüber kein Zweifel obwalten und ihr das Stillschweigen des Friedensvertrages nicht zum Nachtheile gereichen könne, lege die Kaiserin durch die gegenwärtige Erklärung gegen Alles Protest ein, wodurch etwa jenes Recht irgend welche Beeinträchtigung erfahren könnte [64]).

Man sieht, daß in dieser Sache beide hieran betheiligten Mächte ihren Standpunkt hartnäckig festhielten. Größere Neigung zu gütlichem Vergleiche, als es hier der Fall war, zeigten die Regierungen, die es zunächst anging, bei den nun beginnenden Verhandlungen über die Art und Weise, in welcher die einzelnen Länder je nach den Bestimmungen des Friedensvertrages entweder an ihre früheren Besitzer zurück gelangen, oder wie es mit Parma, Piacenza und Guastalla geschehen mußte, dem neuen Beherrscher eingeräumt werden sollten. Die Grafen Batthyany und Browne wurden von Maria Theresia zu diesem Geschäfte bevollmächtigt. Gleichzeitig wurde durch Kaunitz angedeutet, es könne der Kaiserin nicht erwünscht sein, wenn hiebei der Marschall Belleisle in Italien, die Marschälle Moriz von Sachsen oder Löwendal aber in den Niederlanden Frankreich vertreten würden[65]). Sie besorgte, daß diese Männer, denen sie eine besonders feindselige Gesinnung gegen Oesterreich zutraute, auf die Verwirklichung der Friedensbedingungen einen für sie ungünstigen Einfluß nehmen könnten.

In Frankreich glaubte man jedoch auf die Wünsche der Kaiserin nicht eingehen zu sollen. Es blieb bei der schon beschlossenen Ernennung Belleisle's zu dem Congresse in Nizza. Nach Brüssel aber wurde, da der Marschall von Sachsen kein Verlangen darnach trug[66]), der General-Lieutenant Marquis du Chayla abgeordnet und ihm der Generalintendant Sechelles an die Seite gesetzt. Maria Theresia ernannte nun an Batthyany's Stelle den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Grünne und das Mitglied des geheimen Rathes der Niederlande, Patrik Mac Neny zu ihren Bevollmächtigten. Dem Feldmarschall Grafen Browne wurde der österreichische Gesandte in Turin Graf Richecourt beigesellt.

Die vielfachen Hindernisse, auf welche sowohl in Italien als in den Niederlanden die Ausführung der Bestimmungen des Friedens stieß, sollen hier nicht eingehend geschildert werden. Um zu ihrer Beseitigung nach Kräften beizutragen, verweilte Kaunitz noch fortwährend in Aachen. Am 26. Dezember schloß er daselbst mit dem französischen Bevollmächtigten du Theil eine Uebereinkunft ab, welche die

näheren Verabredungen für die Räumung der Niederlande enthielt. Wenige Tage später, am 7. Jänner 1749 verließ Kaunitz Aachen, wo er fast ein Jahr hindurch im Dienste der Kaiserin verweilt hatte. Aber auch jetzt noch war sein Geschäft nicht zu Ende, sondern er mußte sich nach Antwerpen begeben, um dort neuerdings mit du Theil zusammen zu treffen. Denn die erst vor kurzem abgeschlossene Convention hatte die Genehmigung der französischen Regierung nicht erhalten. Dieselbe wollte, und von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht, die Niederlande nicht eher aus der Hand geben, als bis die Begehren erfüllt waren, die sie in Bezug auf die Verwirklichung der Friedensbedingungen zu Gunsten ihrer italienischen Bundesgenossen zu stellen sich berechtigt glaubte.

Hinsichtlich des Herzogs von Modena handelte es sich um die in Ungarn gelegenen Güter, welche seinem Vater im Jahre 1726 von Kaiser Karl VI. verliehen worden waren. Und was Genua anbelangt, war es die Freigebung der Capitalien genuesischer Staatsangehöriger, welche in der Wiener Stadtbank oder sonst wo innerhalb des österreichischen Kaiserstaates sich befanden, worüber noch Anstände obwalteten. Sowohl die Güter des Herzogs als die genuesischen Capitalien waren während des Krieges von der österreichischen Regierung mit Beschlag belegt worden. Nicht über die im Friedensvertrage verabredete Zurückstellung selbst, sondern über die Art und Weise ihrer Bewerkstelligung gerieth man in Streit. Durch die Nachgiebigkeit der Kaiserin wurde jedoch auch dieser Zwiespalt geschlichtet. Am 11. Jänner 1749 kam in Brüssel, am 21. desselben Monates in Nizza die Uebereinkunft zu Stande, durch welche die gegenseitige Räumung der hiezu bestimmten Gebietstheile endlich geregelt wurde. Am 28. Jänner ward Brüssel von den Franzosen geräumt. Zwei Tage später verließ Kaunitz Antwerpen und kehrte nach Wien zurück, um der Kaiserin mündlichen Bericht über den Vollzug der Aufträge zu erstatten, mit denen sie ihn betraut hatte.

Dieß war der Ausgang jenes verheerenden Kampfes, welcher nach dem Tode des letzten Habsburgers um die Nachfolge in seinen Ländern entbrannte und der unter dem Namen des österreichischen

Erbfolgekrieges bekannt ist. Mit Ausnahme Oesterreichs hatte keiner der Staaten, welche an demselben sich betheiligten, einen Verlust an Land und Leuten zu beklagen; ja einigen aus ihnen brachte er ansehnlichen Gewinn.

Preußen muß hiebei in erster Linie genannt werden. Denn durch die Erwerbung des größten Theiles von Schlesien und der Grafschaft Glatz erhielt es einen so beträchtlichen Zuwachs, daß nun an die Stelle eines der kleinsten Königreiche Europa's ein mächtiger Staat kam, dessen Gewicht von jetzt an nicht selten entscheidend in die Wagschale fiel.

Nächst Preußen empfing das Königreich Sardinien durch die Abtretungen, welche es kraft des Wormser Vertrages erlangt hatte, die ansehnlichste Vergrößerung. Spanien vermochte wenigstens zum Theile die Idee zu verwirklichen, für die es die Waffen ergriffen hatte, die Schaffung eines neuen bourbonischen Staates in Italien. England erreichte die Handelsvortheile wirklich, um derentwillen es in den Seekrieg sich eingelassen hatte. Und die übrigen Staaten schieden wenigstens ohne Gebietsverlust aus dem Kriege, wenn er gleich in anderer Beziehung nicht ohne mannigfache Nachtheile für diese Länder blieb.

Nur Oesterreich allein war es, welches nicht ohne höchst beträchtlichen Verlust aus dem Kampfe trat. Den größten Theil von Schlesien und die Grafschaft Glatz hatte es an Preußen, das ganze Land westlich vom Ticino an Sardinien, Parma und Piacenza an den Infanten Don Philipp verloren. Seine Einbuße an Land und an Leuten so wie an Einkünften, die Schmälerung seiner Macht muß daher eine äußerst empfindliche genannt werden. Und doch stellt sie sich im Verhältnisse zu den Entwürfen, zu deren Ausführung die Feinde Oesterreichs den Kampf begonnen hatten, fast als gering dar.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird kaum bestritten werden, wenn man sich die weit aussehenden Plane ins Gedächtniß zurückruft, zu deren Verwirklichung eine ganze Reihe europäischer Mächte gegen

die Tochter Karls VI. Krieg führte. Die österreichischen Niederlande und Luxemburg waren für Frankreich bestimmt. Die Lombardie, Parma und Piacenza sollten dem spanischen Infanten, Tirol, die Vorlande, das Erzherzogthum Oesterreich und Böhmen dem Kurfürsten von Baiern zu Theil werden. Sachsen wollte man durch Mähren, Preußen durch Schlesien vergrößern. Ja es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob nicht auch Steiermark, Kärnten und Krain schon in Gedanken zu Baiern geschlagen wurden. Nur die ungarischen Länder sollten Maria Theresia bleiben, und daß die Kaiserkrone Deutschlands dem Hause Oesterreich für alle Zukunft entrissen werde, galt als eine selbstverständliche Sache. Ja es sollte überhaupt kein Haus Oesterreich mehr geben und das Wort wahrgemacht werden, welches der greise Lenker der französischen Politik, der Cardinal Fleury allzu voreilig aussprach: „Das Haus Oesterreich hat schon aufgehört zu „existiren."

Zieht man noch außerdem die ungeheure Ueberzahl der Streitkräfte in Betracht, welche den Feinden Maria Theresia's zu Gebote standen, um jene Plane in Vollzug zu setzen, so wird man begreifen, daß damals das Scheitern derselben fast wie ein Wunder angesehen wurde. Auch die Haltung der Verbündeten Maria Theresia's wird dadurch leichter erklärlich. Denn während die Kaiserin selbst sich in den Verlust so ansehnlicher Gebietstheile wie Schlesien und die Abtretungen in Italien kaum zu finden vermochte, erschien er den Seemächten im Vergleiche zu demjenigen, wovon Maria Theresia in den ersten zwei Kriegsjahren bedroht war, nicht schwer zu verschmerzen.

In der Verschiedenheit der Anschauung, welche über diesen Punkt zwischen Maria Theresia und ihren Verbündeten herrschte, muß der Keim jener völligen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's gesucht werden, welche freilich erst nach einer Reihe von Jahren zu Tage trat, die sich aber schon zur Zeit des Abschlusses des Aachner Friedens vorzubereiten begann. In dem leicht empfänglichen Gemüthe der Kaiserin hatte die Ueberzeugung, sie sei von ihren Alliirten fast noch schlechter als von ihren Gegnern behandelt worden, tiefe Wurzeln geschlagen. Von nun galt es in Wien als ein unbestreitbarer Erfah-

rungssatz, daß man von England, nach welchem zu jener Zeit auch die Politik Hollands sich unbedingt richtete, im entscheidenden Augenblicke noch immer im Stiche gelassen, dem eigenen Interesse geopfert worden sei. Das gleichsam traditionell gewordene Bündniß mit England verlor in den Augen der österreichischen Staatsmänner fast allen Werth. Und es war sicher der größte Erfolg, welchen die französische Regierung errungen hatte, daß in dem Augenblicke des Friedensschlusses die Allianz zwischen Oesterreich und den Seemächten zwar noch dem Buchstaben nach bestand, in der Wirklichkeit aber schon völlig zertrümmert war.

Wo möglich noch ungünstiger hatten sich die Beziehungen der Kaiserin zu dem Könige von Sardinien gestaltet. Denn es wurde von Maria Theresia als ein schweres Unrecht empfunden, daß die Bestimmungen des Wormser Vertrages gerade nur dort zur Geltung gelangten, wo sie Sardinien zum Vortheile und ihr selbst zum Schaden gereichten. Und auch sonst hatte der König während des ganzen Krieges sich als ein so unzuverlässiger Freund gezeigt, von welchem man fortwährend des Abfalles, ja sogar des Uebertrittes zum Feinde gewärtig sein mußte, daß die Allianz mit ihm fast nur den einzigen Vortheil darbot, ihn wenigstens nicht offenkundig auf Seite der Gegner zu sehen.

Von den bisherigen Verbündeten der Kaiserin blieb also nur Rußland übrig, zu welchem Oesterreich um jene Zeit in wahrhaft freundschaftlichen Beziehungen stand. Den anderen Staaten gegenüber war es fast ganz isolirt. Von den Alliirten, den Seemächten und Sardinien, glaubte man in Wien verlassen, ja hintergangen worden zu sein. Zu den Gegnern aber, mit welchen man sich bisher im Kriege befunden hatte, vermochte man noch kein Zutrauen zu fassen. Und von demjenigen, von welchem Maria Theresia das Aergste hatte erdulden müssen, von dem Könige von Preußen war sie fest überzeugt, daß er auch jetzt noch mit Entwürfen umgehe, welche auf ihr Verderben berechnet seien.

Dieser Zustand feindseligster Gesinnung zwischen Maria Theresia und Friedrich war überhaupt das Einzige, das in jener Zeit des

steten Wechsels der politischen Beziehungen sich unwandelbar gleich blieb. Das Gefühl erduldeten und das Bewußtsein verübten Unrechtes ließen es auf keiner Seite zu einer Besänftigung der erbitterten Stimmung kommen, mit welcher die beiden Nachbarn einander betrachteten. So wie es keine Handlung von so großer Verwerflichkeit gab, daß sie Maria Theresia dem Könige von Preußen nicht zutraute, so wenig konnte sich Friedrich überreden, daß ihm nun Schlesien für alle Zukunft ungefährdet verbleiben solle. Die Unrechtmäßigkeit seines Besitzes mußte ihn mit steter Besorgniß für dessen Dauer erfüllen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Feindseligkeit zwischen Maria Theresia und Friedrich von nun an durch mehr als drei Jahrzehnte als der Kernpunkt der politischen Verhältnisse Europa's anzusehen ist. Freilich blieb es nicht ohne entscheidenden Einfluß hierauf, daß gerade diese zwei Menschen es waren, die seit dem Beginne des Erbfolgekrieges die Augen der Welt fast ausschließlich auf sich zogen. Alle anderen Personen, welche sich damals hervorthaten, sie mochten Königskronen tragen, als Feldherren oder als Staatsmänner Bedeutendes leisten, standen im Vergleiche zu Maria Theresia und Friedrich doch immer nur in zweiter Reihe.

Was den König von Preußen betrifft, so bewährte sich auch an ihm die unwiderstehliche Wirkung, von welcher in dem Urtheile der Menschen der Erfolg fast immer begleitet ist. Vor dem glänzenden Gelingen seiner kühnen Unternehmung auf Schlesien trat der Abscheu, mit welchem man seine ersten Schritte auf dieser Bahn fast überall betrachtet hatte, nach und nach in den Schatten. Was im Falle des Mißlingens seinem Namen für alle Zukunft zur Schande gereicht hätte, wurde dem glücklichen Vollstrecker jener gewagten Entwürfe gar bald verziehen. Und der kriegerische Lorbeer, mit dem er seine Stirne umgab, verhüllte nach kurzer Zeit schon dem Auge der Menge den häßlichen Makel, welcher seit dem ersten Eindringen des Königs in Schlesien, seit dem Bruche der Convention von Kleinschnellendorf und des Breslauer Friedens an Friedrich haftete.

Hiezu kam noch, daß von nun an Viele sich bestrebten, das Verfahren des Königs von Preußen zu rechtfertigen oder doch wenig-

stens zu beschönigen. Ihr übereifriges Bemühen mag als Beweis gelten, wie tief und wie ungünstig der Eindruck seiner Handlungsweise gewesen sein muß. Nun suchten die Einen die Rechtsgültigkeit der Ansprüche des Königs auf Schlesien darzuthun, während die Anderen von der politischen Mission des preußischen Staates sprachen, deren Vollführung für Friedrich eine unabweisliche Pflicht gewesen sei. Und wirklich blieben diese Bemühungen nicht ganz ohne Frucht. Nicht allein die gekünstelten Beweisführungen zu Gunsten eines erträumten Rechtes fanden nach und nach wenigstens in Preußen willigen Glauben. Das Gleiche war dort auch mit der Behauptung von dem Vorhandensein jener Mission der Fall, welche im Grunde genommen keine andere als diejenige jedes einzelnen Individuums wie jedes Staates sein könnte, dessen eng begrenztes Eigenthum durch jedwedes Mittel auf Kosten des reicheren Nachbars vergrößert werden soll. Der Kurfürst von Baiern, welcher nach dem Besitze von Oesterreich und Böhmen strebte, der König von Polen, der sich Mährens zu bemächtigen, der König von Sardinien, der die Lombardie mit Piemont zu vereinigen suchte, sie Alle gingen von der völlig gleichen Mission aus, wie der König von Preußen.

Freilich wird durch diese unbestreitbare Wahrheit die Größe der Leistungen Friedrichs zu Gunsten des Wachsthumes und der Machtvermehrung Preußens in keiner Weise geschmälert. Von solcher Bedeutung waren sie, daß ihnen vielleicht nichts als der Nachtheil an an die Seite gesetzt werden kann, welchen der König durch seine Handlungsweise dem europäischen Gemeinwesen zufügte. Wohl hatte es auch schon vor ihm an den Höfen Europa's nur allzu Viele gegeben, welche die Meinung vertraten, in Staatssachen gelte nur der eigene Vortheil als entscheidender Beweggrund, und man dürfe in den Mitteln zur Erreichung desselben nicht wählerisch sein. Auch schon vor ihm war fast überall die Ansicht verbreitet, daß in politischen Dingen durch einen günstigen Erfolg auch das verwerflichste Verfahren gerechtfertigt werde. Aber es hatte doch seit einer langen Reihe von Jahren, seit König Ludwig XIV. von Frankreich Niemand mehr diese Grundsätze mit solchem Glücke zur Geltung gebracht, als dieß jetzt von

Seite Friedrichs geschehen war. Schien es doch von nun an, als ob es für eine Regierung gar keine andere Schranke des Wollens und des Handelns mehr gebe als diejenige, welche eben durch die realen Machtverhältnisse gezogen ist. Noch mehr als es ohnedieß schon der Fall gewesen, wurde von nun an Treue und Glauben, wurde das verpfändete Wort, die tractatmäßige Verpflichtung für nichts geachtet. Für kurzsichtige Bornirtheit galt es, sich selbst hieran zu binden oder solches von Anderen zu fordern. Keiner Versicherung wurde mehr vertraut; man glaubte eben von Jedem auf Alles gefaßt sein zu müssen. Und sogar Friedrich selbst empfand manchmal die nachtheiligen Wirkungen seiner Handlungsweise. Denn gerade ihm gegenüber trat dieser Mangel an Vertrauen am unverhülltesten hervor. Hochberühmt durch ganz Europa war der König als einer der ersten Feldherren seiner Zeit. Man pries ihn wegen seiner hervorragenden geistigen Begabung, seiner freisinnig klingenden Aussprüche, seiner genialen Entwürfe zur Förderung der Wohlfahrt seines Landes. Aber man fühlte doch, daß man es mit einem Manne zu thun habe, der Alles dasjenige für nichts achtet was dem edleren Menschen als heilig gilt. Jedermann hegte die größte Bewunderung für sein Talent; zu seinem Charakter vermochte nicht leicht Jemand Zutrauen zu fassen.

Wie ganz anders als Friedrich erschien doch in dem öffentlichen Urtheile Maria Theresia. Wie viel ungünstiger war ihre ganze Lage, und wie viel günstiger die allgemeine Meinung über sie. Da waren keine glänzenden Erfolge, und der Ruhm hervorragender Kriegesthaten fiel natürlicher Weise von selbst hinweg. Auch sonst war nichts vorhanden, was die Menge anzieht und zu Lobpreisungen anspornt, keine Effecthascherei, keine schriftstellerische Kundgebung preiswürdiger Gedanken, welche, wenn sie auch wie bei Friedrichs Antimacchiavell mit den eigenen Thaten in grellem Gegensatze stehen, doch niemals einen gewissen Eindruck verfehlen. Nichts von alledem war bei Maria Theresia der Fall. Und wie gewaltig äußerte sich doch die Wirkung, welche sie durch ihre, man möchte sagen schlichte und prunklose Größe sich selber unbewußt hervorbrachte. Wer vermochte es, sich dem lebhaften Mitgefühle mit der jungen und in Schönheit strahlenden Fürstin zu

verschließen, welche mit unbeugsamer Standhaftigkeit einer Schaar übermächtiger Feinde gegenüber trat, auf Gott vertrauend, auf ihre Völker und auf ihr gutes Recht? Wer konnte die tiefe Religiosität, von welcher Maria Theresia durchdrungen war, ihr strenges Festhalten an dem gegebenen Worte, die stets sich gleichbleibende Befolgung der Grundsätze der Ehre und der Treue anders als mit Bewunderung betrachten? Wen mußte nicht ihre nie rastende Sorgfalt für das Wohl ihrer Länder, ihre Selbstaufopferung im Dienste des eigenen Staates mit ungetheilter Anerkennung erfüllen? Und besaß sie nicht, um das schöne Bild zu vollenden, die Tugenden der edlen Frau, der liebenden Gattin, der sorgenden Mutter im reichlichsten Maße? Ja sogar ihre Fehler, die weder verschwiegen noch in günstigerem Lichte dargestellt werden sollen, die rasche, nicht selten herrische, nur ungern den Widerspruch ertragende Weise, das Eigenmächtige, ja fast Despotische ihres Wesens, das sich nur allzu oft bemerkbar machte, trugen sie nicht wenigstens dazu bei, den Eindruck zu vervollständigen, daß man es hier mit einer kraftvollen, von körperlicher und geistiger Gesundheit strotzenden Persönlichkeit zu thun habe? Das war aber im vollsten Sinne des Wortes jene Frau, welche damals, obwohl sie nicht als Siegerin aus dem langjährigen Kampfe um das Erbe ihres Vaters hervorging, nicht so sehr mit dem Ruhme ihrer Thaten als mit dem Ruhme ihrer selbst die Welt erfüllte, das war Maria Theresia.

Anmerkungen.

Erstes Capitel.

¹) Maria Theresia an Graf Nikolaus Esterhazy. Wien, 30. Dezember 1744. St. A. „Daß Wir Uns von nun an zu einer eventualen proportionirten „abgab eines theiles von Schlesien auf den Fall zu verbinden keinen Anstand „hätten, wann aus Unserer schuld, nachläßigkeit oder nicht zulänglicher anspan„nung hiesiger ausserſten kräfften ein mehrers nicht als Schlesien und Glaz dem „König von Preußen abgenohmen werden solte."

²) Voriges Rescript.

³) Voriges Rescript. „Daß ehender umb des Bären erlegung als die „austheilung dessen Hauth sich bekümmert werden müsse". . . .

⁴) Esterhazy an Maria Theresia. Warschau, 9. Jänner 1745. St. A.

⁵) Erizzo sagt von ihm: „Principe per fama universale di perspicacis„simo discernimento, di mirabile comprensione et ornato di doti singolari, ma „che a tante virtù accoppiò per il vero sentimento che fù sempre nel di lui „animo coltivato dal Conte di Tering, suo primo Ministro, una smisurata e „incredibile passione d'esser elevato alla suprema dignità dell' Imperio."

⁶) Erizzo, 13. Februar 1745.

⁷) Am 13. August 1743 Maria Elisabeth, später Vorsteherin des Damenstiftes in Innsbruck. Außer ihr waren damals noch die Erzherzoginnen Maria Anna und Marie Christine am Leben, Elisabeth und Caroline gestorben.

⁸) Erizzo schreibt hierüber am 1. Februar 1745: „Viene questa Regina „di poner nelle prime ore della mattina con estraordinaria felicità alla luce „un secondo Arciduca, avvenimento che recca a questa Corte un incredibile „consolazione, poichè con ciò si vede tanto maggiormente assicurata la Reale „famiglia, punto che tanto importa, perchè un giorno non succedano nuove „alterazioni nell' Europa che caggionano tanta effusione di sangue umano, „e tante strane rivoluzioni. Non può negarsi che la protezione divina non „si manifesti evidentemente verso questa Principessa, et in fatti le sue rare „qualità ben lo meritano. Anche ieri mattina ella usci assistendo in carozza

„però ad una magnifica slitata, che permise che si facesse fuori della Città „solamente stante al rigoroso lutto per esercitar un atto di gentilezza alla „Contessa Brille (Brühl) pervenuta qui per pochi giorni, ch'è la moglie del „primo Ministro ch'è il favorito del Rè di Polonia"...

[9]) Bartenstein an Ulfeld. 23. Februar 1745. „Just weilen die Franzosen „allen gewalt sich anthun werden, umb den neuen Churfürsten beizubehalten, „sollen wir das gegengewicht durch unsere operationen geben. Außerdeme ist die „Kayserkron gewiß verlohren, und zwar nebst Schlesien. In Weltsachen kombt „auf das rechte tempo Alles an."

[10]) Erizzo. 29. Jänner 1745.

[11]) Die österreichischen Vorschläge befinden sich abschriftlich im St. A.

[12]) Palm an Ulfeld. Mainz, 6. Februar 1745. „Graff Loos, so ein schlauer „Mann ist, und mit welchem sich gleichwohlen wegen der vorigen Zeiten in ob- „acht zu nehmen."

[13]) Vgl. dessen Schreiben vom 26. Jänner 1745. Abgedr. in Hormayrs Anemonen. III. 270.

[14]) Bericht des modenesischen Geschäftsträgers Chiochetti in München. 26. Februar 1745. „Il maneggio per la pace tra questa Corte e quella di „Vienna si continua con fervore. L'Imperatrice et il Conte di Preising sono li „due che si danno tutto il moto per riuscirne, e come l'Elettore ha tutta la „venerazione per la madre, ed una grande confidenza nel detto Conte, pre- „valendo gli di lui consigli a tutti quelli degli altri Ministri, così qualuno „è persuaso che il manneggio possa riuscire."

[15]) Dieß wird auch durch den Bericht Kesselstatts an den Kurfürsten von Mainz aus München vom 13. März 1745 bestätigt. Mainzer Archiv.

[16]) Die Instruction für Colloredo, vom 10. März datirt, mit einer Nachtrags-Instruction vom gleichen Tage und drei und dreißig Beilagen versehen, im St. A.

[17]) Kesselstatt an Ulfeld. München, 8. März 1745. St. A.

[18]) Batthyany an den Großherzog, 29. März 1745. K. A.

[19]) Batthyany an den Großherzog, 16. April 1745. K. A. „il ne me reste qu'à louer la valeur et les bonnes dispositions avec lesquelles „le Comte Mercy delogea l'ennemi de Pfaffenhoven .... et la valeur avec „laquelle le General Serbelloni entra le sabre à la main avec le dragon dans „Pfaffenhoven et en chassa l'ennemi attaquant ensuite et culbutant leur „Cavallerie la plus avancée, estant luy meme le premier avec quarante „chevaux; l'un et l'autre merite certainement les graces de notre tres-auguste „Souveraine et la belle action du dernier m'engage a reiterer ma prière ... „pour le regiment vacant ... Dans le résultat de la Conférence de Munic „qui a esté pris avec la chaise du Géneral Sastro, V. A. R. verra que quoyque „l'ennemy a prévu ce qui luy est arrivé, je ne luy ay pas laissé le temps

„de s'en garantir. Le Comte de Mercy, pour lequel j'ay toujours eu beau„coup d'estime, l'a augmenté infiniment ce jour là, ayant fait tout ce que „l'on peut souhaiter de plus brillant d'un géneral de valeur et d'experience, „et Palfi s'est distingué beaucoup à la tete des Grenadiers. L'aisné Guasco „c'est mis à la tete des Varasdins avec beaucoup de valeur et c'est rendu „certainement digne des graces de la Reine, le cadet en a fait autant à „Filzhoven et n'est pas guery encore de sa blessure."

20) Batthyany an den Großherzog. Pöttmes, 24. April 1745. K. A. „J'ay envoyé à Munic le Comte de Schaffgotsche chès l'Electrice Mère, „laquelle m'ayant instamment demandé de ne luy pas donner la douleur de „devoir recevoir garnison, et cette demande ayant esté appuyé par l'Envoyé „de Mayence, je me suis contenté de recevoir la Commission de Munique „par des deputés que j'aye obligés les magistrats de m'envoyer, et me suis „declarés qu'en considération de cette Princesse on differeroit de mettre „garnison pendant quelques jours, espérant que jusqu'à ce temps les préli„naires seront signés."

21) Das Schreiben abschriftlich im St. A.

22) Colloredo's Bericht. Füssen, 13. April 1745. St. A.
„Des Fürsten von Fürstenberg in denen weltsachen nicht genugsahme er„fahrenheit ist sattsahm bekandt; habe mich dahero sehr verwundert, daß ihme „niemand zugegeben worden. Dann obwohlen der von Brandtner ein grund„ehrlicher Mann seyn mag, so sehe doch diese zwey subjecta nicht vor jene an, „mit welchen ich mir vorgestellet zu thun haben zu müssen. Mir dunken selbe „gar nicht orientirt zu seyn; ja ich finde sie nicht einmahl im stand dem sonsten „arglistigen Seckendorff genugsahme bericht zu erstatten. Diese meine meynung „aber bringet mich auf den gedancken, daß dem Münchner Hoff nicht ernst seye. „Der Fürst ist in nichts recht instruiret, noch weniger dessen hoff Rath. Er lie„set seine Instruction hier und da vor, redet wenig darzu und nimbt alles ad „referendum. Bei allem diesem muß ihme Fürsten die Zeugnus leisten, daß es „scheinet, wie seinerseits alles von ihm mögliche, wenn er dessen etwas hat, an„gewendet wird, umb die Versöhnung zu stand zu bringen". . . .

23) Histoire de mon temps. II. 170.

24) Colloredo an Ulfeld. Füssen, 21. April 1745. St. A.

25) Der Vertrag ist bei Wenck II. 180—190, die beiden Separatartikel und der geheime Artikel sind bei Aretin S. 403 richtig abgedruckt.

26) Vgl. Zschokke. Baierische Geschichten. IV. 141.

27) Kesselstatt berichtet darüber am 22. April 1745 aus Augsburg an den Kurfürsten von Mainz: „Ich bin gestern Nachmittag bei Sr. Churfürstlichen Durchlaucht gewesen und zu diesem heylsamen werk den unterthänigsten Glück„wunsch erstattet. Höchstselbe haben darüber sich vollkommen vergnügt bezeiget. „Ich kann und muß sagen, daß dieser Herr solche Standhafftigkeit und patrio„tische Sentiments bezeiget, ohngeachtet so vieler und starker Einwürf und respect-

„vergesenen Vorstellungen, derselbe jedoch bezeiget, daß Er Herr seye, daß mich „nicht genug verwundern konnte. Unter Anderm haben Sie dem Grafen von „Thöring eine solche herzhaffte antwort ertheilet, daß selbe merkwürdig ist. Denn „es sagete ihme Derselbe, es würde ja annoch erlaubet seyn, daß Er als ein „alter Ministre Vorstellungen thuen dörffte, anthwortete der Herr gantz trucken: „Vorzustellen ist schon erlaubt, aber nicht zu decidiren, dann ich bin Herr, „welcher solches selbstens thuen muß." Mainzer Archiv.

[28]) In einem Oesterreich feindlichen Briefe aus München vom 11. Mai 1745 findet sich folgende Stelle: „Vous ne saurés croire combien tout le monde „est devenu Autrichien depuis la paix faite. Les Français sont détestés et „les autres Alliés congédiés"...

[29]) Kesselstatt berichtet hierüber am 28. April aus München an den Kurfürsten von Mainz: „Der Churfürst von Bayern war auch (über Törring) so „entrüstet, daß er der Kayserin, welche in ansehung des bey dem Kayser gehabten „Vertrauens gegen den Grafen von Thöring nicht zu streng zu verfahren vor„gestelt, vorgestern gesagt, jener habe verdient, daß ihm der Kopf vor die Füsse „gelegt werde. In Betracht des Kaysers aber wolle er ihm zwar nichts leids „thun, doch solle er künftighin seine Zeit von Hoff und auf dem Land zubringen, „daher gestern in der Conferenz geschlossen worden, daß wenn der Graff von „Thöring nicht abdancken würde, ihm heut noch die Cassation bedeutet werden „soll." ... Mainzer Archiv.

[30]) Colloredo an Ulfeld. Nassereit, 24. April 1745. St. A. „In München „und Augspurg gibt es ganze revolutionen. Preysing hat sich der französischen „Parthey gesellet, welches kein mensch vorhero geglaubet hätte. Er will nebst „Törring lieber den Hoff meiden, als einen solchen Frieden ansehen. So weith „gehet die boßheit." Kesselstatt berichtet aus Augsburg vom 24. April in gleichem Sinne.

[31]) Colloredo's Bericht. Füssen, 13. April 1745. St. A.

[32]) An Colloredo. Wien, 29. April 1745. St. A.

[33]) An Colloredo. Wien, 17. April 1745. St. A. „Kayserstein, Collobrath, „Lanschansky und andere, so sich des criminis perduellionis theilhafft gemacht, „können höchstens den genuß ihrer einkünfften außer Lands von Unserer Gnad an„hoffen. Von anderen, so nur terminos obedientiae passivae überschritten, ist „die frag nicht mehr, nachdem sie von Uns allschon begnadigt worden."

[34]) An Colloredo. Wien, 29. April 1745. St. A. „Bei dem zwölften „articul ist das alleinige bedencken, daß wir solche perduelles, wie Kayserstein, „Kollowrath, Lanschansky, ꝛc. in unsern Landen zu gedulden nicht schuldig seind. „Nachdem aber die unterschrifft schon erfolget, müssen freilich wohl die formalia: „wie bei allen Friedensschlüssen gebrauchig: zur aushülffe dienen, „wiewohlen das was darauf folget ... denenselben die behörige krafft benimbt."

[35]) Kesselstatt an Colloredo. Augsburg, 22. April 1745. St. A.

[36]) Maria Theresia an den Kurfürsten von Baiern. 27. April 1745. St. A. „So vergnüglich Mir die nachricht von derer Präliminarien unterschrifft und „anmit festgesezter aussöhnung Unserer beeden Häuser ware, so betrüblich hat „Mir fallen müssen zu vernehmen, daß das geschlossene in neuen anstand gezogen „werden wolle. Ich meyne es gewiß wohl und auffrichtig nicht minder mit Ewer „Liebden als dero Churhaus. Allein seind dieselbe viel zu erleuchtet, umb zu „mißkennen, was ein solcher anstand bei Mir für einen eindruck machen müsse. „Von trennung Unserer beeden Häuser rührt alles unheyl her, und durch deren „Vereinigung kan selbem allein wieder abgeholffen werden. Ich bin darzu jeder„zeit bereit gewesen und bin es noch, ob Mich gleich verschiedene begebenheiten „billig hätten abschröcken sollen. Meine alleinige absicht ist, daß sothane Vereini„gung Meinem Ertzhaus unschädlich seye, und dasselbe dabey seine sicherheit „finde, Worgegen zur auffnahme dero Churhauses Mich mit anzuwenden uhr„bietig bin. Ja sogar die einzige gegen viele grosse gefälligkeiten an Ewer Lieb„den gesonnene gegengefälligkeit kostet Ewer Liebden nichts und dienet zur Be„förderung ebenerwehnt dero Churhauses auffnahm. Wer Ewer Liebden die sach „anderst darstellet, hat mehr ein fremdes, als das churbayrische interesse und „des vatterlands wohlfarth vor augen. Alles mißtrauen muß gehoben werden, „wann eine daurhaffte Vereinigung statt haben solle, und wird gewiß an Mir „dießfalls nie etwas erwinden. Ewer Liebden können dessen vollkommen sicher „seyn. Ich verspreche Mir dagegen eine gleiche zuruckgab und verbleibe mit „unverfälschter und zärtlicher Hochachtung . . . .

[37]) Fürstenbergs Erklärung vom 1. Mai 1745. Bei Aretin S. 404 abgedruckt.

[38]) Colloredo. 2. Mai 1745 „wegen Kollowrath u. s. w. hat es sein verbleiben, daß sie nicht in das Land kommen werden."

[39]) Vom 4. Mai 1745. St. A.

[40]) Erizzo, 8. Mai 1745 „i suoi sudditi . . . dimostrano una incredibile „esultanza." . . .

Zweites Capitel.

[1]) Colloredo an den Großherzog. Salzburg, 3. Mai 1745. St. A. „Le „Prince de Fürstenberg m' assure que les changemens qu'on a voulu faire „aux articles de la voix electorale et de celle de bohême provenoient uni-„quement des menées du Comte de Loos"...

[2]) Schreiben des Grafen Brühl: Warschau, 16. September 1744 an den Grafen Loß: „notre but est toujours à travailler à un accordement entre les „Cours de Versailles, de Londres, de Francfort, de Madrid et de Vienne"...

[3]) Flassan. V. 261.

[4]) Mémoires de Valori. I. 211.

[5]) Histoire de mon temps. II. 161. „Le Roi ne fit donc point le diffi-„cile, se prêtant à tout ce que la France exigeoit de lui pour travailler „conjointement avec elle à ce projet chimérique."

[6]) Wasner. 8. Dezember 1744: „als villbesagte andere Ministri in der Thatt sehr wohl gesinnet und sowohl gegen Frankreich alß den König in Preus-„sen sambt der gantzen Nation sehr entzündet seynd."

[7]) „qu'il falloit s'attendre que le Roy de Prusse frapperoit à toutes les „portes, mais que celuy qui s'y fieroit, en seroit infailliblement la duppe"...

[8]) Wasner's Bericht vom 2. Februar 1745 liegen die Abschriften der Schreiben an den König von England und an den preußischen Gesandten Andrié vom 20. Dezember 1744 bei.

[9]) Wasners Bericht vom 9. Februar 1745. St. A. Der König antwor-tete: „daß wann nur allerseiths recht zu werkh gegangen wurde, man auch „allerseiths sich zu befriedigen mittel finden könne, zu dießem ende aber Er vor „allem nöthig zu seyn glaube, alle kräfften ohne Zeitverlurst anzuspannen, umb „den König von Preussen gäntzlich über ein hauffen zu werfen, denselben sodann „in die acht zu erklähren undt dessen Churfürstenthumb an seinen bruder zu „übertragen."

[10]) Voriger Bericht: „que le Roy de Prusse avoit tiré l'épée contre la „Reyne de Hongrie et en avoit jetté le fourreau, qu'il etoit irreconciliable „avec la Cour de Saxe et qu'il ne pardonneroit jamais à celle de Hannovre". . .

[11]) Erizzo. 20. März 1745. . . „Per carattere suo è quel Principe „alieno dalla fatica e dall' applicazioni . . . Formida per ciò di assumere „un peso . . . che al certo mal si accomoda a chi ama l'ozio . . ."

[12]) Noch am 20. Juli 1745 schreibt Khevenhüller über die Königin von Polen an Ulfeld: „Il est sûr qu'Elle et ses prêtres songeoient à la Couronne „Imperiale."

[13]) Die wirkliche Antwort lautete: „que le Roi de Pologne n'a pu „qu'être pénétré de reconnoissance des sentimens d'amitié, d'estime et de „prédilection dont il a plu à S. M. T. Chr. de faire assurer S. M. Polonoise „à l'occasion de la vacance du trône Imperial; que quoiquelle en sente tout „le prix, Elle n'ignore pas le fardeau et les dépenses dont cette suprême „dignité est accompagnée; qu'elle ne sauroit s'empresser à la rechercher ni „encore moins se déterminer à l'ambitionner au risque de perpétuer la „guerre, mais qu'elle ne seroit pas eloignée de se prêter à la pluralité des „voix electorales, si Elle voyoit en dependre le bien et le repos du Corps „Germanique" . . .

[14]) An den Grafen Esterhazy. 5. März 1745. „Ehender würden Wir „alles geduldig und gelassen übertragen, als Uns zu dergleichen etwas ent„schliessen"...

[15]) Flemming an Saul. London, 23. März 1745: „Cette crise existe „aujourd'hui et paroit être d'autant plus dangereuse que ce vient dans un „tems ou le Roy de Prusse fait faire icy journellement des tentations et efforts „pour regagner l'amitié du Ministère et de la Nation. Ce Prince, allarmé par „les dangers, auxquels il se voit exposé par l'union des Puissances Maritimes „avec les maisons de Saxe et d'Autriche, fait jouer tous les ressorts imagi„nables pour rendre infructueux les liens de cette union dont il se croit me„nacé. De là ses insinuations repetées avec les plus vives instances; il recon„noit aparement, que l'eloignement et le peu de compte qu'on peut faire sur „la France, l'oblige de revenir à l'ancien sisteme d'être uni avec l'Angleterre „qui veritablement est la seule puissance qui puisse luy assurer la possession „tranquile de sa nouvelle conquete. Il s'est aperçu avec regret que la Sar„daigne a actuellement occupé la place que sa maison a tenue autre fois dans „l'amitié et la confiance de cette nation, qui ont été la vraye source de sa „grandeur presente, mais toutes ses peines, instances et intrigues ont été „inutiles jusqu'ici, et n'ont produit d'autre effet que de luy faire connoitre „combien le Roy d'Angleterre et les personnes senseéz de son Ministère se „defient de luy, et combien on a de l'eloignement à contracter de nouvelles „liaisons avec luy. J'ay cru cette conjoncture favorable pour abaisser un „ennemi et voisin si dangereux; pendant que les puissances maritimes auroient „fait face aux armes françoises, nous aurions trouvé des facilités à attaquer

„et affoiblir le Roy de Prusse d'une manière que nous aurions pu nous pro„mettre de le reduire dans des bornes convenables à la sureté et aux avantages „de nos Etats, mais on est persuadé icy que nous ferons evanouir toutes ces „esperances, si nous continuons d'agir comme nous avons fait depuis peu. „On est tellement surpris d'un changement si subit dans nos façons et notre „langage, qu'on commence à soupçonner qu'il n'y en ait aussi dans nos me„sures ..... Je vous laisse à juger .. si nous n'ouvrons pas par là nous „mêmes à notre plus cruel ennemi une porte à la reconciliation, qui sans cet „incident luy auroit été pour toujours fermée. J'ay touché dans ma dernière „lettre au Ministre l'aproche du danger et les suites qui en peuvent resulter „à notre grand prejudice. Je suis persuadé que le Roy de Prusse par un „effet de sa duplicité nous assure qu'il ne cherchat que notre elevation et nos „avantages, mais prenons garde de ne pas donner dans ce piège; c'est le „même langage seduisant que nous tient la France. Mais est il possible de „se fier à deux puissances qui ne promettent et ne flattent que quand elles „croyent avoir besoin d'assistance, et qui echapent, lorsque le danger qui les „menaçoit est passé. La France nous abandonnera, quand par notre moyen „elle aura de nouveau brouillé les affaires en Allemagne, et elle nous ruinera „par les mêmes artifices, qu'elle a employé pour abimer la Bavière, et le Roy „de Prusse de l'autre coté ne cherche qu'à nous detacher de nos Alliez pour „nous avoir ensuite dans ses griffes, sans ressource, sans assistance et sans „amis..... et supposé même que ce Prince au lieu de rentrer d'abord dans ses „anciennes liaisons avec l'Angleterre, preferat de persister dans ses engagements „avec la France, et qu'il en contractat de nouveaux avec nous, qu'elle en „sera la fin, si non la destruction de la maison d'Autriche? Et supposé encore „que pour prix de notre concours à un tel ouvrage il nous offrit la moitié „de la Bohême; — quand il aura ainsi décidé du sort de la maison d'Autriche, „le notre et peut etre celui de toute l'Allemagne ne sera pas longtemps equi„voque. Il nous perdra bientot après, et personne ne pourra nous sauver de „notre ruine. En un mot, quelque soit le parti que le Roy de Prusse em„brasse, s'il reussit à rompre les liens du traité de Varsovie, j'apprehende „beaucoup que nous ne soyons la victime de notre crédulité et de sa mau„vaise foy."

[16]) Saul an Brühl. Wien, 7. April 1745. St. A. „D'ailleurs pour les „risques, je crois, Monseigneur, qu'il les faut toujours courir, ne concevant „pas, comment nous pourrions sans cela abaisser notre redoutable voisin, „ce qui est pourtant notre premier et principal objet. S'il en echappe en„core cette fois-ci, comme il est fort à craindre, si nos bisbilles avec cette „Cour-ci continuent, nous courons de la peine à en venir à bout, puis„qu'il sera difficile de rajuster les fleches contre luy comme elles le sont „aujourd'huy ... La Bavière ... paroissant presentement aussi vouloir tout „de bon s'accomoder, cela fera toujours filer plus doux au Roy de Prusse, „et comme ce Prince a assez manifesté être aussi timide dans la fortune „adverse qu'il est arrogant quand il a le vent en poupe, ne se pourroit-il „pas, Monseigneur, qu'ayant déjà offert de vouloir rendre la Haute-Silésie,

„il allât plus loin, jusqu' à rendre peut-être même la Silésie entière, ou qu' il „n' en gardât qu'une petite partie, s' offrant en echange de vouloir joindre „ses armes aux autres contre la France."

[17]) Wasner. 19. März 1745. St. A.

[18]) An Wasner. 2. Februar 1745. „Robinson hat sich . . auf eine arth „geäußert, welche gantz deutlich zu erkennen gegeben, daß die meynung des „Englischen hoffs weiters nicht gehe, als dem König von Preussen Schlesien „wieder abzunehmen. Dann er ausdrücklich gemeldet: „„que ses ordres n'alloient „„pas plus loin que la Silésie.""

[19]) An Bernes, 19. März. „Da es Grafen Esterhazy an genugsamer „standhafftigkeit ermanglet und Launay allda nicht beliebt ist."

[20]) Declaration faite à l' occasion de l' echange des ratifications . . 17. März 1745.

[21]) An Freiherrn von Palm. Wien, 29. März 1745. St. A.

[22]) Ulfelds Bericht vom 4. April 1745. St. A.

[23]) Die Erklärung des Königs August ist vom 18. Mai; die Maria Theresia's dürfte vom 6. Mai datirt sein. Alle Angaben hierüber in der Histoire de mon temps, II. 159 sind falsch.

[24]) Beide eigenhändige Schreiben sind aus Dresden vom 28. Mai 1745. Der König war aus Bequemlichkeit nicht dazu zu bringen, sie früher zu copiren.

[25]) Vom 3. September 1744.

[26]) „non eaedem leges vigent, ac ipsa quoque suprema potestas in non„nullis regionibus majoribus quam alibi circumscripta est limitibus."

[27]) Rosenberg. Moskau, 19. Oktober 1744. „Kaum aber hatten diese beede Ministri „die Bottaische Affaire genannt, so brache die Kayserin in eine „wahrhaffte raserey aus."

[28]) An Rosenberg, 28. Oktober: „Es ist aber gar recht von Dir beschehen, „daß Du ehender die ruckreiß antretten, als einem solchen Vorschlag die Hände „zu biethen erklärt hast."

[29]) An Rosenberg, 10. Dezember 1744. „also will unter einstem erfor„derlich seyn, nach so weit getriebener willfährigkeit nicht minder eine „bescheidene standhaftigkeit in dieser angelegenheit hervorblicken zu „lassen, anerwogen sonsten die diesseitige leichtigkeit, umb in der Kayserin von „allen russen lebhafte gemüthsregungen mehrers hineinzugehen, dergestalten miß„braucht werden dörfte, daß endlichen von wegen der ohnmöglichkeit, dem ander„seitigen verlangen ein genügen zu thun, daß gerade wiederspiel dessen, was hier„unter in absicht geführet wird, nemblich der Zerfall beeder Höfen dahero ent„springen müßte."

[30]) An Rosenberg, 10. Dezember 1744. „Unsere Verbescheidung auf Deine „relation vom 27. Octobris gibt Dir im Voraus zu erkennen, daß Wir wohl

„gewunschen hätten, daß nicht wäre so weit von Dir gegangen worden. . . „Allein, da es eine geschehene und nicht mehr abzuändern mögliche sach ist, so „bleibt allein übrig, auf derley mittel und weege bedacht zu seyn, wie ohne bey „der Kayserin von allen russen anzustoßen, der fehler verbessert werden möge. „Wie schon gemeldet, ist das bedenklichste von Allem die von Dir ausgestellte „declaration und bevorab deren eingang, wo es heißet, daß Wir des Marchese „Botta abominables Verbrechen gar sehr verabscheueten. Wäre nur ein einziges „Wort als: angegebenes, beschuldigtes, oder dergleichen etwas, beyge„rucket worden, so würde diese Stelle unbedencklich seyn, indeme Wir wahrhafft „das verbrechen, dessen er beschuldigt worden, verabscheuen, und zwar so viel „als die Kayserin von allen russen selbsten es nur immer thun kann. Allein die „Uns zugesandte Extracten deren Criminalacten überweisen dessen den Marchese „Botta keineswegs, wo doch die worte Deiner declaration so lauten, als ob er „davon überwiesen wäre, so nimmermehr hätte eingestanden werden sollen"....

[31]) Rosenbergs Bericht vom 27. October 1744. St. A.

[32]) „Entre tous les moyens qu'il y auroit, la voye la plus courte et la „plus seure pour effectuer ce but, est de mettre une fois pour toutes des „bornes plus étroites à la puissance du Roy de Prusse, qui s'accroissant „de jour en jour deviendroit par là d'autant plus dangereuse à tous ses „voisins généralement et en particulier aussi à la Russie, que ce Roy qui ne „consulte que son ambition et son humeur inquiete, ne respecte rien de tout „ce que la société humaine a d'ailleurs de plus sacré. On y peut trés facile„ment mettre des bornes et cela sans le moindre danger et sans risquer rien „du tout, si chacun de ses voisins et chacun à sa portée tachât de s'em„parer d'une partie de ses Etats les plus proches et les plus à conveniance." Beilage zu Rosenberg's Bericht vom 7. November 1744. St. A.

[33]) Rosenberg. 28. December 1744. St. A.

[34]) „S. M. Jle de toutes les Russies .... promet et s'engage de „mettre d'abord en campagne 50m hommes, lequel Corps avec tout ce qui „sera necessaire pour le rendre actif marchera d'abord après la signature „du présent traité, et sera employé de la manière et aux opérations qui „seront designées par S. M. la Reine de Hongrie, soit pour la défense im„médiate des Pais hereditaires de S. M. et de Ses Alliés, soit pour faire diver„sion là où Elle souhaitera, à Son Ennemi."

[35]) Rosenberg. 30. Jänner 1745: „mit denen rampantesten ausdruckungen."

[36]) Rosenberg. 30. Jänner 1745. „Die Kayserin wüste wie er von anbe„ginn und in allen begebenheiten ihrer Person vollkommen ergeben gewesen „seye. Durch die sich ereygnete fatalitäten und conjecturen seye er in den miß„lichsten stand gerathen, aus welchem er sich ohnmöglich ziehen könnte, wan die „Kayserin, in deren armb er sich werfe, ihme nicht beystände. Er stellte ihr unter „anderen abscheulichen muthmaßungen wider E. K. M., Engelland und Chur„sachsen vor, daß sie sammentlich mit widerwillen ihre der Czarin Person auf

„dem Thron seheten und auf nichts anderes bedacht wären, als die vorige „Regierung wiederum aufrecht zu wissen."

[37]) Voriger Bericht.

[38]) Rosenberg. 9. Jänner 1745. „se voir recherchée d'etre l'arbitre de „l'Europe."

[39]) Rosenberg. 17. April 1745. St. A.

[40]) An Rosenberg. 17. März 1745 ... „Carlsohn, so sich in dieser gelegen„heit vielmehr als ein Preussischer emissarius dann als ein Schwedischer Minister „betruge." Und ein Bericht aus Constantinopel vom 6. März sagt: „travaglia il „Ministro Carlson per poter far riuscire in ogni conto l'intrapresa negozia„zione di Prussia."

[40]) An Rosenberg. Wien, 17. März 1745. „Unter einstem als man umb „die russische Vermittlung dem schein nach auf das kläglichste sich beworben, hat „man mit beyhülfe des Castellane, Carlson, Bonneval und des alten Ibrahim „Effendy die Vermittlung der Ottomanischen Porten auf das eyfrigste angesucht, „und zu deren auswürckung keine erfindung noch unwahre insinuationen gespah„ret ... Also haben obige personen nicht gesäumet, der Porten beizubringen... „daß Deine absendung nach Rußland und des Erizzo anherkunft klar andeute„ten, wie darmit umbgegangen wäre, eine für das türkische Reich fatale Verei„nigung zwischen Uns, Rußland, Pohlen und Venedig zu stiften." — Erizzo sagt hierüber, 13. März 1745: „La lettera con cui la Porta Ottomana con „esempio nuovo esorta i Principi Christiani alla pace, è stata ricevuta da „questa Corte con tutta la maggior indifferenza."

[42]) An Rosenberg, 29. Mai 1745. „Gantz gleichgültig ist Uns, auf was „weiß die russische diversion wider Preussen ausgewürcket wird. Und können Wir „ganz wohl geschehen lassen, daß ... sich allein gegen beede Seemächten oder auch „gegen diese und Chursachsen verbunden werde" ...

[43]) Rosenberg. 1. Mai 1745. „Gestern hat Mardefeldt dem Ministerio „declariret ... daß wan die Chursächsische Truppen unter was Vorwand es „immer seyn möge, Schlesien betreten sollten, er König von Preußen feindlich „in Sachsen einfallen würde, und zumahlen die Sächsische Truppen in Begriff „stunden, ihren marche dahin zu nehmen und sich mit denen Oesterreichischen „zu vereinigen, als wiederholle Er sein Begehren, die tractatmässige Hülf betref„fendt. Der Großkanzler gabe ihm zur Antwort, der König sein Herr bleibe, „so lang der Krieg andauern würde, aggressor, wan auch die Königin von Un„garn sammt ihren Alliirten sein ganzes Landt überziehen solte, gleichwie sie „Russen selbst in bello defensivo verblieben seyndt, obschon sie ganz Finnlandt „erobert hatten, einfolgsam der König keinen Mann anzuhoffen habe."

[44]) Die Behauptung des Königs Friedrich II., Histoire de mon temps, II. 175, daß Lobkowitz am 31. März von Gages bei Rimini geschlagen worden sei, ist eine Fabel. Lobkowitz war an jenem Tage in Cesena und Gages in Pesaro, seine Vorhut aber nicht weiter als bis Cattolica.

45) Erizzo schreibt darüber am 27. Februar 1745: „Questo Inviato d'Ol„landa congiuntamente all' altro d'Inghilterra ha presentato una risoluzione „de' Stati Generali molto onorifica per il Maresciallo Königsegg; in cui viene „detto che giacchè per giusti motivi non era stato permesso alla Regina di „poter per ora conceder per il commando dell' Armata in Fiandra il Prin„cipe Carlo, avevano inteso con estremo piacere che fosse stato prescielto „a quell' importante incombenza il predetto Maresciallo, nella di cui espe„rienza riponevano la maggior confidenza, che pertanto dichiaravano che le „truppe di qual si sia nazione che componessero quell' esercito, prestarebbero „una cieca obbedienza alli di lui ordini, e che desideravano che il più presto „fosse possibile egli prima di traddursi al luogo di sua destinazione, si tras„ferisse all' Haya per poter seco concertar le più opportune misure per la „Campagna."

46) Als Königsegg schon im Haag war, verlangte England, daß das Obercommando dem Herzog von Cumberland übertragen werde. Erizzo schreibt, daß Lord Chesterfield dem Grafen Königsegg sagte: .. „essersi infatti anco dal suo „Rè ricercato ch' egli fosse il Generalissimo dell' armata combinata, ma ch' es„sendogli state fatte rimostranze che le leggi del Regno non permettevano „che truppe Inglesi fossero commandate da un estero, si era trovato nella „necessità, per appagare l' apparenza, toglier il motivo a contrasti, e non „difficoltar le operazioni della Campagna, di dichiarare per tale il Duca di „Cumberland suo figlio; che questo però non averebbe che il nome, e che la „realità del Commando sarebbe sua, perchè gli darebbe ordini precisi che „non si allontanarebbe nella minima cosa da ciò ch' egli con la sua espe„rienza troverebbe a proposito; sperar che non prenderebbe in mala parte „questa apparente cambiamento, et aver commissione di dirgli a nome di „S. M. che il figlio sarebbe come un scolaro sotto la direzione d' un Maestro, „e che provava tutta la maggior sodisfazione che potesse il Duca perfezio„narsi nel mestiere dell' armi con un così esperimentato Commandante. . . . „Königsegg, ch' è sempre uguale a se stesso, e che giammai si è lasciato „dominar da una inopportuna vanità, ha prontamente risposto che non poteva „aver maggior fortuna che di obbedire sotto gli ordini d' un Principe di così „riguardevole nascità, e che credeva di ben servire alla causa commune e „di meritar l' approvazione della sua Sovrana, non esitando a far simile „dichiarazione; il che si è inteso dal Chesterfield con tutto il maggior con„tento, avendone spedita la lieta notizia a Londra, con assicurar il Mares„ciallo che S. M. non sola, ma tutta la nazione sarebbe sensibilissima alla „saviezza del suo contegno, et alla prontezza dimostrata. Non può che cre„dersi che uguale abbia ad essere il sentimento di questa Regina, avendo „intanto una così prudente direzione riportato l' applauso dell' universale."

47) Erizzo. 22. Mai 1745. ... „La Regina ... dimostrando noia e dis„gusto che si volesse quasi a suo dispetto mantener nell' impiego il Principe „Lobkowitz, ma si pretende che non essendosi con tutto ciò perduti di animo „li soggetti auttorevoli che lo assistono, abbiano industriosamente trovata

„maniera, se non d'impedire, come per altro varij sono persuasi, di almeno „allontanar il colpo."

[48]) Erizzo. 27. März 1755. „L'irritamento pertanto contro il sudetto „Principe, a cui la colpa maggiore che se gli attribuisce, è quella di aver „sempre occultato il vero stato dell' esercito, è maggiormente accresciuto"...

[49]) Erizzo. 17. October 1744. „Con una indicibile grazia nella prima „risposta che mi fece, mi rimproverò soavamente di quello avevo esitato di „ricever questo impiego... Si compiacque poscia con eccesso di benignità „di trattenersi alquanto in familiari discorsi. Mi disse dunque che io senza „dubbio mi sarei accorto dell' estrema sua agitazione, qual per il vero mani- „festa appariva nel volto; confessar di non aver virtù suffiziente per occultar „la sua mestizia a cagione delle notizie che veniva di ricevere intorno all' „Arciduchessa sua sorella, esprimendosi che queste l' affligevano assai più di „quello avesse fatto qualumque altro avvenimento molesto che gli era acca- „duto dopo ch' era pervenuta al trono."

[50]) Erizzo. . . . „maggiormente apparirebbe l'omnipotenza di Dio d'aversi „voluto servire del più debole degl' istrumenti, così era quello d'una femina „priva d'ogni esperienza e destituta di talento, qual essa era". . .

[51]) Voriger Bericht. „. . per il vero una così grande Principessa, la „quale con l'egregie sue doti e con la sua attività, che sorpassa ogni cre- „denza, si concilia con giustizia il cuore de' suoi sudditi, e l'ammirazione di „chi ha la fortuna di conoscerla". . . .

[52]) Erizzo. 15. Mai 1745. Questa Regina che è una Principessa gelosa „oltre ogni credere della sua auttorità, e che vuole sola commandare, nau- „seata da tante tergiversationi e da tanti maneggi che si sono fatti per so- „stener nel suo impiego il Lobkowitz, ha voluto costantemente a fronte di „qualunque riflesso in contrario sostenere il proprio sentimento, e esser obbe- „dita. Così opera in tutto, quella, che senza adulatione deve dirsi grande „Principessa, non essendovi cosa che non venghi esaminata et ordinata da „essa, e per quanto abbia una vera tenerezza per il consorte, pure non gli „lascia alcun arbitrio, e non di raro negl' affari anco interni opina e risolve „diversamente dal di lui parere". . .

[53]) Histoire de mon temps. II. 143.

[54]) „il n'entre dans aucun detaille et semble etre tous nouveau dans „le metiers. Vgl. Anmerkung 73. Cap. XII. Bd. II. S. 557.

[55]) Prinz Karl an den Großherzog. Opotschno, 3. Dezember 1745. St. A. „en cas que la Reyne voulu qu'il (Traun) reste icy ou quelque autre com- „mission, il faut qu'elle ayet la bonté de luy ecrire ses ordres bien précis, „car il est sy craintif ou bien je ne scays quoy qu'il n'ozerat jamais rien „prendre sur luy". . .

[56]) Erizzo. 23. Jänner 1745. . . . „avendo in oltre per trenta ore „l'istesso Maresciallo Traun, non ostante la sua età, le sue indisposizioni e

„la rigidissima stagione dovuto star a cavallo con le milizie sotto l'armi per „il dubbio d'esser aggradito“. . .

[57]) Der Großherzog an General Chanclos. Wien, 22. Mai 1745. K. A. Ganz eigenhändig . . . jay resu la votre du 14 hiere par le Courie du Duc „d'Aranber par ou je voy quil et malade, ce qui me fay bocoup de peine: „me ce qui men fays encore plus cet que malgre les ordre si positife que „javet done au di Duc poure sa marche en avan vere le mayn et cela „reitere . . . japran pare sa letre . . . quil opere enmediateman contrer en „marchan non seulemen en arriere met meme inclinant toujoure a repasser „le Rhin. tout cela ettan enmediateman contre les vues et intentions et „ordres positifs de venir pour se joindre avec l'armée du M[al] Traun, et „ensuite forcer les François à quitter tout l'Empire; ce qui ne seroit pas „difficile et seroit deja arrivé si le Duc ne s'etoit pas arreté si longtems „sans rien faire.“

[58]) Van dem Bussche an Lenthe. Wien, 16. Mai 1745. „Ueber den Duc „d'Aremberg scheint man hierselbst sehr mißvergnügt zu sein.“ Erizzo, 8. Mai. „Aremberg, del che non si mormora poco“. . .

[59]) Aremberg an den Großherzog. 21. Mai 1745. K. A. . . „voici la „troisième année que j'ai le malheur de servir avec les mêmes alliés, et V. „A. R. n'ignore point toutes les instances, que j'ay faites pour être employé „ailleurs; j'ai supplié depuis S. M. de me sacrifier aux plaintes du Roi „d'Angleterre, esperant qu'un autre général pourra mieux réussir avec eux“ . . .

[60]) Argensons Denkschrift bei Flassan. V. 242.

[61]) Martin. Histoire de France. XV. 279.

[62]) Kaunitz an Maria Theresia. Brüssel, 12. März 1745. St. A. „Ligo„nier, von Geburt ein refugirter Franzoß und fein von Denkungsart“. . .

[63]) Ueber ihn, der im verflossenen Jahre unter Karl von Lothringen in Böhmen gedient hatte, schreibt der Prinz am 15. Dezember 1744 an den Großherzog: „il est un peu trop vif, et m'a dit que les Hollandois vouloient „l'avoir . . K. A.

[64]) Ordre de Bataille und Schlachtplan. K. A.

[65]) So noch von Carlyle. Frederick the Great. VIII. 124.

[66]) An den Großherzog. Ath, 11. Mai 1745. „Nous resolumes unanime„ment de marcher aux ennemis“. . .

[67]) Das wahrhaft kindische, von den Franzosen aber stets neuerdings mit Stolz wiederholte Märchen von den gegenseitigen Zurufen: „Messieurs les gardes „françaises, tirez,“ und „Messieurs les Anglais, nous ne tirons jamais les „premiers“ wird schon von Carlyle auf seinen wahren Werth zurückgeführt. Der englische Schlachtbericht, der uns in französischer Sprache als Beilage zu Wasners Bericht vom 25. Mai 1745 vorliegt, beseitigt vollends jeden Zweifel darüber. Er sagt ausdrücklich: „Aussitot que nos deux lignes se trouvèrent formées avec

„la Cavalerie par derriere, S. A. R. se mit à leur tête et fit donner les „ordres de marcher droit à l'ennemi. Dans le même tems le Prince Waldeck „fit un mouvement pour attaquer Fontenoy avec l'aile gauche, mais cela „n'eut point d'effet par rapport au terrible feu que les ennemis faisoient de „leurs canons pendant cette marche. Nous avançâmes cependant à „l'ennemi et soutînmes leur premiere décharge à trente pas „avant de faire la notre." Traduction de la relation de la bataille de „Tournay, publié par autorité à Whitehall le 11 de Mai 1745. v. st.

[68]) Die jüngste ausführliche Darstellung der Schlacht bei Fontenoy verdanken wir Carlyle, welcher sie in seine Geschichte Friedrichs des Großen wohl mehr zu Nutz und Frommen seines englischen Publikums als seines Helden aufnahm, der bekanntlich an jenem Ereignisse auf keine Weise betheiligt war. Daß Carlyle mit wunderbarer Consequenz überall auch die Oesterreicher an den Mißerfolgen der holländischen Truppen Antheil nehmen läßt, ist nur ein neuer Beweis der durchaus parteiischen und für Oesterreich feindseligen Auffassung dieses Schriftstellers. Nicht ein einziger Oesterreicher stand bei den Holländern auf dem linken Flügel, sondern Alle befanden sich unter Moltke und Forgacs in der Reserve. Diese zählte außerdem nur noch drei holländische Schwadronen (Schlippenbach), ein holländisches Bataillon (Waldeck) und ein Bataillon schottischer Hochländer.

[69]) Doch kann nicht verschwiegen werden, daß wenigstens von Seite der Engländer Königsegg sehr gelobt wurde. Wasner. London 25. Mai 1745. „In „dem weiteren Gespräch hat uns der Lord Harrington auch gemeldet, daß . . . „die Allijrte auch den vollkommensten Sieg erhalten hätten, falls die so wohl „und weißlich gemachte Veranstaltungen wären vollzogen worden, alß über „welche Veranstaltungen er dem Feldtmarschallen Grafen von Königsegg und „dessen betrag ein ungemeines lob nebst dem Vermelden beylegte, daß der Duc „de Cumberland . . . denselben nicht genugsamb beloben und erheben köndte, „wie mir dann auch die zwey Prinzessinnen . . . mit besonderer Vergnügtheit „zu erkennen gegeben, daß Er Duc de Cumberland Ihr Bruder in einem neu„lich an Sie erlassenen vertraulichen Schreiben Sich der ausdruckhung bediente, „daß Er Sich keinen würdigeren undt vollkommeneren Lehrmeister als ihn „Feldtmarschall von Königsegg hätte wünschen können."

[70]) Noch am Tage der Schlacht richtete Königsegg aus Ath ein Schreiben an den Großherzog, worin es heißt: „Nous resolumes unanimément de mar„cher aux ennemis, et le pays, avant que de venir sur la plaine de Tournay, „étant extrêmement entrecoupé, nous entreprimes hier le 10e avec assez de „succés de harceler les ennemis et de les obliger à se retirer . . . en deça „de la plaine de Tournay, où nos troupes prirent poste, au moyen du quel „nous avons eu la facilité de gagner aujourd'hui la dite plaine, de ranger „l'armée en ordre de bataille et de faire de si bonnes dispositions qu'on avoit „tout lieu de se promettre une heureuse reussite, d'autant plus que les troupes „ont montré d'abord beaucoup d'envie à combattre, se sont avancées avec „ardeur et ont eu du commencement quelqu' avantage. Cependant lorsque

„les batteries ennemies qui étoient fort supérieures en nombre aux notres, ont „joué, et leur feu aussi bien que celui de la mousqueterie ayant augmenté „de toute part, l'Infanterie Angloise et Hollandoise a commencé à plier et „reculer, et quoique les chefs de l'armée se fussent efforcés de les ramener „plusieurs fois, il n'y avoit pas moyen de fair soutenir à ces troupes le feu, „mais elles reculoient chaque fois et prenoient enfin la fuite .... Je ne saurois „trouver des termes assez energiques pour marquer la bravoure, l'intrépidité „et les peines infatigables qu'en particulier S. A. R. le Duc de Cumberland „a fait eclater en cette occasion, s'etant exposé à un tel point en animant „les troupes et les ramenant à la charge qu'il est surprenant qu'il a echappé „sans avoir été ni tué ni blessé ou fait prisonnier de guerre" ...

Am 17. Mai schrieb Königsegg dem Großherzog: ... „cette armée étant „composée d'Anglois, d'Hannoveriens et Hollandois, chacun veut se disculper „du mauvais succès. J'aurois voulu concerter avec les chefs des deux nations „une relation commune pour être mise au publique, mais voiant la difficulté „de convenir, et que même il pourroit naitre des disputes aigres à augmenter „la mauvaise volonté que j'y remarque sans cela, j'ay laissé que chaque „chef fasse comme il voudrat la relation à son Maitre. Personne ne pourroit „donner une relation plus sincère que moy, mais qui devenant publique, „choqueroit trop de monde, et il y auroit le même inconvénient d'aigrir „encore davantage nation contre nation. Ce n'est donc que pour l'infor„mation particulière de S. M. R. et de V. A. R. que j'ay dressé une relation „qui expose l'affaire telle qu'elle est passée et que je joins très-humblement. „De cette relation V. A. R. verrat quel fond on peut fair sur cette armée et „quel est le desagrement de la conduire"...

Königseggs Schreiben vom gleichen Tage an Maria Theresia lautet: „Le „sort des armes ne nous at pas été favorable dans ce pais; j'en suis au „desespoir pour le derangement qui en resulte à la cause commune, et les „suites en peuvent etre facheuses si après la prise de Tournay les ennemis „scavent profiter de leurs avantages et superiorité. J'ai fait mon devoir et „je le ferois encore; les dispositions ont été très bonnes et les ordres donnés „à propos, si j'avois pu les faire executer, mais on est malheureux d'avoir „à faire à differentes nations, à des troupes point accoutumées au feu, à des „généraux sans expérience, desquels on n'at aucun secours et qui ne scavent „se trouver à l'accident ou embarras qui leur survient, et un chef ne peut „être partout. Pour la valeur je dois dire que l'Infanterie Angloise et Han„noverienne at combattu avec une grande bravoure; la Cavallerie ne s'est „pas tout à fait si bien comporté, mais les Hollandois qui composoient toute „l'aile gauche ont tout gaté. Il n'y avoit pas moyen de les faire donner „et de soutenir les Anglois; ils n'ont point voulu avancer et si on faisoit „à force d'exhortations avancer quelque bataillon, ils se jettoient d'abord „dans le premier fossé pour se couvrir, et les autres ne suivoient pas. Leur „Cavallerie etoit encore pire que l'Infanterie."

„Pour moy je suis sorti de l'affaire fatigué et froissé de façon que „je ne pouvois plus me tenir à cheval, et sans une chaise que le Duc de

„Cumberland m'at donné, je ne pouvois plus bouger de la place. Un Ca-„valier qui fuyoit à toute bride m'at donné un si rude coup ou de sa cara-„bine ou de sa fonte de pistolet au genou droit, qu'il en est très meurtri et „que j'en ay senti de si grandes douleurs qui m'ont obligé au lit, mais cela „vat beaucoup mieux ... Je conçois cependant malheureusement que 72 ans „sur le corps que je finis aujourd'huy, ont extremement diminué mes forces, „mais le peu qui m'en reste je le sacrifierois jusqu'à la dernière goutte de „mon sang pour le service de V. M." ....

Der Schlachtbericht des Feldmarschalls lautet folgender Maßen:

Relation de l'action de l' 11e de May 1745.

Les Troupes des hauts Alliés se trouvant assemblées en corps d'Armée à Halle le 30 d'Avril, on marcha par Soignies au Camp de Cambron, où l'on ne s'arrêta qu'un Jour, aiant deja appris, que les Ennemis avoient ouvert la tranchée devant Tournay la nuit entre le 30 d'Avril et le premier de May. Il fut resolu de poursuivre la Marche vers les Ennemis, et que l'Importance d'une Place telle que Tournay demandoit tous nos efforts pour en faire lever le Siege.

J'avoue que si l'Exemple de la mauvaise deffense des Hollandois de leurs Places l'année précédente ne m'avoit fait craindre la meme chose de Tournay, j'aurois peutêtre été bien aise de n'attaquer les Ennemis qu'après qu'ils seroient mattés quelque tems devant une si forte Place, mais cette crainte nous a obligé de ne pas perdre de tems.

Les Ennemis avoient un avantposte de quelques mille hommes à Leuze, mais ils l'ont d'abord quitté à notre approche, et nous sommes arrivés le 9 sans voir d'Ennemis dans un Camp entre Braff et la cense de Maubray à deux heures de Tournay. Entre ce camp et la plaine pour aller à Tournay il y a des bois et des villages, que les Ennemis occupoient par des detachements d'Infanterie.

Le 10 on fit d'abord les dispositions pour chasser l'Ennemi de leurs postes, dans lesquels ils furent si vivement attaqués qu'avant la nuit nous nous rendîmes les maitres de tous les débouchés, par lesquels on devoit venir sur la plaine. Aussi à la pointe du Jour de l' 11 toute l'armée se mit en marche, et se trouva rangée en Bataille sur deux Lignes, les Anglois et les Hannovriens faisans l'aile droite, et les Hollandois la gauche vers les six heures du matin.

Les Ennemis etoient rangés à une petite demie heure de distance aiant leur droite vers l'Escaut appuyée au chateau d'Antoin et prolongé leur gauche jusque derriere la pointe d'un grand bois, et avoient devant eux un village nommé Fontenoy, dont ils avoient brulé les maisons, mais retranché l'Eglise et le cimetière, et y avoient une batterie de plusieurs canons; il y en avoit de même une au coin du bois, qui jouerent vigoureusement sur nous, et des premiers coups le Lieutenant General Campbel, qui commandoit toute la Cavallerie Angloise, eût une jambe emportée, dont peu après il est mort.

Nous fimes aussi avancer du canon, et la canonade devint de part et d'autre furieuse, mais malgré cela nous avancions toujours avec une con-

tenance si fière, et avec une telle gayeté du soldat, qu'on en pouvoit augurer la victoire, et malgré de grands chemins creux fort larges et fort profonds, qui traversent la plaine, les deux ailes sont parvenu jusqu'à deux cents pas du village de Fontenoy, qui se trouva précisement devant le centre de notre Armée. Tout dependoit d'emporter ce cimetière et quelques petits retranchemens dans ce village. Je priai le Duc de Cumberland et le Prince de Waldeck de le faire attaquer par deux côtés chacun du sien. Le Duc fit d'abord avancer un Bataillon de ses Montagnards d'Ecosse, qui y allerent de la meilleure grace du monde, et etoient soutenus par deux autres Bataillons Anglois.

Le Prince de Waldeck fit aussi avancer quelques Bataillons hollandois, mais ceux-ci se rebuterent d'abord du feu de la mousqueterie du village, de sorte que les Anglois ne purent non plus forcer le village de leur coté, tout le feu ennemi s'etant tourné de leur coté. L'Armée ennemie, qui n'avoit pas branlé jusque là, craignant peut-être pour la batterie du village, avança alors, et notre aile droite, le Duc de Cumberland à la tête, alla si bravement à la rencontre, malgré la canonade du village, en flanc et en dos, que les Ennemis furent repoussés jusques à leurs tentes, et qu'une partie de leur Infanterie se replioit deja vers leur Pont sur l'Escaut: et il est certain qu'ils etoient battus si l'aile gauche avoit avancé avec la meme vigueur. Les Ennemis auroient été obligés de gagner leurs ponts pour passer l'Escaut. Le Prince de Waldeck a fait le possible; je m'y suis porté moi même, mais il n'y a pas eû moyen; quand quelques uns etoient avancés, ils n'etoient pas soutenus et se replioient d'abord.

Les Ennemis voyant la mauvaise manoeuvre de notre aile gauche, se sont jettés sur les Anglois, qui aiant deja perdu beaucoup de monde, et ne pouvant plus soutenir le grand feu, commencèrent à plier, mais le Duc de Cumberland, dont la valeur et la présence d'esprit est au delà de ce que je puis dire, les a remis et ramenés deux fois à l'Ennemi.

Voiant enfin que l'affaire devenoit une boucherie, sans espoir de réussite par le peu de fermeté des Hollandois, je conseillois la retraite, qui se fit en bon ordre sans que les Ennemis, qui ont perdu, à ce que tous les Deserteurs disent, jusques à huit mille hommes, osassent nous poursuivre. Le General Molck, qui commandoit le corps de reserve, et qui pendant la bataille etoit posté auprès du grand bois, qui restoit à notre droite, avoit ordre avec quelqu' Infanterie, dont on le renforça, de patrouiller le bois et d'empecher que de là on ne nous tombat pas dans le flanc, dont il s'est bien aquité, et puis il a fait l'arriergarde à la retraite. Le Général Major Forgatsch, qui commandoit sous lui, a été blessé.

L'on est rentré dans le Camp, du quel on etait sorti, et cela encore quelques heures avant la nuit, où après avoir laissé un peu reposer le monde, l'on marcha et prit un Camp sous le Canon d'Ath. On y resta quatre jours pour se remettre en ordre et ramener quantité des fuyards, qui se sont sauvés à Ath, à Mons et même jusqu'à Bruxelles, presque tous Hollandois, qui ont mis l'effroy dans tout le Pays.

Hier on marcha et prit un Camp auprès de Lessines, où nous sommes à portée de la Flandre et du Hainaut selon les mouvements, que les Ennemis feront après la prise de Tournay.

Nous avons perdu beaucoup de canons et de munitions par la faute des conducteurs qui se sont sauvés avec les chevaux, et la perte du monde passe entre les morts et blessés 7000 hommes selon l'extrait ci joint. Les Anglois entre tués et blessés 4000, les Hanovriens 1652 et les Hollandois 1600; somme totale 7242 presque tous d'Infanterie.

Notre armée en entrant en action etoit forte de 48 Bataillons et 85 Escadrons, et quoique la force de celle des Ennemis ne nous fût connu au juste, l'on sait cependant que toutes les Troupes, qu'ils ont dans les Pays-bas, passent le nombre de cent Bataillons et autant d'Escadrons en troupe reglée. Mais il est sans doute, qu'à l'action ils etoient de quelque chose plus forts que nous, aiant le Roy et le Dauphin à leur tête, qui y étoient arrivés peu de Jours avant l'action.

[71]) An den Großherzog. 17. August 1745. K. A. „j'ay pris la resolution „de m'attacher uniquement à la conservation possible de Bruxelles et d'An„vers qui importent le plus. J'ai fait consentir les Chefs des Alliés, et nous „avons fortifié le Canal de Bruxelles jusqu'à la Ruppel de façon que je ne „puis croire qu'il prenne envie aux ennemis de nous y venir attaquer“. . . .

[72]) Königsegg, 19. August 1745. K. A. „Je me trouve dans un etat si „délabré par la forte goutte qui m'a pris d'abord deux jours après la ba„taille de Fontenoy, et de laquelle en tant de tems je ne puis encore me „remettre, qu'en vérité je ne suis plus propre en campagne et dans l'im„possibilité de continuer un métier qui demande une santé robuste et des „forces entières. Je tacherois cependant de finir cette campagne si malheu„reuse comme je pourrois, mais pour l'avenir je ne me sens plus de pouvoir „supporter les fatigues, les soins et les insomnies“. . .

[73]) Weber. Moritz von Sachsen. 213.

Drittes Capitel.

[1]) Erizzo. 22. Mai 1745.

[2]) Wasner. London, 25. Mai 1745.

[3]) Erizzo. 12. Dezember 1744. „Malcontenti come lo sono infatti quei „popoli della dominazione del Rè di Prussia, confida la Corte che quando „riesca effettivamente alle armi della Regina di far in quella parte progressi „ . . . siano per manifestar con impazienza la loro antica fede". . .

[4]) Erizzo. 3. April 1745. „ma il vincer li costumi e gl' inveterati met- „todi di agire delle nazioni sarà sempre opera difficilissima". . .

[5]) 13. März 1745. „Una gran parte dell' uffizialità anco dello stato „maggiore si trova tuttavia qui tranquillamente, nè si crede che il Principe „Carlo sia per passar all' armata prima della fine del mese". . .

[6]) Erizzo. 20. März 1745. „militerà col Principe in Boemia il General „Conte Daun, soggetto di valore e di capacità, a cui per esser ancor giovine „si desidererebbe maggiore esperienza, onde poter dar all' occasione al Prin- „cipe li necessarj suggerimenti."

[7]) Erizzo. 13. März 1745. „La Corte, seguitando l' ordinario suo co- „stume, suole tosto lusingarsi con una incredibile facilità di quello è con- „forme a' suoi desiderj ed al suo interesse."

[8]) Ranke. III. 243.

[9]) Orlich. II. 131.

[10]) Ranke. III. 240.

[11]) Orlich II. 134.

[12]) Prinz Karl an den Großherzog. 10., 12, 22. Mai 1745. K. A.

[13]) Erizzo. 9. Juni 1745.

[14]) Prinz Karl an den Großherzog. Reichenau, 1. Juni 1745. K. A.

[15]) Noch am 4. Juni 1745 schrieb er aus Reichenau eigenhändig an seinen Bruder, den Großherzog von Toscana . . . „après une facheuse affaire „ce matin les Prussiens nous ont attaqués et chasse de façon que nous „avont perdue une partie de nos drapeaux et canons, et beaucoup du monde, „surtout des Generaux. Le pauvre tüngen at ete tue, berlinguer perdue ou „tué, enfin nous avons eu une deroute parfaite, et cela dans la plus belle „position du monde, et nos gences marquand la meilleure volonté en avan-„çant. L'attaque at dabord ete sur les Saxons, et comme nous les avonts „attaqué, à la premiere decharge la plus part de nos gences ont tournée et „il ny at jamais eu mojens de les ramener; quelques regiments qui ont tenu, „en ont eté la victime, ayant été entouré, enfin dieu la voulu; nous nous sommes „reformée à l'entrée des montagnes, mais comme les prussiens nous suivoient „de pres, le Duc et moy avont crus devoir nous retirer icy à Reichenau, „d'ou je vous ecrit. Comme je l'attend pour prendre mes resolutions de con-„cert pour ce que nous oront affaires, je ne vous ecrit que ces quatre lignes. „Jay reste a larriergarde, les prussiens sont resté en bas de la montagnes „lorsque Je me suis retiré avec larriergarde, Jay meme laisse 200 houzards „pour examiner leurs manoeuvre; vous pouvez bien juger de lettat dans „lequelle je suis, mais tant qu'une goutte de sang coulerat dans mes vajnes, „ce cerat pour le services de la Reine. Cette nouvelle je n'oze luy mander, „aincy Je m'en remets à Votre prudence, dieu merci je n'ai pas été blessé, „daun lest, mais jespere que ce ne sera rien; le Prince de Wolfenbuttel est „tombé, son cheval ayant été tué sous luy, dont il a une grosse contusion. „Pardonne mais le malheur me fait dautant plus de peine que nos gences „ont fait comme des cojons; pardonné le terme, mais je suis furieux et vous „suplie de prier la Reine de me continuer toujours ces bontes de meme que „vous . . . J'ay aussy perdu mon Colonel; je vous envoyray lorsque nous „seront plus tranquille tout le detaille; nous avons des regiments qui nont „plus de 120 hommes et un ou deux officiers, qui sont ceux que nous avons „compte perdues. Je crois que les Saxons ont perdu toutes leurs avantgarde „qui etoit de 18 Compagnies de Grenadiers."

[16]) Erizzo. 26. Juni. „non sa persuadersi di poter giammai godere una „vera quiete dal canto del Rè di Prussia, quando egli esca dal presente im-„pegno con la potenza che gode". . . . .

[17]) Erizzo. 19. Juni 1745. „se si fossero usate quelle precautioni che „sono tanto necessarie in simili occasioni, è molto probabile che la grave „disgratia non fosse occorsa . . . gli Alleati si sono infelicemente lasciati sor-„prendere, cosa che non sembra probabile che potesse succedere, poichè „avendo tante truppe irregolari, se si avesse fatto uso di queste per far le „convenienti scuoperte de' movimenti de' nemici, evitavano il grande colpo, „ma una soverchia confidenza che li Prussiani non fossero giammai per in-„contrar spontaneamente il cimento, e l'opinione involsa che si vuole stata „accreditata da relazioni di spie corrotte che pensassero di ritirarsi verso „Lignitz, sono state le cause di essere stati all'improviso colti, quando meno

„se lo attendevano, a segno che non solo, come per altro studiosamente si „è procurato di sparger per proprio decoro, non si trattava l' armata posta „in ordinanza, ne passò la notte sotto l' armi, ma era già principiato l'attacco „all' ala sinistra, che non erano neppur sellati li cavalli, e non si era fatta „alcuna benchè minima disposizione per incontrar la battaglia. Il fatto si „nega costantemente, ma con tutto questo può tenersi per sicuro essendovene „prove accertatissime."

[18]) Erizzo. 19. Juni 1745. „si deve in ora accordare da tutti che il „Rè di Prussia è un grande et esperimentato Capitano, e che è ugualmente „servito da Generali di valore e di consumata esperienza, avendo molto a „proposito saputo cogliere l'opportunità et il vero momento."

[19]) Erizzo. 26. Juni 1745. „Temeva questa Corte che arrivando alla „cognitione delle potenze maritime l' infelice successo potesse prevalere nelle „medesime l'opinione che fosse del comune interesse di pensar ad un acco„modamento con la Prussia per poter indi confertire tutte le forze contro „la Francia et obligarla in tal maniera a segnar una pace che per le sue „condizioni potesse sperarsi solida e stabile, e questo dubbio teneva oltre „ogni credere agitata la Regina."

[20]) Der Entwurf des Schreibens ist von Bartensteins Hand: Es lautet: „Madame ma chere soeur et cousine. La Klenck*) m'a fait un present trop „beau et trop magnifique pour ne pas reconnoitre d'où il me venoit. Et „c' est precisement ce qui m'a fait le plus de plaisir et en rehausse infiniment „le prix, comme il m' engage en même temps à en remercier très cordiale„ment V. M."

„Elle aura eté sans doute frappée autant que moy de la nouvelle in„attendue de ce qui s' est passé le 4 en Silésie. Quoique le mal ne soit pas „petit, on l' a crû pourtant d' abord plus grand qu'il ne l' est selon la relation „que je viens de recevoir et qui m' a apris à ma grande satisfaction la bra„voure avec laquelle les trouppes saxonnes se sont distinguée. Sur le premier „avis de cette malheureuse journée j' ai donné tous mes soins à reparer le mal „le plus promptement qu'il est possible, et Esterhasy aura deja eu l' honneur „d' exposer à V. M. les moyens qu' on met en exécution pour y parvenir. „Quatre mille Croates ont depuis joint l' armée, et les autres renforts ne tar„deront pas de suivre successivement, de sorte qu' on peut esperer avec fon„dement qu' en quelques semaines elle sera autant ou plus forte qu' elle n'a „été en pénétrant dans la Silésie. En attendant je ne doute pas que les deux „chefs ne s' appliquent sans relache tant à encourager le commun qu' à remettre „le tout dans l' ordre. Comme de là dépend l' avantage et la seureté com„mune, rien ne me tient tant à coeur que d' y réussir, et les hautes lumières „de V. M. ne me laissent aucun doute qu' Elle ne veuille s' empresser autant

*) Marie Charlotte Freiin von Klenke, welche als erstes Kammerfräulein in den Diensten der im J. 1742 verstorbenen Kaiserin Amalie, Mutter der Königin von Polen, gestanden und sich in deren besonderem Vertrauen befunden hatte.

„que moy pour une fin si salutaire. Enfin la cause est trop juste pour ne „pas confier en Dieu, qu'à la fin elle triomphera. Pour mieux manifester sa „toutepuissance, Dieu a jusqu'ici dirigé toujours les choses en sorte que les „événements les plus heureux ont suivi les plus grands revers. C'est par „épanchement de coeur que j'écris a V. M. en m'apercevant à peine que ma „lettre, pour etre trop longue, pourroit Luy devenir fatiguante. Je ne saurois „cependant la finir sans renouveller à V. M. les assurances de la plus tendre „amitié, de la plus haute estime et de l'attachement inviolable avec lequels „je serai toute ma vie

„de Votre Majesté

„la bonne soeur et cousine."

[21]) Die Instruction für Khevenhüller vermochte nicht aufzufinden. Daß aber darin sein Auftrag bestand, geht aus seinen Berichten hervor. In dem vom 16. Juni nennt er „die so höchst wichtige Wiedereroberung von Schlesien das „erstere Haupt-Objectum meiner Instruction."

[22]) Khevenhüller an Maria Theresia. Prag, 8. Juli 1745. St. A.

[23]) Histoire de mon temps. II. 219.

[24]) Maria Theresia an die Königin von Polen. Eigenhändig. Der Entwurf ist von Bartenstein verfaßt.

„Madame ma chère soeur et cousine. Toutes les lettres que je reçois „de V. M. me charment, mais celle qu'Elle a bien voulu m'ecrire en réponse „à la mienne du 12 d. c. m'a touchée plus vivement encore. Les sentiments „que V. M. y marque au sujet de la journée du 4 sont également justes et „pieux. Ils me serviront de modèle, et je me flatte de ne m'en jamais éloigner. „Je suis très redevable à S. M. le Roy Son Epoux du grand empressement „qu'il a eu de remplacer la perte qu'on a faite, et je n'ignore pas combien „je dois même à cet égard à V. M. De mon côté je n'omettrai assurément „rien pour faire hâter les renforts qui restent à venir, une bonne partie étant „déjà arrivée, et les autres en chemin. Je connois parfaitement le zèle, la „droiture, l'intrépidité et la sagesse du digne duc de Weissenfels, et j'y mets „une confiance sans bornes. Très-éloignée de croire qu'il ait besoin d'être „animé, je m'en promets des succès très-heureux, des qu'il sera secondé par „tous ceux qui sont sous luy, comme je n'en veux pas douter, d'autant plus „qu'à l'occasion de la dernière allarme les trouppes saxonnes ont montré „tant de bonne volonté, que le Prince Charles ne peut assez s'en louer. Il „me reste de remercier de grand coeur V. M. des assurances obligeantes et „tendres par lesquelles Elle a fini sa lettre, et je la prie d'être très-convaincue „du plus parfait retour et de la plus vive reconnoissance tant de ma part „que de la part de mon Royal Epoux. Il me paroit plus que jamais indispen„sable que tous ceux que le sang et les sentimens pour le bien de la patrie „unissent contre les perturbateurs de son repos, soient pleinement d'accord „sur les événemens qui y ont tant de rapport. Et c'est le plus grand motif

„pour moy de souhaiter que l'affaire de l'élection se termine heureusement „et au plutôt, quoique je ne saurois douter que cela ne serve à assurer notre „sûreté et avantage commun contre un voisin tel qu'est le Roy de Prusse. „Comme V. M. pense de même, il ne me reste qu'à La prier très-instamment „de vouloir avoir soin pour que les ordres donnés en cette conformité au Comte „de Schoenberg sortent leur plein et entier effet. Mais comme cette lettre „n'est déjà que trop longue, je me rapporte à ce que le Comte de Kheven-„hüller aura l'honneur de luy exposer, n'adjoutant rien sur le choix que j'ai „fait de ce Ministre, puisqu'il a été assez heureux d'avoir été agréé cy-devant „par V. M."

„Je suis avec les plus tendres sentimens et l'estime la plus parfaite „de V. M.

„la très-affectionnée soeur et cousine."

„à Vienne, ce 30 Juin 1745."

[25]) Den Brief selbst vermochte ich nicht aufzufinden. Doch erwähnt Khevenhüller in seinem Berichte vom 16. Juli, daß Podewils selbst die Lage der Preußen als eine nicht weniger kritische als vor der Schlacht bei Hohenfriedberg bezeichnet.

[26]) Khevenhüllers Bericht. Dresden, 16. Juli 1745. St. A.

[27]) Er nennt darin den König August: „un Prince ambitieux et irréconciliable," und spricht von der „indigne perfidie de ses Ministres."

[28]) Die österreichische Urkunde scheint am 25. August ausgestellt zu sein. Das im kais. Staatsarchive befindliche, vom König August unterzeichnete Exemplar trägt das Datum: Dresden, 29. August 1745. Es lautet:

Quoique par les Traités, Conventions et Actes, qui subsistent entre Sa Majesté le Roi de Pologne, Electeur de Saxe et Sa Majesté la Reine de Hongrie et de Boheme, on ait crû d'avoir pourvû suffisamment à Leur sûrete commune, neantmoins differens évenements survenûs depuis, sur tout la declaration de guerre du Roi de Prusse contre la Saxe, publiée en haine de Son Alliance avec Sa Majesté la Reine de Hongrie et de Boheme, et du Traité de Varsovie, Leur ont parû exiger des soins et arrangemens ulterieurs. Pour cet effet Leurs Majestés sont convenües des Articles suivants:

Primo. Elles renouvellent la promesse reciproque de Leur union la plus intime et indissoluble en sorte, qu'aucune des deux Puissances ne Se prêtera jamais, sans le plein et libre consentement de l'autre, à aucun accomodement avec l'ennemi commun, mais qu'au contraire Elles Se communiqueront fidelement, et sans delai les ouvertures qui Leur pourroient êtres faites à ce sujet, Se promettant en outre, de Se procurer reciproquement à la future pacification tous les avantages possibles et d'agir tant au dedans, qu'au dehors de l'Empire d'un parfait concert.

Secundo. Comme les nouveaux événemens indiqués ci-dessus donnent de plus en plus à connaître, qu'il n'y a absolument aucun repos solide à espérer ni dans l'Empire, ni dans le Nord, ni dans le reste de l'Europe,

tant que le Roi de Prusse ne sera pas contraire à se prêter à une paix stable; Leurs Majestés Se sont crû indispensablement obligées de songer à des moyens plus efficaces pour y parvenir, sans neantmoins deroger aucunement aux soins, que tant les interêts et la sûreté de Leurs autres Alliés, que la sûreté des frontières de l'Empire exigent ailleurs; ces mêmes interêts et sûreté ne peuvent jamais être solidement affermis, tant qu'à l'exemple des années passées on aura à craindre des invasions soudaines, et pareilles à celles, dont les Etâts de Sa Majesté la Reine de Hongrie et de Boheme ont fait si souvent la triste épreuve.

Pour concilier donc l'un et l'autre bût, la presente saison Leur a parû la plus propre, de sorte qu'Elles ont resolües de la mettre à profit autant qu'il est dans Leur pouvoir. En consequence de quoi Sa Majesté la Reine de Hongrie et de Boheme promet

Tertio, de faire poursuivre par Son Armée en Boheme l'ennemi commun, et de tacher de porter le theatre de la guerre dans l'endroit, qui lui devra être le plus sensible, même de faire continuer ces operations vigoureuses pendant tout l'hyver, autant que la conversation des troupes et les regles de la guerre le pourront permettre, surtout en le faisant continuellement harceler par Ses troupes irregulieres.

De plus Sa Majesté la Reine de Hongrie et de Boheme s'engage

Quarto, de detacher au plutôt possible de Son Armée du Rhin un Corps de dix à douze mille hommes effectifs vers les frontieres de la Saxe, pour renforcer l'Armée Alliée y rassemblée et lui assûrer une plus grande superiorité encore, qu'elle n'a déjà, sur celle des ennemis.

En échange Sa Majesté le Roi de Pologne, Electeur de Saxe s'engage

Quinto, que ne pouvant plus paroître aucunement douteux, que le Roi de Prusse ne soit l'aggresseur, Elle employera dorenavant non seulement le nombre des troupes stipulé par les Traités, mais toutes Ses forces contre ce Prince, de vouloir diriger encore de Son côté les operations les plus vigoureuses contre l'endroit, qui lui doit être le plus sensible, suivant le concert à fixer entre les deux Generaux Commandants en Chef; et de continuer enfin ces operations de la maniere, qu'on vient de dire pareillement pendant tout l'hyver.

En outre Sa Majesté le Roi de Pologne, Electeur de Saxe, promêt

Sexto, de S'employer le mieux, qu'il Lui sera possible, partout où il convient, pour que les Traités de subsides avec LL. AA. EE. de Cologne et de Baviere soient terminés à la satisfaction des parties intéressées et à l'avancement de la Cause commune.

Septimo, Sa dite Majesté Polonoise, Electeur de Saxe ne S'employera pas moins efficacement et utilement, à porter les Cercles anterieurs de l'Empire à rassembler incessamment les troupes, qu'ils ont sur pied, et à les poster en sorte, qu'elles servent pendant tout l'hyver à la defense et garde des frontieres de la Patrie commune, et d'un chacun, qui en est le membre. Sa Majesté Polonoise, Electeur de Saxe, promêt encore

Octavo, de seconder et d'apuyer de son mieux tout ce qui sera porté à la Diete de l'Empire, pour faire les plus grands efforts de la part de tous ceux, qui y ont interêt, afin de parvenir à une paix stable et solide.

Enfin Sa Majesté Polonoise, Electeur de Saxe, n'ayant rien plus à coeur, que de convaincre Sa Maj^té Brit^que et L. H. P. les Seigneurs États Generaux des Pays-bas Unis, de Son amitié sincere, et combien Elle prend part au soutien de l'equilibre de l'Europe et de sa liberté, qui en depend, S'engage

Nono, à y employer non seulement le nombre des troupes stipulé par le Traité de Varsovie, mais le double, dés qu'Elle aura le dos pleinement assuré contre un ennemi aussi dangereux, qu'est le Roi de Prusse, et des que par des subsides proportionnés Elle sera mise en étât d'employer ce double en conformité de la disposition du dit Traité de Varsovie.

En foy de quoy Leurs Majestés ont signé Chacune de propre main un Exemplaire de la même teneur de cet Acte, pour être echangé l'un contre l'autre, et y ont fait apposer Leurs Sceaux Royaux. Fait à Dresde. ce 29. d'Août, 1745.

Auguste Roi.

[29]) Ranke. III. 277.

[30]) Wasner an Ulfeld. Hannover, 27. Juni 1745. . . „Da ich den Lord „Harrington befraget, ob der kürzlich aus Engelland allhier angelangte preu„ßische Minister Andrié ihme nicht etwa was bereits vorgetragen habe, er Lord „mir widersetzet, daß bis dato von ihme Andrié nichts wäre vorgebracht, son„dern bloß allein in dem Gespräch als von ihme selbsten angemercket worden, „daß nunmehro mit dem Könige seinem Herrn etwas zu handlen die beste Zeit „zu sein scheinete, worauf er Lord aber ihme Andrié etwas zu antworten nicht „verträglich oder gerathen zu sein erachtet habe."

Wasner an Ulfeld. Hannover, 11. Juli 1745. St. A. „Sonsten ist der „als preussischer Minister einige Zeit in Holland gewesene und nun nacher Ber„lin zurückkehrende Graf von Podewils vor dreyen Tagen allhier angelanget, „und in der dem Lord Harrington des folgenden Tages abgestatteten Besuchung „zumalen sich beschränket, wie er bloß und allein um hiesige Stadt und Hof zu „sehen, seinen Weg hier durchgenommen habe, hiernächst aber mit der geringsten „Verrichtung nicht beladen, mithin auch als heute wiederum seine Reyse von „hier fortzusetzen gesinnet seye, jedoch glaube er, Podewils, vor sich und bloß „seiner eygenen Einbildung nach daß nun die beste und füglichste Zeit sein dörffte, „wegen eines Vergleichs mit dem Könige, seinem Herren eine Handlung anzu„gehen Wie nun dieses Gespräch jenem vollständig gleichförmig ist, welches zu„folge meines an Euer Exzellenz unterm 27. v. M. abgelassenen gehorsamsten „Schreibens von dem Andrié bei dessen Ankunft allhier dem Lord Harrington „gehalten worden, so hat auch dieser ihme von Podewils ein mehrers nicht als „gleicherwehntem Andrié zu wiedersetzen gut gefunden."

[31]) Histoire de mon temps. II. 221.

[32]) An Wasner. 20. Juli 1745. „In Verfolg dessen, was Wir Dir von „der Beysorg einer schädlichen Friedenshandlung mit Preußen von Zeit zu Zeit „zu erkennen gegeben, können Wir Dir noch weiters gnädigst nicht bergen, daß „Uns seithero die Nachricht von der zu sothanen ende abzielen sollenden absen„dung des bekandten grafen Gotters nach Hannover von mehreren orthen zu„gekommen."

[33]) Maria Theresia an den Prinzen Karl von Lothringen. 27. Juli 1745. St. A.

[34]) Ranke verlegt die Unterredung auf den 2. August. Es scheint dieß ein Irrthum, dadurch herbeigeführt, daß Coxe II. 325 als Datum des Robinson'schen Berichtes den 3. August angibt, während derselbe nach Raumer S. 213 vom 4. datirt ist. Daß die Audienz erst an diesem Tage stattfand, ist dem mir vorliegenden eigenhändigen Schreiben Ulfelds an den Großherzog vom 4. August zu entnehmen, worin es wörtlich heißt: „Comme il (Robinson) a eu „ordre de demander une audience de S. M. la Reine, il l'a eue ce matin." ...

[35]) Die Darstellung der Unterredung der Königin mit Robinson ist dem Berichte des Letzteren an Lord Harrington entnommen. Coxe II. 325. Raumer. S. 213.

[36]) „Plus on fait paroitre de l'abattement et de l'empressement pour la „paix, moins on y parvient. La France doit en partie la formidable grandeur „où elle est montée à la maxime qu'elle a constamment suivie, de n'offrir „et ne rechercher la paix que lorsque ses affaires prosperoient. En perdant „contenance dans de mauvais succès, le mal empire et on n'y remedie pas."

[37]) Friedrich's Rescript an Andrié vom 5. August 1745 bei Raumer. 215.

[38]) Robinsons Mittheilung vom 1. September 1745 lautet: „Le Ministre „Britannique vient de recevoir une copie de la convention faite dernièrement „entre le Roy son maître et le Roy de Prusse. Avant que de la commu„niquer, il souhaite selon ses ordres d'avoir une promesse absolue touchant „le secret à garder là-dessus. Point d'autant plus necessaire, que Sa Majesté „le Roy de la Grande-Bretagne s'y est engagé par un des principaux ar„ticles. Cette promesse accordée, le dit Ministre est prêt d'en faire la com„munication, et de s'ouvrir, comme il est accoutumé de le faire, de la ma„nière la plus aimable et la plus cordiale sur tout ce qui peut regarder les „interêts ulterieurs de S. M. la Reine de Hongrie et de Bohême."

[39]) Ulfeld an den Großherzog. 2. September 1745. St. A. „L'on a „déliberé ce matin en presence de S. M. la Reine et elle a ordonné qu'on „reponde pareillement par écrit que l'on pouvoit accepter la communication, „mais qu'on ne pouvoit s'engager au secret qu'en autant que cela ne regardoit „les puissances alliées, qu'on n'en fairoit aucun usage envers la France, mais „qu'on ne pourroit pas se passer d'en faire communication à la Saxe aussitôt „que c'étoit une matière qui regardoit un des Alliés du traitté de Varsovie."

40) Erizzo. 4. September .. „non ostante alla facilità con che man„cava di fede, che era non piccolo diffetto, non poteva negarsi il merito di „aver un grande acume ed ingegno, molta penetrazione ed un assidua in„stancabile applicazione agli affari, con accopiarvi quella vigilanza che tanto „si rendeva necessaria ad un Capitano di esercito."

41) Voriger Bericht. „Che bisognava pensar di ripararvi per l' anno „venturo, importando troppo a' suoi interessi di far tutti li possibili tentativi „per procurar la ricupera di una porzione di stato così riguardevole. Che „essa si era per il vero acquietato di averne perduto il possesso, o dal canto „suo non averebbe giammai pensato di violar il trattato di Breslavia, ma „che il così aperto mancamento di fede del Rè di Prussia nell' aggredirla „senza causa nel tempo che esso poteva sperare che la sua armata al Reno „fosse per riportare vantaggi atti a riparare le sue perdite, gli aveva fatto „conoscere che sin a tanto che quel Principe restarebbe così potente, doveva „ella versare in continue agitazioni, e non esser in alcun tempo mai quieta „nel possesso de suoi dominj. Non esser però il suo un capriccio, ma una „necessità se credeva di non poter dar in presente accolto a propositioni di „pace col medesimo."

42) Voriger Bericht. „Quella è una Corte che non sa ni ben esser „amica ni ben nemica."

Viertes Capitel.

[1]) 30. April 1745. „Umb Gottes willen nur des Batthyany vorruckung „nicht gehemmet, sonsten ist die Kaiser Cron hin. Batthyany kan weit stärker, „30.000 Mann effective vorrucken, wan er einestheils nichts als Ingolstadt, „Braunau, Schardingen und Passau besetzt behaltet und anderentheils die recru„ten und remonten an sich ziehet. Er ist stärker als er ware wie er in Bayern „vorgerucket. Hinter dem Neckar ist er sicher und wenn der Feind weichet, kann „Aremberg sich allezeit nähern. Auff der Seiten, im Churpfälzischen, im Hanaui„schen ist das Land nicht aufgefressen ... Ich sehe vor, daß die Sachen neuer„dingen übel gehen werden. .. Mir blutet das Herz ..."

[2]) Montag den 28. Juni um fünf Uhr Morgens begab sich Maria Theresia mit ihrem Gemahl von Schönbrunn nach Maria Lanzendorf, hörte dort die Messe und nahm dann Abschied von ihm. Der Großherzog ging nach Wien und trat schon um ½8 Uhr desselben Morgens die Reise nach dem Heere an. Die Königin aber begab sich für einige Tage nach Mannersdorf zu der Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs. Wienerisches Diarium vom 30. Juni 1745.

[3]) Erizzo. 29. Juni 1745 ... „Averebbe desiderato la Regina che il „Consorte dilazionasse ancora le sue mosse, ma tal è stata la di lui impa„zienza di eseguirle, che non ha saputo determinarsi di sospenderle, neppur „sin al ricapito della notizia che fosse seguita la congiunzione delle due ar„mate. Soffriva con rincrescimento questo Principe di trovarsi in tempo di „tante turbolenze, et in cui trattasi spezialmente d' interessi che lo riguar„dano così da vicino, e dalla sua elevazione, ozioso spettatore, e smaniava „di desiderio di ponersi alla testa d' un armata. Questa è stata sempre la „sua passione, con tutto che non si sii mai tralasciato di procurar con ra„gionevoli motivi di distorlo da simili pensieri."

[4]) Ennen. Frankreich und der Niederrhein. II. 269.

[5]) Eigenhändiges Schreiben des Großherzogs an Bartenstein. Lorsch, 25. Juli 1745. St. A. „je mettet flate que det que la ville de franquefore „seret couverte des enemit, l'afere de lelequesion iret son tren; sure sa jay „don passe le Mayn et meme jay fay plus, care jay eu le Bonheure doblige

„les francet a repase le Rhin, met lafere de lelequesion nan net pas plus „avanse et ille non pas encore comense les conferance preliminer et giniore „encore quante ille les comenseron, quoyque tout les bien entansione cri quil „faux ce presse, met ye ni voy pas encore daparance, les Ministre nai an pas „tous encore leure plen pouvoyre ou seux qui les on, ont osi hordre de ne „san servire que dans le qua quil voye la Majorite de seux qui les on; ceux „qui les on, son Mayance, Treve, hanouer et nous; ceux qui les on aveque „reserve cet Baviere, ceux qui ne les on pas son Saxe et Colonien, met ce „dernier dit quil les attan o premie joure, met pour le Ministre de Saxe net „rien mouen quanprese (qu'empressé) dans cet afere, meme ille pouret etre „soupsone. Poure des 2 otre je ne parle du tou; ensi com il ne veut pas „comense quil net les Majora, je ne se pas quante ces plenpouvoyre de Co„lonien, Saxe ou que Bavier vous dera (?) se seruire des sien, care allore „la Majorite sera et cela poura ce comense et lelequeteure de Mayance et „pret a sirandre a tout momen. Les entrige frances pour arette ce grante „ouvrage son plus forte de baucoup que leur arme . . . . .

[6]) Ulfeld an den Großherzog. Wien, 31. Juli 1745. „il y a deux partis „à la Cour de France, dont l'un est de pousser ses conquêtes aux Pays„Bas pour achever d'intimider les Hollandois, et l'autre d'empecher l'Elec„tion. Argenson paroit etre du premier parti et Chavigny du second, mais „jusqu'a cette heure les sentimens du premier ont toujours prévalu."

[7]) Maria Theresia an den Kurfürsten von Mainz. Eigenhändig.

„Hochwürdigster hochgeehrter Hr. öhm. nicht nur die zärtlichste liebe, die „wie billig meines gemahls Königl. hochheit und liebden zuwende, sondern zu„gleich auch die begirde des Vatterlands allgemeine ruhe und wohlstand noch „kräfftiger, als bis anhero von mir beschehen, unterstützen zu können, erwecket „bey mir das verlangen, seine hoheit und liebden zur Kaiserlichen würde erho„ben zu sehen. nun halte mich zwar in voraus von Euer liebden Stimme und „sonstigen Vorschub umb des willen gesichert, weillen mir deren rühmlichste „obigen ruhe und wohlstand vorzüglich jederzeit vor augen habende gedenkens„arth aus der selbst redenden erfahrung sattsamb bekannt ist. doch habe nicht „unterlassen wollen, Euer Liebden sothanes mein Verlangen, wie hiemit beschi„het, auch eygenhändig zu erkennen zu geben, und es nur von darumben bis „nun zu anstehen lassen, weillen die Zeit abwarten wollen, bis meines gemahls „Königl. Hoheit und Liebden bei der armee, folglich in der nähe persöhnlich an„gelangt seyn würden, übrigens werde die meinem ersuchen gemäß von E. L. „erwartende grosse willfährigkeit nimmehrmehr in vergessenheit setzen, villmehr „gegen E. L., dero untergegebenes ertzstift und die ihrige auff das danckbahrste „jederzeit erkennen und werckthättig erwidrigen. Verbleibe anbey E. L. mit Freund„schaft beständig beygethan.

Euer Liebden

freundwillige muhm

Wieen dem 13. Juli 1745. Maria Theresia.

Adresse: Ihro Liebden dem churfürsten zu mayntz meinem hochgeehrten Herrn Öhm.

8) Lorsch, 26. Juli 1745. St. A.

9) Bartenstein an den Großherzog. Wien, 31. Juli 1745. St. A. „on a „crû devoir se servir de l'animosité qui y subsiste toujours contre le Roi de „Prusse, en luy faisant envisager, que l'election une fois faite les opérations „contre ce Roy et par consequent ce qui doit en revenir à la Saxe, devien„dront plus aisées."

10) Schreiben des Freiherrn von Knorr aus Frankfurt. 29. August 1745.

11) Voriges Schreiben.

12) Erizzo. 21. August 1745. „La Regina poi, la quale si è riavuta dal „suo incommodo, quando avesse anco ad esser così pronto il caso, si dimostra „determinata di voler in tutte le maniere trasferirsi a Francfort. Non lascia „di rincrescere a molti anco de più savj il grave dispendio, quale assorbirà „questa sua andata, in cui si calcola che dovrà impiegare la maggior parte „dell' imposta prestanza, la quale renderà non solo due millioni e mezzo, „come si diceva, ma tre e mezzo, e la di cui riscossione non ostante a tanti „altri pesi che soffrono questi paesi, è vicina ad esser completa. Si va sotto „voce mormorando che in tempi così calamitosi, et in tante ristrettezze questo „dinaro sarebbe molto meglio impiegato nei tanti bisogni della guerra, ma „non vi è stato che abbia osato fargli riflessi in contrario, tanto è rissoluta „di averlo a fare."

13) Ulfeld an den Großherzog. Wien. 22. August 1745. St. A. „J'ay fait „à S. M. inutilement toutes les representations les plus respectueuses pour „lui faire voire que faisant le voyage de Francfort pour y gagner les esprits, „c'étoit le moyen de faire plus de mal que de bien, puisque cela aliéneroit „au moins touts ceux qui encore soyent bien intentionés, ne manquant „pourtant pas de taxer toujours cette Cour-cy de hauteur. J'ai eu beau „faire; V. A. R. sait comme cela va quand S. M. a une fois saisi une opi„nion, et je n'ai eu pour reponce autre chose sinon qu'Elle ne vouloit pas, „et que si Elle scavoit qu'etant à Francfort, on voulut la surprendre, et „pour ainsi dire forcer, Elle resoudroit des apresent de n'y pas aller. J'ai „fait de mon mieux pour découvrir au moins la raison qui engageoit S. M. „la Reine de penser de la sorte sur cette matière, mais j'y ai tout aussi „peu reussi, ne voulant pas s'expliquer là dessus. Tout ce que je puis en „deviner au risque de me tromper, c'est que peut-être Elle regarde ce cou„ronnement au dessous des deux Couronnes Masculines qu'Elle porte, ayant „une fois dit qu'en fait de couronner Elle ne vouloit plus changer de sexe „et m'ayant repeté aujourd'huy que ce couronnement n'étoit qu'une comé„die, et qu'Elle ne vouloit pas la jouer. J'ai taché de représenter à S. M., „que si mesme Elle persistoit dans la resolution, de ne pas vouloire se faire „couronner, il seroit bon que cela n'eclatta pas trop tot, qu'il falloit envoyer „d'icy tout ce qu'il falloit pour cela, laisser faire tous les arrangements à „Francfort, et si après cela S. M. vouloit s'en passer, Elle pourroit toujours „le faire allegant qu'à cause des incomodités de Sa grossesse, Elle ne

„pouvoit hazarder si Elle pouvoit resister à celle de l'habillement de la céré-„monie."

[14]) So schrieb er ihr am 5. August 1745 aus Heidelberg: „je vous le re-„pete ille me sanble que vous deverie ausi vous faire couronne, care san „cela fera hici un tres moues efet, tout le monde contan la desut et cela „naret pas 4 joure de plus et et presque nesesere hi ettan presente." Und „am 18. August schrieb er gleichfalls aus Heidelberg an Ulfeld: „la Rene maian „fet conetre quel contet ne se pas fere couronne a franquefore, je vous les „(laisse) à juge de lefet que cela feret et poure elle meme et sure tout l'Empire „ci on croyet quel ferayt cet seremoni, je crin que plutos que de le fere, „elle ne vien pas du tout ce qui sureman feret osi un otre moues efet, care „dans cet oquasion elle vera bien des Princes que sureman elle ramenera „de bien de mouet preguge et fera bon effet, cet dons pour sa que je ne „rien fet savoyre a franquefore de ce quel ma marcque de son dessen poure „ne pas gatte les chos qui son en bon tren: ensi je ne doute pas que det „vous luy fere conprandre que cela ne peut fere qun bon efet et net en „rien contre sa quallité de Roy, elle nan revien et ne fase cet consolation „a tout l'Empire, ensi parles luy la desu care cela et de consequance pour „elle meme; vous poure mieux que person lui demontre cet nesesite qui et „tres conpatible aveque sa dinité de Roy et ne luy fet aucun tore: vous me „fere plesire de luy parle en conforemite et de redresere cet afere. je sui
François."

[15]) „plutot ne pas venir, quoique cela me couteroit, que de me faire „couronner dans l'etat où je suis."

[16]) „on n'en at plus besoing". . .

[17]) „ça ne ferai que des embaras". . .

[18]) „tout cela se leve avec la premiere resolution."

[19]) „si l'empereur veut de la Reine, elle souhaiteroit entrer avec lui; „autrement elle viendra incognito."

[20]) „le plus loing que cela se poura sans l'incomoder."

[21]) „s'il y en at un, autrement on crois en manteau."

[22]) „et de meme si on avoit de l'argent, mais on n'en at pas, meme „(si) je voudrois vendre les miens."

[23]) Erizzo, 4. September. Er sagt, auf der Reise selbst bestehe die Königin, „e lo eseguirà perchè è molto determinata nelle risolutioni sue, et ha oltre „alla fresca la buona sorte di temperamento assai robusto, ma è certo „ch' essendovi in molti siti strade quasi impracticabili, non potrà farlo senza „indifferente incommodo."

[24]) Erizzo schreibt hierüber am 2. Oktober aus Frankfurt, wohin er der Königin gefolgt war: „Nel lunedì le Maestà loro passate a Heidelberg per „veder l'Armata, essendosi restituite in questa Città il Mercordì. Composta

„come ella è, senza li distaccamenti, . . di 50m h. e di truppe bellissime, „tra le altre degli Hannoveriani, il spettacolo anco per il grande concorso „delle Città circonvicine è riuscito de' più distinti. Al passaggio che fece la „Regina, il Rè stesso si trovava alla testa dell' Armata a cavallo con la „spada alla mano. Questa Principessa esercitando gli atti consueti della sua „generosità, fece distribuire a cadaun soldato un fiorino a testa, e così a „proporzione a' bassi Uffiziali, così che si calcola che averà impiegati in ciò „all' incirca 100 m f. Incredibili sono state le dimostrazioni di gioja co' quali „furono accompagnate le Maestà loro, e seguì lo sbarco intiero dell' Artiglie-„ria che fù così ben eseguito che parve un sol colpo."

[25]) Erizzo. Frankfurt, 9. Oktober 1745.

[26]) Erizzo. 2. Oktober. „Se non nascono variazioni, è sin adora risoluta „la Regina di non farsi coronare. Essendo la funzione faticosissima, et assai „lunga, e dovendo per osservare le consuete formalità restar non poco spazio „caricata a terra, del che del resto tanto è l' universale desiderio che la ese-„guisse, che pare, che vi fosse disposizione di esecutarlo, non sa la medesima „determinarsi nell' ormai sua avvanzata gravidanza ad arrischiarsi ad un tanto „incomodo. La cosa non lascia di rincrescere sembrando a molti, che giac-„chè si è assogettata ad un così lungo e molesto viaggio, trovandosi qui „presente potesse dar all' Impero la consolazione d' esser coronata."

[27]) Die Erdichtungen des Königs von Preußen über das Benehmen Maria Theresia's in Frankfurt liefern, wenn es dessen noch bedürfte, einen neuen Beweis für die geringe Verläßlichkeit der Histoire de mon temps. Erizzo berichtet am 2. Oktober aus Frankfurt über den dortigen Aufenthalt des kaiserlichen Paares: „Le maniere poi così cortesi e tanto graziose delle Maestà „loro si captivano gli animi de' popoli e de' principali soggetti dell' Impero, „che in grande numero si ritrovano a questa parte per tributare li loro os-„sequj a' nuovi Regnanti. Il far conoscere che vogliono far uso più tosto de' „mezzi soavi, che auttorevoli, et esser disposti di uniformarsi alle soddis-„fazioni de' circoli produce un ottimo effetto."

[28]) Erizzo, welcher hiebei gegenwärtig war, meldet am 30. Oktober aus Wien, daß der Kurfürst „ . . diede li maggiori contrasegni d'una perfetta re-„conciliazione e di un vero desiderio di mantenere da qui avanti la miglior „corrispondenza. Quelli che si trovano alla di lui Corte del partito contra-„rio, che aumentano in vece di diminuire, e li Ministri di Principi Esteri a' „quali questa armonia non conviene, hanno posto in opera tutti li possibili „mezzi per frastornare l' Elettore da questo abboccamento, ma a fronte di „tutte le considerazioni in contrario volle eseguirlo, et è molto verisimile, „che se prima era già con l' animo suo tanto ben disposto, come lo ha dato „a conoscere con aver egli voluto precisamente l' accomodamento, ora abbia „ad esserlo tanto più dopo aver conferito con l' Imperatrice, alla quale bisogna „confessare che Dio ha dato doni particolari per captivarsi gli animi. L' im-„peratore stessamente niente avendo per la grande dignità alterato del solito

„suo cortese contegno, tratta con una affabilità e con maniera così gentile, „che si concilia li cuori di tutti, e quell' affetto, che per il vero senza per „altro sua colpa prima non godeva. E certo che questa uniforme direzione „tenuta nella permanenza di Francfort, dov' è concorsa la maggior parte de' „Principi, e de' Principali Signori dell' Impero, ha prodotto ottimi effetti, cosic„chè sin' agli ultimi momenti tutti a gara si mostrarono, come ne fui ocula„re testimonio, anziosi di mirar da vicino questi Monarchi, non sapendo „saziarsi di esaltarne le distinte qualità."

[29]) Am 26. Oktober um 8 Uhr Morgens fuhren nicht weniger als zwei und dreißig Schiffe, welche die Kaiserin und ihren Hofstaat trugen, gleichzeitig an Mölk vorüber. In Wien eingetroffen, fuhr Maria Theresia durch drei Triumphpforten, in der Wollzeile, auf dem Platze beim Stock im Eisen und dem Michaeler-Platze nach der Burg. Am nächsten Tage war Vormittags Te Deum in der Stephanskirche und Abends Beleuchtung der Stadt. Erizzo berichtet über die „universali acclamazioni del popolo, e de' sudditi, che fecero ugualmente „apparire il sommo loro contento di vedervi nuovamente stabilita la sede Im„periale, dal che ne risultono si considerabili vantaggi, e di rivedervi ritor„nata la propria Sovrana, verso la quale giustamente professano un così „forte e sincero attaccamento."

Fünftes Capitel.

---

[1]) Depesche Harringtons an Robinson. 13. Sept. 1745. Raumer. 221.

[2]) Histoire de mon temps. II. 235. „Par le moyen d'émissaires secrets „le Roi avoit fait lâcher à Francfort quelques propos de paix qui furent „tous rejetés."

[3]) Robinsons Depesche bei Raumer. 221.

[4]) Maria Theresia an den Prinzen Karl. Wien, 3. August 1745. K. A. „brül est bien intentionnée; on tache à le culbuter, j'espère dans les ope„rations et le bon Dieu."

[5]) Maria Theresia an den Prinzen Karl. Wien, 15. August 1745. „je „n'ais rien à ajouter que de vous presser sur les operations; tout en depend, „mais en Silésie le bon Dieu vous benira; croyez moy."

[6]) Coxe. II. 326. „the resentment of the Queen was still further infla„med by the prevaricating and insulting conduct of the King of Prussia."

[7]) Schreiben des Prinzen von Anhalt an Karl von Lothringen. Semonitz, 1. September 1745. K. A. „Auf Ihro Königl. Majestät Meines gnädigsten Herrn „Befehl habe Ew. Hoheit Ich die Ehre zu notificiren, wie das der Courier, „wovon letztens berichtet, jetzo gleich von Hannover allhier ankommt, und die „Nachricht mitbringt, daß den 26. Augusti die Präliminaria des Friedens würk„lich und zwar in Nahmen Ihro Königl. Majestät von Hungarn und Böhmen „durch den Lord Harrington gezeichnet worden . . ."

[8]) Prinz Karl an den Großherzog. 4. Sept. 1745. „Ce qui m'a surpris „le plus c'est que precisement ce matin j'ay reçu les ordres de la Reine de „faire tous mon possible pour tacher de les faire sortir de la boeme et même „que je les suive en Silésie."

[9]) Prinz Karl an den Herzog von Sachsen-Weißenfels. 11. September 1745. „V. A. qui connait le local, sentira l'importance du poste de Pless, et que „si nous l'occupons, il engagera infailliblement l'ennemi à un mouvement, „dont nous profiterons suivant les circonstances pour l'obliger de repasser „en Silésie."

[10]) F. M. L. Graf Rothkirch in der österr. milit. Zeitschrift. Jahrgang 1825. IV. 3.

[11]) Prinz Karl an seinen Bruder. Königshof, 30. Sept. 1745. K. A. „lennemis nous at vue et at battue la larme; comme il faisoit du brouillard „nous avonts attendue qu'il faisoit plus claire et aussy nous avonts remarque „que les ennemis en vouloit à notre gauche.“..

[12]) Prinz Karl an seinen Bruder. Königshof, 30. Sept. 1745. K. A. „pour ne vous rien cacher, nous avons été bien battus.“

[13]) Vom 3. Oktober 1745. K. A.

[14]) Karl von Lothringen an Ulfeld. 17. Juli 1745. „il commence à faire „tous les efforts pour retenir sa vivacité, ce qui luy fait beaucoup de peine, „cependant jusquasteur il en vient à bout et je me flatte qu'il entrera en „raisons.“

[15]) Karl von Lothringen an seinen Bruder. 4. Oktober 1745. K. A. „sy ces papiers par malheur n'étoit pas tombé entre les mains des Houzards, „nous en aurions bien davantage, mais la plus grande partie ont été perdues. „Comme vous le scavez bien, les Houzards se soucient très peu de papiers, „ils les ont pillé et dechirez.“ Nach preußischen Angaben sollen die Cabinetsräthe selbst die Papiere vernichtet haben.

[16]) Karl von Lothringen an den Kaiser. 6. Okt. 1745. K. A.

[17]) Karl von Lothringen an den Kaiser. 10. Okt. 1745. K. A.

[18]) Erizzo. Frankfurt, 9. Okt. 1745. „il quale infatti viene imputato „di non saper usar il conveniente rigore, il che nel tempo stesso che lo fa „amare, produce il pessimo effetto, che manca la tanto necessaria disciplina „et obbedienza, dal che poscia derivano nelle occasioni delle battaglie incon„venienti di tanto momento.“

[19]) Erizzo. Wien, 30. Oktober 1745. „sin a questo giorno questa So„vrana a fronte di tutte le considerazioni fattegli, e di tutte le proteste è „costantissima nel suo proposito di non voler a qual si sia costo e rischio „intender a parlar di pace col Rè di Prussia, quando abbia a restargli nelle „mani la Silesia.“

[20]) Erizzo. 6. November. „che non sapeva ne poteva nella constituzione „presente delle cose in alcun modo risolversi ad accomodamento con un Prin„cipe d'un carattere qual era il Rè di Prussia, poichè facendolo non si tro„varebbe mai in istato di sicurezza, e li suoi Stati sarebbero sempre esposti „ad invasioni.“

[21]) Erizzo. 6. November. „nelle esposizioni fatte et in quelle che non „desiste di fare, magnifica il Ministro Britannico oltre ogni credere li tenta„tivi e li pericoli dell' Inghilterra, esagera sopra tutto le vigorose assistenze „esterne che si dispongono dalla Francia e dalla Spagna a favore del Preten„dente. Dice che non si pensa a nullo meno che a detronare il suo Rè, che

„egli perciò e la sua nazione devono pensar principalmente a dissipare questo „turbine. Aver l'Inghilterra sin ad' ora dato evidenti contrasegni della sua „fede, e della sua costanza con tutta ciò che aveva pratticato in vantaggio „della Casa d'Austria, ne aver recreduto di incontrar per tal motivo l'im„pegno di una grave guerra, fornendo in oltre copioso numero di truppe et „abondanti summe di denaro. Proseguir ne' stessi sentimenti a fronte di tutto „quello emergeva, ma allora quando però si prendessero unitamente misure, „e si pensasse di operare non già con concetti del particolar interesse, ma „col riguardo del bene della causa commune, poiche del resto impegnata „l'Inghilterra nella propria diffesa, non sarebbe possibile che potesse supplir „al rimanente, come aveva sin adora fatto. Il solo espediente pertanto che „vi era nella positura corrente degli affari esser di devenire ad una repaci„ficazione col Rè di Prussia. Trovarsi col fatto che sin adora vani e sfor„tunati erano stati tutti li tentativi fatti contro il medesimo. L'esito di „quattro battaglie esser stato sempre infelice. Non entrare ad esaminare le „ragioni, ne parlar che del fatto. Apparire manifesta la superiorità, e la „fortuna delle di lui truppe. Potersi pur troppo temere che animate come „sono le stesse per le riportate vittorie, possano facendosi nuovi esperimenti „succeder nuove disavventure, da quali poscia derivino consequenze ancora „più dolorose; consumar l'Imperatrice il miglior nerbo delle sue forze in „tale esiggenza, e ciò esser causa che non poteva accorrer alle altre che „erano tanto importanti. Abbandonarsi per tal motivo l' Italia, lasciando „esposto un bene merito così utile e necessario Alleato. Negligersi total„mente i paesi bassi, e con consequenze che divenirebbero irreparabili. Toc„carsi con mano non esser ne sperabile ne possibile di ricuperar la Silesia. „Perchè dunque voler perseverar con tanta insistenza in tal proposito? Che „finalmente quella era una porzione di paese già ceduto, e nuovamente rinun„ciando alle pretensioni con un trattato non perdersi nulla di più. Non esser „una ragione per non avervi ad assentire il mancamento di fede del Rè di „Prussia. Che se non volessero più li Principi repacificarsi con quelli che „non l'avevano osservata, bisognarebbe perpetuare le guerre. Chi aver più „ingannata la Casa d'Austria che la Francia? L'ultimo caso per le sue „circostanze dopo la morte dell' Imperatore suo padre non aver esempio. „Esser quella veramente la Corona ch' era la inimica implacabile, e che dalle „direzioni tenute in tutti tempi mostrava evidentemente di mirare alla sua „distruzione, ed alla Monarchia universale, e perciò tutti gli oggetti e tutti „gli studj dover rivogliersi contro la medesima. Esser di lunga mano diffe„rente e minore la potenza del Rè di Prussia, cessargli in ora il pretesto di „voler assistere le convenienze del capo dell' Impero, con che aveva cercato „di connestare il suo contegno. Aver anche egli veduto che non ostante gli „avvantaggj riportati non aveva potuto dilatare le conquiste, doversi per „tanto credere, che rimanendogli quieto il possesso della Silesia, abbia „a starsene tranquillo. Che repacificandosi col Principe suddetto, si rista„biliva (punto così importante) la concordia nell' Impero, il quale in tal caso „potrebbe sperarsi con fondamento, che fosse per prender parte nelle correnti

„emergenze. Essersi posto in opera tutto per promovere l'interesse della „Casa d'Austria, e per rimetterla nella pristina sua potenza, ma esser consiglio prudente, giacchè si vedeva chiaramente, che non si poteva pervenirvi, „a fine di far un qualche sacrifizio, per preservare quello più importante, e „per impedire maggiori mali. Il fatto aver fatto conoscere, che tutti li sforzi „non erano sufficienti per poter supplire ad ogni cosa. Doversi pertanto „minorare il numero de' nemici, ne esservi in questo caso da bilanziare, che „separato che fosse il Rè di Prussia, potesse esservi lusinga, vi sarebbe ma„niera di ridurre a ragione la Casa di Borbone, e ponerla in necessità di sotto„scrivere ad una pace che fosse veramente solida e stabile. Che altrimenti „si correva gran rischio di allungare assai la guerra, e chi poteva sapere con „che perniziosi effetti."

[22]) Erizzo. 6. November. . . „non lasciando di accennare con cenni non „oscuri che se questa Corte vorrà rimaner ferma nel suo proposito in riguardo „al Rè di Prussia, non verranno più corrisposti sussidj per la necessità in „che sarà l'Inghilterra d'impiegare tutti li mezzi per la propria preservazione."

[23]) Erizzo. 6. November. „Ma ogni riflessione sino a questo giorno è „inofficiosa per indurre l'Imperatrice a cambiamento di massima, e nello „stesso tempo è costantissimo, ni un eccettuato, questo Ministero, credendo „ognuno che qualunque sacrifizio non possa equipararsi a quello di lasciar „il libero possesso della Slesia al Rè di Prussia; nella ferma persuasione che „milita che lo stesso a prima opportunità agradirebbe nuovamente, quando non „vi fosse a quelle frontiere una poderosa armata . . . Non fa il minimo effetto „la minaccia di non più corrispondere sussidj, essendomi noto che così l'Impe„ratrice come li Ministri tutti hanno avuto a spiegarsi che se l'Inghilterra „si riducesse a questo passo, il discapito finalmente non consisterebbe che „in poco più di due millioni di fiorini all'anno, e che in tal caso il mal „sarebbe che invece di aver a ritrovar di supplire ad altri 22, che si rende„vano necessarj per il sostentamento della guerra, si doverebbe pensar a „rinvenire 24. Non esser la cosa di tal momento, che abbiasi per non perder „un tal suffraggio a sottrarre ad un si gran danno, et ad esponersi a dover „discontinuar versar in timori e pericoli . ."

[24]) Erizzo. 27. Nov. „Indi soggiunse, continuano a volermi constringer „a far la pace con il Rè di Prussia, et io vi resisto et vi resisterò quanto mai „posso. Non è ch'io sia irreconciliabile con il medesimo, ma la ragione della „mia repugnanza deriva dall' esperienza delle cose precedenti; temo, e non „senza fondamento di non potermi giammai chiamar sicura, sintanto che quel „Principe continuerà di esser così potente come è. Si studino maniere di assi„curarmi positivamente, et io mi accomodarò, ma come posso farlo con la „rinovazione del trattato di Breslavia? Studio di render paghi li miei alleati „delle mie convenienze; ho loro da mesi parlato con fermezza, e continuo „a dir che non posso ridurmi a questa pace in questa guisa, tuttavia non „lascio di dar a comprender, che non ha luogo in me uno spirito di ostina„zione, ne una particolar inimicizia, ch' io abbia contro quel Principe. Sola

„non posso resistere a tutti, ne mi conviene far causa separata da miei „Alleati, ma dall' altra parte devo esponermi ad un evidente pericolo e versar „sempre fra timori e dubietà? In breve spazio di tempo però si vedrà più „chiaro nell' universale de' miei affari, e dovrò detterminarmi precisamente. „Sono persuasa, e lo è tutto il Ministero mio, che non sia dalla mia con„venienza di poter far nella costituzione presente delle cose pace con la „Prussia, e così pensa la Sassonia; ma l' Inghilterra singolarmente per mia „fattalità crede in modo diverso. Con tutto ciò non sono ancora fuori di „lusinga, che le mie ragioni, che non cesso di fargli esponere, la convincano, „dandomene qualche se ben remota speranza le ultime lettere che vengo „di ricevere in questi momenti, essendosi quel Ministero spiegato sopra di „questo particolare con sentimenti men precisi e più moderati di quello ha „sin adora fatto, ma il male è che li successi di Scozia, a' quali con indus„tria si ha dato tanto peso, forniscono pretesti a quel partito, che vuole „violentarmi a far in tutte le maniere la pace con il Prussiano."

25) Vergl. Bd. II. 286, 287.

26) Maria Theresia an Ulfeld. 15. Juli 1744. „Zu Prag hätte man „schließen sollen: les faux amis sont plus à craindre que les connus" (ennemis).

27) Rescript an Prié. 20. September 1744. St. A.

28) Stainville an den Großherzog. Paris, 15. Juni 1745. „Eh bien, „a-t-il répondu, pour le punir d'avoir rompu la paix, qu'on lui retranche „quelque chose de ce qu'on lui avoit d'abord cédé; qu'on laisse la Savoye „à Don Philippe, et que la Reine avec le Roy de Sardaigne s'arrangent pour „le reste de l' Italie. Les conquetes que nous avonts faites en Flandre, ne „feroient pas d'obstacle. Qu'on donne une extension au Commerce des Anglais... „Qu'Elle dise seulement je desire que mon mari soit Empereur, et que ce soit „avec l'agrement du Roi de France, et pour lors on entrera en matière. Le „Grand-Duc sera Empereur, il en coûtera peu à la Reine de Hongrie, et „il n'est pas impossible de contenter les autres parties." . . St. A.

29) Mémoire pour servir de reponse à Mr. le Comte de Stainville à ses relations du 15., 23. et 30. du mois de Juin passé. St. A.

30) Der sächsische Gesandte in Paris, Graf Loß, an Brühl. Paris, 31. Oktober 1745. St. A.

31) Chotek an Ulfeld. München, 22. September 1745. St. A.

32) „Que la Reine desiroit autant que personne la paix, mais qu'Elle „étoit et seroit toujours si religieuse et exacte à garder ses engagemens avec „ses Alliés, qu'Elle ne se preteroit jamais à rien sans la concurrence de ses „Alliés, quelque utilité qui luy en pourroit revenir."

„Le Comte Chotek ajouta là-dessus, que la Reine ne seroit cependant „pas moins portée à entendre par le canal de M. de Chavigny telles propo„sitions que la France luy voudroit faire parvenir par le dit Baron de Gersdorff „au Comte de Chotek, et qu'Elle garderoit là-dessus un secret des plus sacrés

„et des plus inviolables envers tout le monde jusqu'à ce qu'il s'agiroit de mettre „la main à l'oeuvre pour convenir et conclure sur les propositions mêmes: „qu' Elle n' étoit pas en état d' en faire de son côté, uniquement par l' extrême „délicatesse dont Elle se sentoit obligée d'user par plus d'une considération „envers ses Alliés qui avoient tant fait pour Elle et avec lesquels, si Elle „devoit commencer à faire des propositions, Elle devroit naturellement se „concerter auparavant, et que par conséquent l'affaire cesseroit d' être secrette „avant même qu' elle ne soit bien entamée" . . .

33) Es läßt sich dieß nur aus dem Bartenstein'schen Gutachten und anderen hierauf bezüglichen Schriftstücken schließen. Die eigentliche Mittheilung Sauls, wenn sie überhaupt schriftlich geschah, vermochte ich nicht aufzufinden.

34) Frankfurt, 4. Okt. 1745. St. A.

35) „le vray bijoux de la maison d'Autriche.

36) Am 20. November 1745.

37) Der Charakteristik des Grafen Friedrich Harrach ist hauptsächlich der Bericht des Grafen Podewils an Friedrich II. vom 24. Mai 1747 zu Grunde gelegt. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. V. 513. Auch Capello's Finalrelation S. 287 enthält einiges über ihn.

Sechstes Capitel.

---

[1]) Maria Theresia an Rosenberg. 1. Sept. 1745. St. A.

[2]) An Rosenberg. 6. Nov. 1745. St. A.

[3]) Geheime Instruction an Pretlach. October 1745. St. A.

[4]) Instruction: „Au reste on ne demande pas une ruine totale du Roy „de Prusse, mais de le remettre dans les bornes où il étoit à la mort de „son père, et dans son vray patrimoine, ne luy laissant pas ces Provinces „usurpées contre la bonne foy qui appartiennent à l'Impératrice et qui l'af- „foibliroient de beaucoup trop si elle ne les avoit pas". . .

[5]) Rosenberg's Bericht. 25. Sept. 1745.

[6]) Bericht vom 9. September 1745.

[7]) 6. November 1745.

[8]) Rosenberg. 25. Sept. 1745. „Sie Czarin hat Gott zum Zeugen ange- „ruffen, daß sie ihr worth halten und dem König von Pohlen assistieren werde."

[9]) Rosenberg. 16. Oct. 1745. „alß Mardefeld die neue victorie bei Hof „publicirt, hat die Czarin mehrmahlen das Conseil berufen lassen, vier stunden „demselben beigewohnet und darinnen mit großer Heftigkeit die nothwendigkeit „vorgetragen, dem König von Preußen einen baldigen einhalt zu thun."

[10]) Rosenberg. 23. Okt. 1745. St. A.

[11]) Hohenholz. 6. Nov. 1745. St. A.

[12]) Dresden. 8. Sept. 1745. St. A. „Je vous prie de me dire votre „sentiment si vous ne jugez pas de la raison . . d'augmenter sans délai les „forces combinées de ce côté-cy pour agir avec vigueur contre luy et l'atta- „quer dans ses anciens Etats, comme à l'endroit qui doit luy être le plus „sensible."

[13]) Esterhazy's Bericht. 8. Okt. 1745. St. A.

[14]) Esterhazy's Bericht. Dresden, 12. Nov. 1745. St. A. Er meldet, „daß den Tag nach der Ankunft des Grafen Rutowsky und des von dem Ge„neral Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Grüne anher geschickten Stabsoffi„ziers sogleich eine Unterredung zwischen ihme Rutowsky und dem hiesigen Mi„nisterio gepflogen, des erstern sein abgefaßter Plan, in allen Stücken, sowie „denselben bereits der Herzog von Weißenfels, und zwar dergestalten gutgefun„den hatte, daß er sich von Stund an resolviren wollte, wieder das Commando „zu übernehmen, welches man ihme aber durch verschiedene Vorstellungen seiner „Gesundheit halber abgerathen, vollkommen approbiret . . . worden seye . . .“

[15]) Esterhazy's Bericht. Dresden, 15. November 1745. St. A.

[16]) König August an Karl von Lothringen. Dresden, 14. Nov. 1745. St. A. „Je ne saurois Vous cacher, qu'approuvant entierement tous ces arrangements, „il n'y a que le nombre de trouppes, dont votre Armée est composée, qui „m'inquiéte, craignant que Vous ne soyez pas assez en état de faire tête à „l'ennemy, si, comme il est à supposer qu'il fera, il ramasse toutes ses forces „et marche à Vous. Je veux cependant bien, pour ne pas perdre une si „belle occasion et le fruit de tant de travaux et de dépenses, passer par „dessus l'apprehension que Je dois naturellement avoir pour mes Etats, et „faire agir non seulement mes trouppes le 20 d. c. mais aussy leur laisser „faire seuls l'expédition projettée dans les Etats de Brandenburg, en faisant „poursuivre au General Comte de Grüne la marche avec son corps (à 1500 „Warasdins prez, que le Comte Rutowski attirera à soi) vers Guben, pour „être à portée de vous renforcer et soutenir en cas de besoin. Je ferai même „encore joindre à ce Corps deux bataillons de mes milices et un autre corps „d'environ 3000 hs. trouppes legeres qui sont actuellement encore en Pologne „du côté de Fraustadt, et qui forceront le passage aussytôt que leur Com„mandant, le Major Général de Weisbach en aura recu l'ordre.“ Esterhazy aber berichtet am 15., daß nach dem verabredeten Plane „Rutowsky, umb den „Saal Creyß zu überschwemmen, sofort aber bis gegen Berlin vorzurucken, freye „Hände haben würde“. .

[17]) Esterhazy. 19. November. Graf Brühl an Karl von Lothringen. 19. November 1745. St. A.

[18]) Histoire de mon temps. II. 272.

[19]) Carlyle. Frederick the Great. VIII. 210.

[20]) Auf meine Anfrage in Stockholm sind mir von dem königl. schwedischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Grafen von Manderström mit größter Zuvorkommenheit die drei Berichte des Gesandten Wulfwenstierna in Dresden vom 10., 13. und 17. November 1745 in französischer Übersetzung zugesendet worden. In dem diese Mittheilung begleitenden Schreiben des Herrn Grafen Manderström heißt es „que M. de Rudenschöld, à cette époque Mi„nistre de Suède en Prusse, n'a point quitté Berlin pendant toute l'année „1745, et n'a pu, par conséquent, avoir aucun entretien avec le Comte Brühl, „qu'il ne mentionne qu'incidemment dans ses rapports“. . .

[21]) 11. November. „ich Recommandihre Ihr Durchl. darbei, das wan es „Solte zum trefen kommen, das man den feindt keine Quartir gebe." Bei Orlich, II. 415.

[22]) Prinz Karl an den Kaiser. „Les Saxons etoient avertys depuis dix „heures, et il n'etoit ny sellé ny sur leurs gardes; de là l'on peut juger"...

[23]) 26. November. „enfin j'avouerez que je n'ay pas encore été dans „un sy grand embarras de ma vie"... St. A.

[24]) Reponse à dicter à M. l'Envoyé d'Angleterre. St. A.

1° Que le Roi n'est pas éloigné d'acceder à la Convention d'Hannovre, mais qu'il faut necessairement en communiquer avec la Cour de Vienne comme la partie principale, ce qu'on va faire incessamment.

2° Que le Roi s'engage de faire sortir les troupes d'Autriche de son pais, entrées sur des lettres requisitoriales, aussytôt que S. M. le Roi de Prusse, selon sa propre déclaration, fera retrograder et sortir son Armée de tous les etats du Roi de Pologne.

3° Que le Roy de Pologne s'engage de ne plus permettre aucun passage aux troupes d'Autriche, dans le but d'attaquer S. M. Prussienne soit en Silesie soit dans son Electorat.

[25]) Esterhazy. Dresden, 28. November. „mit einem Wort, die Verwirrung, in der man sich allhier befindet, kann unmöglich nach ihrer wahren Beschaffenheit sattsam beschreiben."

[26]) Esterhazy. 1. Dez. 1745. St. A.

[27]) Harrach an Ulfeld. Lobositz, 3. Dezember 1745. St. A.

[28]) Am 8. Dezember schreibt Ulfeld an die Kaiserin: „Wie ehender Euer „Majestät hierüber Dero Allergnädigsten entschluß fassen, desto besser, damit „Bartenstein arbeiten könne. Nunmehr bethaure daß Niemand daß Hertz gehabt, „Ihro Maj. den Kayser in Zeithen zu sagen, wie es bey der armee beschaffen „wahre und wie alles unglück dem Printzen zugeschrieben werde, indeme es „durchaus kund und Ihro Kaiserl. Majestät allein verborgen bleibet; was Erizzo „mir heut erzählet, übertreffet noch alleß was gehöret habe, und seinen sagen „nach währen alle Schreiben von der armee dießfallß einstimmig."

Maria Theresia erwiedert hierauf eigenhändig: „ich bin auch der meinung „das vill und öffters besser und leichter wäre gerad mit Kayser alles auszumachen „als meinen zauschlereyen. Bartenstein soll das memoire auffsetzen umb so vill „mehrer alß loos bei mir pressirt, man solle ihnen sagen was sie und wie zu „thun haben, wan es nicht geschlossen wird. auch Kayser gesagt das ein augen„blick mit bartenstein geredet, der auch nicht glaubt das eine battaille geben „werde, also kan melden das ihn befohlen was auffzusetzen; wo die troupen oder „hohenembs ist, weis weder ich noch Kayser."

[29]) Erizzo. 11. Dezember 1745.

[30]) Voriger Bericht.

[31]) Brühl an Harrach. 30. Nov. 1745. St. A.

[32]) Harrach an Ulfeld. Gabel, 30. November und 1. Dezember 1745. St. A.

[33]) Harrach an Ulfeld. Lobositz, 3. Dez. 1745. St. A.

[34]) An die Königin, die gleichfalls in Prag sich befand, richtete sie nach einem von Bartenstein ausgearbeiteten Entwurfe ein eigenhändiges Schreiben, in welchem es heißt: „C'est bien la moindre chose de ce que je souhaiterois „faire pour V. M. et pour tout ce qui luy apartient, que d'avoir tâché de la „servir le moins mal qu'il etoit possible dans les présentes circonstances. „Elles me sont infiniment plus sensibles qu'elles ne sauroient l'etre a V. M. „Que ne peut-Elle entrevoir tout ce qui s'est passé depuis quelque tems „dans mon coeur? V. M. verroit qu'au fonds je me trouve dans un etat bien „plus accablant qu'Elle ne sauroit l'etre. Dieu est mon unique consolation. „Je crois qu'il faut plus que jamais redoubler la confiance en Luy. Tot ou „tard la juste cause triomphera". . .

[35]) Erizzo. 7. Dec. 1745. „Aggravio anche questo non lieve, e che non „troppo bene si accomoda alle grandissime angustie, nelle quali si versa, „che sono causa che non vi è modo di poter supplire alle cose più neces- „sarie et indispensabili". . .

[36]) Harrach an Ulfeld. Lobositz, 3. Dezember 1745. St. A.

[37]) Esterhazy. Dresden, 2. Dezember 1745. St. A.

[38]) Friedrich an Villiers. Bautzen, 5. Dez. 1745. „J'ay appris d'ailleurs „avec douleur que le Roy de Pologne a quitté sa Capitale; c'est un affront „qu'il fait à ma façon de penser. Je l'ay toujours estimé personellement, et „dans le plus grand acharnement de la guerre on auroit respecté son carac- „tère et sa famille." St. A.

[39]) Friedrich an Villiers. Bautzen, 11. Dez. 1745. St. A. „Mes mains „sont innocentes de tout le mal qui en arrivera, et j'en atteste le ciel et les „yeux de toute l'Europe que si le Roi de Pologne persiste dans son irré- „conciliation, que personne ne pourra trouver à redire, que de mon coté je „me porte aux plus grandes extrémités. Pour l'amour de l'humanité, Monsieur, „employez tous vos soins, pour que deux nations voisines ne se dechirent „point. Soyez l'organe de mes sentiments et sauvez la Saxe de ses calami- „tés présentes et du dernier des malheurs qui la ménacent."

[40]) Prinz Karl an den Kaiser. Zehist, 13. Dez. 1745. K. A. „Rutowski, „que j'ai trouvé fort de mon gout pour le peu de tems que j'ai eu à le „connaître, mais paraissant un homme de fermeté et de capacité". . .

[41]) Prinz Karl an den Kaiser. 14. Dezember. K. A. „le Roy ecrit au „duc de me communiquer l'intentions ou il etoit qu'on attaque les ennemis."

[42]) Prinz Karl an den Kaiser. 17. Dez. K. A. „notre malheur a été que „lont mat envoyé les regiments jusqu'à quatre heures de l'endroit où devoit „etre le rendé vous, malgré tous ce que j'ai prié les commissaires, lesquelles

„m' avoit assuré que les plus loings netoit qu'a une heures, et des regiments „je n'ai pas pus avoir de raport netant arrivée dans leurs quartiers que fort tard."

[43]) Vaulgrenant an Brühl. 8. Dez. 1745. St. A.

[44]) Harrach an die Kaiserin. Prag, 13. Dez. 1745. St. A. „Ich gedenke „morgen Vormittag dahin zu folgen, umb zu Dresden in Gottes Nahmen die „Handlung mit dem Vaulgrenand anzubinden."

[45]) Maria Theresia an Harrach. 3. Dez. 1745. St. A.

[46]) Maria Theresia an Harrach. 4. Dez. 1745. St. A. „Chursachsen hat „auf des Villiers Zuspruch einen einseitigen Frieden mit Preußen geschlossen, ohne „weder die Armee unter Unsers vielgeliebten Schwagers Liebden, noch die vom „Rhein abzuwarten."

[47]) Voriges Rescript.

[48]) Rescripte an Harrach vom 4., 7., 9. und 11. Dez. 1745. St. A.

[49]) Maria Theresia an Harrach. 7. Dez. 1745. St. A.

[50]) Harrach an Maria Theresia. Pirna, 16. Dez. 1745. St. A.

[51]) So z. B. heißt es in der Depesche d'Argensons an Vaulgrenant vom 1. Dez. 1745: „Plus la Reine de Hongrie temoigne de vouloir s'attacher „preferablement à toutes choses à recouvrer une Province aussi riche et „aussi à sa convenance que la Silesie, et plus nous devons avoir à coeur que „le Roy de Prusse puisse la conserver."

[52]) Der Staatsminister Gotthard von Bülow.

[53]) Harrach an Ulfeld. Pirna, 16. Dez. 1745. St. A. „vous verrez par „ma relation cy-jointe que je n'ais pu faire que de l'eau claïre avec Vaul-„grenand, avec lequel j'aurois mieux aimé finir en lui accordant tout ce „qu'il a demandé audelà de mes instructions, que de signer la paix de Bres-„lau, en quel cas j'aurois proposé pour fond touttes les argenteries des „Eglises, les vaisselles et diamants de la noblesse, qui les auroit donné vo-„lontiers contre le Roy de Prusse."

[54]) Harrach an Maria Theresia. 16. Dez. 1745. St. A.

[55]) Ranke. III. 345.

[56]) Harrach an Ulfeld. Pirna, 16. Dez. 1745 . . „je voudrois m'arracher „les yeux de me voire à la veille d'être celui qui doit forger moi-même les „chaines à l'esclavage perpetuel de notre très-Auguste Imperatrice et de „toute Sa posterité."

[57]) Harrach an Maria Theresia. 20. Dez. 1745. St. A.

[58]) Harrach an Ulfeld. Pirna, 18. Dez. 1745. Er sagte von dem Prinzen Karl, daß es nicht „conviendra à l'avenir risquer de lui confier une armée „contre le Roi de Prusse, der Ihme mein Seel zu fein ist. S. A. R. a de „belles parties, mais elle traite les choses trop superficiellement; pour moi,

„si j'avois à dire quelque chose, je voudrois donner à Traun une armée de „80m hommes des trouppes allemandes et 20m Housards et Warasdins et „bons Croates ou Slavoniens, pour entrer la Moravie, et si nous avons de „trouppes de reste, les fournir aux Saxons pour entrer en Saxe par icy, y „joindre les Bavarois et les engager se ménager la jonction avec les Han„novriens. Les Russes d'un troisième coté, tout cecy feroit tourner la tète „au Tamerlan que nous avons à combatre, et le Prince Charles pourroit „aller encore cet hiver aux pays-bas."

Am 20. Dez. schreibt Harrach an Ulfeld „j'envisage l'idée d'abymer le „Roi de Prusse comme immanquable sur le pied susdit."

[59]) Es ist vom 19. Dezember datirt und lautet: „Du kannst Dir leicht „vorstellen, wie sehr Wir durch die unter dem 16. dieses einberichteten umb„stände betroffen worden. Es würde aber vergebens seyn, sich bey dem vergan„genen aufzuhalten. Bleibt also nichts übrig, als die Hannoverische Convention „so wie sie liegt anzunehmen und wegen des definitiven Tractats Dich gegen „Villiers auf die unter dem 14. dieses Dir überschriebene arth zu erklären. Da „die grössieste Gefahr ob dem Verzug fürwaltet, so extendiren Wir Uns hierüber „nicht weiters und verbleiben Dir mit Kays. Königl. und Landesfürstl. Gnaden „wohlgewogen."

[60]) Harrach an Ulfeld. Pirna, 21. Dezember 1745. „Si ma relation du „16. de ce mois vous a été un coup de foudre, la depeche du 19. que je „viens de recevoir, ne me l'a pas moins été." Und am folgenden Tage schreibt er aus Dresden: „tout mon sang se révolte de me voir au milieu de ceux „qui nous abyment plus par leur paix que par la guerre même qu'ils nous „ont fait."

[61]) Harrach an Ulfeld. Dresden, 23. Dez. 1745. „Peste soit de toutes „negotiations! Celle que j'avois le plus à coeure, n'a absolument pu avoire „aucun succès, à cause du nombre d'accidens survenus, et en echange celle „que je deteste, avance avec tout le succés imaginable."

[62]) Harrach an die Kaiserin. Dresden, 23. Dez. 1745. Er sei von Friedrich „mit vieller freundtlichkeit empfangen worden, wie er mich dann auch bei der „taffel gratieusirt undt fast beständig währendt derselben, die sehr lange gedauert, „mit mir allein gesprochen. Er hat mir unter anderm vorgeschlagen, die cessa„tion aller hostiliteten bei der combinirten Armée auf den morgigen Tag, in „Schlesien aber auf den 28. dieses festzusetzen."

Und an Ulfeld schreibt Harrach am gleichen Tage: j'ais parlé aujourdhuy „pendant une bonne demie heure au Roi de Prusse dans son cabinet; c'est „un Prince plein d'Esprit et de feu, mais soit qu'il louche, ou que ce soit „mauvaise conscience, il n'ose pas vous regarder entre quatre yeux; j'étois „assis à table vis-à-vis de lui, il m'a presque toujours adressé la parole, „mais comme c'est un esprit caustique, j'ai eu toutes les peines du monde „à retenir le péché originel dans mes repliques; s'il etoit mon égal, je vous „promets qu'un dialogue entre lui et moi vous amuseroit bien dix fois au„tant que ceux que j'avois eu autres foies avec feu notre pauvre Herberstein."

[63]) Maria Theresia an Harrach. 21. Dez. 1745. St. A.

[64]) Ulfeld an Harrach. Wien, 21. Dez. 1745. J'ai dit qu'au cas que „vous ayés signé l'accession à la convention de Hanovre, vous deviés pour-„tant signer avec Vauguernan, et tramer la ratification avec le Roy de „Prusse jusques à ce que celle de France arrive, mais mon sentiment n'a „point passé, puisque cela seroit trop criant, quoyque les autres nous ont „fait crier assez souvent pour que nous les fassions crier à notre tour."

[65]) Harrach an Ulfeld. Prag, 31. Dez. „le Roi de Prusse a d'abord „voulu qu'on mette six jours, et ce n'est que sur mes representations que „le moindre accident qui arriverait à un courrier, il ne pouroit pas faire le „chemin en cette époque de temps, le Roi de Prusse a mis dix jours."

[66]) Erizzo. 1. Januar 1746. „Con tutto che ridotto al grado che erano „le cose, non potevasi attender altro che un imminente conclusione di pace „con la Prussia, e che gl'animi si erano già disposti vedendola inevittabile, „non può non ostante a sufficienza spiegarsi con qual vivo rincrescimento „ne sia stata intesa la notizia non solo da Monarchi, e dal Ministero, ma „quasi da tutto l'universale, et è certo che apparisce per questo successo „molto maggior mestizia di quella siasi manifestata per alcuno de' varj in-„felicissimi avvenimenti militari che sono occorsi nella sfortunata decorsa „Campagna."

[67]) Maria Theresia an Harrach. 30. Dez. 1745. „Dann so sehr Wir gleich „von dem schluß dieses fatalen Tractats ehedem entfernt waren, und bei Eröff-„nung des Feldzuges nimmer und nimmermehr geglaubet hätten, daß es dahin „jemahlen ankommen würde, so seind wir jetzo nunmehro Unserer gewohnheit „nach eben so vest entschlossen ihn auf das heyligste zu erfüllen."

Siebentes Capitel.

[1]) Erizzo. 10. Juli 1745. „non sono pochi gl' uomini savj li quali non „lasciano di compatire la dura necessità, in che si è trovata quella Republica „di procurar la propria preservazione. Del resto non rincresce tanto la con„cessione delle truppe quanto quella dell' Artiglieria, della quale gli Spagnuoli „penurivano."

[2]) Laut Erizzo's Bericht vom 27. Nov. sagte die Kaiserin zu ihm: „Con „tutto ciò li Genovesi se ne sono alarmati, e sono causa dei mali che m' ar„rivano. Non posso negare che non sia sensibile, ma dall' altra parte non „so dar torto a' medesimi, se temendo di perdere una porzione di stato, ch' è „di tanta loro convenienza, hanno preso risoluzione che hanno giudicato po„terli metter a coperto da tale sventura."

[3]) Erizzo. 17. Juli. „Il Cancellier di Corte seccamente e non con la „maggior soavità gli rispose èsser mesi ch' erano note le risoluzioni della di „lui republica, che rifferirebbe alla Regina, ma che intanto non sapeva dis„pensarsi di dirgli come da se che questa Corte aveva per massima di con„siderar per nemici quei Principi che fornivano truppe ausiliarie a suoi danni."

[4]) Erizzo. 10. Juli. „che il primo passo sarebbe quello di bombardar „la città di Genova."

[5]) Berichte des Grafen Richecourt vom 20., 23., 26. und 30. August 1745. St. A.

[6]) Richecourt. 14. Sept. 1745. „On ne s' aperçoit que trop maintenant „que pour n'avoir pas tenté de secourir Tortone, on s' est jetté dans des „embarras beaucoup plus grands que ceux que l' on a trouvé à attaquer „l' ennemi."

[7]) Schulenburg an Maria Theresia. Bassignana, 13. September 1745. St. A.

[8]) Richecourt's Bericht. Casale, 30. Sept. 1745. St. A. „Ce qui est de „certain, c' est que les Piemontois ont été surpris, ont fait peu de resistance

„et n'ont songé qu'à se retirer. Leur Artillerie qui etoit à Rivarone a „d'abord été prise, et on n'a jamais vû une attaque qui ait si facilement „réussi et qui ait si peu couté."

9) Erizzo. 21. August 1745. Der sardinische Gesandte Graf Canal erklärt: „che „se anco per avventura li Gallispani in prezzo del suo cambiamento di massima „esibissero al suo patrone l'intiero possesso del tutto il Milanese, egli non risol„verebbe giammai ad accettarne la proposizione, poichè sebbene non poteva ne„garsi che in tal maniera venirebbe a notabilmente aumentarsi la di lui potenza, „ciò non sarebbe però della sua convenienza, ricercando questa sopra tutto „principalmente che non s'introduca con la possessione di qual si sia stato nella „provincia un altro Principe della Casa di Borbone, e che continui quella „d'Austria ad avervi quella potenza che la persuada per suo interesse ad „accorrer accorrendo con valide assistenze in opposizione delle invasioni, che „si meditassero un giorno di fare, poichè senza questo, trovandosi il suo Rè „circondato da tutti li lati da una sola Potenza, sarebbe irreparabile un poco „prima o un poco dopo la sua rovina, ne solo per l'ampliazione che potesse „conseguir di stati, potrebbe resistere ad una tanta forza. Va dunque dicendo, „aver il suo Monarca acquistato ormai quanto gli bisogna nel Milanese, e con „questo principio aver col trattato di Worms rinunziato in ampla forma alli „giusti titoli che aveva sopra quello Stato intiero."

10) Erizzo. 16. Oct. „era risolutissimo di mantenere con inviolabile fede „il convenuto, parato assendo se occorrebbe di riddursi sin alla estremità per „perseverare fedelmente ne' suoi impegni, e tal esser la sua costanza e la „sua fermezza, che era detterminata di non cambiar di massima, se anco „dovesse nuovamente veder assediata la sua Capitale." . .

11) Erizzo. 9. Okt. 1745. „Tuttavia quelli che si riducono a memoria „le massime e le direzioni dei Principi della Casa di Savoja, con tutto che „per il vero siano differenti le circostanze, che sogliono dar legge alle riso„luzioni de' Principati, non sono intieramente tranquilli sopra di quest' im„portante articolo."

12) Erizzo. 27. Nov. „Le cose mie nella provincia vanno sempre di male „in peggio, e temo assai che si riducano finalmente in grado che non abbia „ad esservi più rimedio. Mi lusingavo nella stagione, speravo, che le pioggie „interrompessero il corso de' progressi de' miei nemici, ma questi con tutto „che ve ne siano state di tante copiose, non desistono di farne, e le mie „truppe unite a quelle del Rè di Sardegna, per l'estraordinaria escrescenza „del Pò hanno dovuto ritirarsi, lasciando esposto molto paese, il quale non „può fare a meno di correr la stessa mala sorte degl' altri. Io dunque in „quelle parti tengo tutto perduto. Per quanto brami e sia disposta d'inviare „nella provincia truppe, non vi è maniera che per ora possa farlo. Vi passerà „in presente un reggimento, ma in concambio di qualche altro, ne questo „può calcolarsi tampoco per un qualche sovegno. Sino alla fine di Gennaro „o al principio di Febraro non vi è caso che io possa spedirvi un numero „addattato al bisogno. Faccio tutte le disposizioni a quest' oggetto, e con-

„fido d'essere in allora in positura di poterlo eseguire, ma chi può sapere se „sino allora non saranno nati cambiamenti tali che abbiano ad alterare tutte „le misure? M'assicura veramente il Rè di Sardegna d'essere costante nel „suo sistema, nella lusinga che l'anno venturo possano ripararsi le perdite e „così esigge il suo interesse che facci, onde non esponersi agl' arbitrj della „Casa di Borbon, ma con tutto questo non sono senza dubbitazione, che lo „stato infelice in che si ritrova riddotto, non lo induca ad ascoltare li prog- „getti, che mi viene supposto, gli vengano fatti da' Gallispani". . .

[13]) Die Verhandlungen sind in den Memoiren des Marquis d'Argenson III. 26—60, dann bei Flassan V. 315—339 und bei Carutti I. 298—322 ausführlich dargestellt.

[14]) Mémoire envoyé à M. le comte de Montgardin le 26. novembre 1745 en réponse à celui de M. Champeaux du 28. Octobre. Bei Carutti I. 367. „Le principe de mettre les Allemands hors de l'Italie et de ne plus leur „laisser aucune autorité . . . seroit si odieux à toute l'Allemagne sans ex- „clusion, qu'il pourroit plus aisément attirer la guerre en Italie qu'assurer „sa tranquillité, car le corps de l'empire qui se réunira tot ou tard, ne vou- „droit pas souffrir une telle diminution."

[15]) Memoria data il 26 dicembre 1745 al signor di Champeaux. Bei Carutti I. 374. „A l'égard du roi, tous les titres anciens et primitifs de sa „maison royale sont émanés de l'autorité impériale, dont il ne pourroit révo- „quer en doute la légitimité sans abolir tous ses titres, et sans renverser „toutes les lois fondamentales de la plupart des pays qu'il possède, et sans „donner à perpetuité aux empereurs un droit légitime à dépouiller le roi „ou ses successeurs."

[16]) Carutti I. 310.

[17]) An Richecourt. 7. März 1746. St. A.

[18]) Piano di trattato proposto dall' Abbate Armani. Beilage zu Cristiani's Bericht vom 29. März 1746. St. A.

[19]) Gutachten vom 3. April 1746. St. A.

[20]) Voriges Gutachten.

[21]) An Cristiani. Wien, 7. April 1746. St. A.

[22]) „rien ne me tenant plus à coeur que de donner à V. M. des preuves „toujours plus réelles et plus convaincantes de mon constant attachement à „la bonne et étroite union qui subsiste entre nous et qui me fait regarder „ses interêts comme les miens propres." Schreiben des Königs vom 26. März 1746. St. A.

[23]) An Richecourt. 18. März. „Ceci etant le principal objet des soins „tant des Généraux que des Ministres de l'Imperatrice Reine, il convient de „ne negliger aucun moyen propre à y contribuer."

24) Der Darstellung der Schlacht von Piacenza wurde der hier überhaupt mehrfach benützte treffliche Aufsatz des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Rothkirch in der Oesterr. milit. Zeitschrift, Jahrgang 1840, S. 71—79 zu Grunde gelegt. Er ist im wesentlichen auf den im Kriegsarchive befindlichen, sechs Bogen starken Schlachtbericht vom 22. Juni basirt.

25) Erizzo. 25. Juni 1746.

26) Erizzo. 2. Juli. „Voglio sperare che questo avvenimento toglierà a' „miei nemici il pensiero che coltivano di cacciarmi totalmente d'Italia."

27) Datirt El Pardo, 20. Februar 1746. St. A.

28) Bartenstein. 6. Juni 1746. „Überhaubt hat man an Grimaldi einen „sehr bescheidenen, vorsichtigen, von dem aneinanderhang der großen weltgeschäf„ten aus dem Grund unterrichteten und solchen Ministrum vorgefunden, daß „sehr zu wünschen wäre, daß Euer Majestät viele dergleichen an auswärtigen „Höfen hätten."

29) Bartensteins Bericht vom 6. Juni 1746. „Gleichwie nun einestheils „Euer Majestät nicht einzurathen wäre, an zweyen orthen zu verlieren, und anderen„theils Allerhöchstdieselbe nach dero unveränderlichen gewohnheit nicht nur den „mit Preußen geschlossenen Frieden zum ersten nicht brechen, sondern auch nicht „einmal dem König dieses nahmens einigen Argwohn geben würden, daß es „beschehen dörfte". . . Die Besprechungen mit Grimaldi fanden zu Neustadt am 6., 13., 18., 19. und 21. Juni statt. Die Berichte Bartensteins hierüber sind sämmtlich vorhanden.

30) Bartensteins Bericht vom 27. Juni 1746. St. A.

31) Projet de la réponse à lire à M. le Marquis de Grimaldi. Auf Bartensteins Referat vom 30. Juni 1746, mit welchem dieser Entwurf vorgelegt wurde, schrieb die Kaiserin: „Völlig aprobirt. Maria Theresia."

32) Liechtensteins Bericht. 18. Juni 1746. K. A. „dabey kan aber auch „nicht umhin Euer Majestät vor augen zu legen, daß zwahr dieser vor mich so „glückliche Tag den stos geben, daß umb meine gesundheit nicht gar zu verscher„zen, mich werde retiriren müssen."

33) In seinem Berichte vom 20. August erwähnt Erizzo des lebhaften Schmerzes der Kaiserin über die „perdita da tutti per la singolare sua attività „et esimio valore compianta del Generale Bernclau, il quale tra le altre cose „possedeva, punto non indifferente, la confidenza e l'amore delle truppe."

34) Botta's Bericht. Feldlager bei Castel San Giovanni, 14. Aug. 1746. K. A.

35) Eigenhändige Resolution auf Bartensteins Referat vom 26. Juli 1746. „Die expeditiones seynd aprobirt und solle eine ebauche von einem „traité formirt werden, was und wie, wan es nothwendig wäre, mit grimaldi „geschwind zu schliessen, zu halten, welches aber noch dato nur allein zu unserer „information und deliberation, nicht davon einen Gebrauch zu machen."

„Maria Theresia."

[86]) Erst am 28. Juli hatte man in Wien sichere Nachricht von diesem Ereignisse. Gleichzeitig erfuhr man den Tod des Rathspensionärs von Holland und des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg. „ich bin ihnen herzlich neydig," schrieb Maria Theresia auf die Meldung, welche ihr Bartenstein von diesen Todesfällen erstattete.

[87]) Erizzo. 13. August 1746. Der Marquis d'Argenson sagt hierüber in seinen Memoiren III. 122. . . . „Ferdinand VI. est également gouverné, mais „l'est mieux, par sa Portugaise, laide mais bien faite, douce et spirituelle. „C' est l'honneur même que ces deux Epoux". . .

[88]) Richecourt. Savona, 11. und 13. Sept. 1746. St. A.

Achtes Capitel.

---

[1]) Oesterr. milit. Zeitschrift. Jahrgang 1835. Band II. S. 27.

[2]) Kaunitz an Tarouca. St. A.

Bruxelles, le 27 Août 1745.

„Monsieur,

„Votre Excellence m'a donné jusqu'icy tant de preuves de sa precieuse „amitié, que je me flatte, qu'Elle voudra bien couronner son ouvrage, et ne „pas me refuser ses conseils et son assistance dans une affaire, qui me tient „fort à coeur, et que je voudrois voir (arrangée?) le plutôt possible: sans un plus „long préambule, j'aurai l'honneur de lui dire de quoi il s'agit, et c'est que „mon intention est, de demander en grace à S. M. la permission de pouvoir „mettre à Ses pieds le Ministère que j'ai l'honneur d'occuper icy."

„V. E. connoit sans cela ma façon de penser, et Elle peut être persuadée, „qu'il n'y a là-dessous aucune autre vüe, que je ne suis engagé au parti que „je prens par aucun dégout, et que je ne le prens pas légèrement, mais que „selon ma coutume j'ai tout bien pesé."

„Un homme d'honneur doit se connoître et savoir l'étendue des forces de son Esprit et de son Corps, et celui qui ose se flatter là-dessus, est cri„minel envers son Maître et soi-même. Quant à moi, je me connois, et l'interêt ou une fausse ambition ne sauront jamais m'éblouir et me faire agir. Je „suis jeune, il est vrai, mais d'une mauvaise santé; le Regime le plus exacte, „que j'ai tenu jusques icy, et les cures dont je me suis servi, n'ont point su faire „l'effet, que je devois m'attendre; l'hyver m'est toujours fatal, et V. E. voit „bien que s'il m'arrivoit de tomber malade dans les tems critiques, dans les„quels nous nous trouvons, il ne pourroit en resulter qu'une grande confusion „et un préjudice considérable pour le service de S. M. J'ai fait jusques icy „tout ce que j'ai pu, et je ne sache pas d'avoir rien à me reprocher, mais „je ne rougis pas d'avouer, que ne suis pas assez fort pour les affaires de ce „Pays-cy; Je vois fort bien tous les défauts, la confusion et le mauvais état „des affaires de ce Gouvernement, mais je ne trouve pas le remede, ce qui „ne peut que m'être sensible, et me faire enfin succomber; De sorte, que

„comme je le prevois comme une chose qui ne peut pas manquer, je serois „criminel envers la Reine, si je ne proposois pas moi même un changement. „Au moins je ne veux pas augmenter le nombre de mes autres defauts par „celui de me croire capable de faire ce que je ne pourrois point. Je vais „toujours mon droit chemin et je ne connois ni intrigues ni passions, je crois „pouvoir me flatter que personne ne me surpasse quant au zèle pour le Royal „service, et à l'attachement respectueux pour la Reine; mais je crois en même „tems, qu'il y en a beaucoup qui ont plus de santé, plus de capacité et d'ex- „perience que moi pour remplir le poste que j'occupe. Je reconnois par- „faitement la grace que S. M. m'a faite en me le confiant plutôt qu'à un „autre, et je sacrifierois volontiers plus longtems à son service mon repos „et ma santé, si cela pouvoit lui être utile à un certain point; Mais comme „il y en aura sans doute beaucoup d'autres qui souhaiteront d'être à ma „place, j'espere que S. M. voudra bien me faire la grace de me decharger „d'un fardeau, qui est au dessus de mes forces. Je ne suppose pas que cela „puisse rencontrer la moindre difficulté, et ainsi il ne s'agira que de la façon „de porter ma très-humble prière à la connoissance de S. M. avec le respect „convenable, et sans que cela puisse lui deplaire. Personne ne peut là- „dedans m'assister plus puissamment de Conseil et de fait, que V. E. Aussi ne „me suis-je ouvert jusques icy à cet égard envers qui que ce soit; mais V. E. „me donnera une nouvelle preuve de sa bienveillance et de sa protection, „si elle vouloit bien disposer les choses de façon, que je puisse quitter mon Poste „le plutôt possible. Quant à la manière je m'en remets à sa Prudence, mais „Elle peut être persuadée, que je ne me repentirai jamais de ma resolution. „Je sens bien, que le Public en jugera de differentes façons; mais je suis au „dessus de ceux, qui ne sont pas équitables; les gens sensés ne pourront pas „s'empêcher de reconnoitre, que je n'ai point de vües interessées, et que ce „qu'on appelle fortune, me fait peu d'impression, puisque j'ai commencé à „servir S. M. dans les circonstances les plus facheuses, et que je quitte un „Poste brillant et capable de flatter la vanité de qui que ce soit, lorsque les „affaires de S. M. sont dans un Etat bien different et en passe de devenir „encore tous les jours plus favorables. La prochaine Election Impériale ne „peut qu'avoir des suites fort heureuses, et je me sens transporté de joye, „quand j'y pense; Je ne desespère pas aussi, que celles de ce Païs-cy ne „changent considerablement à leur avantage dans la campagne prochaine; „mais ce dont je suis sûr, c'est que je ne pourrai pas porter plus longtems „le poids de ce Ministère, de sorte que V. E. peut juger de l'obligation que „je lui aurai, si Elle veut bien s'employer pour le bien du service même de „S. M. à m'en faire décharger; Elle sera infinie et rien ne pourra l'égaler „que l'attachement respectueux et la veneration inalterable avec laquelle j'ay „l'honneur d'etre“ . . . .

[8]) Kaunitz an Tarouca. Brüssel, 22. September 1745. „V. E. a pris „la peine de répondre avec tant de soins et de bonté à la lettre que j'ai eu „l'honneur de lui écrire le 27 du mois dernier, que je ne peux pas assez „lui en témoigner ma reconnoissance. Aussi me bornerai-je à l'assurer

„qu'Elle est infinie, et à La prier de vouloir bien en être persuadée. Les „sentiments dont la sienne est remplie, je les suppose à tout homme qui „pense comme il faut, au moins ce sont les miens. Ce n'a jamais été un „moment mon intention d'abuser de la haute bienveillance de S. M. l'Impé-„ratrice, dont je fais plus de cas que de chose en ce monde, et pour laquelle „mon sang ne me couteroit rien, et par conséquent d'exiger que l'on me „remplace incessamment dans mon Ministère. Je sais fort bien que cela „exige un certain tems, et je trouve toutes les raisons que V. E. allègue, par-„faitement fondées, de sorte que comme j'ai lieu de croire que je ne me „suis pas bien expliqué dans ma lettre susdite, je prendrai la liberté d'ex-„poser encore une fois à V. E. avec confiance ce que j'ai voulu dire alors. „Je persiste à souhaiter que S. M. veuille bien me faire relever par quelqu'un „de plus digne que moi, et il est certain que plutôt que cela pourra se faire, „et plus j'en serai bien aise, par la seule et unique raison que je crains „pour le Royal service à cause de mon peu de santé. Il est vrai que je fais „tout l'ouvrage qu'il y a, et qu'il n'y a rien d'arriéré, mais cela ne me „paroit pas suffire. Je vois devant moi un système qui ressemble à l'état „d'un homme dangereusement malade, qui n'a non seulement des maux in-„ternes, mais qui a eu aussi des profondes blessures au dehors et dont la „guérison demande une Cure dans toutes les formes, qu'il ne faut pas même „différer longtems, si on veut le sauver. Je connois le mal, mais je sens en „même tems que je n'ai pas la force de corps et d'esprit nécessaire pour „en entreprendre la cure. Elle est cependant très pressante, et pour moi, „je ne pourrois jamais gagner sur moi de ne servir bien la reine qu'à demi. „V. E. peut être persuadée que ce sont là mes veritables sentiments; il n'est „plus question d'aucun danger pour Bruxelles, ni de changement de residence „pour ce gouvernement, tout au contraire la campagne prochaine ne peut „être que très différente de celle-ci, et ainsi ce n'est certainement pas à „aucune crainte qu'il faut attribuer ma façon de penser. Mais je suis fort „éloigné de demander que S. M. veuille me remplacer dans un tel terme, et „tout ce que je souhaiterois c'est que ma très-humble prière pût être portée „à sa connoissance comme l'exigent la grace peu méritée qu'Elle a eu la „bonté de me faire, et le plus profond respect, contre lequel je ne pêcherai „jamais volontairement. Quant à la façon de le faire, je m'en remets en-„tièrement à V. E., et si Elle est d'avis qu'il convient que j'en fasse mention „dans une relation, je le ferai incessamment. Il ne s'agit que de trouver „la personne propre à tous egards à remplir dignement ce poste, laquelle „me paroit toute trouvée, à moins qu'il n'y aye des raisons qui puissent „l'empêcher. Quelqu'un a-t-il plus de connoissances des affaires de ce gou-„vernement et possède-t-il plus parfaitement toutes les qualités desirables „dans un Ministre que V. E.? Je sens bien qu'Elle aura de la peine à l'ac-„cepter, mais pour le bien du service de S. M. je dois le souhaiter et je „m'étendrai davantage sur ce qui la regarde, si je ne croyois devoir respecter „sa modestie. Je me flatte que dans mon procédé V. E. ne trouvera rien „qui ne soit dans l'ordre. Je la supplie de n'attribuer qu'à ma parfaite

„vénération la franchise avec laquelle je prends la liberté de m' expliquer „envers Elle, et j'ai l'honneur d'être . . . . .“

„P. S. Il me reste encore à remercier très humblement V. E. de la „bonté avec laquelle Elle veut bien m' avertir des importants griefs de quelques „femelles contre le nombre de personnes avec lesquelles je suis plus fre„quemment qu'avec d'autres. Comme ils ne viennent que de la part de „quelques femelles, V. E. sentira d'Elle même le cas qu' Elles meritent que „l'on en fasse; d'ailleurs il est certain que les reflexions qu' Elle fait à cet „égard sont très-justes, mais comme il ne s'agit dans tout cecy que d'aller „passer quelquefois ses moments de loisir plutôt dans la maison A que la „maison B, qu'elle est ouverte à tout le monde, que tout le monde y vient „et que par conséquent il n'est point question de cotterie, elles ne sont point „applicables, d'ailleurs il s'est beaucoup moins encore (agi?) de vice ou de „vicieux, et ainsi je crois pouvoir me borner à prier V. E. de me rendre la „justice de croire que je ne suis pas capable de rien qui ne soit dans les „bornes de la convenance, du devoir et du Decorum.“

[4]) Kaunitz an Tarouca. Brüssel, 8. Oktober 1745. St. A. . . „Je suis pé„nétré de la clemence avec La quelle Sa Majesté a daigné écouter le Récit „fidele de l'etat de ma mauvaise santé, et les raisons pour lesquelles j'ai „crû qu'il étoit mon devoir de Lui demander très-respectueusement la de„mission de l'emploi dont je me trouve honoré; Dieu sait, que je Lui suis „attaché sans aucune vüe du fond de l'ame, et que j'ai eu beaucoup moins „ma conservation que Son Royal Service pour objet dans ma très-humble „prière; Je sens qu'il souffriroit considérablement si j'avois le malheur de „tomber malade, parceque tout se fait icy par le Ministre, et que personne „ne peut faire les affaires pour Lui par la forme de ce Gouvernement, et „comme je me connois assez pour être sûr que l'inquietude que j'aurois, „si ce malheur m'arrivoit, augmenteroit mon mal au point de me rendre ab„solument inutile, quoique je sois prêt à attendre mon remplacement aussi „longtems qu'il plaira à Sa Majesté, je ne puis pas me dispenser de prier „encore une fois V. E. très-instamment, en considération des inconvénients, „de vouloir bien contribuer, à ce qu'il ne soit pas differé plus que de be„soin. Je repète encore une fois que personne au monde ne convient autant „à l'emploi en question qu'Elle, reste à savoir s'il Lui convient; Elle est „si fort au fait des affaires de ce Païs-cy, qu'Elle les fera en badinant, et „sans avoir besoin de la dose de santé qu'il me faudroit à moi, et ainsi „Son Etat Valetudinaire ne doit pas Lui faire croire, qu'Elle n'y est point „propre . . . .“

An Ulfeld schrieb Kaunitz am 13. Nov. 1745 über seinen Gesundheitszustand: . . . . „V. E. peut penser que je ne demande mon rappel que parce„que je suis découragé par la situation présente des affaires générales et des „particulières de ce Païs-cy, ou par rapport aux désagrements que j'ai à „essuyer depuis quelque tems, ou peut-être aussi parceque je serois bien „aise de ne pas me trouver dans le nombre des absents dans les commence„ments des changements dont le retour de la Couronne Imperiale dans l'Au-

„guste Maison peut être suivie à notre Cour; ce sont des idées toutes simples, „à juger de ma facon de penser par celle de presque tout le monde ces „considérations sont toutes unies; Je n'ai pas l'honneur d'être assez connu „d'Elle pour pouvoir me flatter qu'Elle aye pensé de moi differemment et „ainsi comme je puis croire par consequent que V. E. regarde mon action „sur ce pied, je ne puis pas me dispenser de lui protester sur mon honneur, „qui est tout ce que j'ai de plus cher en ce monde, que je suis assez ori- „ginal pour n'avoir pensé à aucune des raisons susdites, et que je ne de- „mande mon rappel uniquement que parceque ma santé est tellement détruite „qu'il ne m'est pas possible de pouvoir soutenir plus longtems le poids de „mon Ministère; cela est si vrai qu'à moins que S. M. n'aye la charité de me „faire remplacer bientôt, n'ayant plus, pour ainsi dire, une heure de santé, „je suis sûr que je serai obligé un de ces jours d'abandonner toutes les „affaires . . . Je sens fort bien tout ce que le public pourra penser de moi „s'il me voit rappeller sans que je retrouve une niche convenable ailleurs, „mais graces à Dieu, je suis assez Philosophe pour ne pas craindre les risques „auxquels j'expose par là ma reputation.“ . . . .

5) Kaunitz an Tarouca. Brüssel, 1. Jänner 1746. „Si les François veu- „lent, ils nous chasseront indubitablement de tous les Pays Bas dans quinze „jours.“

6) Voriges Schreiben.

7) Kaunitz an Tarouca. Brüssel 19. Jänner 1746. . . . „persuadé comme „je l'ai toujours été qu'il ne sera question de rien pendant le quartier d'hyver.“

8) Kaunitz an Ulfeld. Brüssel, 15. Jänner 1746. „Solte aber eine feind- „liche Bewegung erfolgen, so wolte wünschen, daß solche auf die hiesige Stadt „gerichtet und auf die wahrscheinliche Vermuthung gegründet wäre, als ob wir „hier nebst denen holländischen Truppen schlechte Contenance halten und in der „ersten Bestürzung die rettungsmittel verabsaumen würden, massen ich der „gänzlichen Hofnung lebe, daß alsdann das Gegentheil erfolgen und die Feinde „sich in ihrer Rechnung sehr betrügen werden.“

9) Am 16. März 1746 erstattete Kaunitz der Kaiserin aus Antwerpen einen umfangreichen Bericht über den Verlauf und Ausgang der Belagerung Brüssels. Die darin enthaltenen Angaben wurden bei der vorliegenden Darstellung hauptsächlich benützt.

10) Kaunitz an den Marschall von Sachsen. Brüssel, 10. Februar 1746. St. A.

11) Der Marschall von Sachsen an Kaunitz. Hauptquartier Laeken, 11. Februar 1746. St. A.

12) „le secours arrivera le 20.“ Bericht des Grafen Kaunitz an die Kaiserin vom 16. März 1746. St. A.

13) Die Ersteren waren der Oberst Prinz Gustav Stolberg und der Staatsrath Obin, die Letzteren der Oberst Planta und der Major Stürler.

14) Die Erzherzogin kam am 26. Februar 1746 zur Welt. Erizzo sagt bei diesem Anlasse von der Kaiserin: „sta talmente bene che anche ne' primi „momenti non ha saputo di trattenersi di dar qualche applicazione agli affari, „il maneggio de' quali ben presto ripiglierà intieramente. Tra le altre cose „volle sin da mercordi legger ella medesima la dolorosa relazione che giunse „della resa di Brusselles, con tutto che si trovasse in una delle giornate più „osservabili del parto, e sostenne il gran colpo, che già si temeva, con incre„dibile costanza d'animo."

15) Kaunitz an Ulfeld. Antwerpen, 2. März 1746. „welcher . . . in dem „Verfolg der Rede verschiedentlich geäußert, wie sehr die Cron Frankreich wegen „eines Friedens verlegen seye, und deßfalls bei der Republique Holland alles „Mögliche anwende."

16) Mémoires du Marquis d'Argenson. III. 79. Chacun se piqua de lui faire fête et de lui parler de la paix. On le regarda à la Cour et à Paris comme un sauveur.

17) Kaunitz an Tarouca. Antwerpen, 23. März 1746 . . . il ne reste à „mon foible avis que de suivre et parfaire le sage parti que me paroit avoir „pris notre Ministère supérieur, en déterminant S. M. à envoyer des forces „respectables en Italie. Nous reussirons plus facilement dans la guerre de „ce pais-là que dans celle des Pays-bas, elle y est moins fraieuse et d'ail„leurs comme il n'est pas douteux, que c'est des progrès en Italie qu'à „l'exemple de toutes les guerres passées la France compte retirer la recom„pense de ses injustes travaux, la raison paroit vouloir que l'on tache „de faire echouer ce projet. Quelques avantages contre elle dans ce païs-la „détruiront la certitude morale dans laquelle elle croit etre aprésent, qu'elle „y finira la guerre comme elle le médite. Si la chose devient douteuse, nous „la verrons, je pense, bientôt plus traitable et nos Alliés moins découragés „et ainsi je crois que le seul coup de parti aprésent et qui puisse faire „changer la face des affaires, c'est celui d'envoyer une armée assez consi„dérable en Italie, si elle ne l'est pas déjà assez, pour y récupérer à coup „sûr tout ce que nous y avons perdu, et suivre Messieurs les François et „Espagnols jusques en France."

18) Erizzo. 29. Jänner 1746. „Lasciandolo in queste congionture ozioso, „ciò venirebbe troppo manifestamente ad accreditare le disseminationi sfavo„revoli, che infatti sono poco men che universali intorno alla tenuta direzione „nella decorsa campagna."

19) Kaunitz an Ulfeld. Aachen, 18. Juni 1746. „Kein lebhafteres Vergnü„gen habe ich in meinem Leben empfunden, als da ich endlichen . . . die zu„verläßige Nachricht . . . empfangen, daß Ihre Majestät meine Abrufung . . . „entschlossen und festgestellet, mithin solche keinen weiteren Veränderungen unter„worffen seye". . .

20) Wasner an Ulfeld. London, 16. August 1746. „le duc de Newcastle „ainsi que le Lord Harrington m'ont dit d'avoir ordre du Roy de me faire

„connoitre combien il etoit mécontent de l'envoy du .. Prince Charles à „l'armée de Flandres. Ces Ministres y ajouterent que le Roy en etoit piqué „au vif et qu'il regardoit comme un mépris marqué de ne luy avoir rien „fait connoitre préalablement de la démarche de donner le commandement „en chef d'une armée où l'Angleterre avoit de ses propres trouppes et de „celles à sa solde au delà de 30m hommes, et qu'elle payoit des sommes si „considerables pour l'entretien de celles de S. M. l'Imperatrice. Aussi m'en „a-t-il marqué son mecontentement du depuis en ne me parlant point, au „lieu que cy-devant il avoit tousjours coutume de m'adresser la parole et „même avec bonté!"

[21]) Prinz Karl an den Kaiser. 26. Juli 1746. K. A. Er hat die Armee „trouvée magnifique, et les Hollandois passables ... ce qui mat fait le plus „grand plaisir est d'y voir l'union comme elle y est, et il faut rendre cette „justice au Marechal qui se donne des soins incroyables pour l'entretenir." Und am 11. August 1746 schreibt der Prinz an den Kaiser: „nos troupes, les „anglois, hanovriens et hessois sont de la meilleure volonté du monde, les „Hollandois disent bien de même, mais à leur mine l'ont en juge autrement „et j'avoue à V. M. que j'y ay peu de confiance."

[22]) Oesterr. milit. Zeitschrift. Jahrgang 1835. III. 158.

[23]) Espagnac. Histoire du Maréchal de Saxe. II. 238.

[24]) In dem vertraulichen Schreiben des Prinzen Karl von Lothringen an seinen Bruder vom 12. October 1746 heißt es: ... le Prince Waldeck fut „attaqué à son flanc très violemment, et quoyque culbuté dabord il se remit „et repoussat deux fois les François, mais cela ne dura pas longtems, cependant il faut que je lui rende la justice, il s'est soutenus encore assez longtems sur sa hauteurs, quoique attaqué très vivement, m'ayant demandé du „secours je lui envoyoit les regiments de Königseck et losrios, lorsque les „ennemis attaquerent les deux villages des Anglois, Hessois et Hannoveriens, „mais en colones, et sy vivement qu'ils emporterent le premier dabord, le „second se defendit considerablement et nous comencions a le soutenir lorsque „les Hollandois comencerent à plier et leurs cavallerie se retirer en desordre, „de façon qu'ils perdirent d'abord la hauteur et une partie de leurs canons „sur la hauteur où ils avoient leurs redoute; une fois ce poste abandonné, „les François prirent le village des Hannoveriens en front et en flanc et „l'emporterent après une tres vive attaque; nous avonts meme perdus trois „bataillons que nous crojons prisonniers scavoir deux Hannoveriens et un „Hessois; une fois les villages pris, nous avonts due nous retirer, les trouppes „tant alliées que les notres ont fait cette retraite magnifiquement, quoyque „les ennemis nous ayat toujours suivy avec le canon et meme quelque fois „il avancoit pour nous attaqué mais aussytot que nous leurs fesions front et „feu contre eux ils s'arretoit. Cette retraite a duré encore 2 heures dans „le jours, ce qui at fait encore souffrir les trouppes alliez jusqu'a ce qu'il „nous ont rejoint, car comme toute l'aile droit n'at pas tiré un coup de fu-

„sils, nous avonts formée une lignes en forme de flanc et ensuite nous avonts „laissé passer toutes les trouppes alliées derriere nous et nous avonts couvert „toutes leurs retraites jusqu'à la nuit fermée après avoir fait front aux enne-„mis sans que jamais ils ayet ozé nous entamer ... cela ne sauroit se nom-„mer une bataille, mais une affaire tres vif, puisque nous comptons que notre „perte en toute pourat aller at près de 4000 hommes et seurement celle des „alliés a 10.000 car notre artillerie at fait des merveilles .. nous n'avons „perdu que les canons et les drapeaux des trois bataillons que nous crojons „prisonniers ... le matin nous avonts passé la meuse et les ennemis ne „nous ont pas suivi .. faché que nos bonnes intentions nous ont sy mal „reussy, mais lorsque l'ont ne peut pas faire tous ce que l'ont veut, il est „toujours bien dangereux d'entreprendre quelque choses et je devroit sca-„voir ce que c'est que d'etre avec des alliéz quoyque dans cette circon-„stance je ne puis pas m'en plaindre ... sens le F. M. (Batthyany) qui „c'est donné toutes les peines imaginables, je crois que dans la retraite nous „orions eu quelque confusions ... J'avoue que le coup inopinée qui nous est „arrivé, m'afflige beaucoup, quoyque surement ny le Feldm. ny moy n'avonts „rien à nous reprocher“. . . .

Neuntes Capitel.

---

1) Friedensproject des französischen Ministers Marquis d'Argenson, durch Robinson in Wien mitgetheilt.

2) Lord Harrington an Robinson. 20. Juni 1746. St. A.

3) Wasner. 23. September 1746. St. A.

4) Rosenberg, der sich damals im Auftrage Maria Theresia's nach England begeben hatte, berichtet am 4. Oktober 1746 über eine Verhandlung mit dem Herzoge von Newcastle: „je lui dis . . . qu'il y avoit bien encore des „equivalents en Italie, par exemple les états du Duc de Modène etc. sur „quoi il me repondit, ma foy, je vous les donne de tout mon coeur, et s'il „y a quelque chose qui vous convient dans l'état de Gênes aussi."

5) Wasner. London, 11. Oct. 1746. St. A. Er meldet, daß ihm Lord Harrington „gleichsamb eine forcht hat beybringen wollen, alß ob der König „von Preußen zu einer neuen unternehmung gegen das durchlauchtigste Ertzhauß „veranlasset werden dörffte."

6) Maria Theresia an Botta. 27. Sept. 1746.

7) D'Agliano. Memorie storiche. 404. Richecourt schreibt hierüber am 14. Oktober 1746 aus Mentone an Ulfeld: „C'est une vraye perte que fait S. M. „l'Impératrice; j'ai eu occasion de connoitre l'esprit de ce Général; pour „sa bravoure elle n'étoit que trop grande."

8) Siècle de Louis XV. 167.

9) Browne an Maria Theresia. Bei Cannes, 12. Dez. 1746. St. A. Auch zu ihm sagte der König: „daß insolang in der stadt Genua die Guarnison ver„mög errichteter Capitulation nicht desarmiret und dagegen mit Euer Kayserl. „Majestät trouppen besetzt würde, noch vieles Unheyl daselbsten angestifftet wer„den dörffte."

10) Browne an Ulfeld. Cannes, 12. Dez. 1746. „l'histoire de Genes est „bien à contretems pour moi, chose cependant que quasi tout le monde pre„voyoit hormis celui qui le devoit."

[11]) Bericht des Antonio Diedo, des Nachfolgers des am 4. Sept. 1746 in Wien verstorbenen Nicolo Erizzo, vom 12. November 1746.

[12]) Botta selbst verlegt jenen Vorfall auf den 4. Dezember. Am 14. Dezember erstattete er aus Gavi den folgenden, im kaiserl. Kriegsarchive befindlichen Bericht über seine Vertreibung aus Genua.

„Es hat sich den 4. dies. ereignet das alß unsere leuthe Einen Pöller „auß der Stadt nach den Porto bringen wollen, solcher in Einen graben ge„rathen und nicht möglich gewesen ohne anderer Beyhülff Selben von der Stell „zu bewögen, dahero der dabey commandirte Unterofficier Einige Burger zur „Hülffleistung herbeygeholet und weillen selbe vielleicht nicht in der Güte hand „biethen wollen, Sie den Vernehmen nach mit Einigen Stockschlägen, ohne hiezu „den mindesten Befehl gehabt zu haben, tractiret, worauf sothane Burger in „unmueth gerathen, die steiner ergriffen und die bey gedachten Pöller commandirt „geweste wenige handlanger sich zu retiriren gezwungen."

„Den darauf folgenden Tage alß 5. dies. in der frühe, alß eben der „Obriste von der Artillerie nebst Einigen Püchsenmeistern und handlangern „widerumben Sich in die Stadt begeben, umb die Mörser herauszuführen, und „auch unsere leuthe gewöhnlichermassen zum Einkauffen sich hineinverfüget, waren „solche von Einig zusamb rottirten gesindt allschon insultiret, nicht minder Ein „und anderen Unserigen Officier nicht zum Besten begegnet worden, wie dann „denen Nachrichten zufolge sowohl Ein Marquetanter alß auch der Hofmeister von „den Hrn. F. M. L. und Oberstkriegscomissär Grafen Chotek daß Unglückh gehabt „von diesen gesindt zu todt gesteinigt zu werden."

„Bald darauf seind die Deputirten bey mir erschienen und bitteten mich „ich möchte deßhalben zu keiner Empfindlichkeit schreiten, dann Sie keineswegs „zweifflen thätten, das nicht dieser aufruhr durch das Gubernium mit beihülff der „Geistlichkeit gedämpfet seyn werde. In betracht nun dermahlen in S. Pietro „d'Arena nichts mehr als 7 Bataillone und acht Grenad. Comp. gelegen, welche zu„sammen kaum 2943 Mann ausgemacht, hievon täglichen biß 1200 M. in Dienst „gewesen, mithin nicht mehr als 1743 köpf in allen erübrigt haben, wurde von „mir Ihnen zur Antwort gegeben, wie ich zwar dermahlen noch zu keiner Be„anthung schreitten werde, jedoch wäre ich gewärtig ob die republique zu stillung „dieser Empörung mit mir de concerto gehen wolle, worüber also durch die „Deputirte von der republique eine categorische Antwort abwartete."

„Den nemblichen Abend ist auch der Genuesische General Escher mit dem „obigen Antrag und der Versicherung zu mir gekommen, deme dann ebenfalls „vermeldet, das sothaner aufruhr gar leichtlich gestillet werden könnte, wann nur „die republique, wie ich es selber durch erdeitte Deputirte beybringen lassen, sich „meinen Vorschlag fügen möchte, dahero eben hierüber Ihren Entschluß gewär„tigen thätte."

„Den 6. in der frühe hat sich dieses aufrührerische Volkh bereits ange„masset auf unsere bey dem Stadtthor ausgesetzte posten zu feuern. Da nun, wie „oben gedacht, nur 7 Bataillonen bey Handen gehabt, mir hingegen bey abzug

„der in Diensten gestandtenen Mannschaft nicht mehr als 1793 Mann erübriget, „von welchen nicht nur das Castell, sondern auch S. Pietro d'Arena hätte hinläng„lich besetzt bleiben müssen, um den Rücken frey zu haben, so ist leichtlich zu er„achten, waß für Einen effect bey solcher beschaffenheit gegen die Stadt zu machen „im Stand gewesen wäre, sonderlich da die von Levante hieher beordnete 3 „Bataillons und 6 Grenad. Comp. wegen Ihrer allzuweiten distanz, massen jene „von Schulenburg über 90 Miglien von hier entlegen waren, mithin nicht in „rechter Zeit hier eintreffen, auch wenn dieses nicht gewesen wäre, sich wegen der „bereits entstandenen troublen ohnmöglich der Stadt hätten nähern können; dem „ungeachtet aber hat man unserseiths solche Veranstaltungen gemacht, damit das „Thor vor einer gähen Ueberrumplung versichert seyn möge."

Den 7. dies. Vormittag wurde auf die 4 Kheulischen Comp. wehrenden „Marche nacher Bisagna bei S. Martino aus den Häusern von den revoltirten „Bauern dergestalt heftig gefeuert, das gleich Anfangs etliche zwanzig M. theils „getödtet theils verwundet, also zwar das diese Compagnien sich ermüssiget ge„funden, sich außer den häusern in einen Garten hinter die Mauern zu postiren „und sich von daraus zu defendiren; anfänglich begehrten diese Bauern das „unsere leuthe das Gewöhr ablegen sollten, mit welcher pretention sie aber sofort „hindan gewiesen worden, endlichen kommete Ein dortiger Landcomissarius und „machte in Namen der Bauern den Vorschlag, die Unsrigen möchten nur zu Bi„sagna bleiben, wo sodann alle thätlichkeiten eingestellt seyn sollen, welchen An„trag sich selbe auch nothgedrungener weiß fügen müßen."

„Den 8. in der frühe hat man von dieser begebenheit Nachricht bekommen, „mithin gesehen das auch jenseits die Feindseligkeiten angefangen, dahero wurde für „nothwendig erachtet, denen längst Levante stehenden 3 Regimenterñ zu bedeitten, „daß nachdeme bey solchen Umbstandt nicht mehr thunlich zu Land hieher zu ge„langen, zu wasser aber solches zu bewürken mit denen erforderlichen Schiffen „nicht aufzukommen seyn dürfte, selbe sich soviel möglich zusammenziehen und „durch das Parmesanische sich in Sicherheit zu bringen trachten sollten; ob man „nun zwar diesen befehl an Sie zu bringen mittelst Abschickung vier Officieren, „so zu wasser alß Land tentirt, so war Es doch eine buhre ohnmöglichkeit Solches „zu bewürkhen, ja es wurde Einer von diesen Officieren unterwegs angehalten, „völlig geplündert und überdieß noch übel tractiret, daß man also noch zur Stundt „nit wissen kann, was gedachten beeden Regimentern, wobei sich die zwey G. F. W. „M. Baron Andlau und Gf. Marulli befinden, für ein destin gehabt haben. „Gegen Mittag und alß eben der Pallavicinische Obrist Okelly Jenen von Andlau „vom Commando des Stadtthores abgelöset, haben die aufrührer mit einem weissen „Tuch mit uns zu reden das Zeichen gegeben, man aber zur antwort erwiedert, „daß allenfalls Sie einige propositionen zu machen, selbe bey Ihrer republ. an„zubringen wären, welche sodann das weitere an mich gelangen lassen wurde. „Inzwischen hat man ihnen einen 20stündigen Stillstand bewilliget und von allen „feindseligkeiten eingehalten. Den nemblichen Abend kam zu mir der Principe „Doria, der mir beygebracht, daß das Volk deßhalb in den gegenwärtigen Unmuth „verfallen, weil selbes sich einer Plünderung befürchte, deßhalb es auf die Einräu„mung des Thores San Tomaso hauptsächlich dringt, er glaube jedoch das wenn

„solchem von mir eine schriftliche Versicherung, nicht geplündert zu werden, zuge-„stellt würde, es sich wiederumb zur Ruhe begeben dürfte. Ich habe diese anfor-„derung mit beiden FM. L. Fürsten Piccolomini und Baron Kheul überlegt und „endlichen mit deren Gutbefund die hier anliegende und abschriftliche Versprechung „Ihme Doria zugestellt. Dabey auch zu verstehen gegeben, daß wenn wider besse-„res Verhoffen bey sothanen leuthen solches temperament von keiner wirkung seye, „und die republique sie zum vorigen Gehorsam zu bringen sich nicht im Stand „befinden solte, ich das kürzeste Mittel zu sein erachtete, daß wir zu gleicher Zeit, „nemlich ich mit meinen Troupen von vorn und die republique mit denen Ihrigen „rückwärts auf die Aufrührer mit Gewalt dringen, sie in die Mitte nemben und „anmit der Sache ein Endt machen sollen; diese Proposition hatte ich bereits den „Deputirten von der Republique eröffnet, und hierüber stets eine categorische Ant-„wort abgewartet; jedoch ist weder solche erfolget, noch weniger ermelte De-„putirte weitters bey mir erschienen, aus welchem betrag wir zwar wohl abnehmen „können, daß dieser aufruhr nicht so viel von dem gemeinen Volke als der Re-„publique selbsten den Vrsprung genommen haben müßte, demungeachtet aber „hat man obigen stillstand biß auf den andern tag abends erstrecket."

„Den 9. erschienen abermahlen der Principe Doria mit dem Lomellino und „Pdre Porro, und machten wegen überlassung des quästionirten Thores nochmalige „Instanz mit Vermelden, daß sie zwar selbst dieses Verlangen scandalos zu seyn „erkennen, dennoch aber baten Sie recht inständig, daß weilen der Pöbel aus an-„geborener Dummheit mit der Selben ausgehändigten Versicherung keineswegs „genugsam präveniret zu sein glaubt, und dahero wie Sie es in Ihrer Sprach „getauffet, gern ein materialisches Pfand zu handen zu haben verlangen, man „ihnen sothanes Ansuchen aus besonderer Gnade accordiren möchte. Es wurden „auch von mir mit beistimmung berührter beeden F. M. L. verschiedene Tem-„peramenten, unter anderen auch vorgeschlagen, daß wir Ihnen bewilligen wol-„ten 2 kleine posten, jedoch von der republique regulirten Truppen in denen „beeden Gässen, so auf das Thor S. Tomaso zugehen, ausstellen zu können, und „wurde zugleich auch versprochen, daß man keine Stückhe aus der Stadt mehr hin-„wegführen würde, mit welcher Erklärung sie sich ganz freydig zurückbegaben."

„Noch demselbigen Abend seind diese nembliche wiederumb revertirt und „haben solche statt eines alle übrigen Thore anverlangt."

„Dieses ärgerliche Ansünnen haben wür schon in Voraus vermuthet, da-„hero auch uns gleich darauf in ein Nebenzimmer begeben und unterredet was „auf dieses Verlangen zu antworten seye; nachdeme wür nun Einen Entschluß „gefasset, kammen wür wiederumben zu Ihnen und ich befragte sie, ob dann das „Volk das Thor von S. Tomaso absolute haben wolle, um zu sehen, wie weit sich „diese ihre temerität erstreckt, worauf selbe mir versetzten, daß sie nicht allein „dieses, sondern auch all übrigen Thöre anbegehrten, wür aber waren bereits „gefaßt zu repliciren, daß wir gesünnet seyen, keines von solchen einzuräumen. „Sie hingegen erwiderten, daß wann man Ihnen nunmehr auch alle Thöre ac-„cordiren wolte, sie sich nicht mehr getraueten dem Volk einen Vortrag zu thun, „wobey selbe auch bitteten, man möchte Ihnen nicht übel ausdeithen, wann sie „das 1. Mal aus purem Verstoß statt allen Thören nur eines angesucht, durch

„welche expression selbe daher ihre schändliche That nur noch klährer an Tag gelegt. „Mittlerweile aber wurde so viel Zeit gewonnen, dem Piccolominischen Bataillon „mit beeden Grenad. Comp. dann den 2 von Pallavicini und endlichen Jenen von „Palffy an uns zu Ziehen, nicht minder auch die erforderlichen dispositionen vorzu„kehren, und zumahlen nun nicht mehr zu zweifeln war, daß diese Sache auf die ex„tremitet ankommen und der aufrühriſche Pöbel mit dem sammentlichen Land die „äußerste Mittel ergreifen werde, um uns von da abgehen zu machen, so wurde „für nothwendig ermessen, zwischen 2 Thören 5 Bataillone zu postiren und allda „sowohl die Anhöhe alß häuser besetzen zu lassen, folgsam andurch die Com„munication mit S. Pietro d'Arena umsomehr freyzubehalten, als in dieser Vor„stadt sich das ganze Hauptquartier, mithin auch die Kriegscassen, alle Kranken, „dann sammentliche Magazinen und Bagage befunden hat."

„Zwischen 10 und 11 teutscher Uhr wurden die Sturmglocken sowohl in „der Stadt als auf dem ganzen Land gelithen und denen bauern andurch das „Zeichen gegeben, die Waffen zu ergreifen."

„Ebenselbtigen Morgen haben die Bauern den zu Bisagna gestandenen „Kheullischen Bataillon neuerdings angegriffen, und selben sowohl mit Canonen aus „der Stadt als draussen mit kleinen Gewöhr bis in die Nacht beschossen, daß „man also zur Zeit noch nicht wissen kann, was es mit selben für ein Endt ge„nommen."

„Gegen Mittag hat auch das Volk uns zu etlichen Malen attaquiret und aus „verschiedenen meistens schon errichtet gewesenen Batterien das Malteser haus, „worin wir Unsere posten zur bedeckung des Thores gehalten, zu demoliren und „die Unserigen zu beschießen angefangen."

„Um Mittagszeit ist aus der Stadt ein Jesuiter gekommen und hat recht „inständig gebeten, das man doch die Thore einreumben und die Stadt mit Ein„werfung der Bomben, wozu man bereits 6 Mörser fertig hergestellet, verschonen „möchte; dieser Geistliche versicherte daß sich sodann die bisherige Unruhe völlig „stillen würde. In Erwägung nun der vorhandenen extremität und das wir Einem „so zahlreichen Volkh, mit welchen auch die republique mit unter der Deckhe lieget, „zu widerstehen nicht im Standt, hat man Ihme die Einräumung sothaner Thören „bedungen. Bey seiner hineinkunft hörte zwar selbes die Ihme ertheilte Antwort „an, es wurde ihm jedoch zu verstehen gegeben, er möchte sich dieser Sache nicht „weiters annehmen, indem Ihre Meinung sey, 2 aus ihren leuthen, wenn man „ihnen zu ihrer Sicherheit 2 Officiere von Uns übergeben wollte, herauszuschickhen, „wie dann auch hierumben würklich angehalten und von Uns dieses Begehren „bewilliget worden. Zu nemblicher Zeit daß die Ihrige erschienen, hat man auch „zwey Unsrige Ihnen gesendet. Während man nun mit solchen unterhandlet, kame „abermahlen oberwehnter Jesuiter mit einem spanischen Kriegsgefangenen Officier, „welcher seinem Vorgeben nach zu dienen gezwungen worden. In dieser Unter„redung wurde endlich entschlossen und accordirt, Ihnen die Thöre a proportion „wir uns von solchen entfernen wurden, einzuräumen und durch regulirte genuesische „Miliz besetzen zu lassen, zu welchen passum wir um so mehreres gedrungen „waren, als erstlichen uns nicht unbewußt war, daß das sammentliche landvolk „nebst denen Burgern, Genuesischen Soldaten, dann französischen und spanischen

„Kriegsgefangenen Officieren und Soldaten, wie es obbenannter spanischer Offi„cier uns freimüthig erzählt, in völligen Waffen, andertens wir nicht mehr „im Stand seyen, das Thor zu behaupten, forderist, da sie bereits 3 von uns „innegehabte posten occupiret, wodurch selbe sich in Stand gesetzt, bald darauf „uns die Communication von solchen zu benehmen, der Ursachen sie auch zu „besserer Erreichung dieses Endzweckes alle Stuck von Molo Vecchio, Ponte „reale und Darsena nicht allein bereits gerichtet, sondern auch damit gefeuert „und endlichen drittens hätte man andurch vielleicht erfruchten können, obangezogene „und zu levante liegende und bey solcher beschaffenheit fast verloren gehaltene „Regimenter, wann anderst noch Einige Treue und Glauben zu hof„fen, zu erretten."

„Gleich darauf habe den Obristen Grafen Dada, der damahlen bey oft„besagtem Thor das Commando aufgehabt, anbefohlen, daß wann nicht mehr „gefeuert würde, selber sich von dannen zurückziehen solte. Währender Zeit seind „jene in der Stadt gäh angeruckhet, die vorausgegangene Officier haben auf ihrige „Leuth zuruckgerufen nicht zu feuern, selbes wurde auch befolget, daher dann „erwähnter Obrister, obschon von weiter auswärts noch immer geplänckelt wor„den, sich mit seinigen Truppen zurückzuziehen angefangen. Das Thor wurde „von dem Gegentheil sogleich occupirt und zugemacht, der Obriste war aber kaum „etliche Schritt von selben entfernt, alß solches abermahlen geöffnet und nicht „nur von den drinnigen leuthen, sondern auch durch die von denen auswehrtigen „Anhöhen herabgesprungenen Bauern wider alle Treue und glauben auf die Un„srigen gefeuert, bey welchem Angriff Graf Dada nebst Artill. Obrist Schrembs „und Andrasyschen Obristwachtm. Mureck, welche allda nur um ein so anders „zu übergeben, bona fide geblieben, von dem herausgefallenen Pöbel gefangen „genohmen worden. Unsere formirten sich sogleich wiederum und chargirten einige „Zeit, nachgehends aber zogen sie sich allgemach bis S. Pietro d'Arena zurück, „wo wir uns bei dem Kastell neuerdings gesetzt, wo sodann alles ruhig geblieben „bis auf den Abend, da sie neuerdings einen Angriff unternommen und wir gleich„falls gegen selbe gefeuert haben."

„Nachdem nun dieses vorbey gewesen, war mein erstes mich mit den oft„erwehnten beeden HHn. F. M. L. zu berathschlagen, was für Eine resolution „zu fassen, so hat man haubtsächlich die oben erzehlte große Armirung des Volks „in Erwägung gezohen und befunden, daß wir in derjenigen Situation ohnmöglich „verbleiben können, indeme wir von der Stadt aus denen Stucken gar zu sehr „exponirt wären, solchemnach wurde entschlossen an dem folgenden Tag in der „fruhe den Marsch anzutreten, die Bocchetta, was es auch kosten möge, zu errei„chen, die Trouppen und endlichen die so considerable Kriegscassen in Sicherheit „zu bringen und zugleich die Communication mit der Lombardie wieder zu „eröffnen."

„Den 11. bey anbrechendem Tag wurde der Marche angegangen, während „solchem aber seynd wir von den Bauern an dem Gebürg fast beständig mit „Schiessen beunruhigt worden, wie wir dann zwischen Todt und blessirten bis 150 M. „verloren. Wir waren daher immer bemüssigt, einige Commandi auf die seit„wärtige Anhöhen voraus zu schicken und solche von da zu vertreiben. Gewiß

„ist es daß die republique in diesem Aufstand die Hand im Spiel mitgehabt, „es bekräftigen auch solches nicht nur die hier vorliegenden Nachrichten, sondern „auch ein eingebrachter Galiot, so gleichfalls auf uns gefeuert, welcher aussagt, „daß die Republique 1200 von diesem Gesindt unter der Bedingung, daß sie uns „allen erdenklichen Schaden zufügen sollen, losgelassen, auch hat man selbsten, wie „oben berühret worden, nicht nur Genuesische, sondern auch spanische und französische „kriegsgefangene Officiers und Gemeine beobachtet, daß also noch Ein glükh „ware, die Trouppen und Kriegswaffen in Sicherheit zu bringen."

„Hauptquartier Gavi den 14. Decembris 1746."

„Marq. Botta Adorno m. p."

[13]) D'Agliano gibt S. 425 die Anzahl der Bewaffneten auf 40.000 an.

[14]) Carlo Botta's Storia d'Italia. IX. 213. Freilich gibt er gleichzeitig, und man kann sich daraus einen Begriff von den Uebertreibungen der Italiener machen, die Zahl der getödteten Oesterreicher auf mehr als tausend an. Das Verhältniß von acht zu tausend ist ein solches, daß es mehr als jeder Gegenbeweis die Verläßlichkeit der Angaben solcher Berichterstatter kennzeichnet. Nach Celesia, Storie genovesi del Secolo XVIII. S. 109 sollen die Genueser 15 Todte, die Oesterreicher aber 1000, und an Gefangenen 7000 verloren haben. Es ist dieß weit mehr als die ganze Streitmacht Botta's betrug.

[15]) Diedo. 24. December 1746. „Giunta qui l'importante notizia de' „movimenti popolari di Genova, e finalmente dell' esclusione totale degl' Au„striaci di quella Città . . . non si può esprimere quanta sia nell' Imperatrice, „ne' Ministri ed in ogn' altro la commozione. Sino li più dolci di temperamento „e li più savij per instituto s' esprimono in modi che palesano intenzioni di „necessario rissarcimento di ferro e di fuoco. Si è spedito avanti hieri un „ufficiale del Principe Carlo di Lorena dopo una conferenza di quattro ore, „in cui fù presente l'Imperatrice, con ordini rissoluti al Plenipotentiario Pal„lavicini, oltre li già avvanzati su i primi tumulti, di spedir senza frappo„sizione di tempo alle disposizioni del Botta tutto quel numero di truppe, „eccettuatene quelle per l'esiggenze ordinarie, che esistono in Lombardia, r domare quei Popoli che si chiamano quì comunemente ribelli."

[16]) Bericht des Hofkriegsrathes an Maria Theresia. 31. Dez. 1746.

[17]) Chotek schreibt hierüber an Ulfeld aus Novi. 15. Dez. 1746. „V. E. „jugera le mecontentement des generaux officiers, jusqu'au dernier commun „tous crient vengeance et murmurent d'une façon qu'il me paroit indispen„sable de faire un changement; de toute façon il est à plaindre, car je dois „lui dire qu'il a perdu la tramontana dans cette occasion."

[18]) Die eigenhändige Resolution Maria Theresia's über den Vortrag des Hofkriegsrathes vom 8. Januar 1747 lautet: „Placet und solle botta schullenburg „geschickt werden, das er selben das comando übergebe, weil er an seiner Gesund„heit so schlecht, nicht aber aus ungnad; ihme wo anders hin zu comandiren ist „es nicht thunlich."

[19]) Diedo. 28. Jänner. „Arrivato qui Venerdi della settimana decorsa „il Padre Visetti Giesuita con commissioni della republica di Genova, venne „egli anche a far sapere all' Imperatrice per mezzo d' altro religioso della „stessa Compagnia, ammesso facilmente per l'ufficio suo alla Corte, quali „erano le ispezioni sue. Queste tendevano singolarmente a giustificar l'in-„nocenza del Governo nel tumulto accaduto; per altro non erano impartite „in modo, come si stimava dovesse esserlo, cioè a rimetter immediate quella „republica all' arbitrio intiero dell' Imperatrice. Consideratosi perciò dall' „Imperatrice medesima poter esser la comparsa di tal religioso diretta al „solo oggetto di guadagnar tempo, e pesate le circostanze della comparsa „stessa senza previa licenza, senza richiesta antecedente di passaporti, non „che incompetente per la persona che non deve meschiarsi in affari de „Principi, determinò sola senz' altrui consiglio di far partire immediate il „Giesuita. Se ne andò pertanto Domenica scorsa, il che fù nelle 24 ore fis-„sate dal commando Imperiale. Tale fù l' accoglimento del Padre Visetti non „mai da lui atteso."

[20]) Richecourt an Botta. Nizza, 12. Dez. 1746. St. A.

[21]) D' Agliano. 429.

[22]) Browne an Ulfeld. Cannes, 12. Dez. 1746. . . . „il est plus que „sure je chasserai Mr. de Belleisle jusqu' au Rhosne ou dans les retranche-„mens de Toulon; l' experience m' at plus d'un fois fait voir qu'il ne faut „donner aux trouppes françoises et espagnoles le tems de revenir de leurs „épouvantes un fois ils la prennent. En attendant je suis assés bien posté „et j'ai gagné quatorze lieux de pais; j'ai eu bien de magistrats, deux evêques „avec leur clergé in pontificalibus venir faire leurs soumissions aux armes „de notre Souvraine. Les Habitans qu'ils c' étoient enfuis de quelques en-„droits retournent à leurs villages et ce prettent de bonne grace; je tache „tenir le meilleur ordre possible, mais avec Mrs. les Piémontois j'ai bien de „la besogne, car ils ont apris tous le mauvais des François."

[23]) Browne an Maria Theresia. Cannes, 30. Dez. 1746. St. A.

[24]) Maria Theresia an Richecourt. 17. Dez. 1746. St. A.

[25]) Browne's Bericht aus Grasse vom 26. Jänner 1747. St. A.

[26]) Browne's Bericht aus Grasse vom 30. Jänner 1747. St. A.

[27]) Browne's Bericht. Feldlager am Var. 4. Februar 1747. St. A.

Zehntes Capitel.

¹) Flassan. V. 373.

²) Vgl. Mémoires de Noailles. Collection Petitot. LXXIII. 409.

³) Mémoires du Marquis d'Argenson. III. 112. „Le fait est que ce „prince égoïste s'inquiète plus de son propre agrandissement que de sa „patrie allemande, qui lui est fort indifférente. Il ne désire que la dis„corde entre ses voisins, qui augmente ses richesses, parcequ' il demeure seul „riche, tandis que les autres se ruinent."

⁴) Maria Theresia an Graf Rosenberg, Baron Reischach und Wasner. 8. Juli 1746. Es wird darin von den Bemühungen Frankreichs gesprochen, unter dem Namen eines „Rheinvereins eine solche Zusammensetzung mehrerer Chur„und Fürsten des Reichs zu bewürcken, worvon Frankreich und Preussen, jene „Cron in Ansehung derer catholischen, und dieser König in ansehung derer pro„testirenden Ständen die Haubter zu seyn hätten. Beeder Seemächten zaghaffter „wankelmuth hatte diesem mit vielem eyffer durch hauffige französische emissarios „aller orthen betriebenen und von Preussien auf das nachdrucksamste unterstützten „grundverderblichen project nicht weniger Vorschub gegeben". . . .

⁵) Maria Theresia an Wasner. 18. Juni 1746 . . . „so nach der sachen „selbstredenden natur keine andere absicht haben köndte, als Unser Erzhaus immer „mehr und mehr und so zu schwächen, daß anstatt desselben zur beybehaltung des „gleichgewichts in Europa der König von Preussien dem Hauß Bourbon entgegen„gesetzet werden möge, als worauf ihrer viele und nahmentlich die Pelham schon „mit ende 1740 und anfang 1741 verfallen waren". . .

⁶) Wasner. London, 1. Febr. 1746. „worzu die um so mehrers verwunder„liche betrachtung des Protestantismi sehr villes beytraget, aiß die hießige leuthe „in der Thatt gar keine religion und von der protestirenden nichts aiß den haß „gegen die Catholische haben."

⁷) Vgl. Ennen. II. 278—284.

⁸) Vgl. Zschokke. IV. 143. 144.

⁹) D'Argenson an den französischen Bevollmächtigten Renaud in München. Versailles, 16. Aug. 1746. „Je vois que vous avez remis à la jeune Duchesse „avant son départ pour la Cour de Bonn les six mille florins à quoi vous „avez évalué les 15 cent ducats que vous avez été autorisé à lui présenter „de la part du Roi. Elle trouvera vraisemblablement l' Electeur de Cologne „sur le point de son départ pour aller voyager dans ses evêchés de West-„phalie. Si elle le suit dans ce voyage, elle pourra, comme nous l' avons „espéré, contribuer à lui faire envisager les choses dans le sens que nous „désirons.“ . . . Maria Theresia schrieb hierüber am 5. Sept. 1746 an ihren Gesandten Rudolph Chotek in München: . . . „ist von dir zu überlegen, ob um „den Churfürsten von der Herzogin Clementine zu entfernen, rathsam seyn könne, „ihme von denen ihr durch Renaud kurz vor ihrer Abreiß nach Bonn ausgezahlten „6000 fl. die Anzeig mit dem Anhang zu thun seye, daß Uns endlichen nicht zu-„zumuthen wäre, ihr den Genuß derer unter Unserer Bothmäßigkeit befindlichen „Güter zu einer Zeit zu lassen, wo sie sich von Unseren Feinden bestechen ließe, „und das äußerste anwendete, um gegen Uns Chur Cölln gleichfalls aufzuhetzen“. . .

¹⁰) Der Vertrag mit Oesterreich ist vom 21. Juli 1746. St. A. Abgedruckt bei Wenck. II. 229. Der geheime Separatartikel bei Aretin. 415.

¹¹) D'Argenson an Valori. Versailles, 16. April 1746. „Il y a cepen-„dant bien de moyens pour tenir . . . . des emissaires secrets à Constantinople. „Nous en avons plusieurs par la Cour de Naples, et de grandes ressources „dans les fureurs du Comte de Bonneval qui ne respire toujours que la ven-„geance contre la cour de Vienne. Le Roy de Prusse pourroit confier ses „intérêts au dit Comte Bonneval sans crainte d' être trahi.“

¹²) Maria Theresia an Ferdinand Harrach. 26. Jänner 1747. St. A.

¹³) Wasner. 23. Aug. 1746. St. A.

¹⁴) An Reischach. 3. Sept. 1746. St. A. „Da wir in dieses Mannes ge-„schicklichkeit ein ganz ausnehmendes Vertrauen setzen“. . .

¹⁵) Kaunitz an die Kaiserin. Rietberg, 9. Sept. 1746. An Ulfeld am gleichen Tage. St. A.

¹⁶) Diedo. 29. Juli 1747. „E il Conte Harrach un soggetto delle più „nobili condizioni e di qualità d' animo le più desiderabili.“

¹⁷) Wasner. London, 23. Aug. 1746. St. A.

¹⁸) Maria Theresia an Wasner. 21. Aug. 1746. St. A.

¹⁹) Gfrörer. Maria Theresia. 416.

²⁰) „deme zu Folge die zu leistende garantie allenfalls dergestalten zu fassen „wäre, daß sie die an der pacification theilnehmende Mächten ganz in gleichen „grad zu Unserem behuff, wann Preussen den tractat in einigen stuck unterbrechen „würde, als zum behuff des Königs von Preussen, wo Wir ihn unterbrecheten, „zu verbinden hätte.“

[21]) Die Instruction für Harrach vom 6. Oktober 1746, sechzehn Foliobogen stark und mit sechs und fünfzig Beilagen versehen, im Staats-Archiv.

[22]) Harrachs Bericht. Haag, 8. Nov. 1746. St. A.

[23]) Harrach. Haag, 9. Nov. 1746. St. A.

[24]) Depesche an Reischach. Wien, 18. Nov. 1746. „Just so nun, wie es mit „der Nichtzulassung Unsers Ministri ergangen ist, wird es auch in der Friedens- „handlung selbsten ergehen. Die dem v. Wasner in Engelland und von dem „Lord Sandwich in Holland ertheilte Versicherungen lauten zwar eben so vergnüg- „lich als sie ehedessen wegen der unbeweglichen bestehung auff der Zulassung Un- „seres Ministri gelautet. Allein gleichwie in dem punct der Zulassung viellbesag- „ter Republic widriger entschluß die so hoch Erhobene Englische standhafftigkeit „auff einmahl zernichtet, also wird es just so in dem punct deren Friedensbeding- „nussen ergehen. Und müste man entweder gar einfältig oder äusserst verblendet „seyn, umb ein solches zu mißkennen."

[25]) Harrachs Bericht. Haag, 17. Jänner 1747. St. A.

[26]) Ferrer del Rio. Historia del Reinado de Carlos III. Madrid, 1856. Bd. 1. Baumgarten, Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Berlin, 1861. 35. 36.

[27]) Das kais. Staatsarchiv verwahrt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schreiben Macanaz' an Eugen von Savoyen aus den Jahren 1727 und 1728.

[28]) Bei der Spärlichkeit der vorhandenen Mittheilungen über diesen merkwürdigen Mann werden Harrachs Aeußerungen über ihn nicht ohne Interesse sein. In dem Berichte vom 7. Februar 1747 schreibt er, Lord Sandwich habe ihm erzählt, „Macanaz seye ein Mann von 77 Jahren, welcher nur einen einzigen „Zahn im Munde habe, welches dann nebst seiner geringen Wissenschaft der fran- „zösischen Sprach und sehr geschwinder Art zu reden, verursachet, daß man ihn „sehr schwer verstehen könnte. Doch seye er ungeachtet seines hohen Alters voller „Feuer und Lebhafftigkeit."

[29]) Macanaz' Denkschrift vom 2. März 1747. Beilage zu Harrachs Bericht vom 4. März 1747. St. A.

[30]) Harrach. Breda, 9. März 1747. St. A.

[31]) Harrach. Breda, 10. März 1747. St. A.

[32]) Harrachs Bericht vom 9. März 1747. St. A. „E. K. M. werden jedoch „hieraus abmessen, wie hart und gefährlich es seye, mit diesem nicht schweigen „könnenden Mann Geschäfften zu tractiren, nebst deme daß Er zwar sowohl in „der prophan als Kirchen Historie ungemein erfahren, dabey aber ein rechter „spanischer Fantast ist, der eine große facilität, spanische Schlösser in die Luft zu „bauen, aber dabey gar kein prudentiale besitzet und ohngeachtet seines selbst be- „kennenden 77jährigen Alters eine Lebhaftigkeit, ja etourderie in sich hat, wie „ein junger Mensch von etlich und zwantzig Jahren haben könnte. Wann Er von „denen pretensionen seines Königs von seitten der Cron Castillien und von

„seiten der Cron Arragonien redet, so bleiben wenige Länder in Europa übrig, „auf welche seinen reden nach sein König die allerrichtigste und gar keinen anstand „erwecken könnende prätension nicht habe, welchem principio zufolge Er dann „nach vorläufig zu Erkennen gegebenen disgusto seines hofs wider den Frantzö- „sischen und seines Königs verlangen sich mit E. K. M. und Engelland auszu- „söhnen, begreiffen machen wollte, Allerhöchstderoselben nichts besser zu conveniren „als die in Italien habenden Länder dem König von Sardinien und dem Don „Philipp zu überlaßzen und sich hiegegen von seiten deren Niederlanden recht tief „in Franckreich auszubreiten."

[33]) „Lo que la España pretende es que al Infante y por el a la misma „España, se le deje lo siguiente." Beilage zu Harrachs Bericht vom 9. März 1747. . . „La España como la unica heredera de esta Casa (de Borgoña) „retendra el Patronato en lo Ecclesiastico para cuidar de la Religion y de „la universidad de Lovaina, para cuidar de la enseñanza, con el maestrazgo „de el Toyson, y confirmara los Cavalleros que despues de la muerte de el „Emperador Carlos VI se ayan nombrado.". .

[34]) Harrachs Bericht. Breda, 13. März 1747. St. A.

[35]) Vom 31. März 1747. St. A.

[36]) An Harrach. 25. März 1747. St. A.

[37]) Diese Erklärung bildet eine Beilage zu Harrachs Bericht vom 1. April 1747. St. A.

[38]) Harrach. Breda, 15. April 1747. St. A.

[39]) Die Präliminarien bilden eine Beilage zu Harrachs Bericht vom 30. April 1747. St. A.

[40]) Harrachs Bericht. 6. Mai 1747. St. A.

[41]) Rosenberg an Ulfeld. Lissabon, 6. Nov. 1747. „ich muß aber gestehen, „daß ich in der königin nicht so viel standhaftigkeit und stärke finde, so in der „gegenwärtigen crisi die wichtigkeit des negotij erheischet. Es scheinet sogar, sie „getraue sich nicht so oft als die noth es erfordert, mit mir zu reden" . . .

[42]) Rosenberg an Ulfeld. Lissabon, 22. Dez. 1746. St. A.

[43]) Harrach schreibt über ihn am 16. Mai 1747. „habe doch in der kurzen „Zeit, da ich mit Ihme gesprochen, ganz leicht abgenommen, daß dieser Herr nicht „allein vielen Verstand, sondern auch ein gutes Redhauß besitze."

[44]) Harrach. 23. Mai 1747. St. A.

Eilftes Capitel.

---

[1]) Schreiben vom 2. Jänner 1747. K. A. „il nous est défendu par un „ban publié au son du tambour de passer les portes et l'enceinte de la ville „sous peine d'infamie, confiscation et pillage de nos quartiers. Ceux qui „demandent leur démission et la liberté de s'en aller, au lieu de l'obtenir „sont menacés et retenus de force par le peuple; de cette manière nous „sommes tout à fait hors d'etat d'exécuter ce qui nous est prescrit, n'étant „pas maîtres de nos personnes."

[2]) Belleisle an Botta. Carnouille, 29. Dez. 1746. K. A. „J'ay appris „avec beaucoup de surprise que dans l'emeute qui vient de se passer à Gênes, „il fut possible qu'il y ait des officiers françois prisonniers de guerre de „la Reyne de Hongrie, capables, après avoir donné leur parole d'honneur, „de prendre les armes contre les troupes autrichiennes ... La conduite de „ces prétendus officiers françois ... seroit si indigne et si deshonorante pour „eux, que V. E. me permettra d'en douter encore jusqu'à ce qu'Elle en ait „eu des preuves certaines, et en ce cas je La prie de vouloir bien m'envoyer „les noms et les qualités. V. E. doit être persuadée que le Roy les puniroit „avec la plus grande sévérité, et qu'un aussi infame procédé ne pourra ja„mais être ni approuvé ni toléré en France par qui que ce soit ... V. E. est „plus en état que moy de leur notifier ses ordres pour se rendre à Milan, „à quoy je suis persuadé qu'ils ne manqueront pas de satisfaire dès qu'Elle „leur aura fait signifier la citation. Elle rend justice à mes sentiments lors„qu'Elle est persuadée que je m'eleveray toujours contre ce qui peut violer „le droit des gens et toutes les loix de l'honneur et de la guerre."

[3]) Las Minas an Botta. Aix, 12. Jänner 1747. K. A.

[4]) Referat des Hofkriegsrathes vom 24. Febr. 1747. K. A.

[5]) Eigenhändige Resolution der Kaiserin. K. A. „welcher der älteste hat „das comando über alle troupen und palavicini gehört gar nicht hieher, dan „nur ministre plenipotentiarius, und in Festungen die troupen ihme angewisen, „will nachgehends braun höfflich mit schulenburg sich verstehen, so lasse es ihme „übrig, dann beede meritirt seyn und mein dienst gut besorgt seyn wird, ich

„aber nicht anderst sprechen kan als nach unsern alten fues, das der älteste alle„zeit ohne widerrede in eygnen caractere denen andern comandire." Und als später neue Differenzen zwischen den drei Feldzeugmeistern entstanden, schrieb Maria Theresia auf das Referat des Hofkriegsrathes vom 14. April 1747: „Placet was generaliter Kriegsrath einrathet. Schulenburg noch zu mehrern „Klarheit zu melden, das was die Operation von genua anbelangt, er sich so „independent befind alß braun in der provence, wan aber troupen von selbsten „anderstwo nöthig, er die dependenz dan von selben haben solle. Palavicini „seynd billig die orth wo comendanten seyn wie mailand, mantua, pizigetone, „como, pavia und parma zu lassen, nicht aber anderst alß das auff requirirung „von allen was braun will, er thun solle, und wäre selber mit der armee bey „einen diser orth und periculum in mora, so wäre genug wen er ihme es auch „nachgehends nur pro notitia errinnerte und vorkehrete was zu thun, sonsten „alle drey sehr raisponsable sich machen werden."

6) Browne's Bericht, Turin, 14. März 1747. K. A.

7) Oesterr. milit. Zeitschr. Jahrg. 1842. Bd. IV. S. 14. 15.

8) Schulenburgs Aufforderung ist vom 15., die Antwort Genua's vom 19. April 1747. St. A.

9) Diedo. 15. April 1747. „era stata assicurata da tutti li suoi Mi„nistri, non però da' Generali, che sarebbero stati sottomessi li Genovesi in „pochi giorni."

10) Der Vertrag vom 3. Mai 1747 ist von dem Grafen Richecourt und dem Marchese Gorzegno unterzeichnet. Er befindet sich im St. A.

11) Discours du duc de Boufflers au Sénat de Gênes. Beilage zu Richecourts Bericht vom 13. Mai 1747. St. A.

12) Schulenburg an die Kaiserin. Sestri di Ponente, 18. Juni 1747. St. A.

13) Browne's Bericht. Mailand, 9. Juni 1747. K. A.

14) Kriegsrathsprotokoll. Camaldoli, 20. Juni 1747. St. A.

15) Schulenburgs Bericht. Sestri di Ponente, 23. Juni 1747. K. A.

16) Karl Emanuel an Schulenburg. Turin, 25. Juni 1747. St. A.

17) Schulenburgs Bericht. Sestri di Ponente, 30. Juni 1747. K. A.

18) Karl Emanuel an Schulenburg. Turin, 28. Juni 1747. St. A.

19) Schulenburgs Bericht vom 8. Juli 1747. St. A.

20) Progetto di capitolazione. Beilage zu Richecourts Bericht vom 18. Juni 1747. St. A.

21) Diedo. 17. Juni 1747. „non conta gran sorte l' acquisto di Genova, „desiderosa di qualche avvenimento di più rimarcabile consequenza."

22) Diedo. 24. Juni 1747. „Sò poi con tutto l' arcano che l' Impera„trice aveva scritto a parte lettera di pugno al Schulenburg, che lo incari-

„cava a risparmiare possibilmente e salvare la sua armata, e che se si ren„desse in procinto di qualche grave pericolo per li progressi singolarmente „che facessero li Francesi nei loro presenti tentativi, rimetteva alla sua pru„denza, essendo sul luogo, di cambiare consiglio."

[23]) Diedo. 29. Juli 1747. „che con studio e prettesti mendicati fece „mancare all' armata il bisognevole."

[24]) Diedo. 7. Jänner 1747. „Pallavicini . . . ha tal credito e posto di „gratia presso l'Imperatrice, che col titolo di plenipotenziario sostiene un intiera „auttorità ne' stati tutti posseduti dall' Imperatrice in Italia." Und am 15. April schreibt Diedo: „Pallavicini ha l' avantaggio della grazia dell' Imperatrice, che „conta assai sulla di lui esperimentata pontualità."

[25]) Diedo. 29. Juli 1747. „La prottezione in tal caso del Conte Ta„rocca non valse a sostenerlo."

[26]) Diedo. 13. April 1747.

[27]) Eigenhändige Resolution der Kaiserin. 16. Oktober 1747. „Dem pala„vicino benene mit seinen jetzigen Gehalt und bis weiter auff ihme reflectiren „kan, castelan von schlos meyland, wie es der visconti genossen; erlaube ihme „auch eine tour auff pisa zu seinen befreunden zu machen, befehle ihme" (dem Kriegsrathspräsidenten) „mit Hoffcanzler zu verabreden wie die inquisition wegen „fählung genua und seiner solle vorgenohmen werden, wie selbe zu verherren „und zu vernehmen, dan alles durch die conferenz gehen solle, dan mich auff „solche sachen nicht verstehe."

[28]) Diedo. 28. Jänner 1747.

[29]) Browne's Bericht. Mailand. 23. Juni 1747. St. A.

[30]) Vgl. Saluzzo. Histoire militaire du Piémont. V. 531—36. Carutti II. 24. Letzterer nennt den Col d'Assiette die piemontesischen Thermopylen. Er läßt dabei außer Acht, daß die Piemontesen, selbst wenn man die Besatzung der Verschanzungen von Serano in Anschlag bringt, nur die Minderzahl der Vertheidiger bildeten. Von den zehn Bataillonen derselben waren vier aus Oesterreichern, drei aus Schweizern und drei aus Piemontesen zusammengesetzt. Außerdem befanden sich noch zwei österreichische und zwei piemontesische Grenadiercompagnien daselbst.

[31]) Diedo. 29. Juli 1747. „Volle la buona sorte de' Piemontesi che „la mattina stessa alle ore sette giunsero quattro battaglioni Austriaci che „fecero due marchie forzate, senza de' quali era perduto certamente il posto."

[32]) Richecourt an Ulfeld. Turin, 22. Juli 1747. St. A.

[33]) Pflichtschuldigste Erinnerungen. 3. Aug. 1747. St. A.

[34]) Browne's Bericht. 28. Aug. 1747. St. A.

[35]) Browne's Bericht. Vinadio, 9. Sept. 1747. St. A.

[36]) An Richecourt. 8. Aug. 1747. St. A. „Le Comte de Browne seroit „très-blamable . . . s'il souffroit qu' on separât les troupes Impériales et qu'on „les mît dans la rivière de Gênes comme dans un cul de sac."

[37]) Die Kaiserin an Browne. Wien, 7. Sept. 1747. K. A. „So wollen „Wir anmit ernstlich, daß du hinkünfftig Unsere Anleit- und Verordnungen „nach dem wahren Verstand mit schuldigster Gelassenheit einsehen, Dich denen- „selben in Deinen Vorgängen behörig fügen und nach vorfindender Thunlichkeit „solche ins Werk setzen, keineswegs aber mehr Unsere Vorschriften mit ungezie- „menden critiquen beantworten sollest."

[38]) Richecourt an Ulfeld. Demonte, 16. Sept. 1747. St. A.

[39]) Oesterr. milit. Zeitschr. Jahrg. 1842. Bd. IV. 128.

[40]) Arrangements concertés par S. M. avec M. le Général Browne. Cuneo, 4. Oktober 1747. Beilage zu Richecourts Bericht vom 11. Okt. St. A.

[41]) Richecourt an Ulfeld. Mailand, 7. und 10. Nov. 1747. St. A.

Zwölftes Capitel.

---

¹) Das Original ist im St. A. Es ist für Oesterreich von Batthyany, Ferdinand Harrach und Reischach, für England von Sandwich, für Sardinien von la Chavanne unterzeichnet.

²) Batthyany an den Kaiser. Trier, 3. Juni 1747. K. A.

³) Batthyany an den Kaiser. Bei Mastricht, 3. Juni 1747. K. A. Der Schlachtbericht des Feldmarschalls ist gleichfalls vom 3. Juli und befindet sich im K. A.

⁴) Der Herzog von Cumberland an Lord Chesterfield. Mahon. History of England III. 350.

⁵) Batthyany an den Kaiser. 14. September 1747. „D'ailleurs la place „est pourvue de tout ce que l'on peut souhaiter humainement. La garnison „peut être rafraichie à chaque instant et il y a des trouppes plus que suffi-„santes pour faire sortie sur sortie et deloger l'ennemi de ses ouvrages, mais „c'est de quoy l'on ne veut point entendre parler."

⁶) Oesterr. milit. Zeitschr. Jahrg. 1836. Bd. IV. 258—268.

⁷) Sillers an den Prinzen Karl. 16. Septbr. 1747. K. A.

⁸) An den Kaiser. Amby, 19. August 1747. K. A.

⁹) Batthyany's Bericht vom 5. Oktober 1747. K. A. „J'ay trouvé les „choses dans une étrange confusion. Le pauvre vieux General Cronström „avec la mort sur les levres, hay et detesté de tout le monde, même du dé-„puté des états M. van Harem, chacun des deux faisant des dispositions „séparées, le Lieutenant et Quartier-Maistre-Général Burmania, qui seul a „l'oreille du Prince d'Orange, faisant les siennes sur des idées fort vastes „et peu soutenables, les troupes dispersées en petits détachements et un tas „de lignes les unes sur les autres, les unes faites par Cronström et Burmania, „les autres par M. van Harem et nos Généraux."

Dreizehntes Capitel.

---

[1]) Darum heißt es auch in dem Entwurfe des Friedensvertrages zwischen Oesterreich und Spanien:

Article III. S. M. l'Imperatrice .. ayant déclaré dès le commencement de la Négociation qui a précédé le présent traité, qu' attachée comme Elle est indissolublement à ses Alliés, Elle ne sauroit s' eloigner le moins du monde la première des engagemens contractés avec Eux, et persistant pendant tout le temps, que cette négociation a duré, dans ces mêmes sentiments, a constamment refusé de se prêter à quoi que ce soit qui tende au prejudice de S. M. le Roy de Sardaigne, à moins que préalablement des preuves équivalentes à une certitude morale ne luy soient produites, que le dit Roy de Sardaigne etoit convenu avec la France de chasser la Maison d' Autriche de toute l' Italie, et que feu S. M. Catholique ... ayant été invitée à y concourir, avoit par son refus donné lieu à ce qui est survenu ensuite. En consequence de quoy on est convenu que non seulement ces preuves seroient produites aux Ministres de S. M. Imperiale, mais communiquées encore au Ministre nommé per S. M. Brit. pour traiter la reconciliation et le concours mentionné dans l' Article précédent.

Article IV. A ces conditions, et non autrement, S. M. l' Imperatrice ... consent à un etablissement en faveur du Serenissime Infant Don Philippe, tel neantmoins qu' eû égard à l' état des choses fixé par le traité de Worms, non seulement Elle n' y perde rien, mais qu' Elle et Son Auguste Maison y gagne plutôt.

[2]) Maria Theresia an den König von Portugal. 16. Oktober. 1747. St. A.

[3]) Instruction für Kaunitz zum Aachner Congresse. Wien, 19. Dez. 1747. St. A. „Noch vor erfolgten Dresdner Frieden, nemblich von der Zeit an, als „das Englische Ministerium auf der fatalen Hannoverischen Convention so sehr „versessen ware, hat Chur Sachsen die aussöhnung mit dem Haus Bourbon in „Vorschlag gebracht .... Mann hat sich auch suppositis supponendis umb so „weniger darvon entfernt bezeuget, als die erfahrung leyder mehr dann zu viel „zu erkennen gegeben, daß obgleich der Cron Frankreich nie zu trauen, oder daß

„ihr zu trauen seye, von niemanden zu einiger zeit jemahlen behaubtet worden, „mithin hiervon die frag nie gewesen, nicht ist und auch führohin nie seyn wird „noch seyn kan, dannoch der König von Preussen als ein für das Ertzhaus noch „weit mehr gefährlicher **Erbfeind** aus der doppelten ursach angesehen werden „müsse, weilen eines theils er nach der lag seiner Länder, und bevorab nach „dem unschätzbahren Verlust des Herzogthumbs Schlesien in daß hertz der teut-„schen Erbländer sogleich einzudringen und mit französisch- und Türkischer bey-„hülffe dem Ertzhauß, ehe mann sich dessen versiehet, den letzten stoß zu geben „vermag, und anderen theils gegen ihn keines beystands abseiten beeder See-„Mächten zu getrösten ist, als welche bey noch mehreren ihme dem Erzhauß zu-„stossenden unglücksfällen, anstatt sich umb dessen emporbringung zu bekümmern, „vielmehr ihn König von Preussen anstatt desselben dem Haus Bourbon ent-„gegen zu sezen antragen dörften."

[4]) Bericht des Residenten Hohenholz. St. Petersburg, 8. Jän. 1746. St. A.

[5]) Bericht des Residenten Hohenholz. 15. Jänner 1746. St. A.

[6]) Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. IV. Aufl. Bd. II. S. 120.

[7]) Der Vertrag ist in französischer Uebersetzung — das in Wien befindliche Original ist in deutscher Sprache — bei Martens Suppl. I. 272 abgedruckt. Das Gleiche ist ebendaselbst mit dem vierten geheimen Separatartikel der Fall. Die übrigen vier geheimen Separatartikel, der Article secretissime, die Declaration und der abgesonderte Separatartikel sind noch nirgends publizirt.

[8]) Hermann. Geschichte Rußlands. V. 94. Gfrörer. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. III. 417. Stenzel hingegen, IV. 367 beurtheilt die Sache ganz richtig.

[9]) So z. B. am 24. Febr. 1746. „Unsere meynung ist von darumben „keineswegs, den Frieden mit Preussen zu brechen."

[10]) An Pretlack 5. März 1746. „Welchem allem zufolge zwar ganz und „gar kein anstand ist, den vierdten articul so wie er in anderseitigen project „einkombt, beyzubehalten, doch nur alsdann, wann die im hiesigen auffatz ent-„haltene und den Preussischen friedensbruch betreffende articul insbesondere aus-„bedungen und beygefüget werden. Und ist der Keyserin Maj. bey der vorsich-„tigen arth, wie diese sammentliche articul gefasset seind, ganz gleichgültig, ob „sie dem Tractat selbsten einverleibt oder zum Theil in Separatarticul ver-„wandlet werden wollen."

[11]) Der abgesonderte Artikel enthält die Bestimmung, daß auch der deutsche Kaiser zum Beitritte zu dem Vertrage überhaupt, so wie zu dem ersten geheimen Separatartikel insbesondere eingeladen werde und Maria Theresia sich im Sinne desselben bei ihm angelegentlich verwende.

[12]) Von diesem Tage ist der Vertrag datirt. Die Unterzeichnung selbst und die Auswechslung der Urkunden fand erst am 27. Mai in Konstantinopel statt. Penklers Bericht an die Kaiserin vom 30. Mai 1747. St. A.

[13]) „Ne m'accorderez-vous donc pas la paix," sagte ihm der König, „je ne fais la guerre que pour cela et ne cherche rien pour moi." Batthyany's Bericht vom 8. Juli 1747.

[14]) Am 17. Juli 1747. Die Vollmacht bestand in einem eigenhändigen Schreiben der Kaiserin, welches lautete: „Comte Batthyany. Je vous authorise „par les presentes lignes, écrites de ma propre main, de traitter et signer la „paix avec le Roy T. C. et ses Alliés. Le pleinpouvoir formel vous sera „envoyé au plutôt possible, ne voulant en aucune manière retarder un ouvrage „si salutaire, et étant bien-aise que les affaires se traittent par le Comte de „Saxe que j'estime beaucoup." . . .

[15]) Articles Préliminaires. Beilage zur Instruction Batthyany's.

[16]) Instruction für Batthyany.

[17]) Wasners Bericht vom 10. November 1747. St. A.

[18]) Instruction für Kaunitz.

[19]) Wasners Bericht vom 27. Oktober 1747. St. A.

[20]) An Wasner. 28. Nov. 1747. St. A.

[21]) Mittheilung des Grafen Canal vom 27. Nov. 1747. St. A.

[22]) Ferrer del Rio. I. 180. Baumgarten 775.

[23]) Kaunitz an Ulfeld. Aachen, 10. November 1748. St. A. „M. de Sotto „Major, qui est honette homme au possible."

[24]) Bericht des Grafen Kaunitz. Aachen, 20. April 1748. St. A.

[25]) Flassan. V. 391.

[26]) Kaunitz an Ulfeld. 30. Juni 1748. St. A. „M. de St. Severin est „un homme sur les propos du quel on ne peut faire aucun compte. C'est „une quintessence de finesses italiennes francisées; sans être pourtant sorcier. „Car quand il est question de la moindre chose, sur laquelle ses instructions, „qu'il regarde comme son catechisme, ne lui paroissent pas bien claires, il „ne sait et n'ose plus prendre son parti."

[27]) Die Instruction, vom 19. Dezember 1747 datirt, von Maria Theresia, Ulfeld und Bartenstein unterzeichnet, befindet sich im St. A. Sie ist 21 Foliobogen stark und hat 104 Beilagen. Hiezu kommt noch eine Nachtragsinstruction vom 29. Dec., welche zwei Foliobogen umfaßt und acht Beilagen zählt.

[28]) Wasners Bericht. 22. Dezbr. 1747. St. A.

[29]) Maria Theresia an Reischach. 28. Nov. 1747. St. A.

[30]) Der Prinz von Oranien an Batthyany. Haag, 4. Jänner 1748. „J'ay reçu un avis trop important hier au soir pour ne pas me hater d'en „donner en confidence communication à V. E., quoyque je ne doute pas, „que le Comte de Bernes, qui en a été instruit, en informera certainement

„V. E. C'est que le Roy de Prusse, qui par le prompt rappel du Marechal „Schwerin a déjà donné à connoitre qu'il rouloit quelque dessein dans son „esprit, a resolu d'attaquer de nouveau l'Impératrice-Reine, et de marcher „sur Vienne. Tandis qu'il fera cette belle manoeuvre et cette diversion, il „a envoyé aux François un projet d'attaquer Maestricht independamment de „ce que M. de Saxe pourroit ou voudroit entreprendre sur la Zéelande. „L'avis vient de main sure, et le Comte de Bernes, de Gronsfeld et le Mi„nistre de Russie en ont conféré ensemble. Cecy nous obligera de donner „beaucoup d'attention pour les bords de la Meuse" ..... Batthyany berichtet hierüber aus Verviers vom 11. Jänner: „Was vor eine ohnverhoffte nachricht mir „von dem Prinzen von Oranien zugekommen, werden E. K. K. M. aus der .. „Nebenlage .. zu entnehmen geruhen. Der innhalt dessen scheint in ein wie dem „anderen, das ist sowohl wegen des hierendig feindlichen gegen Mastricht, alß „wegen des abscheulich und treulosen Vorhabens des Königs in Preußen umb so „glaublicher zu seyn, als zu ausführung des ersteren nicht nur zu Namur alle „vorbereitungen angekehret werden, sondern auch Meines erachtens ganz natürlich „ist, das Frankreich Uns in der zeit allhier zu beschäftigen suchen wird, da Preußen „sein schändliches dessein gegen E. K. K. M. teutsche Erblande auszuführen vor „hat; letzteres aber nämlich jetztbesagt friedbrüchiges Vorhaben des Königs in „Preußen bestärcket sich zugleich dadurch, daß dem Verlaut nach alle in Aachen „und dasigen gegenden auf Werbung gestandene Preußische officiers würcklich abbe„rufen werden."

[31]) „J'autorise le Comte de Loos, Ambassadeur de S. M. le Roy de „Pologne, Electeur de Saxe à la Cour de S. M. T. C. de conclure et signer „en mon nom tant les art. prelim. que les deux art. separés et secrets y „joints, qui ce aujourdhuy ont été remis à son frère, Ministre plénip. du dit „Roy de Pologne, Electeur de Saxe à ma Cour Imperiale, et parafés par „mon Chancelier de Cour le Comte d'Ulfeld à Vienne ce 16 Février 1748. „Marie Thérèse."

[32]) Die Präliminarartikel bilden eine Beilage der Depesche an Kaunitz vom 16. Februar 1748. St. A.

[33]) Article separé et secret.

Quoyque Sa Majesté l'Imperatrice, Reine de Hongrie et de Boheme soit très eloignée d'enfreindre le Traité de Paix de Dresde, en cas que Sa Majesté le Roi de Prusse s'y tienne exactement; neantmoins il a eté convenu, que de meme que dans les Articles Preliminaires signés cejourdhuy il est fait abstraction des interêts du dit Prince, et de la Garantie de la Silésie, il en sera encore fait abstraction dans le Traité de Paix definitif à conclure. Cet article separé restera secret, et aura la meme force, comme s'il etoit inseré mot à mot aux Articles Preliminaires d'aujourdhuy, sera pareillement ratifié et echangé en meme temps.

En foy de quoy etc.

[34]) Article separé très secret.

Quoyque tout le contenu des Articles Préliminaires, conclus aujourdhuy entre S. M. l'Imperatrice, Reine de Hongrie et de Boheme, et S. M. T. C. ait à rester très secret. Comme neanmoins il pourroit arriver des cas, où il seroit à propos, de ne pas en faire un mystere, pour dissiper les ombrages que les Alliés de l'un ou l'autre Contractant pourroient en concevoir, ce qui cependant ne peut ni ne doit se faire jamais sans leur consentement prélalable; Il a eté trouvé bon, de regler par un Article separé sous le sceau du meme secret impenetrable, ce qu'il conviendra de faire, pour porter d'autant plus aisement et plus promptement les autres Puissances, impliquées dans la présente guerre, à se conformer pleinement aux intentions salutaires de Leurs Majestés Imperiale et Très-Chretienne. Pour cet effet Elles sont convenües de presser l'ouverture des Conferences d'Aix la Chapelle, d'y faire chacune des demandes relatives à ce qui a eté traitté prealablement entre Elles, et par aprés de se declarer chacune dans sa reponse conformement à la teneur des Articles Preliminaires. De quoy tant S. M. l'Imperatrice Reine de Hongrie et de Boheme, que S. M. T. C. se declarera ensuite contente: ce qui ne pourra pas manquer d'emmener les esprits de leurs Alliés respectifs aux memes fins, que les hauts Contractants se sont proposées. Et comme en tout cas inopiné du contraire leur contradiction ne seroit aucunement fondée; les deux hauts Contractants se tiendront ce non obstant irrevocablement à la susdite teneur des Articles Preliminaires, par le moyen desquels la paix et l'union seroit pleinement retablie entre Elles, et leurs heritiers et successeurs.

Cet Article demeurera à jamais très-secret, et sera ratifié en meme tems que les Articles Preliminaires, et l'Instrument de Ratification echangé de la meme maniere.

En foy de quoy etc.

[35]) Charles de Lorraine Comte d'Armagnac an Maria Theresia. Paris, 17. Febr. 1748. St. A. „qu'il trouvera des gens très-disposés à lui parler „de bonne foi et sans réserve."

[36]) Kaunitz an Ulfeld. Schloß Rietberg, 24. Febr. 1748. St. A. „C'est „un chef d'oeuvre selon moi que cet ouvrage; il me seroit impossible d'y „ajouter ou d'en retrancher un mot."

[37]) Die französische Erklärung bildet eine Beilage zu der Depesche an Kaunitz vom 28. März 1748. St. A.

[38]) Kaunitz an Maria Theresia. Aachen, 25. März 1748. „So viel nun die „erwehnte Oeffnung des Milord Sandwich anbetrifft, so traget nunmehr der Eng- „lische Hof kein weiteres Bedenken, seine Absichten, wie das ganze Friedensge- „schäft einzurichten und fortzusetzen seye, mit klaren und deutlichen Worten dahin „auszudrucken, daß der Wormser Tractat zwar in Ansehung des Königs von „Sardinien bey seiner vollen Kraft verbleiben, hingegen alles dasjenige, was „sich darinnen zum Vortheil E. K. K. M. ausgedruckt und reciproce stipulirt „befindet, schon zum voraus und ehe noch einstens wegen der übrigen Friedens-

„bedingnussen die nähere Abrede genommen, als unverbindlich anerkennet und „gäntzlich aufgehoben werde."

[39]) Maria Theresia an Kaunitz. Wien, den 24. März 1748. „Nimmer und „nimmermehr werden Wir zum ersten zum Abbruch Unserer Bundesgenossen in „etwas Uns einlassen. Wäre es aber sach, daß Du etwas in Händen hättest, wor„durch ihrerseits ein solcher Vorsaz zu erweisen stünde, So hättest Du solchenfalls, „ehender aber nicht, zu erkennen zu geben, daß Du über dem Verlangen wegen „Savoyen nähere Verhaltungsbefehle durch eygenen Courier einhohlen woltest. „Dan ob Wir gleich solchergestalten der gefahr Uns aussezen, daß auff Unsere „unkosten andere Uns vorkommen, So wollen Wir doch lieber diese gefahr „lauffen, als im mindesten beschuldigt werden zu können, gegen trauen und „glauben gehandlet zu haben."

[40]) Sagt ja doch selbst Stenzel, der Geschichtschreiber Preußens, von Maria Theresia „daß diese hohe Frau mit ihrer Ehrenhaftigkeit allein unter den „europäischen Fürsten stand." IV. 281.

[41]) Maria Theresia an Kaunitz. Wien, 9. April 1748. St. A. „Umb also „in sachen weder zu viel noch zu wenig zu thun, so haben Wir einen solchen „mittelweg einzuschlagen Uns entschlossen, wordurch Frankreich in seinen Ver„langen willfahret, Uns hingegen der nebst demselben anerbothene nutzen ent„zogen, das ist dem König von Sardinien für die Zeit, als er das Herzogthumb „Savoyen zu entbehren hätte, Parma und Piacenza, n. b. unter den nemb„lichen bedingnussen als sie dem Infanten gewidmet waren, zugetheilet würden."

[42]) Sardinische Depesche an den Grafen de la Chavanne. 27. April 1748. Bei Carutti. II. 39.

Vierzehntes Capitel.

[1]) Am 20. Dezember 1747 wurde hierüber in St. Petersburg ein neuer Vertrag zwischen Rußland und England unterzeichnet, dessen Wichtigkeit hauptsächlich darin besteht, daß in seinem geheimen Artikel die Truppenhülfe näher bezeichnet wurde, welche Rußland zu leisten hätte, wenn die Staaten der Kaiserin oder des Königs von England von Seite des Königs von Preußen entweder unmittelbar oder durch Hülfeleistung an einen ihrer Feinde angegriffen würden. Pretlacks Berichte vom 23. und 26. Dezember 1747. St. A.

[2]) Pretlacks Bericht. St. Petersburg, 7. December 1747. „Von denen „Generalen en Chef seynd deren vier, als Lewaschow, Romanzow, Buturlin und „Soltikow, deren die Erstern zwey schon sehr alt und kränklich, alle vier aber, „die wahrheit zu gestehen, nicht eine mediocre Fähigkeit zu commandiren be„sizen. Der Repnin, so daß Hülfscorps hinausführet, ist unter allen noch der „best und geschicklichste, dahero Ihme auch das Comando über dieses Corps ge„geben worden. Es befindet sich zwar des unglücklichen Herzogs von Curland „Schwager, Nahmens von Bismarck alhier, welchen man ohnlängst aus dem „Exilio, so Ihn auch mit betrofen, zurück berufen hat. Dieser nun ist unstreittig „der capableste von allen die hier seynd, da aber derselbe ein Preussischer un„terthan, so hat man Ihme . . das hinaus marchirende Hülfscorps nicht an„vertrauen können" . . . . .

[3]) In einem Schreiben an Ulfeld aus Turin vom 5. August 1743 macht Kaunitz den Vorschlag, dem Herzoge von Cumberland „auf Frankreichs Kosten „ein angenehmes Pflaster auf seine empfangene Ehrenwunde zu legen."

[4]) Wasner. 1. und 15. Aug. 1747. St. A.

[5]) Batthyany an den Kaiser. Ruremonde, 11. Mai 1748. K. A. „l'ani„mosité et la haine entre le Duc et le Prince d'Orange ne va qu'en augmen„tant; il est à un point qu'il n'y a presque plus de ménagement."

[6]) „Je compte que cecy sera le dernier Courrier si l'on veut sauver „la vie à bien des honets gens, sans les faire perir mal a propos. Les affaires „à la Haye vont du mal en pire et l'on ne peut pas dire comme du tems

„du P. Eugene et Marlebroug: „„felix concordia Ducum."" Je suis persuadé „que les François le scavent puisqu' on le scait à Berlin, mais je me flatte „toujours que le Roi de France veut la paix" . . .

[7]) An Kaunitz. 23. April 1748. „Je ne voudrois pas estre à la place „de Pusieux et avoire sur ma conscience tous ceux qui vont estre tué à „Mastrich et en Italie, ayant le moyen en main de faire la paix en un coup „de plume."

[8]) Batthyany an den Kaiser. 27. April 1748. K. A. „La garnison de „Mastricht se defend jusqu' à présent avec infiniment de valeur et les François „sentent la différence qu' il y a quand ils ont à faire à nos troupes."

[9]) „Je compte que dans le courant de la semaine Vous nous annon-„cerés notre sort, cela ne pouvant guère plus traîner en longueur. La France „a le choix avec qui elle veut conclure, et il est certain que nos Alliés s' y „prennent de façon qu' ils vous gatent la négociation de fond en comble."

[10]) 4. Mai 1748. St. A. „je compte que vous pourriés estre assés „heureux de regaler l' Impératrice de la paix pour son jour de naissance."

[11]) Robinsons Depesche vom 1. Mai 1748 an den Herzog von Newcastle. Bei Coxe. II. 353. 354. Bei Raumer. 225. 226. Ulfeld schreibt hierüber am 27. April 1748 an Kaunitz. „Hier Robinson reçut son Courrier avec copie d'une „depeche du 12 qu' on avoit envoyée à Sandwyck. C' est une declaration qu' il „faut faire la paix à tout prix, et une espece de manifeste pour quoy on „s' y voyoit obligé. Apres m' avoire prevenu il est allé encor hier à l' au-„dience de l' Imperatrice qui a duré une heure. A ce qu' Elle nous a dit „aujourdhuy, Elle l' a bien remboursé, puisque tous les motifs de Robinson „se reduisoient à l'alliance à faire apres la paix avec l' Espagne, le Roy de „Prusse et le Roy de Sardaigne, alliance formidable contre la France . . . . „Robinson a voulu attendrir l'Imperatrice comme il a fait autrefois lorsqu' il „s' agissoit de faire la paix avec le Roy de Prusse, mais Elle lui a dit que „pour la troisième fois elle ne se laissoit plus ny attendrir ny tromper."

[12]) An Ulfeld. Aachen, 26. April 1748. „En attendant j' ajouterai seu-„lement pour son information, que d' un côté non seulement la négociation „n' est point rompue, mais que l' on me témoigne même de l' empressement „pour une heureuse conclusion."

[13]) Kaunitz an Maria Theresia. Aachen, 3. Mai 1748. „Ob ich nun schon „niemahlen auf die frantzösische Aufrichtigkeit ein sonderliches Vertrauen gesetzet, „so muß ich doch in aller Unterthänigkeit bekennen, daß mir die bemerkte äuße-„rungen mehr wahr als falsch vorgestellet habe, weilen solche mit dem frantzöschen „Interesse und der Absicht auf Savoyen übereinzukommen geschienen."

[14]) Kaunitz an Maria Theresia. Aachen, 30. April 1748. St. A. Hienach sind auch die irrigen Angaben in Coxe's Memoirs of Henry Pelham, II. 416 berichtigen.

[15]) Voriger Bericht.

[16]) Unter den voluminösen Actenstößen, die sich auf den Aachner Frieden beziehen, verwahrt das kais. Staatsarchiv auch ein in französischer Sprache abgefaßtes Manuscript, welches den Titel führt: Histoire de la paix d'Aix la Chapelle du 18. Octobre 1748. Es ist 462 Folioseiten stark und enthält ausführliche Auszüge aus der Correspondenz zwischen Puysieux und Saint-Severin. Die Genauigkeit derselben wird durch ihre Uebereinstimmung mit den bei Flassan vorkommenden Stellen sattsam erwiesen. Auf dem Umschlage des Manuscriptes stehen die Worte: „d'après l'etiquette sur le carton par M. le baron de Barré.“ Georg von Barré wurde im Jahre 1755 zum österreichischen Gesandtschaftssecretär in Paris ernannt. Im Jahre 1777 in den Freiherrnstand erhoben, starb er 1783 als Botschaftsrath in Paris.

Diesem Manuscripte zufolge schrieb am 21. April 1748 Puysieux an Saint-Severin: „Le nouveau projet de traité préliminaire qui vous a été commu„niqué par le Comte de Kaunitz, peut être adopté à certains égards, mais „il renferme des stipulations qui demandent des éclaircissements et des „modifications.“

[17]) Puysieux an Saint-Severin. 2. Mai 1748. „Les articles qui vous „sont offerts, sont plus séduisants que ceux de l'Angleterre, mais si l'on „pouvoit finir avec Londres, il y auroit moins d'embarras, plus de sûreté et „de célérité.“

[18]) Kaunitz. 3. Mai 1748. St. A. „Ob nun schon des Grafen Saint-Severin „falsches und unanständiges Betragen mich biß in die Seele geschmertzet, . . . „so habe doch meine Empfindlichkeit überwinden und mich . . . zu ihm ver„fügen wollen“ . . .

[19]) Maria Theresia an Kaunitz. Wien, 14. Mai 1748. St. A.

[20]) Abgedr. bei Adelung. VI. Beil. VI.

[21]) Kaunitz an Maria Theresia. Aachen, 6. Mai 1748. St. A.

[22]) Voriger Bericht.

[23]) Erklärung des Grafen Kaunitz vom 23. Mai 1748. In deutscher Uebersetzung abgedruckt bei Adelung. VI. Beil. VIII.

[24]) Puysieux an Saint-Severin. 5. Mai 1748. „L'Espagne n'a pris „les armes que pour se délivrer de cette sujettion. Elle vouloit rendre ce „commerce commun à toutes les nations. Elle trouve qu'il est dur et humi„liant de se voir forcé de subir une telle condition.“

[25]) König Ferdinand VI. fügte seinem Schreiben vom 12. Mai an den König von Frankreich die Worte bei: „Je ne crois pas devoir souffrir du mal „pour avoir été fidèle à l'alliance de V. M. et son ami constant. Je l'attends „de son amitié, de son honneur et de ce qu'Elle m'a écrit.“

[26]) Saint-Severin an Puysieux. Aachen, 27. Mai 1748. „M. de Kaunitz „d'un ton sec et aigre lui repondit qu'il acceptoit purement et simplement „comme il le voyoit par son accession, et que si elle ne lui convenoit pas, „il n'avoit qu'à ne pas la recevoir.“

[27]) In der Depesche vom 14. Mai 1748. St. A.

[28]) Puysieux nennt in seinem Schreiben vom 28. Mai an Saint-Severin die österreichische Erklärung vom 23. „la plus captieuse pièce qui soit encore „sortie de la boutique de M. de Bartenstein" . . .

[29]) „Deren fortsetzung Uns mit der natur eines jeden stillstands und dem „Christenthumb nicht wohl vereinbarlich schiene" . . .

[30]) Saint-Severin an Puysieux. 1. Mai 1748. „Ce que je trouve de „meilleur dans cette affaire, est que de longtems la Cour de Vienne et le „Roi de Sardaigne n' oublieront le tour que les puissances maritimes leur „jouent." . . Und König Friedrich von Preußen schrieb hierüber am 18. Mai 1748 an seinen Gesandten Podewils in Wien: „Au reste je veux que vous vous „donniés tous les mouvements possibles pour pouvoir m' informer des arran-„gements ultérieurs de la Cour de Vienne, et s' il se pourroit qu' elle conçût „de l' aigreur contre l' Angleterre sur ce que cette dernière n' a point fait de „difficulté de la traiter assez en bagatelle pour négliger sa concurrence à la „signature des préliminaires." . .

[31]) 27. Mai. „je crois que ce qui peut arriver de mieux c' est qu' entre „les Cours de Londres, de Vienne et de Turin les choses s' embrouillent „toujours de plus en plus."

[32]) 6. Mai. „Voilà la France presqu' au bout de son grand dessein „sur l' abaissement de la Maison d' Autriche. Il faut aprésent travailler à „celui de l' Angleterre pour n' avoir plus de puissances à craindre."

[33]) Puysieux an Saint-Severin. 22. Mai 1748. „Plus je réfléchis sur „votre ouvrage, plus je l' approuve chaque jour; chaque instant me découvre „des nouveautés qui me donnent de la tranquillité. Uniquement attentif à „examiner la contenance de nos ennemis, et jusqu' à leurs moindres démar-„ches, je vois déjà de la confusion et de l' embarras parmi eux."

[34]) Kaunitz. Aachen, 26. Mai 1748. St. A.

[35]) Depesche Karl Emanuels an den Grafen de la Chavanne. 29. Mai 1748. Bei Carutti. II. 42.

[36]) Saint-Severin an Puysieux. 26. Juni 1748.

[37]) Kaunitz an Maria Theresia. Aachen, 30. Juni 1748. St. A.

[38]) Maria Theresia an Kaunitz. 7. Juli 1748. St. A.

[39]) Articulus separatus et secretus. Sacra Regia Christianissima Majestas declarat, se per Articulum VII Praeliminarium 30 Aprilis die hujus anni subscriptorum contradictae ex parte Caes. Reg. Majestatis validitati cessionum ab eadem anno 1743 Sardiniae Regi factarum nec quicquam demere, nec quicquam addere voluisse, nec proinde pacem et amicitiam hodierna die cum Sacra Caes. Reg. Majestate conclusam ullatenus interruptum iri, si cessa loca vindicare rursus velit modo fata Sacra Caes. Regiaque Majestas.

Articulus separatus et secretus. Cum maxima Silesiae Ducatus pars et Glacensis Comitatus vigore Dresdensis pacis a Borussiae Rege possideantur, hancque pacem sua ex parte optima fide adimplere Sacrae Caes. Reg. Majestatis mens sit, vicissim vero aequitas et justitia haud minus exposcant, ut omnibus et singulis ejusdem articulis et conditionibus pari bona fide a praefato Borussiae Rege, uti speratur, fiat satis: Hinc Sacra Regia Christianissima Majestas declarat, non aliter quam hoc sensu intelligenda esse et a se intelligi, quae Articulo Praeliminarium XX continentur, ac proinde non minus a se sponsionem conditionum, sub quibus possessio maximae Silesiae Ducatus partis et Glacensis Comitatus in saepe memoratum Borussiae Regem, qui in illas plene consensit, et ad easdem adimplendas se una obstrinxit, translata fuit, quam possessionis harum ditionum, quo fieri potest meliore et firmiore modo suscipi.

[40]) Kaunitz. Aachen, 24. Juli und 10. August 1748. St. A.

[41]) An Kaunitz. Wien, 25. Juli 1748. St. A.

[42]) Ulfeld an Kaunitz. 30. Juni 1748. „vous ne scauries croire ce que „nous avons à souffrir de l'impatiance de l'Imperatrice qui voudroit ravoire „ses trouppes d'abord pour comencer les epargnes et le sisteme de Haugwitz, „tout comme si cela dependoit de nous si la France ne veut pas evacuer „les Pais Bas et se contenter de garder en gage les places d'Ostende et de „Nieuport. L'Imperatrice m'a ecrit de Mannerstorf tout comme si nous „nous laisserions dupper par les compliments de St. Severin. L'Empereur „en echange connoit toutes les consequences si nous retirions les trouppes „trop tôt, quoyqu'à la longue je vous avoue qu'il faudra bien les retirer „faute de pouvoir les faire subsister.“

Ulfeld an Kaunitz. 17. Juli. „Ce qui me fait le plus de peine c'est „de voire l'impatiance de l'Imperatrice de voire revenir les trouppes, de peur „que leur retard ne derange le sisteme de Hauguevitz, ce qui de tems en „tems la fait donner dans des terribles impatiences et produit touttes sortes „d'idées par exemple de donner carte blanche aux Anglois de negocier pour „nous le tout dans l'esperance d'accelerer par là la conclusion et le retour „des trouppes.“

[43]) Coxe. Memoirs of Pelham. II. 452.

[44]) Wasner. Hannover, 25. August 1748. St. A.

[45]) Saint-Severin sagt von ihm in seinem Schreiben an Puysieux vom 28. August 1748: „Il a tout le rauque que l'on reproche ordinairement aux „Anglois; il est sujet à boire .. et par dessus le marché accoutumé à parler „à Vienne d'un ton impératif.“ . .

[46]) Ulfeld an Kaunitz. 17. Juli 1748. „hier sehet er alle tag daß er auß-„gedienet hat“ . . .

[47]) Ulfeld an Kaunitz. 4. September 1748. „jamais Ministre a été con-„gédié plus mal que celuicy; mesme l'Imperatrice a un peu trop chargé „la dose.“

[48]) Maria Theresia an Kaunitz. 31. August 1748. St. A.

[49]) Abgedruckt bei Adelung. VI. Beil. XVI.

[50]) Puysieux an Saint-Severin. 30. August 1748. „on pourroit proposer „par la suite d'établir l'Infant soit dans le duché de Luxembourg, soit dans „la partie du Hainault que nous devons rendre. On abandonneroit en échange „à la Reine de Hongrie les Etats de Parme, Plaisance et Guastalle. . . . . „Nous éviterons par là l'embarras de soutenir un Prince mal affermi à chaque „instant pour un si modique objet. On sauveroit aussi la stipulation pour „l'ordre de succession au Royaume de Naples, qui de quelque maniere qu'Elle „soit libellée, sera toujours sujette aux plus grands inconvéniens. Le Roi „mettroit Madame plus decemment, plus en sureté et plus près de lui. Lors„que le Roi de Pologne, beau père de S. M. viendroit à manquer, le Roi feroit „à Mme sa fille et à son gendre le même Etat qu'a le Roi de Pologne, mais „il faudroit alors que le Comté de Hainault ou le Duché de Luxembourg fus„sent réunis à la Couronne. Il semble que ce sacrifice fait par le Roi et „auquel il seroit de l'habileté du Ministre de donner aux yeux de l'Europe „encore plus d'étendue qu'il n'en auroit réellement, devroit fermer la bouche „à l'Espagne, exciter l'admiration du public et être fort agréable à la Cour „de Vienne." Vgl. auch Flassan. V. 41.

[51]) Kaunitz an Maria Theresia. 19. September 1748. St. A.

[52]) Kaunitz. 30. August 1748. St. A.

[53]) Maria Theresia an Kaunitz. 9. September 1748. St. A.

[54]) Maria Theresia an Wasner. 31. August 1748. St. A. „Doch tragen „wir kein Bedenken, nochmahlen zu wiederhohlen, daß wie Wir einerseits nicht „verlangen, daß die Ungültigkeit derer Cessionen des Wormser Tractats für Uns „im Definitivtractat entschieden werde, also hingegen auch andererseits Wir „deren gültigkeit ausdrücklich zu erkennen oder von dem begehren der garantie „des gantzen Dreßdner Friedens, wormit sogar Preussen zufrieden zu seyn „schriftlich erkläret hat, abzustehen nie zu vermögen seyn werden."

[55]) Maria Theresia an Kaunitz. 21. September 1748. St. A. „Und wie„zumahlen Wir uns nun und nimmermehr an einige der sachen wesenheit nicht „kränkende formalität keineswegs binden, als seind Wir unabbrüchig der Uns „alleinig zustehenden und andererseits nicht widersprochenen Souverainität so„gar uhrbietig, nicht nur obgedachtes jus praesidij und alsobaldigen genuß in „ansehung derer Barriereplätzen, so noch Vestungen seind, auff das bündigste „anzuerkennen, sondern auch zu gestatten, daß unabbrüchig, wie obgemeldet, „Unserer Souverainität dieselbe sogleich bey der Räumung von der republic „Trouppen besezet werden mögen. Ja darmit auch derer geschleiffter Barriere „Pläzen halber kein Verzug sich ergeben möge, so hättest Du auff den Fall, daß „es hierauff ankäme, unbedenklich zu erklären, daß Wir auch in ansehung derer„selben obgedachtes jus praesidij, sobald sie wieder auferbaut seyn würden, von „nun an im Voraus zu erkennen nicht entgegen wären."

[56]) Maria Theresia an Kaunitz. 9. September 1748. St. A.

[57]) Maria Theresia an Kaunitz. Wien, 21. September 1748. St. A. „Vierdtens ist der Articul, Schlesien und Glaz betreffend, so wie er in dem „von dir unter dem 21. Augusti eingeschickten project des Französischen Hoffs „einkombt, von dem 20. Präliminar-Articul nicht unterschieden. Da wir nun „diesen, den 20. Präliminar-Articul dem Definitivtractat wort für wort ein„verleiben zu lassen Uns vorlängst anerbothen, so kan auch hierbey umb so „weniger ein anstand seyn, als die wörter: „ainsi que ce Prince les possede „aujourdhuy," nach ihrem natürlichem Verstand gar füglich auff die garantie „des ganzen Dresdner Friedens ausgedeutet werden können, wenigstens Unserer „befugnus, auff der garantie des ganzen Dresdner Friedens forthin zu be„stehen, andurch kein abbruch beschiehet. Und obwohlen der König von Preußen „sich anfangs bey Frankreich dahin angewendet, umb der garantie der Pragma„tischen Sanction überhoben zu werden, so gaben doch dessen späthere schreiben „an Graffen Podewils zu erkennen, daß nachdeme besagt sein versuch fruchtlos „abgeloffen, er zur übernahm sothaner garantie zwar sich einverstehen, wegen „der erfüllung aber wenig bekümmern werde. Bey welcher der sachen bewandnus „also und da es derzeit umb jeztgedachte erfüllung nicht zu thun ist, Wir nicht „wohl abnehmen können, daß der die garantie von Schlesien und Glaz be„treffende articul den schluß des Definitivtractats im mindesten solte auffhalten „können." König Friedrichs Anschauung hierüber geht aus seinem Schreiben an Podewils, seinen Gesandten in Wien, vom 24. August 1748 deutlich hervor, worin es heißt: „L'affaire de la garantie de l'Empire de la Sanction „Pragmatique est de nature que je n'y pourrai aussi facilement mettre „empechement, principalement par la raison que la France a eu assez de „bassesse de permettre et d'agréer des conditions dans le traité de paix de„finitif qui m'obligent à accéder à ce traité dont la garantie de la Pragma„tique fait partie." Maria Theresia aber schrieb noch am 22. November 1748 an Kaunitz, daß sie auf die Garantie der pragmatischen Sanction durch den König von Preußen keinen Werth lege „absonderlich da Wir im voraus ver„läßlich wissen, daß sie sogar auch, wan sie ertheilet werden solte, nicht nur in „sich ergebendem fall ohne aller gedeylichen würckung zu verbleiben, sondern „sogar auch den König von Preussen ebensowenig als die vorhin von seinen „Vattern zu zweien Mahlen geleistete garantie von widrigen unternehmungen „abhalten würde."

[58]) An Kaunitz. 21. September 1748. St. A.

[59]) An Kaunitz. 5. Oktober 1748. St. A. „umb der ganzen welt in die „augen fallen zu machen, daß Wir an einem so schlechten, mangelhafften, gleich „denen Präliminarien monstruosen und in manchen stucken noch ärgeren werck „keinen antheil als nothgedrungen nehmeten."

[60]) Keith an den Herzog von Newcastle. 10. September 1748. Bei Coxe. II. 356.

[61]) Kaunitz an Ulfeld. Aachen, 1. August 1748. St. A. „M. Kith, qui „va relever M. Robinson, est ici depuis 24 heures et part après demain pour

„se rendre à Hannovre et de là à Vienne. Il me paroit un homme doux et „sensé, et me proteste un attachement très-vif aux intérêts de S. M. l'Impé„ratrice. Il se rencontre même qu' il est son sujet, étant né à Ypres d' un „père qui a été, je crois, Gouverneur de cette place. Il est de la maison „du Général Kith qui a servi en Russie, et de Milord Maréchal."

[62]) Keith an den Herzog von Newcastle. 6. November 1748. Bei Coxe. II. 358. Ulfeld schreibt hierüber am 9. November an Kaunitz: „Je lui ai donné „par reponce qu'en ayant fait rapport à LL. MM. ils avoient trouvé que „nos pertes etoient encore trop recentes et la playe des preliminaires faits „à nos dépens trop fraiche pour qu'il leur convînt de recevoir un compli„ment de felicitation pendant qu'un de condoléance conviendroit par pré„férence. J' ai cherché à lui dorer la pillule de mon mieux. En effet nous „avons cru icy que la vue étoit de nous lacher ce compliment de gratulation „pour pouvoir s'en vanter dans la suitte, vû qu'ils voudroient bien pouvoire „dire au Parlement que nous sommes contents de ce qui s'est fait."

[63]) Abgedr. bei Adelung. VI. Beil. XXV.

[64]) Abgedr. bei Adelung. VI. Beil. XXVI.

[65]) Saint-Severin und du Theil an Puysieux. 19. Oktober 1748. Kaunitz „a fini par nous dire que le Roi mortifieroit extrêmement la Reine de Hon„grie, si S. M. nommoit M. le Maréchal de Belleisle pour l'Italie et les „deux Maréchaux de France Allemands ou seulement l'un ou l'autre pour „Bruxelles."

[66]) Puysieux an S. Severin und du Theil. 31. Oktober 1748. „M. le „Maréchal de Saxe ayant pris le parti de ne plus retourner dans les Pays„Bas."

Register.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.





